XIV
ENKÖNI

on
stein

Bourgeois

4° Gall. g. 31 s

<36633377270014

<36633377270014

Bayer. Staatsbibliothek

4° Gall. g. 31 3

EMILE BOURGEOIS

# LUDWIG XIV

## DER SONNENKÖNIG
ODER
## DAS GROSSE JAHRHUNDERT FRANKREICHS.

DIE KÜNSTE. DIE GEISTIGE RICHTUNG.

NACH VOLTAIRE, SAINT-SIMON, SPANHEIM, DANGEAU,
MADAME DE SÉVIGNÉ, CHOISY, LA BRUYÈRE, LAPORTE, „LE MERCURE DE FRANCE“,
DER PFALZGRÄFIN CHARLOTTE U. A.

ÜBERTRAGEN
VON
OSCAR MARSCHALL VON BIEBERSTEIN

LEIPZIG
VERLAG VON SCHMIDT & GÜNTHER
1897.

3892
28/9.97.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

# LUDWIG XIV

DER SONNENKÖNIG

ODER

# DAS GROSSE JAHRHUNDERT FRANKREICHS.

EMILE BOURGEOIS

# LUDWIG XIV

## DER SONNENKÖNIG

ODER

## DAS GROSSE JAHRHUNDERT FRANKREICHS.

DIE KÜNSTE. DIE GEISTIGE RICHTUNG.

NACH VOLTAIRE, SAINT-SIMON, SPANHEIM, DANGEAU,
MADAME DE SÉVIGNÉ, CHOISY, LA BRUYÈRE, LAPORTE, „LE MERCURE DE FRANCE“,
DER PFALZGRÄFIN CHARLOTTE U. A.

ÜBERTRAGEN
VON
OSCAR MARSCHALL VON BIEBERSTEIN

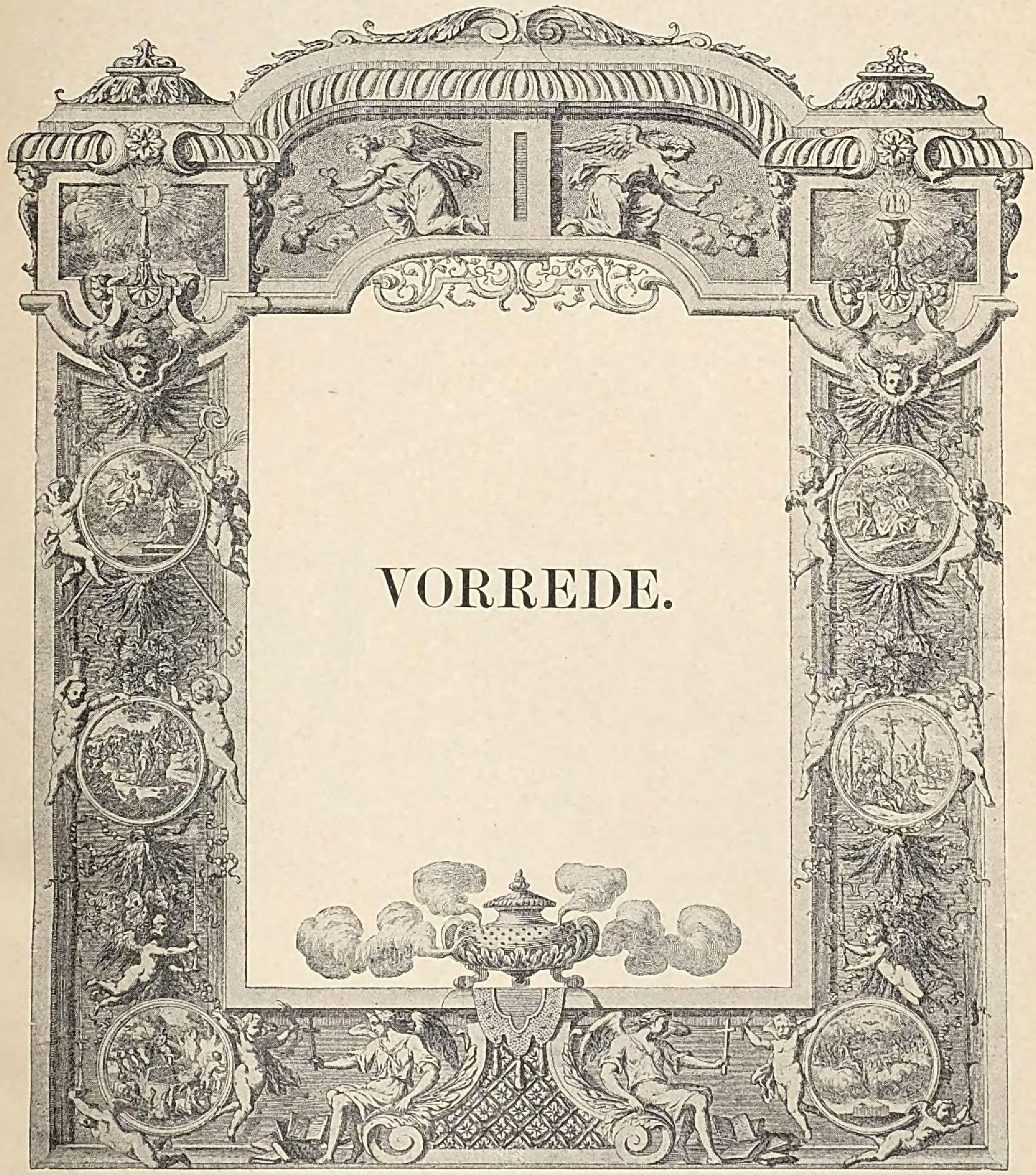


LEIPZIG
VERLAG VON SCHMIDT & GÜNTHER
1897.

BIBLIOTHECA
REGIA
MONACENSIS

DRUCK VON FISCHER & WITTIG IN LEIPZIG.

# VORREDE.



Titelblatteinfassung nach einer Zeichnung von Bérain.
(Kupferstichkabinett.)

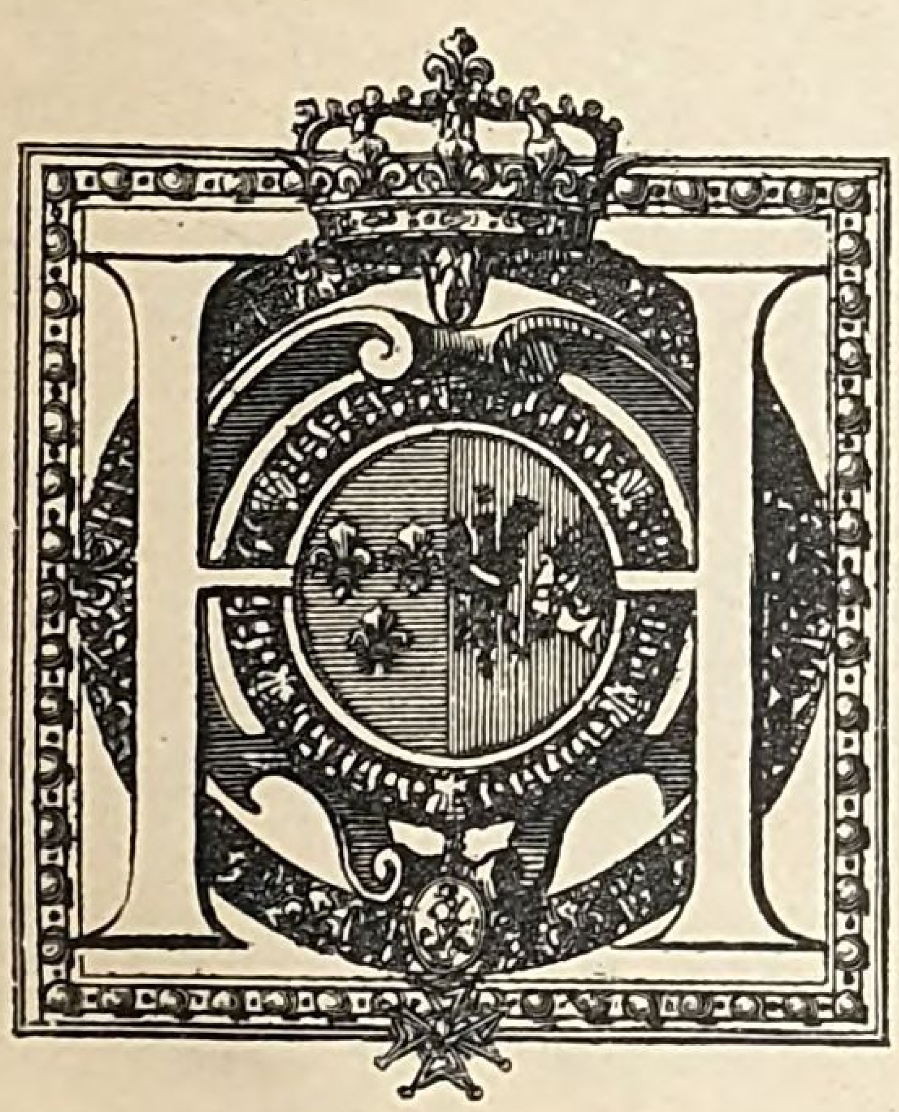
BAYERISCHE
STAATS-
BIBLIOTHEK
MUENCHEN

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS



Ludwig XIV schafft Überfluss in Frankreich.
(Nach einem Stich im Kupferstichkabinett.)

# VORREDE.



Eine Initiale aus dem siebzehnten Jahrhundert.
(Entnommen einer Sammlung von Titelblattzeichnungen in der Nationalbibliothek.)

„Geschichte Ludwig XIV“ ist weder der Titel dieses Buches, noch das Thema desselben: ein grosser Historiker möge sich an jenen glänzenden Abschnitt unserer Vergangenheit machen, um ihn auf Grund von Urkunden, welche seit Voltaire aufgefunden wurden, darzustellen.

Voltaire, als er sich zu seinem „Essai“ über das Zeitalter Ludwig XIV entschloss, hatte es auch nicht darauf abgesehen, ein umfassendes, auf politische Studien begründetes Werk zu bieten, es schwebte ihm, der ja mehr Schriftsteller als Historiker war, ein Bild vor, welches er malen wollte; gern überliess er Politiker und Kriegshelden ihren Versammlungen, ihren Schlachten, um nur die Menschen und Sitten dieses Jahrhunderts, „des aufgeklärtesten von allen“, zu schildern; ihm schien in seinem Werke der Teil der Hauptteil zu sein, der heut als Anhängsel gilt: die Erzählungen und Anekdoten über den König, seinen Hof, die Beeinflussung der Sitten durch den Hof, ein Gesamtbild der Ideen, welche die Zeit bewegten, der Künste, der verschiedenen Glaubensrichtungen.

Das Bild „unseres grossen Jahrhunderts“ aus dem Rahmen herauszunehmen, in welchen es Voltaire gebracht hat, um ihm mehr Bedeutung und

Perspektive zu geben, erschien um so gerechtfertigter, als es sich darum handelt, mit seiner Beihilfe dem Ziele zuzustreben, das er selbst im Auge hatte: den Franzosen französische Männer zu zeigen, welche Frankreich so gross gemacht haben — es sind nun zweihundert Jahre her!

Unsere Zeit gefällt sich darin, über das intime Leben grosser Männer und die Gesellschaft, in der sie lebten, eingehende Nachforschungen anzustellen: sie vernachlässigt gewissermassen um der Kulissen willen die Scene. Tadelnswert ist die sich darin aussprechende Neugier nicht: sie hört fast auf, eine




Ludwig XIV zur Zeit seiner Vermählung.
(Nach dem Originalporträt von Mignard, gestochen von Poilly.)

solche zu sein, sagte Voltaire, wenn sie sich auf Zeiten und Männer richtet welche die Blicke der Nachwelt auf sich zogen.

Weil „unser grosses Jahrhundert“ ein klassisches war, weil unsere, Voreltern damals Perücken trugen, darf man nicht glauben, dass sie in peinliche Vorschriften eingezwängt waren, dass sie unter einem gar strengen Dekorum beinahe erstickten und die Kostüme von Versailles sie hier und dort kniffen, dass sie nicht fröhlich gelebt hätten, in geistiger Regsamkeit, am Hofe sowohl, wie in ihren Häusern, auf der Strasse. In dem Zwange, in welchen Ludwig XIV selbst sich und seine Umgebung fügte, um seine Arbeit, den Ruhm Frankreichs, durchführen zu können, gab es immer noch hinlänglich

Raum für die Offenbarungen von Geist, Anmut und — Liebe. Nie hat ein Fürst soviel regiert, sich vergnügt und geliebt wie Ludwig XIV!

Um ihn und die Männer kennen zu lernen, welche er seiner Arbeit beigesellte oder an den Hof berief, muss man die intimen Verhältnisse belauschen; hierzu aber findet man in Voltaire den besten Führer: Voltaire's Jugend fiel ja noch in die Zeit des Roi Soleil, und er nannte sich selbst einen „Augenzeugen". Was er nicht hatte sehen können, liess er sich von



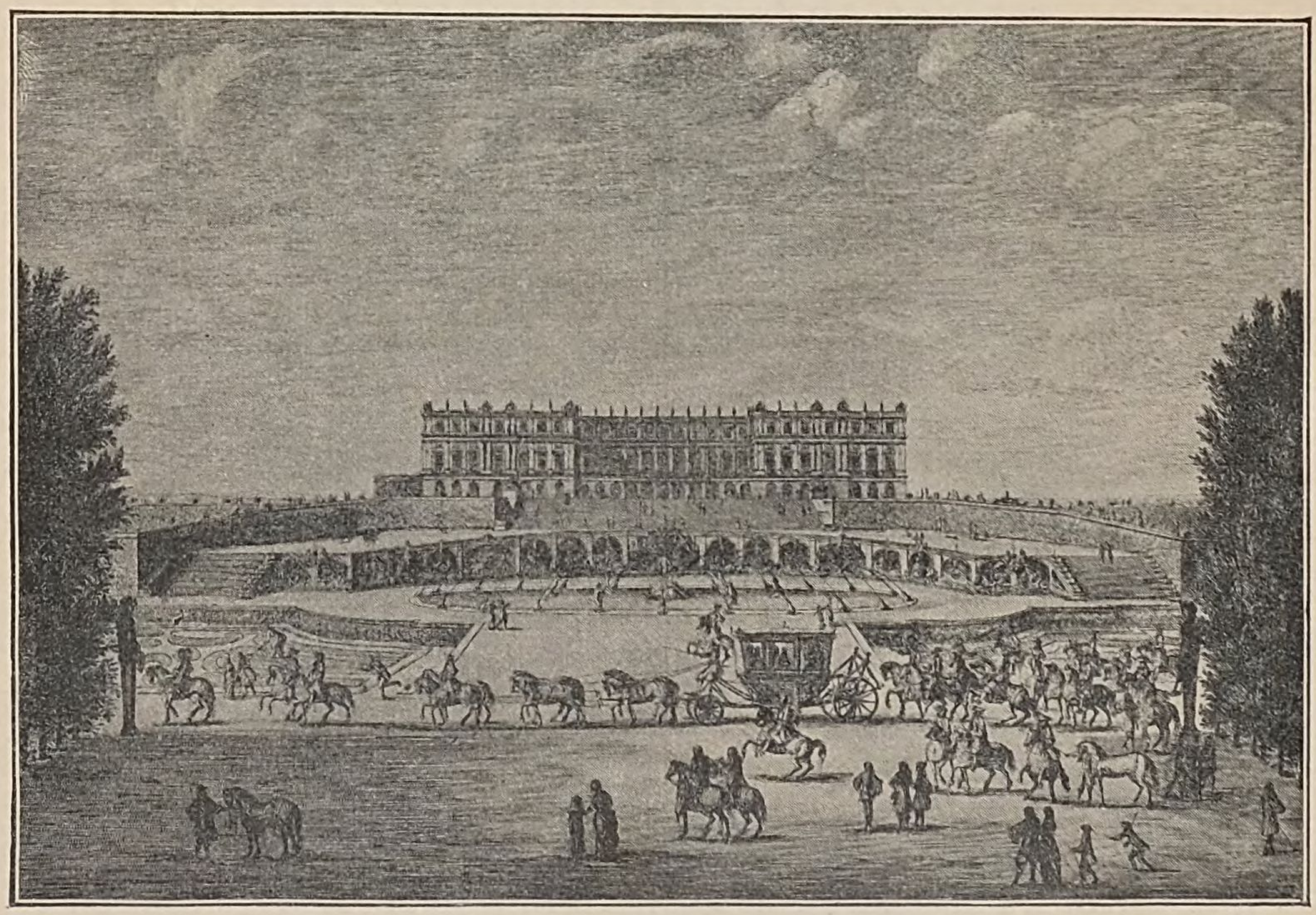
Marie Therese.
(Nach einer Zeichnung von Nanteuil. Kupferstichkabinett.)

älteren Leuten erzählen — wir aber sind in der Lage, durch neuere Ermittelungen, aufgefundene Memoiren u. s. w. das Bild, welches er uns entwarf, zu ergänzen, zu vervollständigen. — Das ist unter Beihilfe von Saint-Simon, Dangeau, M^me^ de Sévigné, Labruyère, d'Ormesson, Choisy, den Damen de Motteville, Lafayette und Lavallière und des Deutschen Spanheim geschehen. Auch bei weniger Berühmten haben wir uns Informationen geholt, so beim Kammerdiener Laporte und bei dem Herausgeber der Zeitschrift „Mercur".

Dabei waren wir stets bedacht darauf, das Bild Voltaire's intakt zu erhalten und anzuzeigen, wann wir uns von demselben trennen, um neuere Zeugnisse zu hören.

Ausserdem findet man ja auch das Geheimnis einer Zeitepoche, der man nachforscht, in den Kunstwerken offenbart, welche sie schuf, die Unterweisung aber, welche man bei der Kunst des XVII. Jahrhunderts findet, ist bisher arg vernachlässigt worden. Man bildet sein Urteil, indem man Versailles, seine Plafonds, Tapeten, Ornamente, die zugestutzten Taxusbäume des Parkes und die Geometrie seiner Wege betrachtet, und alles wird zurückgeführt auf Lebrun und Le Nôtre.

Man sollte sich aber doch auch die Porträts von Poilly, die Bilder



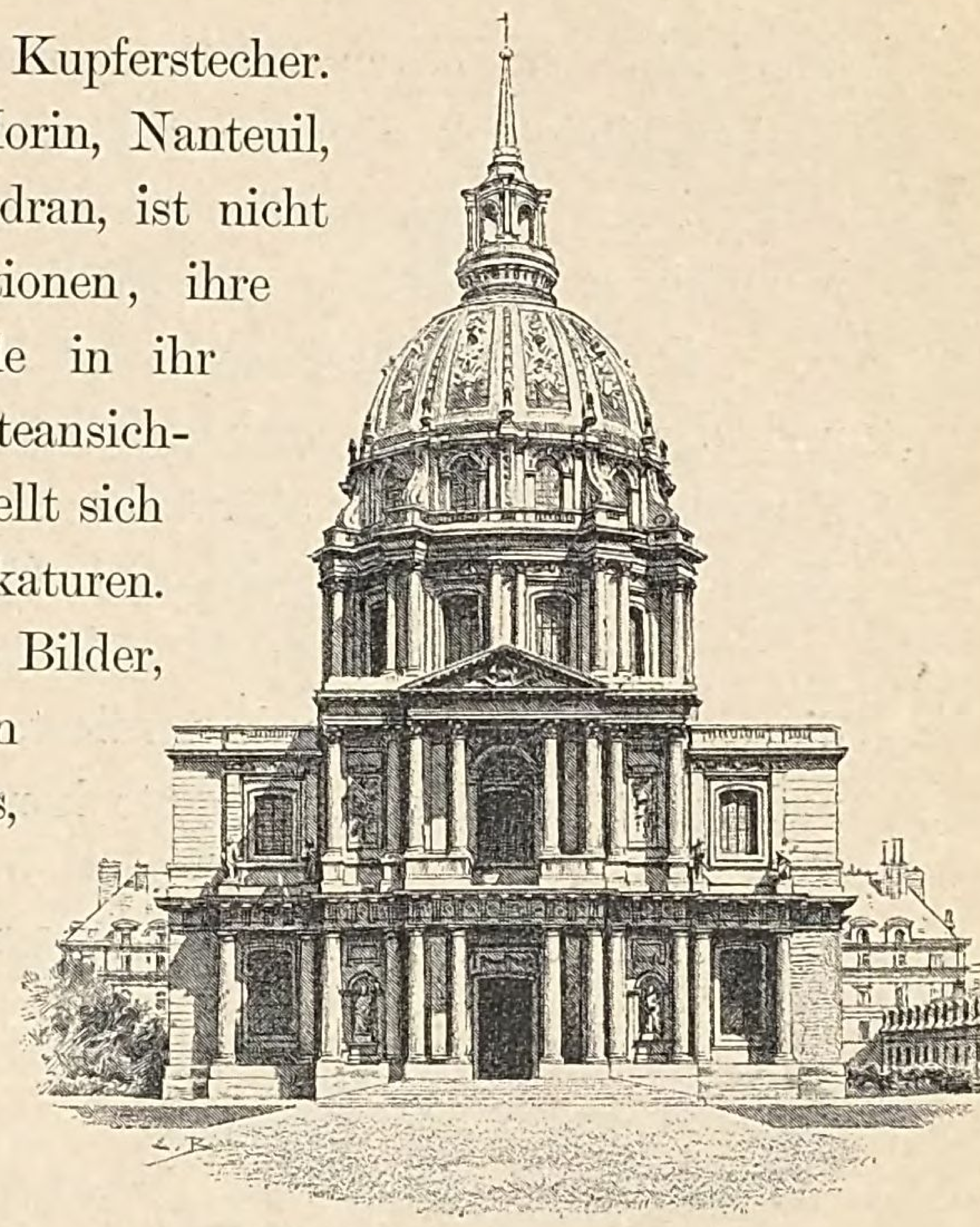
Versailles: Hauptfassade nach den Gärten.
(Nach einem Kupferstich von Israel Silvestre.)

der Anonymen, welche im Louvre oder in Versailles aufbewahrt werden, die Büsten von Coysevox und Warin, die Medaillen von Mauger, Loir, Molart, Bertinetti, das berühmte Wachsbild von Anton Benoist ansehen und nicht sein Vertrauen in Rigaud allein setzen.

Wie naturwahr, wie lebensvoll treten der König, seine Minister, seine ganze Umgebung aus den Bildern heraus, welche A. Lefebvre, Chauveau, Nanteuil und Bourdon hinterliessen. Und neben ihnen die Bildhauer Van Cleve, Tuby, Ballin, Coysevox, Desjardins: welchen Geist, welche freie Eleganz zeigen sie in ihren Werken — wahrlich, das XVIII. Jahrhundert hätte sie darum beneiden können.

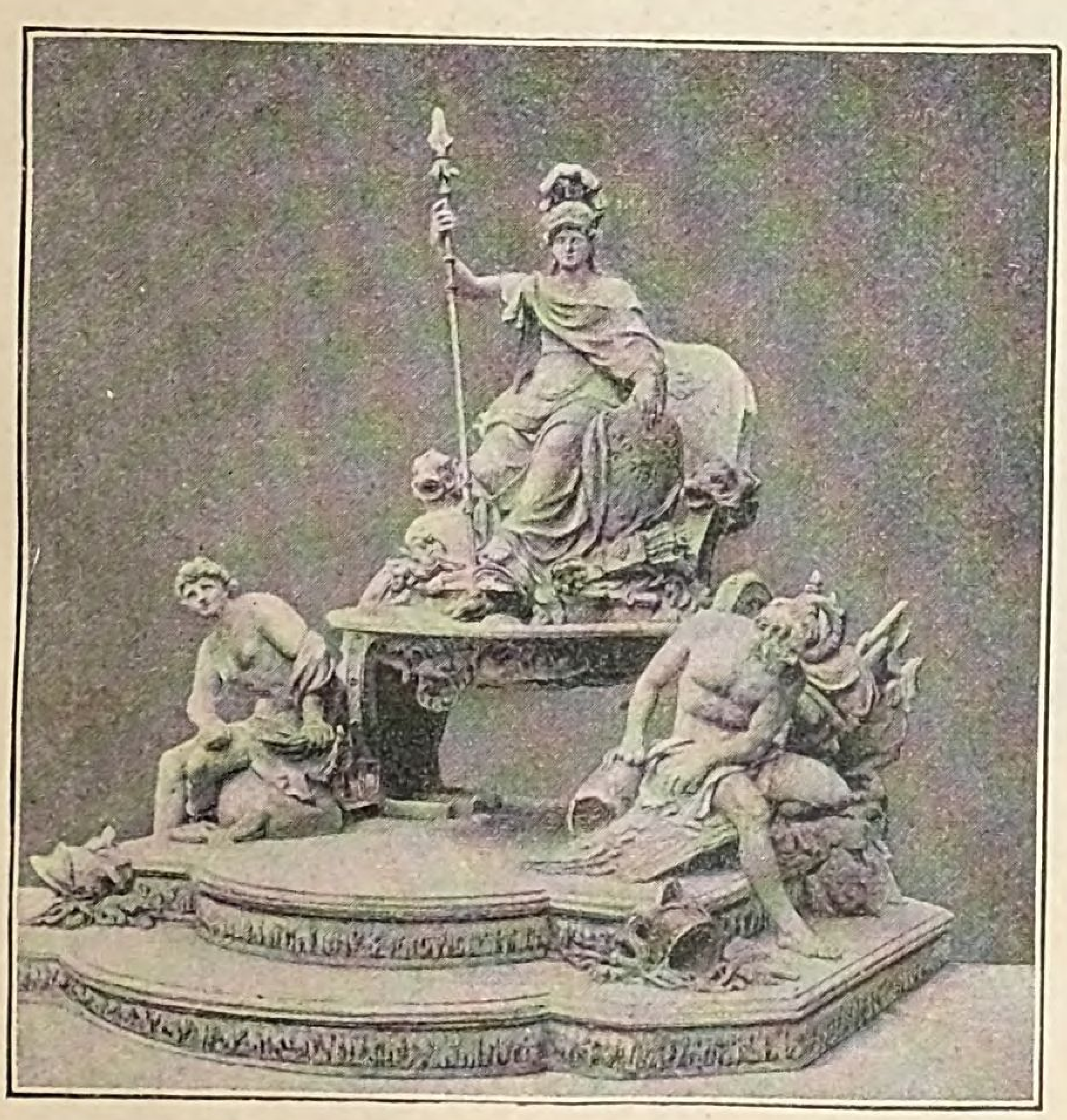
Unter den Künstlern aber, welche zur näheren Kenntnis jener Zeit

beitrugen, gehören in erster Linie die Kupferstecher. Ihre Kunst, vertreten durch Mellan, Morin, Nanteuil, Chauveau, S. Leclerc, Edelinck, G. Audran, ist nicht beschränkt auf Porträts oder Kompositionen, ihre Kunst zieht alle möglichen Gegenstände in ihr Bereich: Sitten, häusliche Scenen, Städteansichten, Monumente, Moden, Mobilien, sie stellt sich den Almanachs zur Verfügung, bietet Karikaturen. Hier und dort in Kalendern zeigen sich Bilder, welche in ebenso beredter Weise die Klagen des durch die Kriege erschöpften Volkes, über Hunger, über Kälte schildern, wie den Pomp des Hofes — und am Rande stehen die Namen eines Chauveau, Leclerc, Fr. de Poilly und andere. Unter den Karikaturen ist die von Guérard „der Bauer ist zur Mühsal geboren“ berühmt geworden, sie lehnt sich an einen Ausspruch Labruyères, andere wenden sich gegen den Kleiderluxus, Saint-Jean scheint einen Schlüssel zu allen Boudoirs und Toilettenzimmern gehabt zu haben, Bonnart weiss in Bezug auf Moden Bescheid, als habe er einen Schneiderkursus durchgemacht. Sie liefern eine treue, lebendige und bisher nicht gehörig gewürdigte Chronik „unseres grossen Jahrhunderts“.



Die Kapelle der Invaliden.

Mir würde es an Zeit und Mut gefehlt haben, die Galerie zusammenzustellen, hätten mir nicht soviel Ratgeber zur Seite gestanden, hätte ich nicht soviel Aufmunterung erhalten. Es ist Zeit, mich der Güte zu erinnern, welche mir die Herren Henry Roujon, Direktor der schönen Künste, P. de Nolhac, Konservator am Museum zu Versailles, Taphanel und Léonardon, Bibliothekare zu Versailles, erwiesen haben. Auch



Das triumphierende Frankreich.
(Gruppe von Tuby und Coysevox, neuerdings restauerirt; Park von Versailles.)

habe ich den Herren Duplessis und Bouchot vom Kupferstichkabinett der Nationalbibliothek für ihre schätzenswerten Mitteilungen zu danken, auch des freundlichen Entgegenkommens zu gedenken, welches ich in der Gobelinmanufaktur, der Münze und bei der Kämmerei zu Fontainebleau fand.

In meinem Bestreben, der Kunst des XVII. Jahrhunderts die Liebe und das Verständnis meiner Zeitgenossen zuzuwenden, fand ich bei allen Sammlern, besonders aber beim Baron Pichon, dem feinen und geschulten Kenner, eine Unterstützung, deren Wert ich hochschätze.

Möge „unser grosses Jahrhundert“ die Beachtung und Gunst finden, die es in so hohem Grade verdient, und die Rückkehr zu Wahrheit und Gerechtigkeit den Herren zu gute kommen, deren Namen ich nannte.

Versailles, den 24. November 1895.

**Emil Bourgeois.**



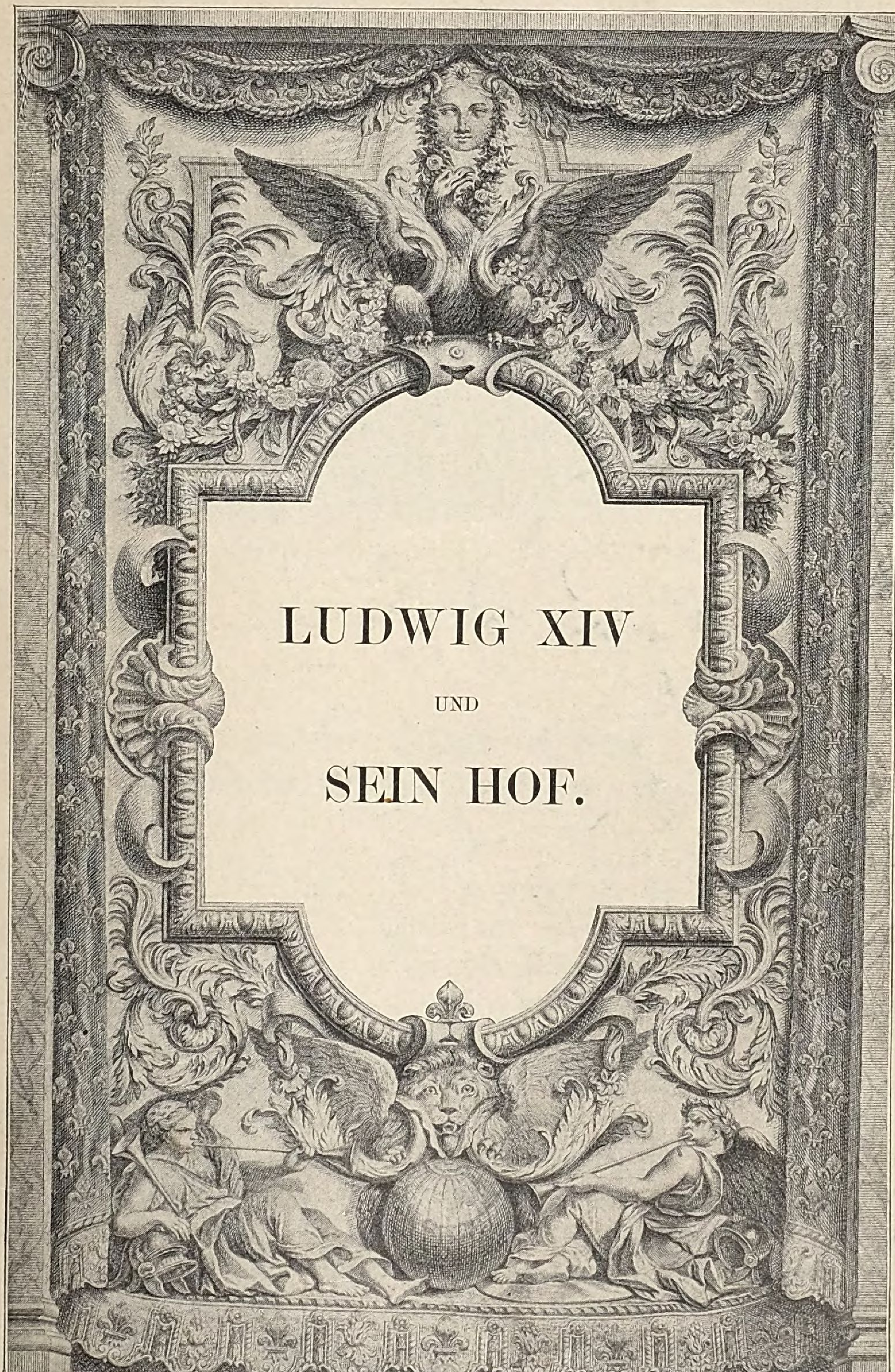
Die Zeit entzieht die Wahrheit den Einflüssen von Neid und Zwietracht.
(Von Nicolaus Poussin, sowie nach dem Cliché von Braun, Clément & Co.)



Autotypie und Druck von Rud. Loës in Leipzig.

Verlag und Eigenthum von Schmidt & Günther in Leipzig.

Ludwig XIV, König von Frankreich.
Nach J. de la Haye.




Dekoration für die „Treppe der Gesandten".
(Ausgeführt von Lebrun. Schloss zu Versailles.)

BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS



Ludwig XIV als Sieger: eine dem Andenken Mazarin's gewidmete Huldigung.
(Kupferstich von Poilly. 1660.)

# I.

# Die Vorrede zur Regierung. Die Jugend und die Erziehung des Königs.



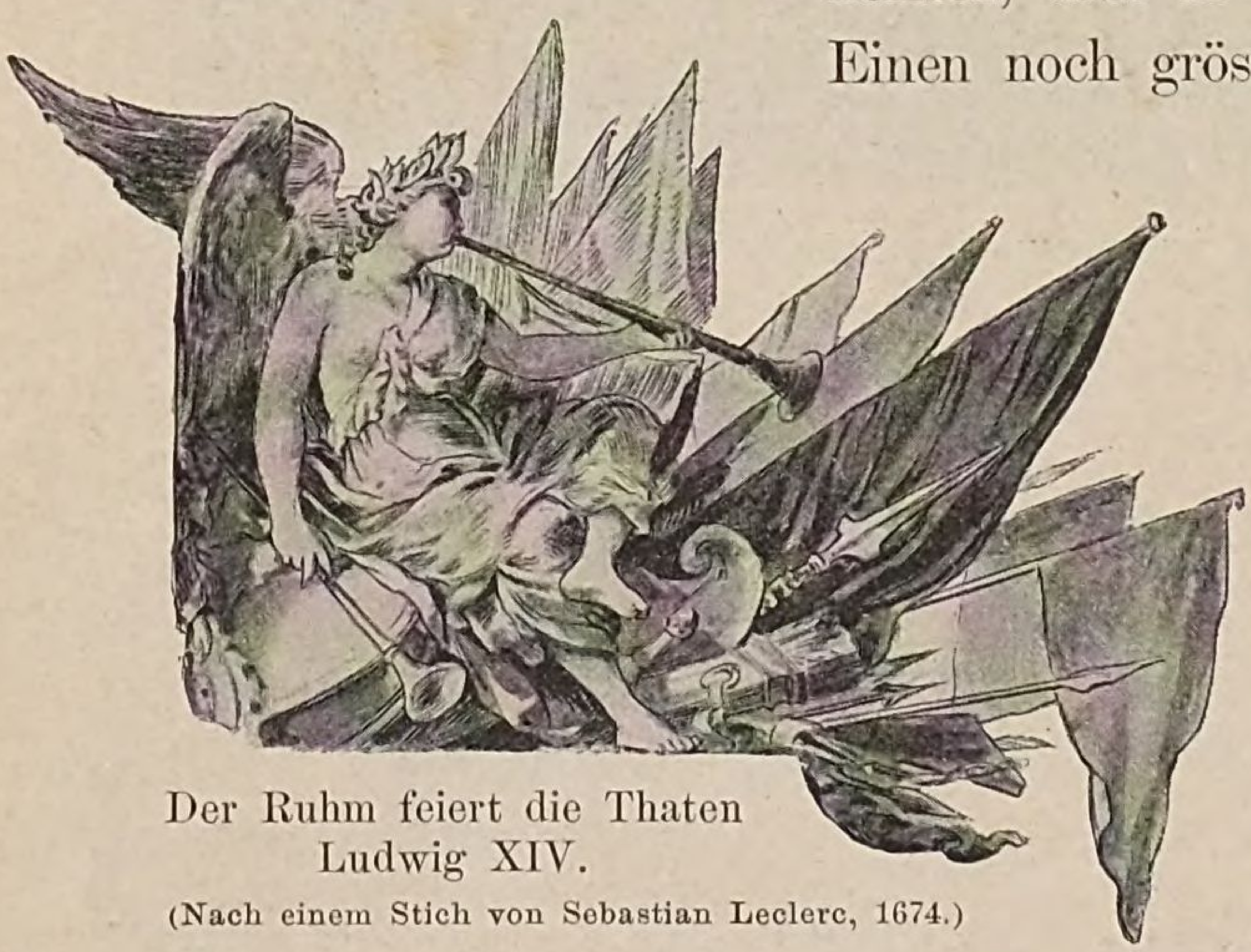
Die Ruhmesgöttin übergiebt der Zeit das Bildnis Ludwig XIV.
(Gruppe von Lebrun und Guidi; Versailler Park.)

Ludwig XIV hat es verstanden, seinem Hofe wie seiner Regierung einen solchen Glanz zu verleihen, dass die unbedeutendsten Einzelheiten seines Lebens die Nachwelt ebenso zu interessieren scheinen, wie sie die Neugier der damaligen Fürsten Europas und überhaupt der Zeitgenossen erregten. Dieser Glanz und Pomp hat sich über die geringfügigsten seiner Handlungen ergossen.

Man ist, besonders in Frankreich, mehr versessen darauf, über den Hof Ludwig XIV Details zu erfahren, als über grosse Staatsumwälzungen in anderen Staaten, man will lieber wissen, was sich im Kabinett und am Hofe des Augustus zutrug, als was Attila oder Tamerlan vollführten.

Daher giebt es auch fast keinen Historiker, der nicht von den ersten Neigungen Ludwigs zu der Baronin de Beauvais, zu M[lle] d'Argencourt, zu der Nichte Mazarin's, welche mit dem Grafen Soissons, der Vater des Prinzen Eugen wurde, verheiratet war, vor allem auch zu Marie Mancini, einer Schwester der vorigen, welche der Connetable Colonne ehelichte, zu erzählen wüsste.

Er regierte damals noch nicht, als diese Unterhaltungen seine Musse, in welcher der ein despotisches Regiment führende Kardinal ihn schmachten liess, füllten. Die Zuneigung für Marie Mancini aber hatte doch in so fern eine gewisse Bedeutung, als Ludwig XIV, welcher sich wohl versucht fühlen konnte, sie zu heiraten, sich so zu beherrschen verstand, dass er sich von ihr trennte. Dieser Sieg, welchen er über sich selbst gewann, gab zu erkennen, dass in ihm grosse Charakterstärke wohne. Einen noch grösseren Sieg über sich selbst aber trug er davon, indem er den Kardinal Mazarin in der Eigenschaft eines absoluten Gebieters beliess. Dankbarkeit verhinderte ihn, das Joch abzuschütteln, trotzdem es anfing, ihm überaus lästig zu werden. Es kursierte damals bei Hofe die Anekdote, dass der König bei der Nachricht vom Tode des Kardinals ausgerufen habe:



Der Ruhm feiert die Thaten Ludwig XIV.
(Nach einem Stich von Sebastian Leclerc, 1674.)

„Ich weiss nicht, was ich gethan haben würde, hätte er noch länger gelebt."

Ludwig beschäftigte sich in seinen Mussestunden auch mit Unterhaltungslektüre; er las viel mit der Connetable Colonne zusammen, welche, wie auch alle ihre Schwestern, Geist besass. Es gefielen ihm Verse und Romane, welche, indem sie die Galanterie, das Heldentum priesen, im stillen seinem Naturel schmeichelten. Er las auch die Tragödien Corneille's und bildete seinen Geschmack, der der Ausdruck eines wohlbegabten Geistes war, daran aus. Die Unterhaltungen mit seiner Mutter und den Damen ihres Hofes trugen ebenfalls nicht wenig dazu bei, ihn den Duft geistiger Blüten atmen zu lassen, ihn auch für die feinen Umgangsformen zu gewinnen, welche seinen Hof später so sehr auszeichnen sollten. Anna von Österreich hatte jene vornehm-stolze Galanterie eingeführt, welche, von spanischem Geiste durchweht, mit Sanftmut, Grazie und einer decenten Freiheit verbunden, nur in Frankreich Boden fasste.

Der König machte in dieser angenehmen Schule mehr Fortschritte



Ludwig XIV um 1658.
(Bemalte Statuette aus der Sammlung Thiers': Louvre.)

zwischen seinem achtzehnten und zwanzigsten Jahre, als er in den Wissenschaften unter seinem Lehrmeister, dem Abbé Beaumont, späterem Erzbischof von Paris, gemacht hatte.

Er hatte ja sozusagen nichts gelernt. Was die Geschichte betrifft, namentlich die moderne Geschichte, so war das, was damals an einschlägigen Werken existierte, zu schlecht geschrieben. Es ist schlimm, dass man bisher nur in Bezug auf unnütze Romane einen Erfolg erzielt hatte, das Nützliche dagegen abstossend auf den jungen König wirkte. Man liess für ihn eine Übersetzung von Cäsars Kommentaren herstellen und eine von Florus für seinen Bruder: allein die Prinzen hatten aus diesen Werken nur den Vorteil, dass ihnen einige Stellen als Themata vorgelegt wurden.

Derjenige, welchem als erstem die Erziehung des Königs oblag, war ein gelehrter und liebenswürdiger Mann, in so fern also durchaus auf seinem Posten, aber die Bürgerkriege übten einen schädlichen Einfluss auf diese Erziehung aus, und dem Kardinal Mazarin war es gerade recht, dass man den König so wenig wie möglich einweihte. Als er zu Marie Mancini in nähere Beziehungen getreten war, lernte der König ihr zuliebe die italienische Sprache mit grosser Leichtigkeit in kürzester Zeit, und als seine Verheiratung bevorstand, beschäftigte er sich mit dem Spanischen, war in dieser Sprache aber weniger erfolgreich. Bei seinem Austritt aus den Knabenjahren hat er die Studien




Ein vornehmer Herr und seine Dame.
(Nach: „Die berühmtesten Sprichwörter“ von Lagniet.)

zu sehr vernachlässigt, dieser Umstand und eine gewisse Schüchternheit, die ihm aus Furcht, sich eine Blösse zu geben, inne wohnte, diese Unwissenheit, in welcher Mazarin ihn erhielt, erweckte am Hofe den Glauben, dass er ebenso werden würde wie Ludwig XIII, sein Vater.

Diese kritischen Bemerkungen Voltaire's teilten alle damaligen Zeitgenossen. Derjenige, welcher Mazarin am lautesten anklagt, Ludwig XIV der



Eine königliche Jagd, abgehalten zu Vincennes, während der Jugend Ludwig XIV.
(Kupferstich von Moncornet.)

Unwissenheit und Oberflächlichkeit preisgegeben zu haben, aber ist der Kammerdiener Laporte, eine Vertrauensperson Annas von Österreich; dem Laporte scheint der junge König ausserordentlich zugethan gewesen zu sein. Hören wir nur einen Augenblick die „vertraulichen Mitteilungen“ des braven Mannes, der sich wohl ein wenig überhob, an:

„Im Jahr 1645, als der König den Händen der Frauen entrückt wurde, war ich der erste, der im Zimmer Seiner Majestät zu nächtigen hatte. Dies setzte zunächst den König in einiges Erstaunen, der nur an Frauen gewöhnt war. Was er dabei am meisten vermisste, war das, dass ich ihm keine Fabeln über Eselsfelle und dergleichen erzählen konnte, womit die Frauen ihn stets in Schlummer gebracht hatten.

Eines Tages sprach ich davon zur Königin und bemerkte, dass,

wenn es Ihrer Majestät recht wäre, ich ihm aus guten Büchern vorlesen wollte. Schliefe er ein — gut; schliefe er nicht ein, so würde einiges von dem Gehörten in seinem Gedächtnis haften. Die Königin fragte, was ich für ein Buch im Sinne hätte; ich erwiderte, dass es kein besseres zu dem Zweck geben dürfte als die Geschichte von Frankreich. Dies fand die Königin auch sehr richtig, und ich bin es der Wahrheit schuldig, zu erklären, dass sie von selbst, falls sie nicht vorher bestimmt war, stets auf das Richtige verfiel."

Dienstboten massen sich bekanntlich stets in Bezug auf ihre Herrschaften eine gewisse Oberleitung an, so auch hier. Hier wird aus dem Kammerdiener ein Professor der Geschichte. Allabendlich liest Laporte dem König die Geschichte von Mézeray vor, und — der Prinz schläft nicht ein!



Ludwig XIV und sein Bruder, der Herzog von Orleans, mit der Gouvernante, Madame de Souvré, Marquise de Lansac.
(Galerie von Versailles.)

Aber Mazarin, der von der Königin mit der Oberaufsicht über die Erziehung betraut war, schlief auch nicht ein.

„Ihm missfiel diese Geschichtslektüre, und eines Abends — es war in Fontainebleau — der König war bereits zu Bett gegangen, und ich in meinem Hausrock sass da und las ihm die Geschichte von Hugo Capet vor — betrat ganz unerwartet Seine Eminenz das Zimmer, überschritt die Bettbalustrade und sah sich den König an, der, kaum dass er den Kardinal bemerkt hatte, so that, als ob er schliefe; dann fragte der Kardinal mich, was für ein Buch ich läse, ich sagte ihm, es wäre die Geschichte Frankreichs, welche ich dem König vorläse, der schwer einzuschlafen pflegte, wenn man ihm nicht irgend etwas erzählte. Der Kardinal entfernte sich, ohne seine Billigung oder Missbilligung dessen, was ich that, ausgesprochen zu haben. Beim Zubettgehen aber sagte er, wie ich erfuhr, zu seinen Vertrauten: ‚Der Laporte spielt den Gouverneur des Königs!'" Diese Bemerkung ärgerte den braven Kammerdiener nicht wenig, der ein sehr freies, vielleicht allzu freies Urteil über alle diejenigen, welche den König unterrichteten, hatte.

„Ich kann der Wahrheit gemäss nur sagen,“ berichtet er des weiteren, „dass bei allen Unterrichtsstunden, welche von Herrn Beaumont, dem ersten Lehrer Sr. Majestät, abgehalten wurden und bei welchen ich zugegen war, nichts vernachlässigt wurde, was zu des Lehrers Amte gehörte. Es ereignete sich eines Tages, dass Herr de Villeroy zugegen war, um sich zu überzeugen, dass Herr Beaumont seine Schuldigkeit that; und ich sagte dem königlichen Knaben, der dabei allerhand Kindereien trieb, alles, was ich konnte, um ihn daran zu erinnern, was er sei und was er thun solle. Nachdem ich mich in erbaulicher Weise ausgesprochen hatte, sagte der Gouverneur: ‚Sire, Laporte sagt Ihnen die Wahrheit, er sagt Ihnen die Wahrheit.‘



Die Regentschaft Anna's von Österreich.
(Medaille vom 18. Mai 1643.)

Auch sprach ich eines Tages mit der Königin, dass sie das königliche Kind verdürbe; dass man ihm in seinen Gemächern nichts nachsähe, während bei ihr ihm alles erlaubt wäre.“

Laporte konnte dem Kardinal nicht verzeihen, dass er ihn mit einer so sarkastischen Bemerkung in die Schranken seiner Stellung verwiesen hatte, und rächte sich dadurch, dass er den jungen König gegen Mazarin hetzte, solange dieser lebte, und Mazarin, als er tot war, bei der Nachwelt anklagte, dem König das Regieren nicht beigebracht zu haben, nur, um an seiner Stelle zu regieren.

Es bestand während des ganzen siebzehnten Jahrhunderts ein stillschweigendes allseitiges Übereinkommen, über die vernachlässigte Jugend des Königs zu klagen.

Saint Simon bespricht die Äusserungen Laporte's und sagt:



Ludwig XIV in jungen Jahren zu Pferde.
(Schule des Vouet. Gallerie von Versailles.)

„Die geistigen Anlagen des Königs standen unter dem Niveau des Mittelmässigen, waren aber sehr bildungsfähig. Alles Übel kam ihm von aussen. Seine erste Erziehung wurde derart vernachlässigt, man möchte sagen aufs strengste vernach-



Anna von Österreich und ihre Kinder.

(Nach einem in der Versailler Galerie aufbewahrten Gemälde, welches Anna von Österreich ihrem Haushofmeister Le Pelletier geschenkt haben soll.)

lässigt, dass niemand sich in seine Gemächer traute. Man hat den König später oft von dieser Zeit mit grosser Bitternis sprechen hören; sie währte bis zu dem Tage, da man ihn hingefallen im Garten des Palais Royal fand — der Hof war gerade in dem genannten Palais.



Ludwig XIV im Jahre 1644.
(Nach einer goldenen Münze.)

Auch nachher noch war seine Abhängigkeit eine traurige. Man lehrte ihm kaum das Lesen und Schreiben; er blieb so unwissend, dass die bekanntesten Daten der Geschichte, Ereignisse, berühmte Personen, Gesetze ihm völlig unbekannt blieben.“

Der Gesandte Brandenburgs, Spanheim, berichtete noch im Jahre 1690 an seine Regierung:

„Sein Geist, der von Natur aus weder brillant zu nennen noch von hohem Schwunge ist, hat auch wenig Kenntnisse angesammelt infolge der geringen Sorgfalt, die man auf seine Bildung während junger Jahre verwendet hat, und der Abhängigkeit, in welcher er zu Lebzeiten des Kardinals gehalten wurde. Er hat später jedoch Kräfte gesammelt.“

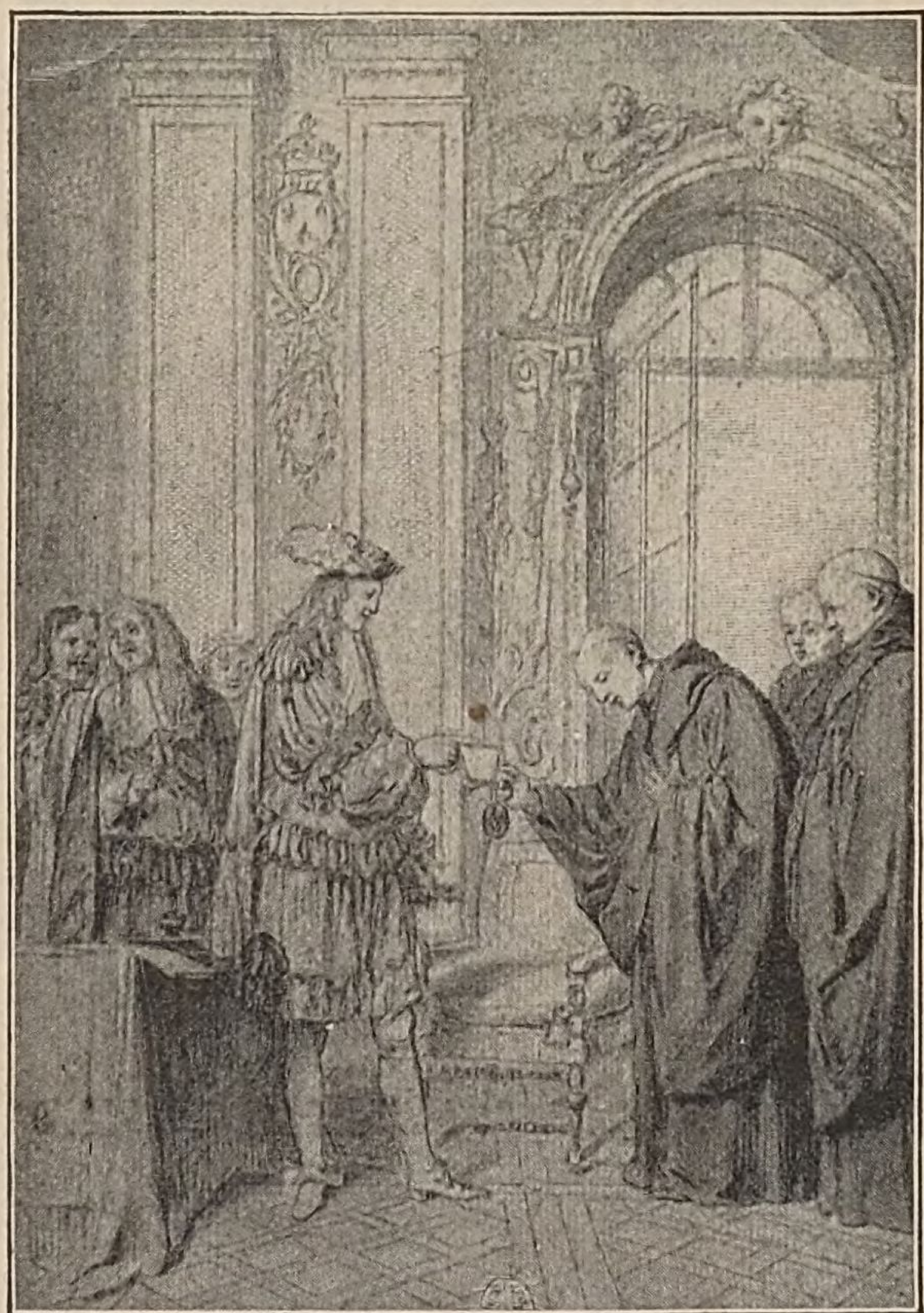


Ludwig XIV in den Armen seiner Amme.
(Versailler Galerie. Neue Erwerbung.)

Mazarin hatte es allerdings auf sich genommen, Ludwig XIV zu unterrichten, erfüllte aber seine Pflicht mehr sachlich als wissenschaftlich. Die Dinge selbst hatten den Vortritt vor Büchern und Lehren. Er liess den König allen Beratungen zuhören, führte ihn zur Armee und brachte ihm bei, wo Politik und Krieg ihre Leitung fänden. — „Als eines Tages sein Lehrer dem Kardinal sagte, dass der König kein Interesse am Studium fände, der Kardinal möge doch seine Autorität ins Spiel bringen und ihn tadeln, weil zu befürchten stehe, dass er bei wichtigen Staatsangelegenheiten dieselbe Nach-

lässigkeit an den Tag legen würde, antwortete Mazarin: ‚Bekümmern Sie sich nicht darum. Verlassen Sie sich in dieser Beziehung auf mich; er wird nur zu viel wissen; denn wenn er in die Beratungen kommt, weiss er mir stets über das zur Verhandlung stehende Thema hundert Fragen zu stellen.‘“

Mazarin war der Meinung, Ludwig habe die Fähigkeit, sich selbst in seinem „Metier“ als König zu unterrichten. Und das that Ludwig XIV auch wirklich, ohne dass es den Anschein hatte.



Ludwig XIV erteilt den Benediktinern die Niederlassungsurkunde. 1653.
(Kupferstich von Lahire.)

Er selbst sagt darüber:

„Obwohl noch sehr jung, gab ich in meinen innersten Gedanken dem Ruhm, wenn ich ihn erringen könnte, den Vorzug vor allem, selbst vor dem Leben. Ich hörte nicht auf, mich innerlich im geheimen zu prüfen, indem ich allein mit mir selbst ohne jeden Vertrauten alle Ereignisse erwog, die sich boten, freudig und hoffnungsvoll bewegt, wenn ich von Zeit zu Zeit die Bemerkung machen konnte, dass meine Gedanken sich mit denen kluger und erfahrener Männer deckten.“

Im siebzehnten Jahrhundert wunderte man sich über eine solche Art der Erziehung, welche den Sitten nicht entsprach: diese praktische, realistische Methode würde mehr unserer Zeit entsprechen. War es aber nicht doch vielleicht eine Erziehung, wie sie am besten für ein kräftiges, lebensvolles, nach Bewegung verlangendes Kind passte?

Seine Geburt, 1638, kam unerwartet und hatte in der Stadt sowohl wie am Hofe allerhand Gerede verursacht. Man erzählte, dass Ludwig XIII, der damals in Liebe zu M^lle^ de Hauteford entbrannt war und dieselbe im Kloster, in welches sie sich zurückgezogen hatte, zu besuchen pflegte, sich eines Abends verspätet hatte und genötigt war, im Louvre zu übernachten. Dieser Aufenthalt von einer Nacht bei der Königin, gewissermassen die Folge

einer Untreue seitens des Königs, hat Veranlassung zu allerhand Spöttereien gegeben. Als Ludwig XIV zur Welt kam aber dachte man nicht mehr daran: Gott hatte ihn, wie es schien, durch ein Wunder Frankreich geschenkt.



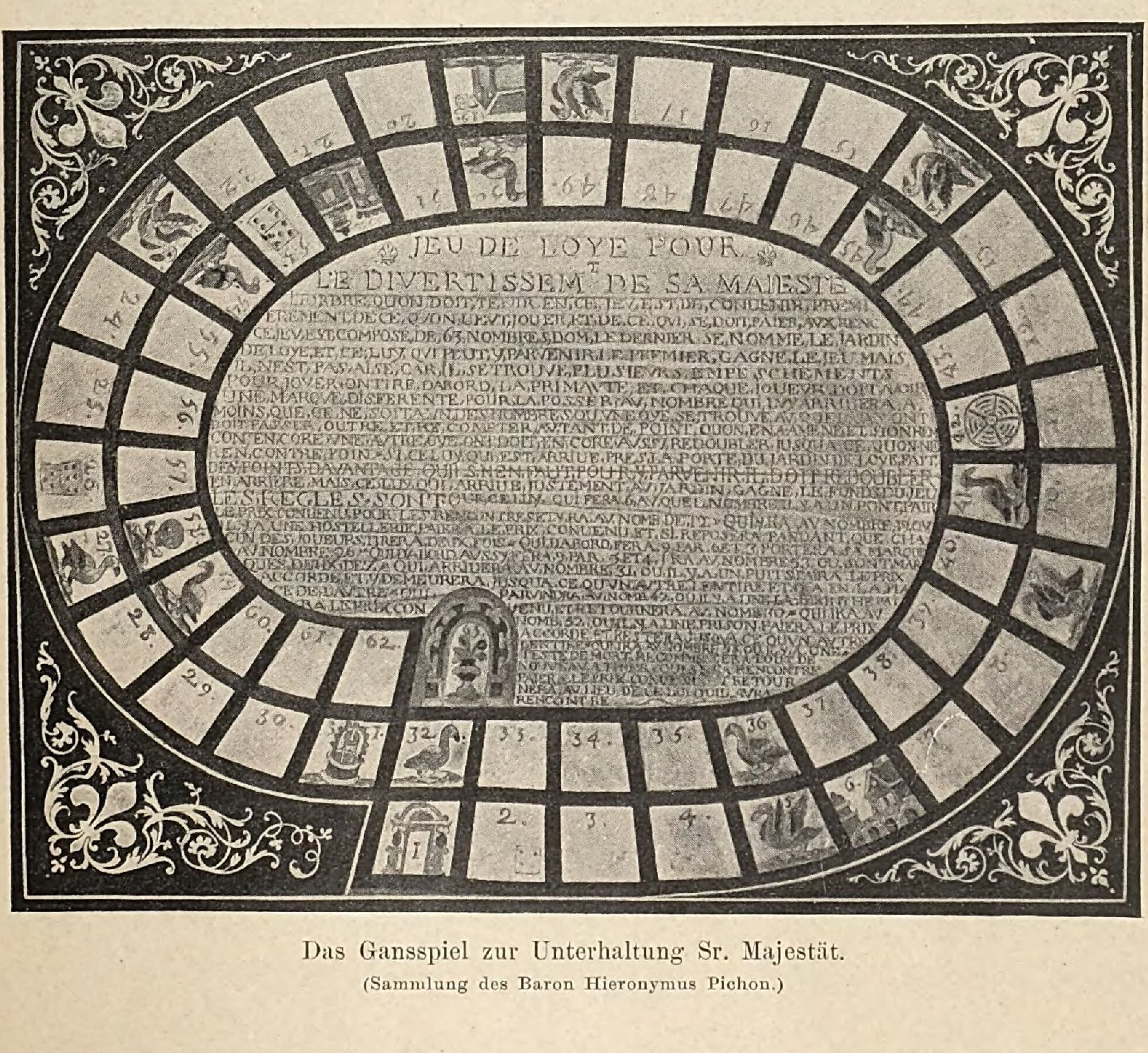
Ludwig XIV im Alter von fünf Jahren.
(Nach einer Medaille von Mauger. Mai 1643.)

Frankreich war dafür dankbar und folgte mit lebhaftem Interesse der Entwickelung des Gottgeschenkten, des „roi dieudonné“.



Ludwig XIV im Alter von dreizehn Jahren.
(Nach einer Medaille von Mauger zu seiner Mündigkeitserklärung. September 1650.)

Man freute sich, dass das Kind innerhalb von drei Monaten drei Ammen verbraucht hatte. Die erste war eine dem Adel angehörige Dame, Mlle de la Giraudière, damals Frau eines Beamten im Finanzdepartement zu Orleans; die anderen, Frau Hamelin z. B., waren schon schwierig zu bekommen: die Bisse des jungen Königs, von denen man hörte, waren gefürchtet. Die Feinde Ludwig XIV haben später in dieser Gier nach seiner ersten Nahrung ein Anzeichen für seine Raubgier und Gewaltthätigkeiten finden wollen.




Das Gansspiel zur Unterhaltung Sr. Majestät.
(Sammlung des Baron Hieronymus Pichon.)

Es war aber doch nur ein Zeichen seiner physischen Kraft; er gab deren mehrere während seines Heranwachsens. Laporte verzeichnet folgendes: „Eines Abends in Fontainebleau, nachdem er sich entkleidet hatte, um schlafen zu gehen, schlug der König in seinem Bette noch an die hundert Purzelbäume ehe er sich niederlegte, zu guterletzt aber machte er einen so gewaltigen Satz, dass er mit dem Kopf gegen die Balustrade schlug: es gab einen Knall, dass ich nicht wusste, was ich denken sollte; ich eilte sofort herbei und legte das königliche Kind ins Bett. Es war glücklicherweise nichts als eine Hautabschürfung; der Fussteppich hatte den Aufschlag gemildert.“




Das Komödienspiel bei Hofe im Jahre 1656.
(Das Theater von Clermont nach einem Kupferstich in der Sammlung Hennin.)

Mit dieser physischen Stärke war ein unbeugsamer Charakter verbunden, wie bei allen Kindern, die sich ihrer Stärke bewusst sind.

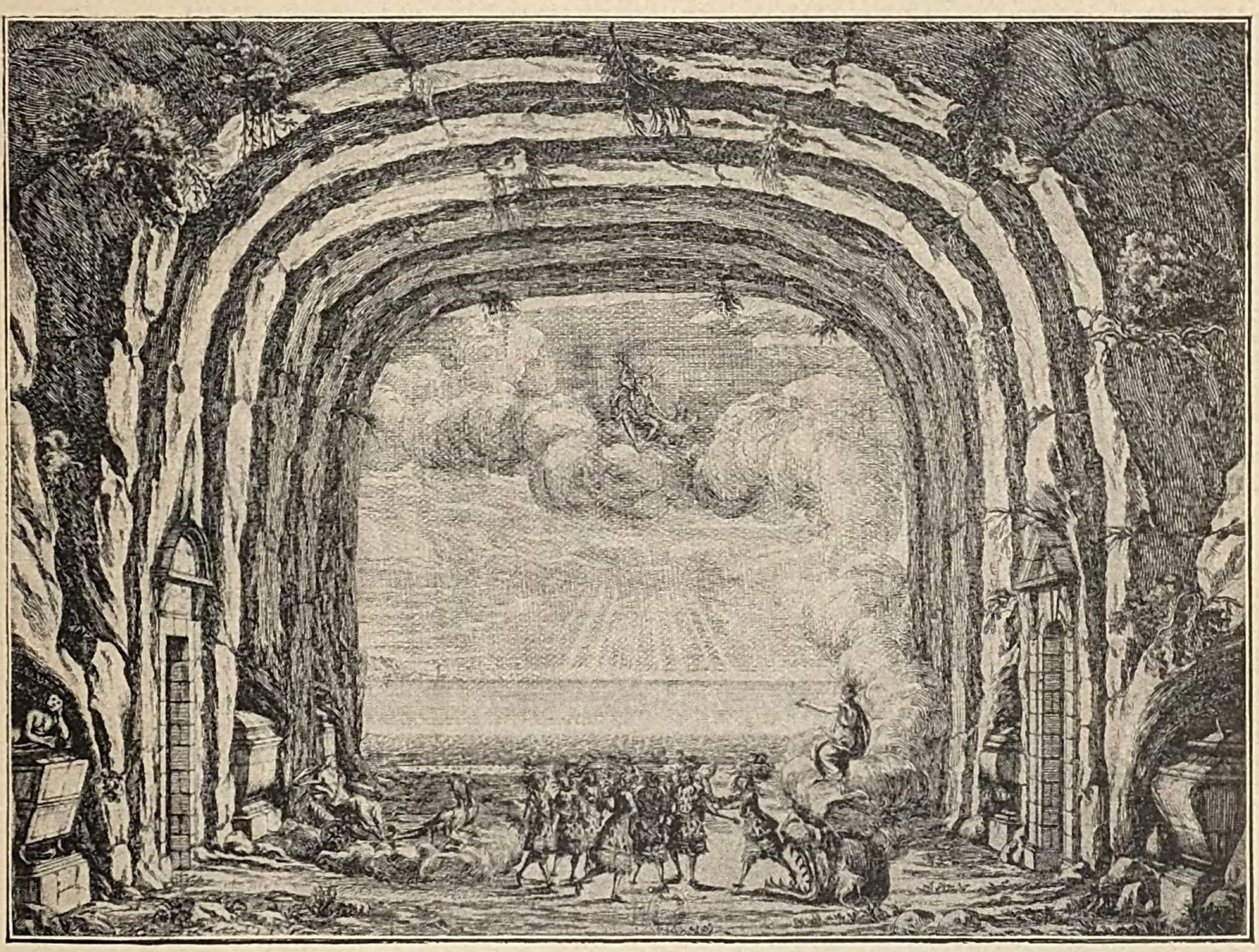
„Der König, der im Garten des Palais royal sich ein Fort hatte bauen lassen, erhitzte sich bei einem Angriff auf dasselbe derart, dass er von Schweiss triefte. Man sagte ihm, die Königin verfüge sich soeben in ihr Bad. Er lief, so schnell er konnte, um sich mit ihr gemeinschaftlich zu baden, und befahl mir, ihn zu entkleiden, was ich jedoch nicht that. Nun wandte er sich an die Königin, die es ihm abzuschlagen nicht wagte. Ich sagte Ihrer Majestät jedoch, es könne sein Tod sein; sie sagte, man müsse Vaudier, den ersten Leibarzt, befragen.“

Ludwig musste sich dem Ausspruch der Fakultät fügen, d. h. durfte nicht baden und am Abend eine lange Strafpredigt des wackeren Laporte über sich ergehen lassen.

Manchen Tag gab es förmliche Schlachten zwischen dem König und seinem jüngeren Bruder.

Dies hörte auch nicht auf, als er schon gross war, wovon eine Scene Zeugnis giebt, bei welcher M[lle] de Montpensier zugegen war.

„Monsieur hatte die Fasten gebrochen und musste deshalb in seinem Gemach speisen. Er erschien eines Tages in dem der Königin, als sie sich gerade mit dem König zu Tisch setzen wollte, fand eine Pfanne mit



Die Hochzeit der Thetis.
(Die erste in Paris 1654 aufgeführte Oper. Stich von Silvestre.)

gekochtem Rindfleisch und nahm davon auf einen Teller, er zeigte diesen dem König, der ihm sagte, er möge ja nicht essen. Monsieur aber sagte, er werde doch essen. Der König rief nun: ‚Ich wette, du thust es nicht!' und wollte ihm den Teller entreissen, wobei einzelne Fleischstücke auf Monsieur, der einen sehr schönen Kopf hatte und sehr auf seine Frisur hielt, fielen. Das versetzte ihn derartig in Zorn, dass er dem König den Teller an den Kopf warf, der König blieb — einstweilen ganz gelassen; allein einige Frauen der Königin hetzten ihn gegen Monsieur auf, und zornig schrie der König, wenn er es nicht seiner Achtung vor der Königin schuldig wäre, so würde er Monsieur mit Fusstritten hinausjagen. Monsieur schloss sich nun

in sein Zimmer ein. Die Königin und der Kardinal führten anderen Tages die Versöhnung herbei."

Heftig war der König, aber nicht böse.

„Wenn der König schlafen wollte," so erzählt uns Laporte, „wollte er immer, ich sollte meinen Kopf auf das Kopfkissen neben den seinigen legen; wenn er in der Nacht erwachte, so stand er auf und kam, um sich in mein Bett zu mir zu legen, so dass ich ihn oft, wenn er wieder eingeschlafen war, in sein Bett zurücktrug. Bei der Königin gefiel es ihm gut, er hatte für sie überhaupt eine grössere Zuneigung, als Kinder seiner Geburt sonst für ihre Mütter zu haben pflegen."

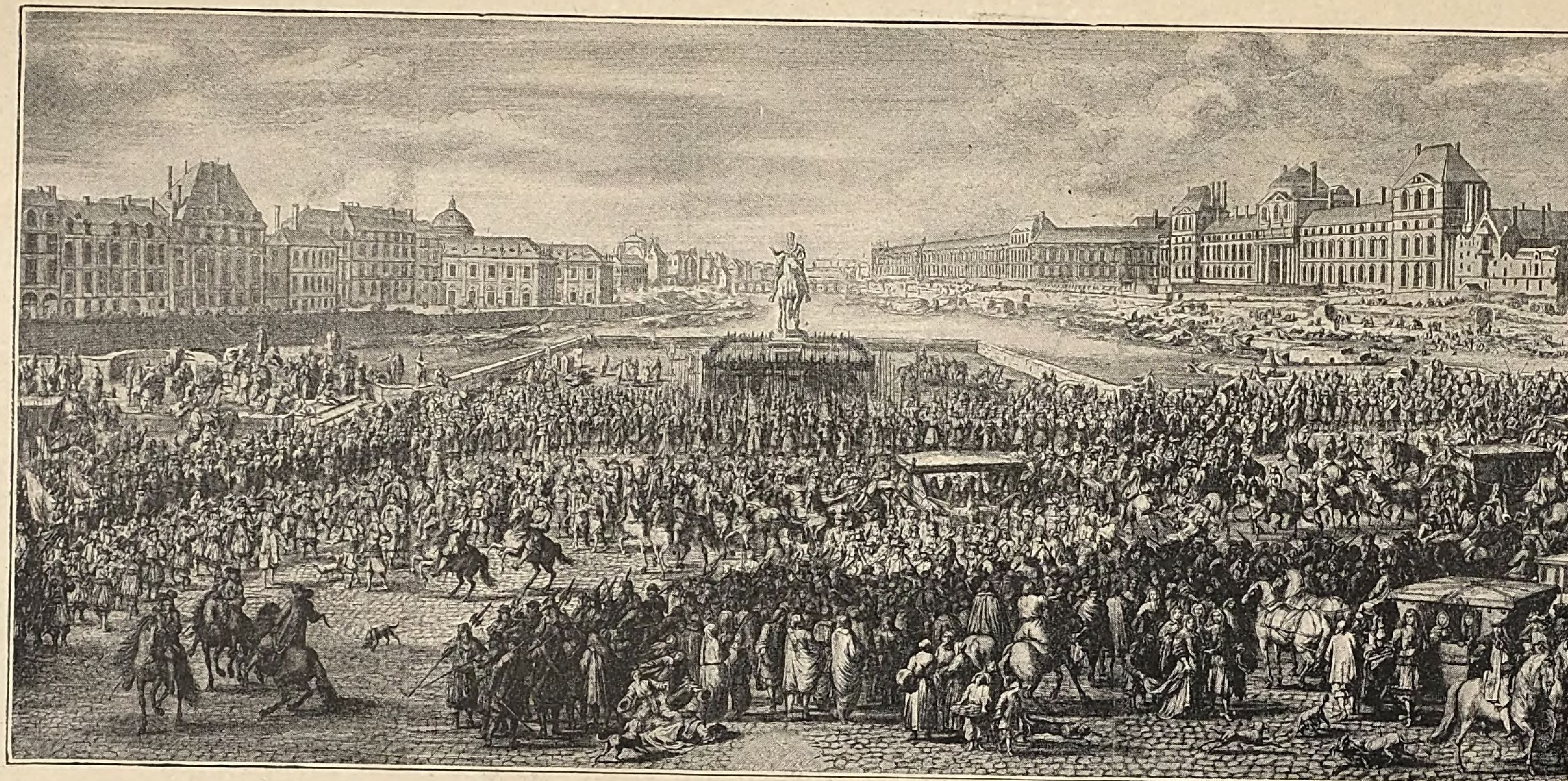


Ludwig XIV im Kostüm des „Roi Soleil".
(In dem Ballett „Die Nacht".)

Es ist darüber kein Zweifel, dass Ludwig XIV in frühester Jugend auf Mazarin einen Teil seiner Liebe zu Anna von Österreich übertrug. Vielleicht ahnte er etwas von den Fesseln, welche beide verbanden. „Der Herr Kardinal weilt noch bei Mama," hiess es dann. Instinktiv war er demselben dankbar für die Dienste, welche er leistete. „Meine Mutter, die ihn genau kannte," sagte der Abbé de Choisy, „hat mir hundertmal gesagt, dass das Herz des Königs seinem Geiste voranging, indem er dem Kardinal eine schrankenlose Dankbarkeit zollte. Er glaubte, er habe ihm gegenüber die allergrössten Verpflichtungen."

Ein Vorfall gab denen, welche es verstehen, aus dem, was geschieht, sich ein Urteil über Zukünftiges zu bilden, ein untrügliches Zeichen: Als im Jahre 1655 die Fehden im Innern beigelegt waren, nach des Königs erstem Feldzuge und der Krönung, wollte das Parlament noch über einige Edikte und Erlasse beraten. Der König aber kam von Vincennes im Jagdanzuge herüber nach Paris, gefolgt von seinem ganzen Hofe, in hohen Stiefeln, die Hetzpeitsche in der Hand, trat er in den Beratungssaal des Parlaments und sprach:

„Man kennt den Schaden, den Ihre Beratungen verursacht haben; ich befehle, dass die über meine Edikte bereits begonnenen eingestellt werden. Herr Präsident, ich verbiete Ihnen, Versammlungen noch weiter zu dulden,



Die Fahrt des Königs über den Pont neuf: Ludwig XIV inmitten seines Volkes (1670).
(Kupferstich von J. K. Huchtenburgh nach Van der Meulen.)

und verbiete einem jeden, sie zu verlangen.“ Seine damals schon majestätische Gestalt, seine edlen Züge, der Ton seiner Stimme, die den Herrscher verkündenden Worte selbst imponierten mehr als sein Rang, für den man bisher wenig Respekt an den Tag gelegt hatte. Aber diese Vorboten seiner einstigen Grösse verloren sich einstweilen wieder, denn noch war Mazarin am Ruder.

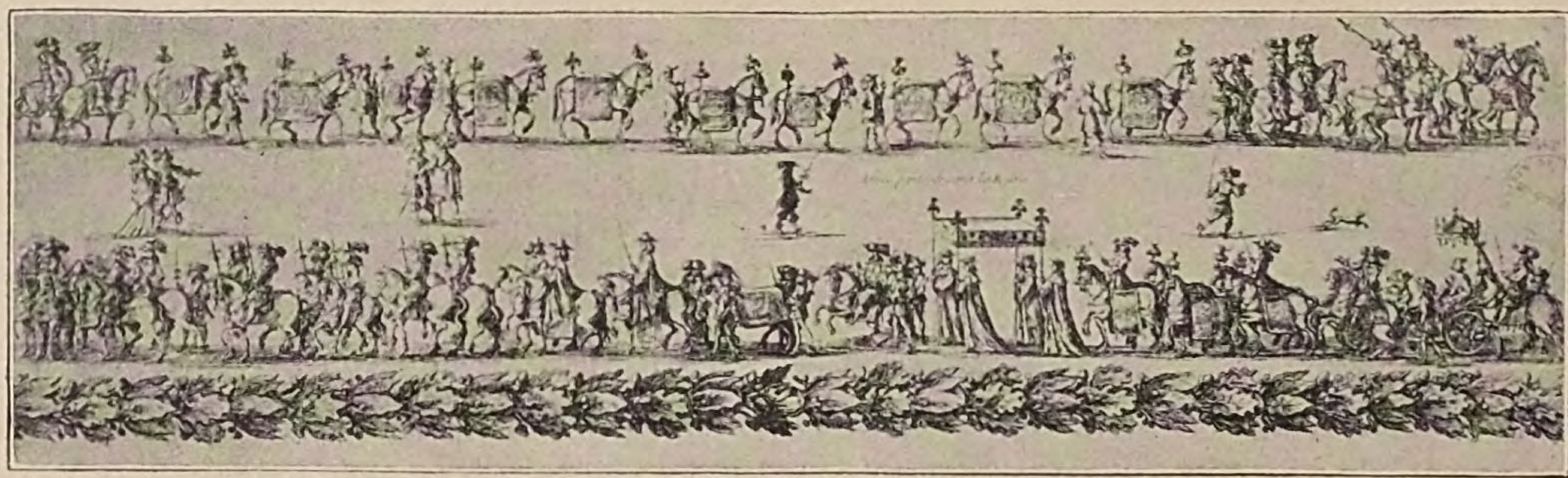
Der Hof beschäftigte sich seit der Rückkehr des triumphierenden Mazarin mit Spiel, Ballett- und Theateraufführungen, die damals allerdings noch nicht auf der Höhe der Kunst standen, auf die Corneille sie heben sollte. Ein Pfarrer von St. Germain l'Auxerrois, der zu den starren Ideen der Jansenisten neigte, hatte der Königin oft schon Briefe geschrieben, welche sich gegen diese Aufführungen und Vorstellungen, es war noch zur Zeit der Regentschaft, richteten. Er stellte die Behauptung auf, dass jeder, der ihnen beiwohne, der Verdammnis verfalle, ja er liess sein Anathema von sieben Professoren der Sorbonne mit unterzeichnen. Der kluge Abbé de Beaumont aber versah sich seinerseits mit einer noch grösseren Anzahl von Unterschriften des Lehrkörpers der Sorbonne und beruhigte die Königin; als er später Erzbischof von Paris geworden war, blieb er der Meinung treu, welche er als Abbé vertreten hatte. Hierüber wird man Näheres in den gewissenhaften Memoiren der M^me^ de Motteville finden.



Ein Herr vom Hof im Theaterkostüm.
(In dem Ballet „Die Nacht“ 1653.)

Es muss bemerkt werden, dass, seit Richelieu am Hofe die Theatervorstellungen eingeführt hatte, es stets Plätze für die Mitglieder der Akademie, die ja zu den Ihrigen auch verschiedene Geistliche zählte, gab und dass ausserdem noch die Bischöfe besondere Sitze hatten.

Mazarin liess 1646 und 1654 auf dem Theater des Palais Royal und des Petit Bourbon, einem neben dem Louvre gelegenen Palais, italienische Opern aufführen, zu denen er Sänger aus Italien berief. Es waren damals gerade in Florenz derartige Vergnügungen aufgetaucht. Florenz war zu einer Stätte der Neubelebung der Kunst geworden, man holte im Wuste der Jahrhunderte Untergegangenes wieder hervor. In Frankreich aber gab es noch einen Rest alter Barbarei, gab es leider noch Leute, die sich dem Aufschwung der Kunst widersetzten.



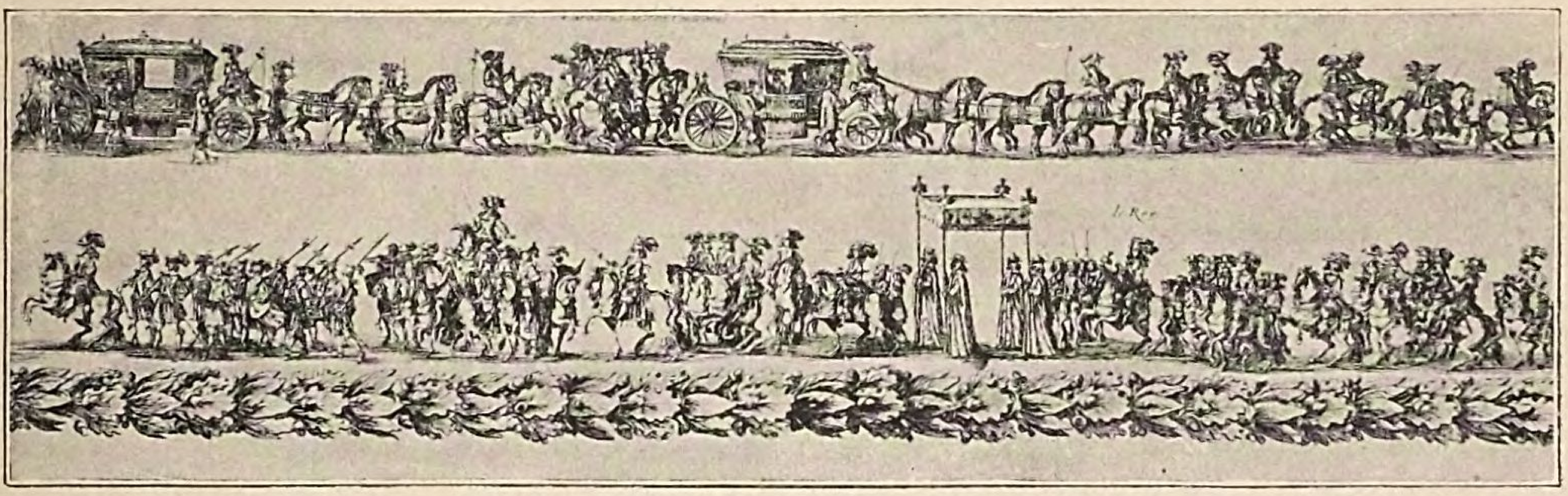
Einzug Ludwig XIV und Marie Thereses in Paris nach ihrer Vermählung.
(Nach den officiellen Berichten, welche 1662 von der Stadt Paris veröffentlicht wurden.)

Die Jansenisten, welche Richelieu und Mazarin nicht wollten aufkommen lassen, rächten sich dadurch, dass sie sich gegen diese Vergnügungen wandten; die Lutheraner und Kalvinisten hatten dem Papst Leo X denselben Streich gespielt. Es genügt zuweilen, ein Neuerer zu sein, um verdammt zu werden. Dieselben Geister, die einen Staat stürzen würden, um eine wenn auch noch so absurde Idee durchzusetzen, richten ihre Anathemata gegen unschuldige Vergnügungen, deren eine grosse Stadt bedarf und die zum Ruhm eines Volkes beitragen. Die Unterdrückung von Theateraufführungen hätte sich vielleicht für das Zeitalter Attila's gepasst, sie war unmöglich im Zeitalter Ludwig XIV.



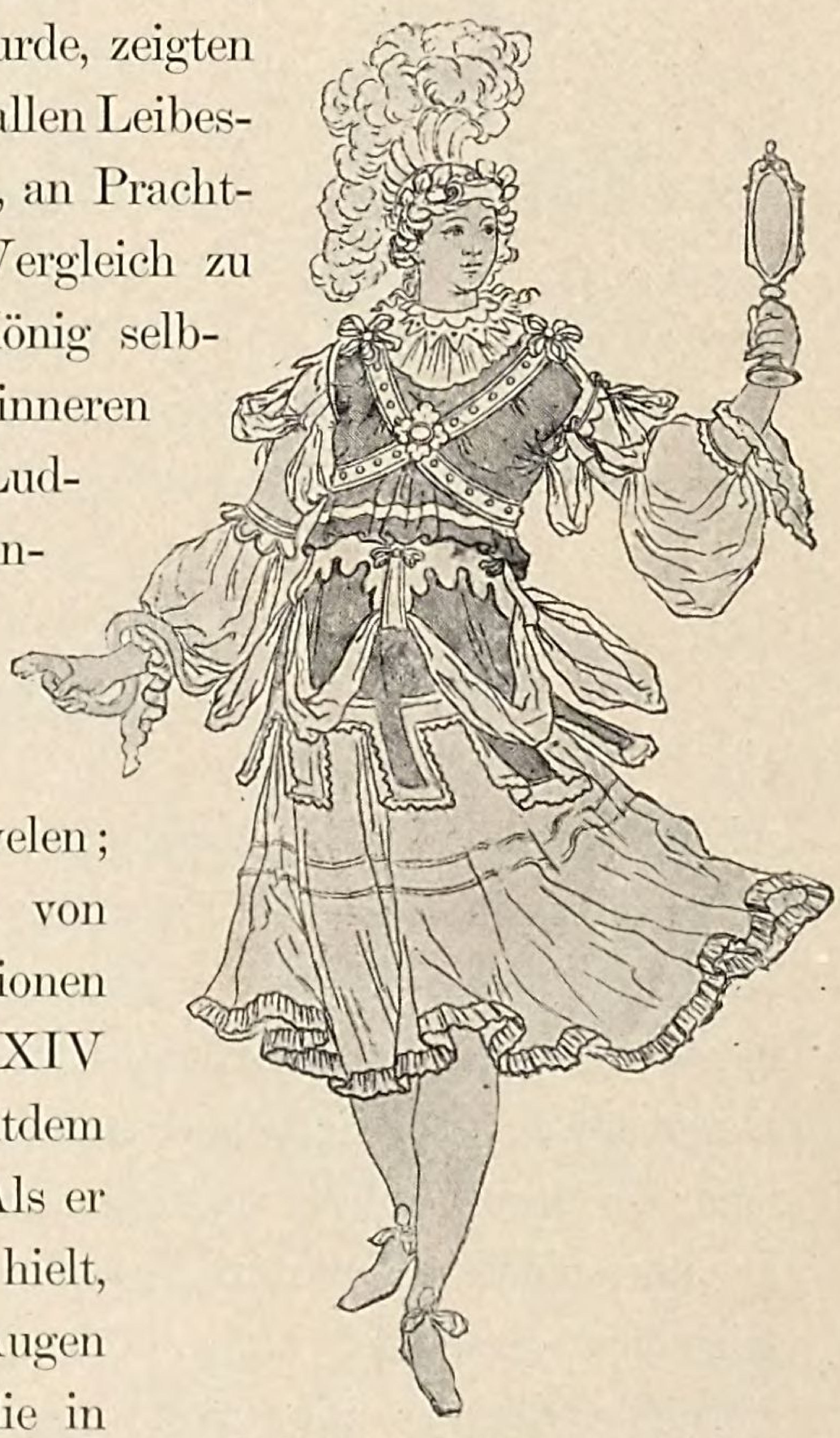
Ballett- und Opernkostüm.
(Nach einem Manuskript von Bérain, welches in der Bibliothek von Versailles aufbewahrt wird.)

Der Tanz, der wohl auch die Berechtigung hat, sich zu den Künsten zu zählen, weil er Regeln unterworfen ist und dem Tänzer Geschmeidigkeit und Grazie giebt, gehörte zu den beliebtesten Unterhaltungen am Hofe Ludwig XIV. Ludwig XIII war nur einmal, es war im Jahre 1625, als Tänzer in einem Ballett aufgetreten. Das Ballett war plump und versprach nichts von dem, was



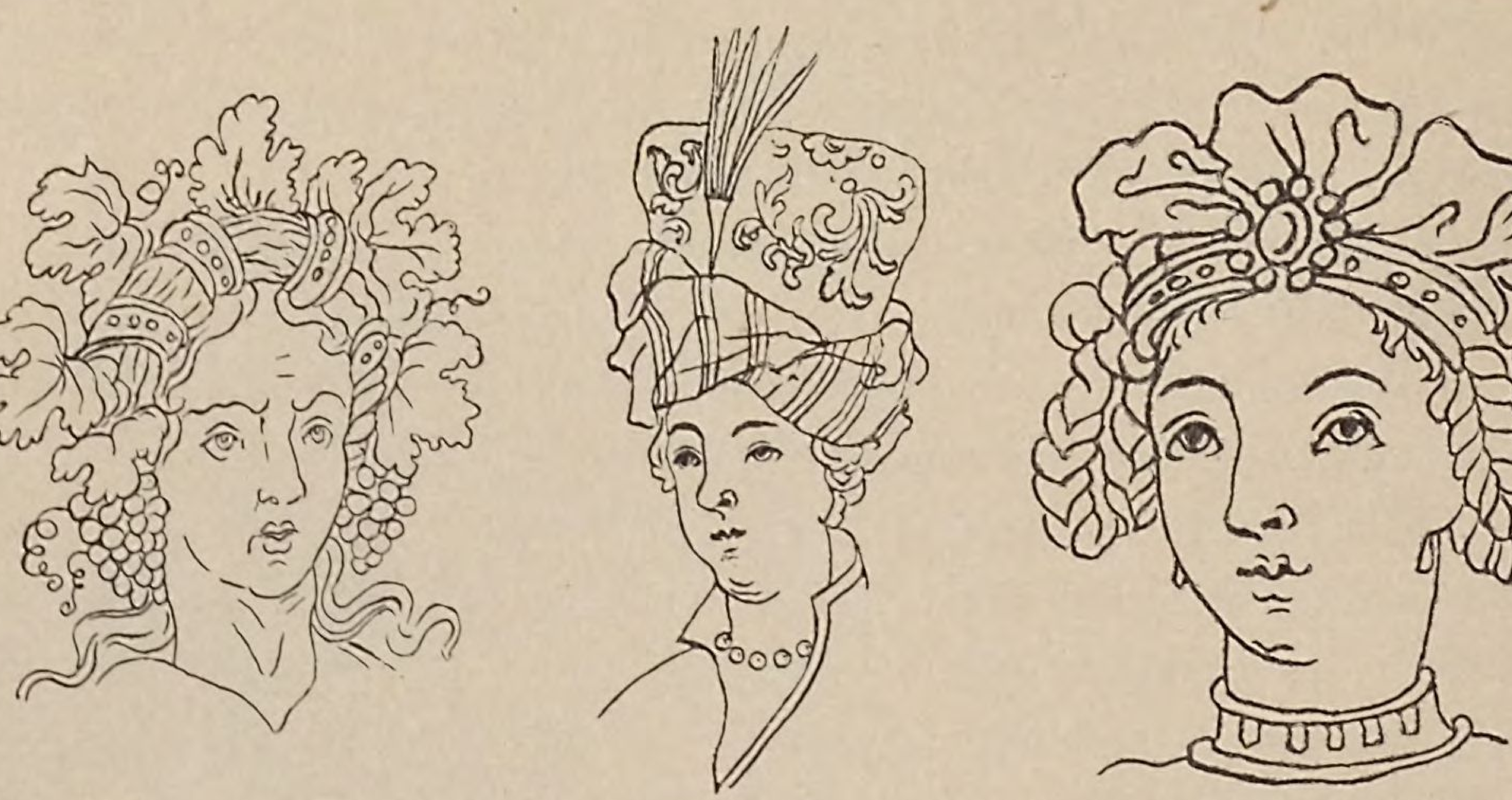
Einzug Ludwig XIV und Marie Thereses in Paris nach ihrer Vermählung.
(Nach den officiellen Berichten, welche 1662 von der Stadt Paris veröffentlicht wurden.)

dreissig Jahre später nach dieser Richtung hin in Frankreich geleistet werden sollte. Ludwig XIV zeichnete sich aus im gravitätischen Tanz, der zu der Majestät seiner Gestalt passte und der seinem Range nicht zu nahe trat. Die Ringspiele, welche nicht selten veranstaltet wurden, und bei denen schon viel Pracht entfaltet wurde, zeigten aufs vorteilhafteste seine Geschicklichkeit in allen Leibesübungen. Was es damals an Vergnügungen, an Prachtentfaltung gab, aber war nur wenig im Vergleich zu dem, was man erlebte und sah, als der König selbständig regierte. Nach den Schrecken der inneren Kriege, nach den traurig düsteren Tagen Ludwig XIII war es immerhin etwas Erstaunliches. Ludwig XIII, krank und verbittert, war weder bedient wie ein König, noch wohnte er wie ein solcher. Die Krone besass nicht für 100 000 Thaler Juwelen; Mazarin hinterliess Kleinodien im Werte von 1 200 000, heute giebt es für zwanzig Millionen Lire. — Mit der Verheiratung Ludwig XIV im Jahre 1660 wurde alles anders, und seitdem nahmen Geschmack und Pomp stetig zu. Als er mit der Königin seinen Einzug in Paris hielt, blickte die Bevölkerung mit erstaunten Augen nicht nur auf die schöne junge Königin, die in einer prachtvollen Sänfte, einer neuen Erfindung, getragen wurde, sondern auch auf den neben ihr reitenden König in einem Prunkgewande, an welchem die Kunst das Ihrige gethan hatte, seine männliche Heldenschöne noch zu erhöhen, so dass er den Augen eine wahre Weide bot.



Ballett- und Opernkostüm.
(Nach einem Manuskript von Bérain, welches in der Bibliothek von Versailles aufbewahrt wird.)

Man war dabei, am Ende der Alleen von Vincennes einen Triumphbogen zu errichten, dessen Basis von Steinen aufgeführt war; die Zeit erlaubte es jedoch nicht, den Bogen selbst aus dauerhaftem Material herzustellen; er wurde aus Gips gemacht und ist daher längst von der Bildfläche verschwunden. Claudius Perron hatte die Zeichnung geliefert. Für die nämliche Feierlichkeit wurde auch das St. Antoinethor restauriert: ein Monument von gerade nicht edlem Stil, aber mit einigen recht schönen Bildhauerwerken geschmückt. Alle diejenigen, welche am Tage der Schlacht von St. Antoine viele Bürger der Stadt als Leichen oder Sterbende hatten hereinbringen sehen durch dieses damals von einem Verhau umgebene Thor und nun diesen Einzug



Kopfdrapierungen und Figuren für Ballett und Oper.
(Manuskript von Bérain, Versailler Bibliothek.)

sahen, waren dankbar bewegt für die Wendung der Dinge.

Mazarin liess zur Feier der Hochzeit im Louvre eine italienische Oper „Hercules als Liebhaber“ aufführen; dieselbe fand jedoch keinen Beifall, man hatte nur Gefallen am König und an der Königin, die tanzend darin auftraten. Der Kardinal sah sich daher nach einer anderen, dem französischen Geschmack mehr entsprechende Vorführung um und beauftragte den Staatssekretär de Lyonne, eine Art allegorischer Tragödie, etwa nach Art der „Europa,“ welche Richelieu entworfen hatte, anfertigen zu lassen — es war ein Glück für Corneille, dass er mit diesem Auftrage verschont wurde!

„Lysien und Hesperien“ hiess das neue Opus: Lysien war so viel wie Frankreich, Hesperien Spanien. Quinault, der sich durch sein Stück, „der falsche Tiberius“, einen Namen gemacht und grossen Erfolg errungen hatte, war der Verfasser, hatte jedoch mit dem neuen Stück kein Glück. Es kam im Louvre zur Aufführung. Gefallen haben nur die maschinellen Einrichtungen.



Kopfputz für Ballett und Oper.

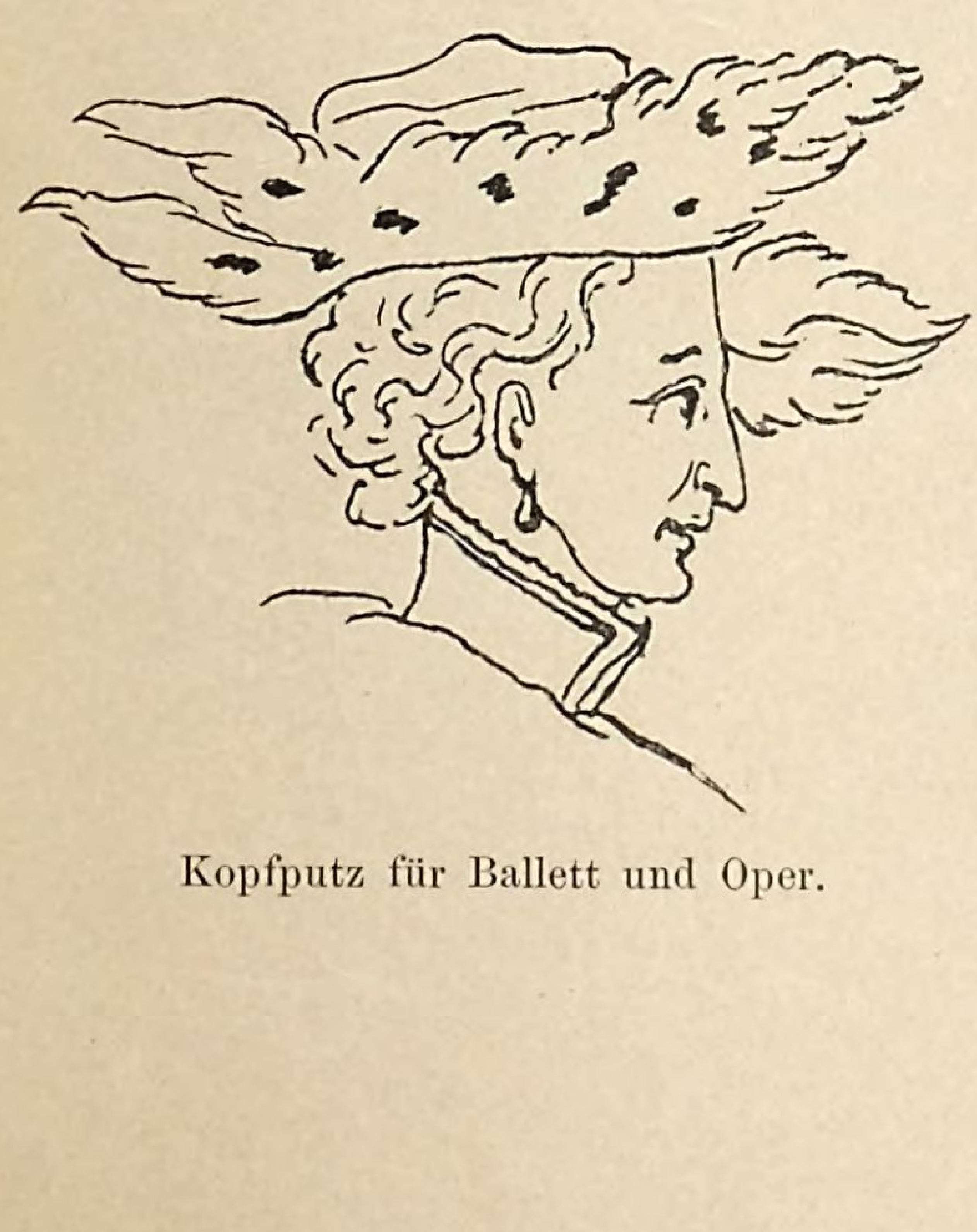
Der Marquis de Sourdeac, genannt de Rieux, dem man späterhin die Einführung der französischen Oper zu danken hatte, liess damals auf seine Kosten in seinem Schlosse Neuburg Corneilles"Goldenes Vliess" mit Maschinen aufführen. Quinault, der jung und von höfischem Wesen war, hatte jedoch den Hof für sich: Corneille dagegen Frankreich. So kommt es, dass wir in Frankreich Oper und Komödie zwei Kardinälen verdanken.



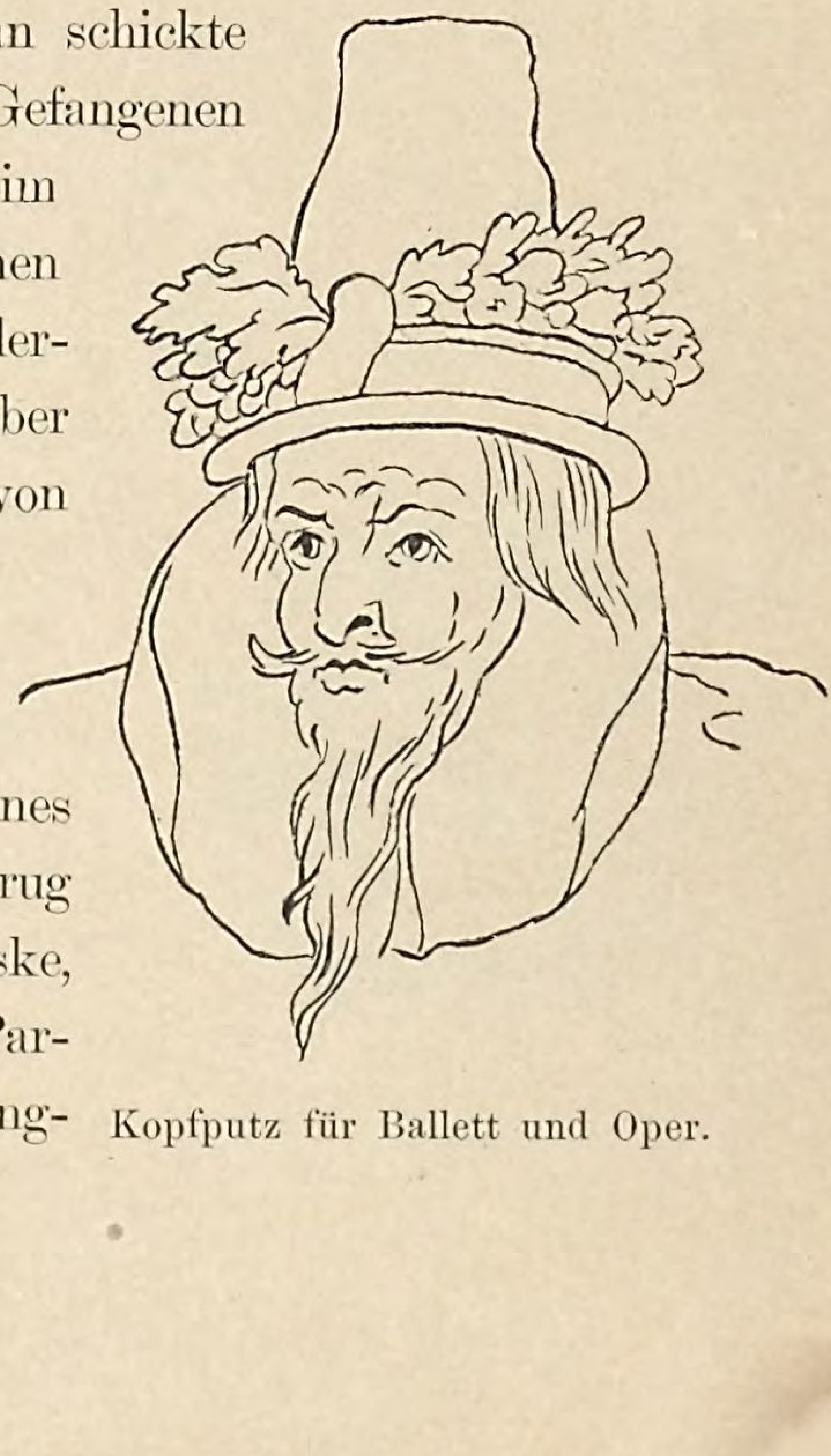
Kopfputz für Ballett und Oper.

Es gab seit der Verheiratung des Königs nichts wie Feten und Vergnügungen aller Art. Sie begannen von neuem bei der bald darauf folgenden Hochzeit von „Monsieur", dem Bruder des Königs mit Henriette von England, Schwester Karl II. Sie wurden nur zeitweise unterbrochen, als 1661 Mazarin starb.

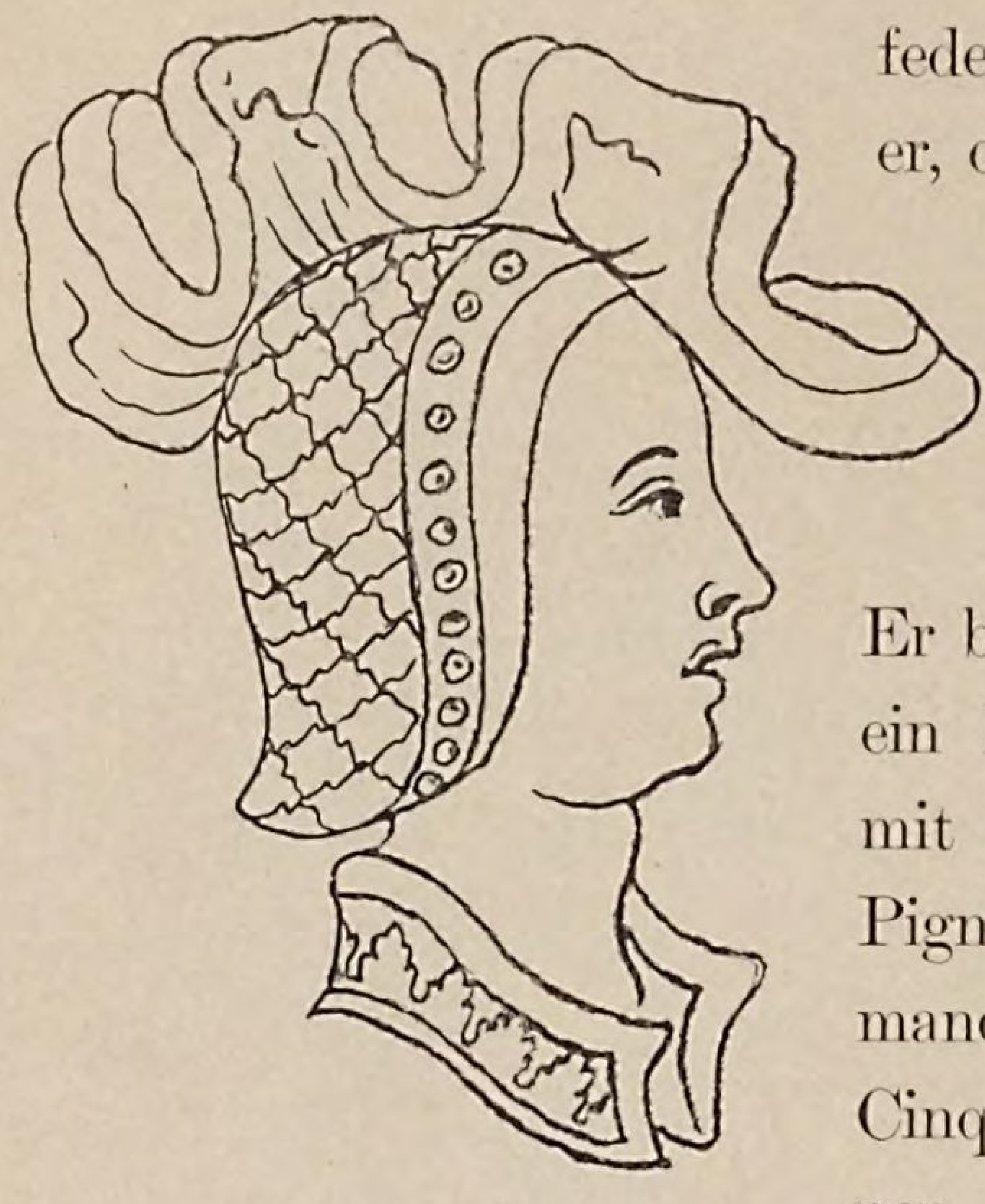
— „Einige Monate nach dem Tode Mazarin's ereignete sich etwas ganz Beispielloses, und das Merkwürdigste daran ist, dass es von allen Geschichtsschreibern ignoriert wurde. Man schickte in der grössten Heimlichkeit einen unbekannten Gefangenen nach dem Schloss auf der Margareteninsel im provenzalischen Meerbusen; derselbe war über mittelgross, von schöner Gestalt und noch jung. Während seines Transportes trug er eine Maske, deren untere Partie mit Sprung-



Kopfputz für Ballett und Oper.

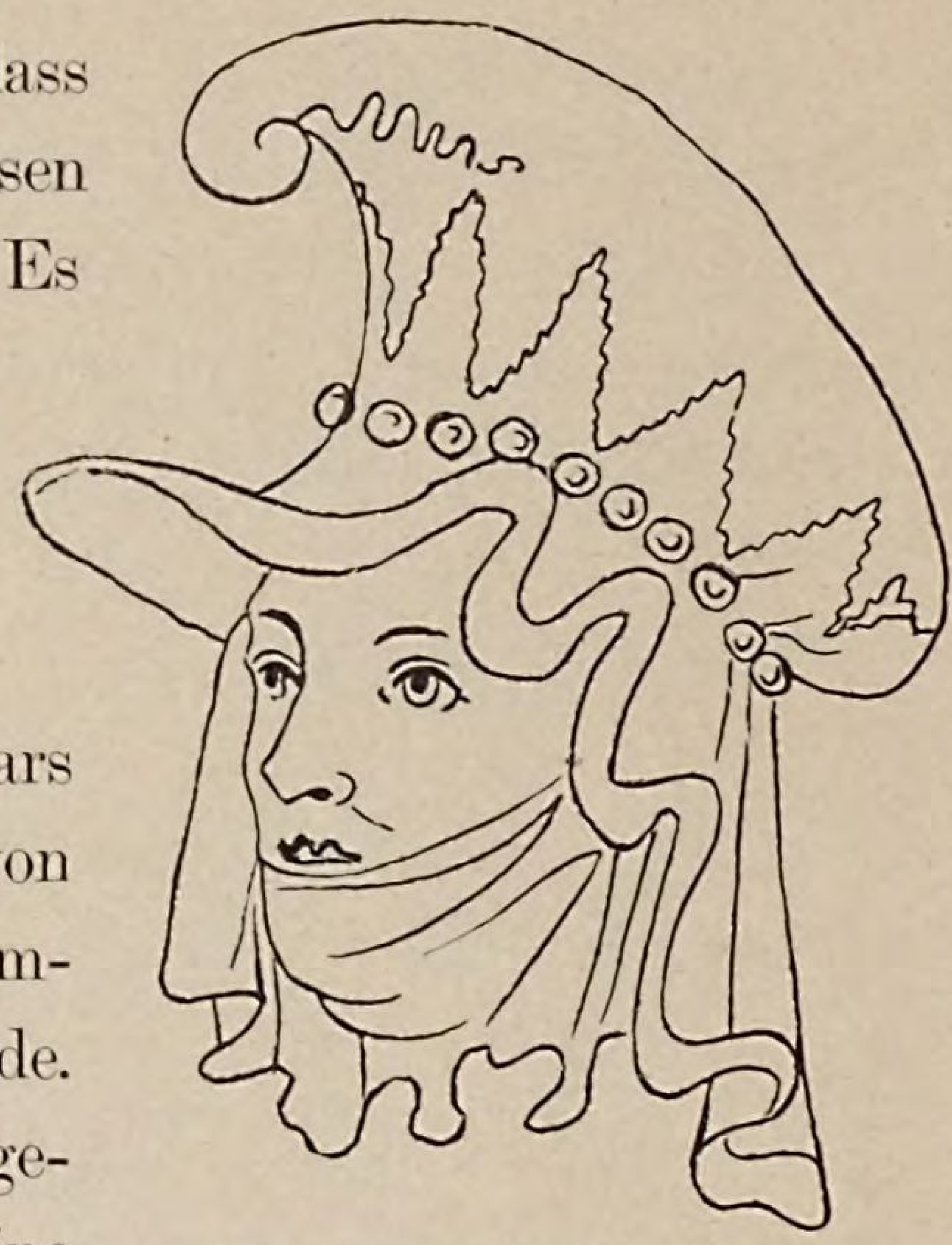


Kopfputz für Ballett und Oper.



Kopfputz für Ballett und Oper.

federn versehen war, so dass er, ohne sie abzunehmen, essen und trinken konnte. Es war Befehl erteilt, ihn zu töten, wenn er die Maske abnähme. Er blieb auf der Insel, bis ein Eingeweihter, Cinq Mars mit Namen, Gouverneur von Pignerol, im Jahre 1690 Kommandant der Bastille wurde. Cinq Mars holte den Gefangenen, der immer noch seine Maske trug, von der Insel ab und brachte ihn nach der Bastille. Der Marquis Louvois hatte ihn vor seiner Übersiedlung auf der Margareteninsel besucht und sich, stehend wie vor einer Respektsperson, mit ihm unterhalten. Er wurde in der Bastille so gut wie irgend möglich untergebracht; nichts, was er wünschte, wurde ihm abgeschlagen. Er hatte eine grosse Vorliebe für sehr feine leinene Unterkleider und für Spitzen. Er spielte die Guitarre; er erhielt die besten Speisen, und nur in seltenen Fällen nahm der Gouverneur in seiner Gegenwart Platz. Ein alter Arzt der Bastille, welcher zuweilen den Unbekannten behandelt hatte, sagte, er habe sein Gesicht nie gesehen, obwohl er seine Zunge oft geprüft habe; der Unbekannte sei von grosser Körperstärke, seine Haut etwas braun gewesen. Er habe schon durch den Klang seiner Stimme interessiert, nie über seine traurige Lage geklagt und hätte sich nie merken lassen, wer er eigentlich war.

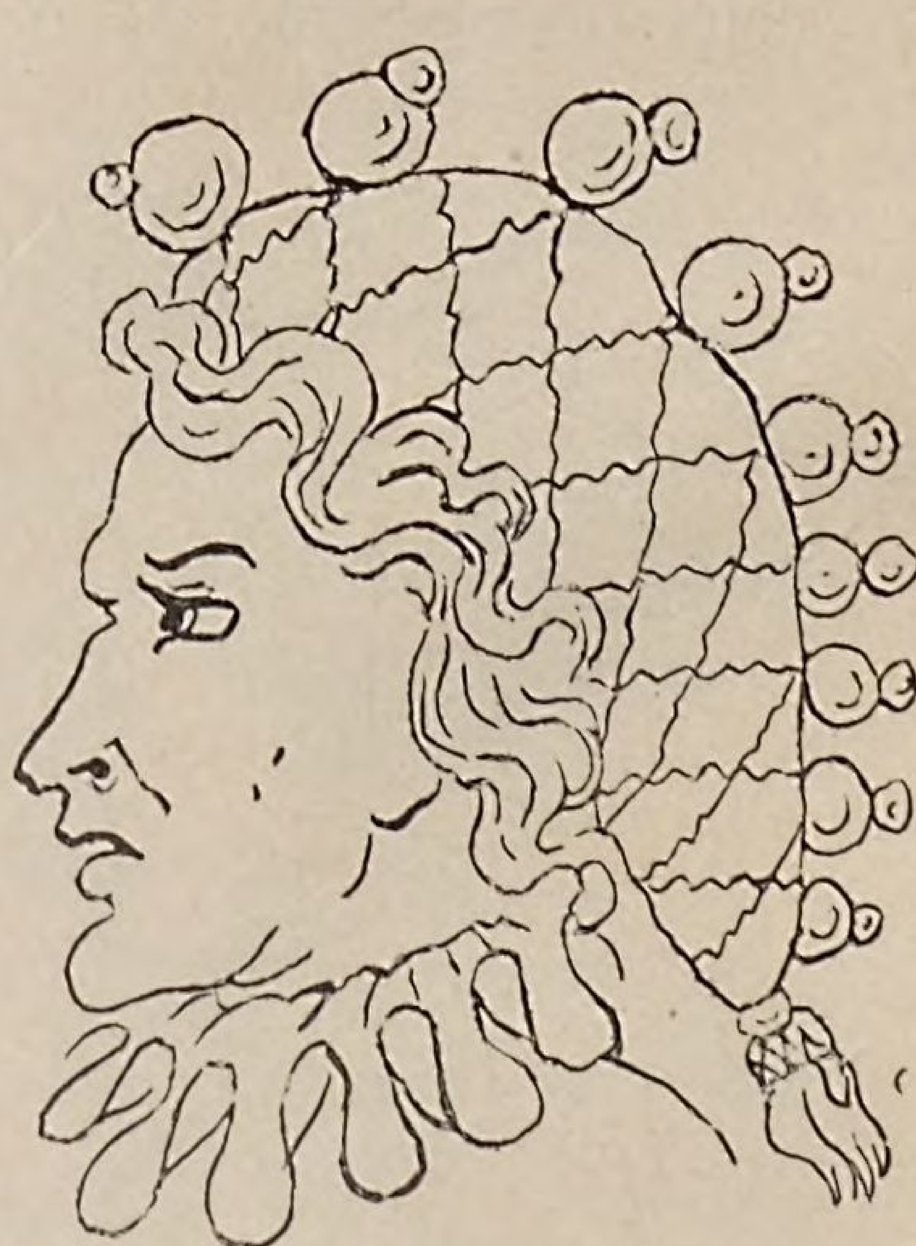


Kopfputz für Ballett und Oper.

Der unbekannte Gefangene starb 1705 und wurde während der Nacht auf dem Friedhof zu St. Paul beerdigt. Was noch besonders auffällig war, ist der Umstand, dass, als er nach St. Margareten geschafft wurde, keine irgendwie bedeutende Per-



Kopfputz für Ballett und Oper.



Kopfputz für Ballett und Oper.

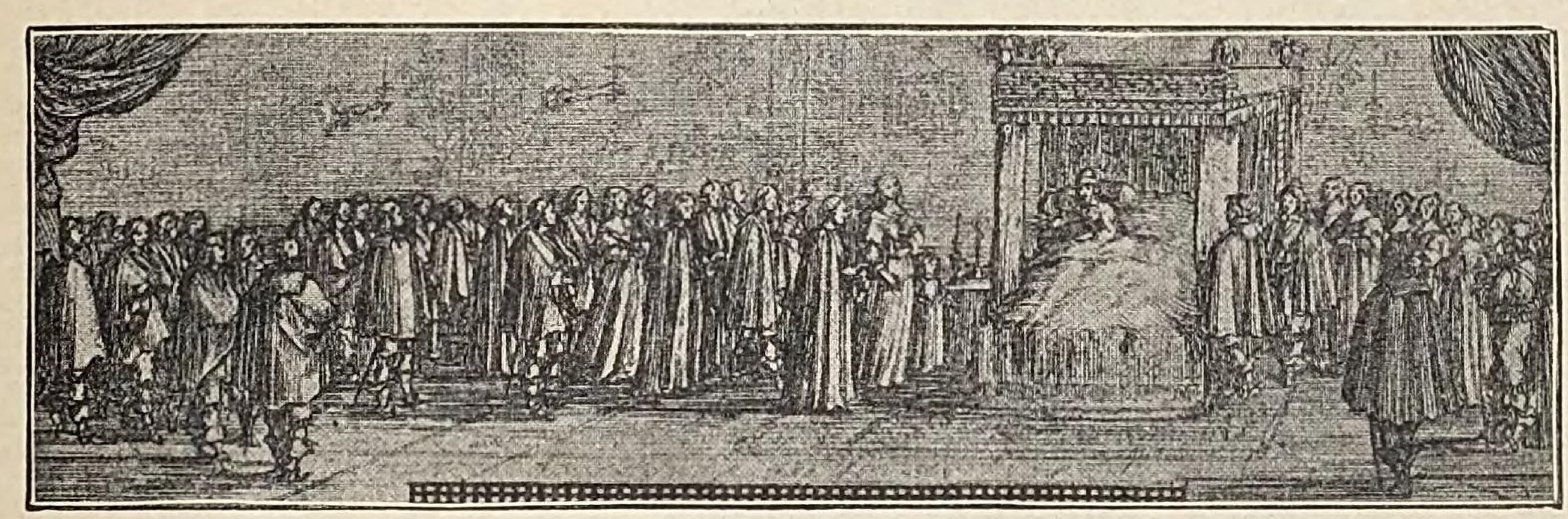


Der König bei Übernahme der Regierung.




Medaille von Molart. (1661.)

sönlichkeit in Europa verschwand. In den ersten Tagen seines Aufenthaltes auf der Insel stellte der Gouverneur selbst die Gerichte auf den Tisch und entfernte sich dann, indem er den Gefangenen einschloss. Eines Tages schrieb der Gefangene mit einem Messer auf einen silbernen Teller einige Worte und warf den Teller aus dem Fenster nach einem Boot hin, welches unmittelbar am Fuss des Turmes lag. Der Fischer, dem das Boot gehörte,



Der Tod Mazarin's.
(Nach einem damaligen Kupferstich.)

brachte den Teller dem Gouverneur. Dieser erschrak nicht wenig und fragte den Fischer sogleich, ob er gelesen habe, was auf dem Teller stände, und ob jemand den Teller in seinen Händen bemerkt habe. ‚Ich kann nicht lesen' — erwiderte der Mann, ‚ich habe ihn diesen Augenblick gefunden; niemand hat ihn gesehen.' — ‚Das ist ein Glück für Euch, dass Ihr nicht lesen könnt,' rief der Gouverneur.

Unter den Leuten, die um den Vorfall wussten, ist jemand, der durchaus glaubwürdig und noch am Leben ist — es ist Herr de Cha-



Einzug der Königin in Paris 1660.
(Medaille von Molart.)



Ludwig XIV im Jahre 1660.
(Medaille von Loir.)

millart, der letzte Minister, der um das seltsame Geheimnis wusste. Der zweite, Marschall de la Feuillade, des obigen Schwiegersohn, hat mir gesagt, dass er, als Chamillart im Sterben lag, denselben beschworen habe, ihm zu sagen, wer jener Mann war, den man nicht anders kannte als unter der Bezeichnung ‚der Mann mit der eisernen Maske‘. Sein Schwiegervater antwortete, es sei ein Staatsgeheimnis, und er habe geschworen, es nie zu verraten.

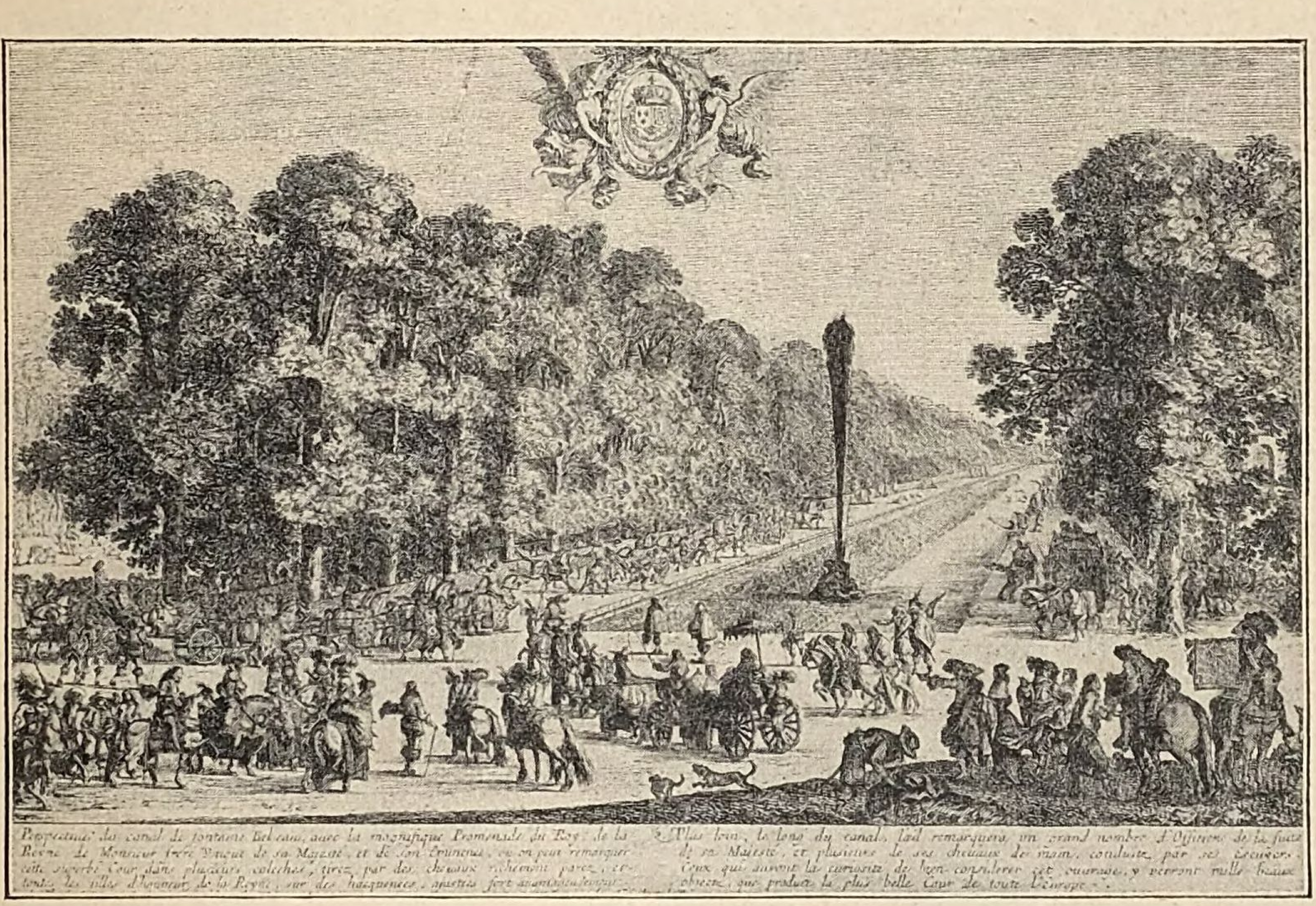
Es sind übrigens noch viele meiner Zeitgenossen da, die für die Wahrheit dessen, was ich berichte, aufkommen. Ich kenne kein so aussergewöhnliches und so unzweifelhaft festgestelltes Faktum wie dies.“



Philipp, „Fils de France“, Bruder des Königs.
(Nach Lély.)

Seit Voltaire, der dies sagt, kennt alle Welt die Geschichte von dem „Mann mit der eisernen Maske“, allein zur Genüge aufgeklärt ist sie nicht. Sie ist nicht zum wenigsten merkwürdig deshalb, weil kein einziger der Zeitgenossen Ludwig XIV sie erzählt hat. Handelte es sich um ein Geheimnis, so muss man sagen, besser konnte es nicht gewahrt werden. Erst im Jahre 1745 wurde es durch den Verfasser von „Mémoires secrets pour servir à l’histoire de la Perse“ vor die Öffentlichkeit gebracht. Voltaire machte sich sofort an eine genaue Untersuchung und begeisterte sich förmlich für das seltsame Faktum aus der Hofgeschichte des grossen Königs. In Paris befragte er den Schwiegersohn des jungen Bastillearztes, welchem die Pflege des Unbekannten anvertraut war, in Cannes einen früheren Kriegskommissar, welcher von der Gefangenschaft eines Unbekannten auf der Magareteninsel unterrichtet war; Voltaire befragte noch viel andere. Stolz darauf, das Faktum festgestellt zu haben, überliess er es der Nachwelt, es weiter zu ergründen. Es existieren die verschiedensten Annahmen: man kann wählen zwischen Fouquet, dem Herzog von Beaufort, dem Herzog von Vermandois oder dem Herzog von Monmouth. Voltaire hat, indem er die

Neugier reizte, die Geschichte doch nur irre geführt. — Dass der Gefangene existiert hat, ist nicht zu leugnen, aber er war nicht in der Weise überwacht, wie erzählt wurde; die Maske war von Samt, nicht von Eisen; es war weder eine zur königlichen Familie gehörende Persönlichkeit noch irgend ein berühmter Mann, vielleicht ein Agent des Herzogs von Mantua, ein gewisser Mattioli, vielleicht ein noch Geringerer, nämlich der Kammerdiener Eustachius Dauger. Und dies wird wohl auch der Grund sein, dass die Zeitgenossen gar nichts erwähnen, ernste Historiker unserer Zeit thun desgleichen. Der Schlüssel des



Der Hof in Fontainebleau im Jahre 1662: „Der glänzendste Hof Europas“.
(Nach Lepautre.)

Geheimnisses, wenn man ihn finden würde, wäre kaum von irgend welchem historischen Belang.

Anstatt solchen Klatschereien des achtzehnten Jahrhunderts nachzugehen, wollen wir uns lieber in die hübsche Schilderung vertiefen, welche M^me^ de Lafayette uns von dem jungen Hofe und der königlichen Familie hinterlassen hat.

„Die Königin-Mutter nahm kraft ihres Ranges den ersten Platz im königlichen Hause ein und stützte dasselbe auch durch ihr Ansehen. Wie ihr früher die königliche Autorität, als dieselbe noch in ihrer Hand lag, als Last erschienen war, so kümmerte sie sich auch jetzt nicht sonderlich um Machtfragen. Während Lebzeiten ihres Gemahls schien sie sich den Staatsgeschäften mit Eifer zuzuwenden, sobald sie aber ihre eigene Herrin und Ge-

bieterin des Königreichs geworden war, hatte sie nur darauf Bedacht, friedlich und angenehm zu leben und ihre Andachten zu verrichten; für alles sonst hatte sie eine gewisse Gleichgültigkeit. An der Zuneigung ihrer Kinder aber war ihr viel gelegen. Sie waren unter ihren Augen erzogen worden, und ihre Zärtlichkeit zu ihnen ging so weit, dass sie auf Personen, mit denen die Kinder gern verkehrten, eifersüchtig werden konnte. Sie war später zufrieden, wenn die Kinder ihr die Aufmerksamkeit erwiesen, sie zu besuchen.



Ein Parlamentsrat.
(Aus dem Buch: „Les conditions de la vie humaine“ von S. Leclerc.)

Die junge Königin war zweiundzwanzig Jahre alt, hatte eine wohlgeformte Gestalt und hätte schön genannt werden können, wenn sie ein angenehmeres Wesen gehabt hätte. Der kurze Aufenthalt, den sie bisher in Frankreich gehabt, und der Eindruck, welchen sie gemacht hatte, waren so flüchtig gewesen, dass man sie eigentlich nicht recht kannte. Man bemerkte, dass sie von einer leidenschaftlichen Passion für den König völlig eingenommen war, im übrigen sich ganz unter die Ägide der Königin, ihrer Schwiegermutter, stellte, ohne irgend jemand oder irgend etwas besonders zu bevorzugen, und dass sie sich viel Kummer machte, der ihrer grenzenlosen Eifersucht auf den König entsprang.

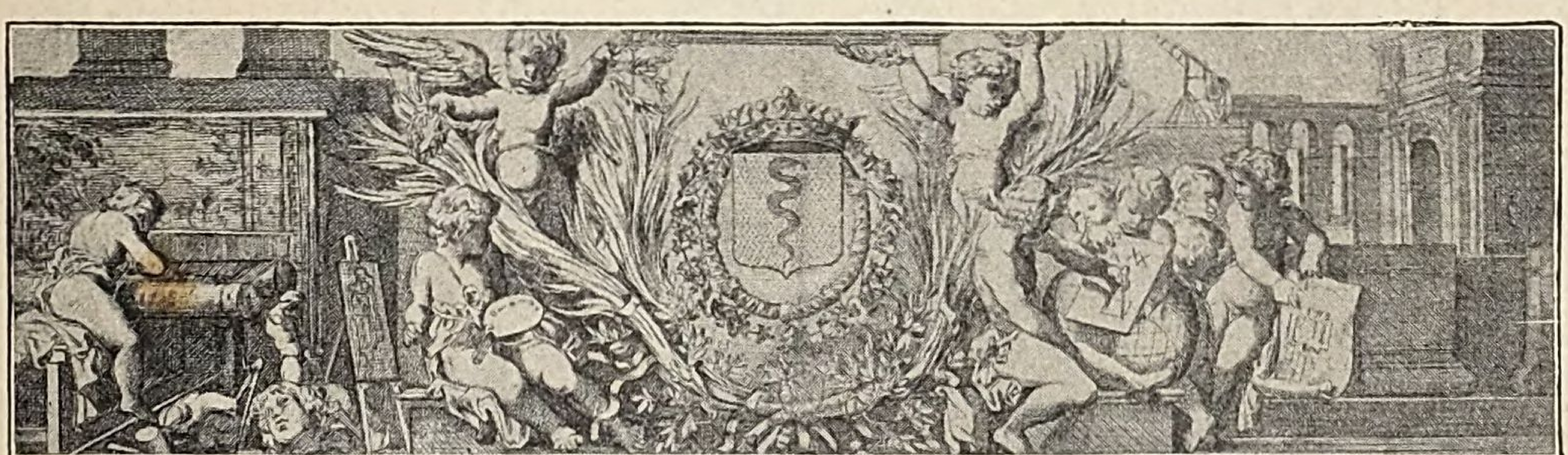
Monsieur, des Königs einziger Bruder, war der Königin-Mutter überaus zugethan. Seine Neigungen standen denen der Frauen so nahe, wie die seines Bruders von ihnen entfernt waren. Er war von Angesicht und Gestalt schön; sein Äusseres hätte vielleicht eher für eine Prinzessin als für einen Prinzen gepasst. Auch war er mehr darauf bedacht, dass seine Schönheit von aller Welt bewundert werde, als sie zu benutzen, um sich bei den Frauen beliebt zu machen. Seine Eigenliebe war gross und schien ihn einer anderen Neigung als der für sich selbst unfähig zu machen.

Als Monsieur heiratete, gab es niemand, der nicht die Liebenswürdig-

keit, Höflichkeit und den Geist von Madame gepriesen hätte. Da die Königin-Mutter Madame viel in ihrer Nähe hielt, so sah man sie eigentlich nur bei ihr; über sie war ein jeder des Rühmens voll.

Nach kurzem Aufenthalt in Paris gingen Monsieur und Madame nach Fontainebleau. Mit Madame zog dort Freude und Lust ein. Der König, der sie nun in der Nähe sah, wurde gewahr, wie sehr er im Unrecht gewesen war, sie nicht für die Schönste der Welt gehalten zu haben. Er wurde ihr sehr zugethan und erwies ihr die grössten Aufmerksamkeiten. Sie arrangierte alle Vergnügungen, sie fanden eigentlich alle um ihretwillen statt.

Im Hochsommer pflegte Madame sich stets zu Wagen nach dem Bade zu verfügen und von dort zu Pferde, gefolgt von allen Damen des Hofes, zurückzukehren. Nach der Abendmahlzeit bestieg man wieder die Equipagen und fuhr, während Violinen in den Bosketts aufspielten, einen Teil der Nacht um den Kanal herum.



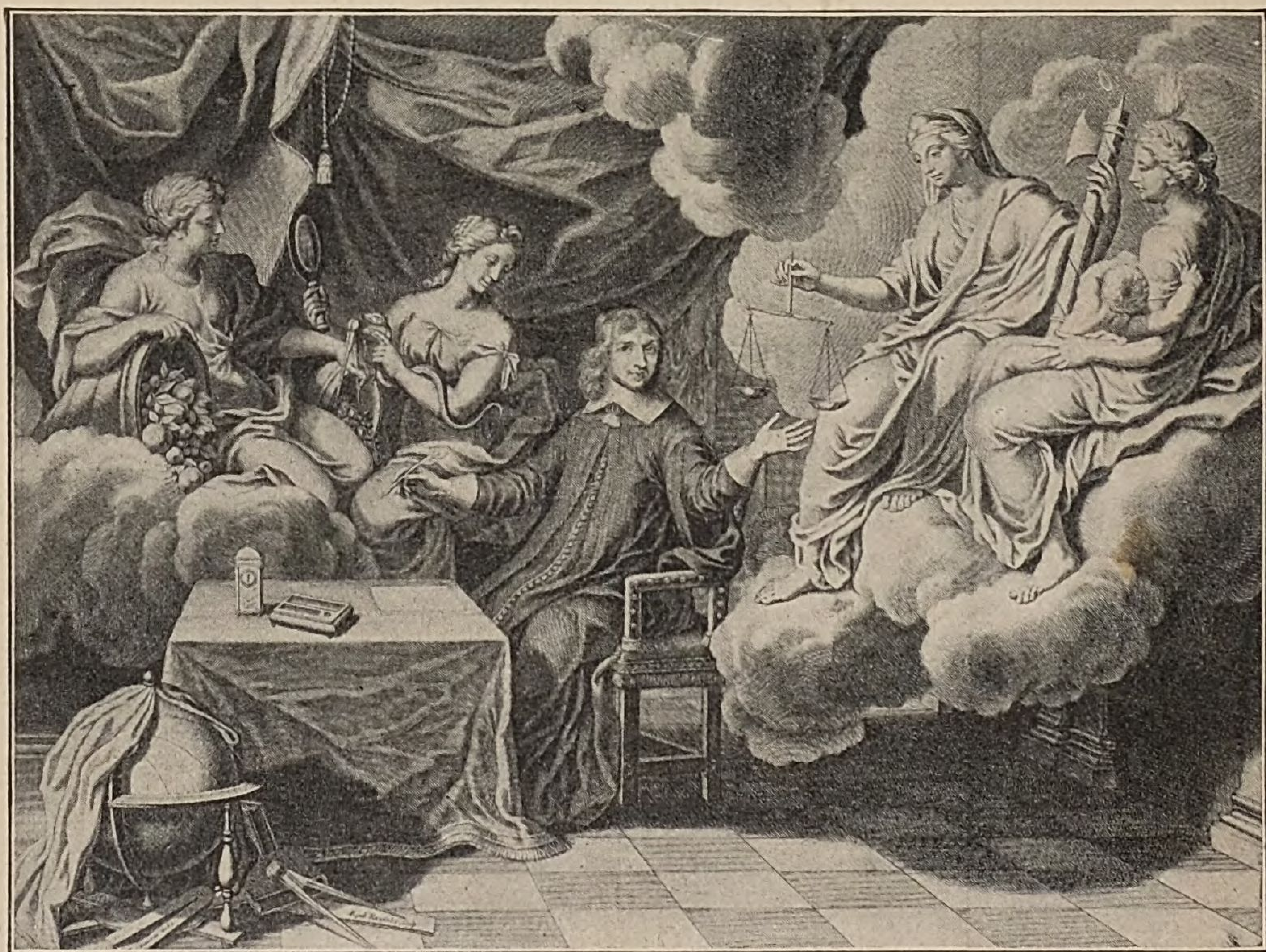
Das Wappen Colbert's mit der Schlange.

Ganz Frankreich stellte sich bei Madame ein: die Herren beeiferten sich, ihr den Hof zu machen, die Damen, ihr zu gefallen.

M^me de Valentinois, Schwester des Grafen Guiche, war die Auserwählte, die Intime. Auch M^me de Montespan hatte oft die Ehre des Empfanges ebenso wie andere Damen, mit welchen sie vor ihrer Verheiratung verkehrt hatte, darunter M^lle de Tremouille und M^me de Lafayette.

Ludwig XIV teilte damals seine Zeit zwischen Vergnügungen, wie sie seiner Jugend, und Geschäften, wie sie seiner Pflicht als Herrscher entsprachen. Jeden Tag fanden Beratungen statt, hernach arbeitete er allein mit Colbert. Diese Arbeit unter vier Augen hatte den Sturz des berühmten Fouquet zur Folge, in welchen der Staatssekretär Guénégaud, die Herren Pellisson, Gourville und so viele andere einbegriffen waren. Wenn Fouquet, dem doch weniger vorzuwerfen war als Mazarin, stürzte, so kann man daraus sehen, dass die Fehler, die dem einen durchgehen, nicht von jedem anderen unbestraft begangen werden

können. Fouquets Verderben war bereits beschlossen, als der König auf dem glänzenden Feste erschien, welches der Minister ihm in seinem Landhause zu Vaux gab. Achtzehn Millionen hatten das Palais und der Garten gekostet, heute sind sie vielleicht fünfunddreissig wert. Das Palais war zweimal aufgebaut, Fouquet hatte drei Weiler dazu gekauft, deren Grund und Boden zum Park geschlagen wurden, und dieser, damals in ganz Europa berühmt, war von Le Nostre angelegt worden; die Wasserkünste galten, ehe

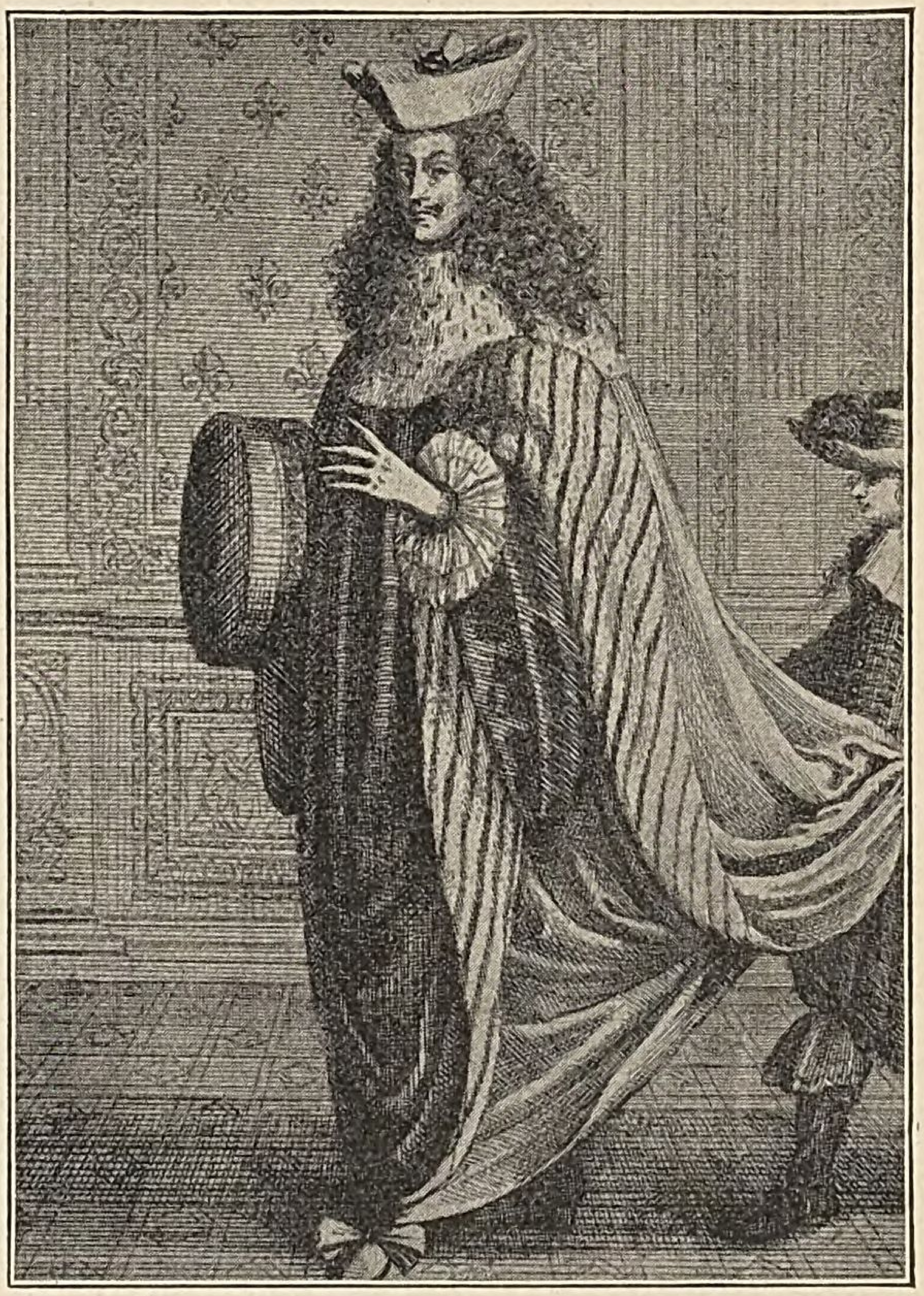


Fouquet als Beschützer der Künste und Wissenschaften und als Richter.
(Kupferstich von Chauveau.)

die von Versailles, Saint Cloud und Marly vorhanden waren, für Wunderwerke. Aber — mochte das Palais auch noch so schön sein, diese achtzehn Millionen, über die noch heute die Rechnungen vorhanden sind, gaben denn doch zu denken. Musste man in der Verwaltung der Angelegenheiten des Königs nicht denselben Mangel an Sparsamkeit vermuten? Die königlichen Landschlösser zu Fontainebleau und St. Germain waren allerdings weit einfacher als Vaux, aber gerade dieser sich Ludwig XIV. aufdringende Vergleich wirkte peinlich und verstimmte ihn. Hierzu kam, dass Fouquet überall im Schlosse sein Wappen, ein Eichhörnchen mit der Devise: Quo non ascendam (wohin könnte ich nicht klettern!) hatte anbringen lassen: hier und

da sah man das Eichhörnchen auch von einer Schlange verfolgt — Colbert führte bekanntlich eine Schlange im Wappen.

Das Fest stand, was den Glanz der Ausstattung und den Geschmack betrifft, weit über dem einst von Mazarin gegebenen. Es wurden auf demselben auch zum erstenmal Molières' „Les Facheux" aufgeführt; den Prolog dazu, der grossen Beifall fand, hatte Pellisson geschrieben — öffentliche Belustigungen verstecken oder bereiten den Fürstenhöfen nicht selten grosse Widerwärtigkeiten.



Ein Gerichtspräsident.
(Aus dem Buch: „Les conditions de la vie humaine" von S. Leclerc.)

Ohne die Dazwischenkunft der Königin-Mutter wären am Tage des Festes selbst der Oberintendant (Fouquet) und Pellisson verhaftet worden. Was die Missstimmung des Königs noch besonders gesteigert hatte, war, dass M[lle] de la Vallière, für welche er sich damals lebhaft zu interessieren anfing, in den flüchtigen Neigungen des Oberintendanten eine Rolle spielte. Fouquet hatte der La Valière 200 000 Francs bieten lassen, sein Geld war jedoch mit Entrüstung abgewiesen worden, und damals hatte die Dame noch keinerlei Absichten auf das Herz des Königs. Der Oberintendant war dahinter gekommen, dass er einen mächtigen Rivalen hatte, und wollte nun der Vertraute von der werden, die zu besitzen ihm versagt war.

Der König war, wie gesagt, willens gewesen, mitten im Fest den Finanzminister verhaften zu lassen; allein er fürchtete doch, so mächtig er damals auch bereits war, die Partei, welche Fouquet sich gebildet hatte.

Fouquet stand als Oberprokurator auch an der Spitze des Parlamentes; er konnte infolge dieser Stellung nur von den versammelten Kammern prozessiert werden; man hatte allerdings schon Prinzen, Marschälle und Herzöge von kommissarisch ernannten Richtern aburteilen lassen, allein diese ausserordentlichen Massnahmen hinterliessen stets den Verdacht der Ungerechtigkeit.

Colbert veranlasste Fouquet, und zwar durch einen wenig ehrenhaften

Kunstgriff, sein Amt zu verkaufen. Man bot dem Verkäufer bis zu 1 800 000 Francs, die heute etwa einen Wert von drei Millionen darstellen würden; Fouquet aber verkaufte infolge eines Missverständnisses für nur 1 400 000 Francs. Der enorme Preis für Sitze im Parlament beweist, welchen Rest von Ansehen diese Körperschaft doch trotz ihrer Herabsetzung bewahrt hatte. Der Herzog von Guise, Oberkämmerer des Königs, hatte seine Charge an den Herzog von Bouillon für nur 800 000 Livres verkauft.

Die Fronde und der Pariser Krieg hatten die Käuflichkeit der richterlichen Ämter zur Folge gehabt, und die Regierung war wegen ihrer grossen Schuldenlast nicht imstande gewesen, diesen beklagenswerten Missständen zu steuern; so kam es, dass eine Stelle als Oberprokurator (Oberstaatsanwalt) sogar mehr kostete als die erste Stelle am Hofe.

Fouquet, obwohl er mit den Einkünften des Staates verfahren war, als wären es seine eigenen, entbehrte darum doch nicht eines vornehmen Charakters. Seine Geldausgaben hatten dem äusseren Glanz der Regierung und allen möglichen Zuwendungen gedient: er verzichtete jetzt zu Gunsten des Staatssäckels auf den Kaufpreis für sein Amt. Auf hinterlistige Weise wurde er nach Nantes gelockt — in Paris hätte ein Sicherheitsbeamter mit zwei Gehilfen ihn verhaften können. Dabei hatte noch kurz vor seinem Sturze der König ihm Artigkeiten gesagt. Ich weiss wirklich nicht, weshalb Fürsten im allgemeinen durch Vorspiegelung von Güte diejenigen täuschen, welche sie vernichten wollen. Die Verstellung ist doch das Gegenteil von Grossherzigkeit. Sie ist niemals eine Tugend und kann nur dann zu einem schätzenswerten Talent werden, wenn sie durch die Umstände aufgedrungen erscheint.

Ludwig XIV verleugnete sich selbst, allein man hatte ihm unterbreitet, dass Fouquet in Belle Isle grosse Befestigungen anlegen liesse und dass er innerhalb und ausserhalb des Königreiches allzu mächtige Verbindungen angeknüpft habe. Es scheint jedoch, dass, als Fouquet nach der Bastille und später nach Vincennes abgeführt wurde, seine Partei nur aus einigen habsüchtigen Hofleuten und Frauen bestand, welche von ihm Pensionen bezogen, die ihn vergassen, sobald er nichts mehr zu geben vermochte. Es blieben ihm aber allerdings auch einige wahre Freunde, und das beweist, dass er solche verdiente. Die berühmte M[m] de Sévigné, Pelisson, Gourville, M[lle] Scudéri, verschiedene Schriftsteller erklärten sich und verwandten sich so energisch für den Gefangenenen, dass sie ihm das Leben retteten. Man kennt das Sonett Hesnaults gegen Colbert, den Feind und Verfolger Fouquet's.*)

*) Minister, geizig und zaghaft — unglücklicher Sklave!
Gebeugt von der Last deines hohen Amtes,
Stummes Opfer der Verdriesslichkeiten des Staates,
Phantom, verehrt unter dem Wust deiner Titel!



Stickerei mit der Devise und dem Wappen des Königs (Sammlung des Oberkämmerers).

Als man Colbert von dem anzüglichen Gedicht sprach, fragte er, ob der König darin beleidigt sei, man verneinte es. „Dann bin ich es auch nicht,“ rief Colbert. Man darf auf solche Redewendungen nichts geben, von denen das Herz nichts weiss. Colbert schien zwar nachsichtig, allein im stillen verfolgte er seinen Plan, Fouquet durch Tod beiseite zu schaffen: man kann ein guter Minister, aber dabei rachsüchtig sein; traurig ist es, dass Colbert nicht ebenso hochherzig wie umsichtig sein konnte.

Einer von Fouquet's unversöhnlichen Verfolgern aber war Michel Le Tellier, damals Staatssekretär, später Kanzler, und sein Rival in Bezug auf Kreditforderungen. Wenn man die Grabrede Le Tellier's liest und sie mit seinem Verhalten im Leben vergleicht, so wird man sich der Bemerkung nicht entziehen können, dass Grabreden oft nur Deklamationen sind. Der Kanzler Séguier, Vorsitzender der Gerichtskommission, aber war unter den Richtern derjenige, welcher Fouquet's Hinrichtung am eifrigsten betrieb und den Gefangenen am grausamsten behandelte.

Dem Oberintendanten den Prozess machen aber hiess so viel als Mazarin's Andenken besudeln. Die grössten Unterschlagungen in den Finanzen waren Mazarin's Werk. Er hatte sich als Souverän mehrere Posten der Staatseinnahmen angeeignet, hatte die Lieferungen für die Armee zu seinem Vorteil ausgenutzt. „Er verfügte im Namen des Königs“ sagte Fouquet vor dem Tribunal, „das Eintreiben ausserordentlicher Steuern — für sich — dies aber ist nach dem Gesetz ein mit dem Tode strafbares Vergehen.“ Auf diese Weise hatte der Kardinal ein Vermögen von unglaublicher Höhe angesammelt. Ich habe von dem verstorbenen Herrn de Caumartin, Intendanten im Finanzdepartement, erzählen hören, dass er einige Monate nach des Kardinals Tode das Palais desselben, in welchem sein Erbe, der Herzog und die Herzogin Hortense, wohnten, besucht und einen grossen Schrank bemerkt habe, der von oben bis unten nichts wie Fächer enthalten hätte. Die Schlüssel zu denselben waren verloren gegangen, und man habe die Fächer nicht geöffnet. Caumartin, hierüber erstaunt, sagte der Herzogin von Mazarin, dass man vielleicht alle möglichen Seltenheiten darin finden würde.

---

Hüte dich! Denn gefährlich ist allzu grosse Macht:
Denke an Fouquet und sein düstres Geschick.
Hüte dich, heimlich an seinem Sturz zu arbeiten —
Hüte dich, dass nicht ein noch traurigeres Loos dir werde.

Eines Tages kannst du fallen, stürzen wie er,
Fürchte Amt und Rang, fürchte den Hof, fürchte dein Glück —
Keiner fällt schuldlos von der Höhe, auf der du stehst.

Höre auf, in deinem Fürsten den Hass zu schüren,
Denke daran: auch du wirst einst der Nachsicht bedürfen,
Halte ihn ab von allzu scharfer Gerechtigkeit.

Die Fächer wurden denn auch erbrochen; sie waren sämtlich mit spanischen Goldmünzen, sogenannten Quadrupeln, mit goldenen Spielmarken und goldenen Medaillen angefüllt. M^me de Mazarin warf ganze Hände voll von diesen Münzen zum Fenster hinaus unter das Volk, und das that sie etwa acht Tage hintereinander!

Der Missbrauch, welchen Mazarin mit seiner Machtbefugnis, die der reine Despotismus war, trieb, entschuldigte freilich den Oberintendanten nicht; allein die Ungesetzlichkeiten, die bei den Verhandlungen vorkamen, die lange Dauer des Prozesses, die gehässige Verfolgungssucht Séguier's, die Zeit, welche den Groll im Publikum dämpfte, die Bittgesuche von Freunden — das alles zusammen rettete Fouquet das Leben.



Fouquet.
(Von S. Bourdon. Galerie von Versailles.)

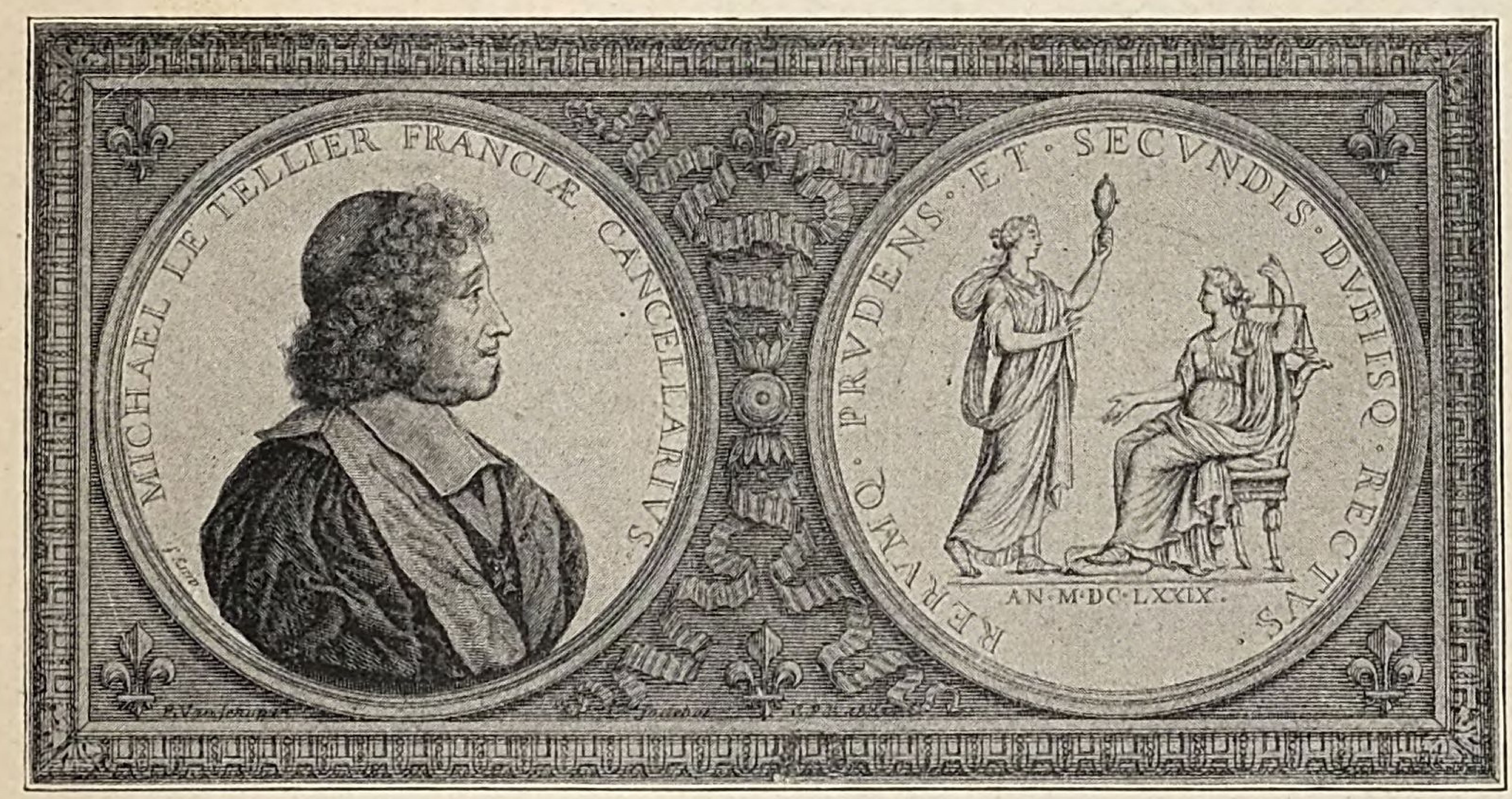
Erst nach drei Jahren, d. h. 1664, wurde das Urteil gefällt. Von zweiundzwanzig Richtern waren nur neun, welche auf Todesstrafe erkannten, die dreizehn anderen, unter welchen einige waren, welche Gourville durch Geschenke bestimmt hatte, entschieden sich für lebenslängliche Verbannung. Der König aber verschärfte die Strafe noch durch besonders harte Bestimmungen — diese Strenge aber stimmte weder mit den alten Gesetzen des Königreiches noch den Vorschriften der Menschlichkeit!

Was die Pariser Bürgerschaft am meisten empörte, war, dass der Kanzler einen der Richter, den Herrn Roquesante, der vor allen den Gerichtshof zur Milde bestimmt hatte, verbannte. Fouquet wurde auf dem Schloss von Pignerol interniert. Alle Geschichtsschreiber sagen, er wäre dort 1680 gestorben, Gourville aber sagt in seinen Memoiren, dass er einige Zeit vorher aus dem Gefängnis entlassen wurde. Die Gräfin de Vaux, seine Schwiegertochter, hat mir dies zwar bestätigt, in seiner Familie aber war man anderer Meinung. Man weiss nicht, wo Fouquet gestorben ist, der eine so glanzvolle Laufbahn hinter sich hatte.

Der Staatssekretär Guénégaud, welcher seinen Posten an Colbert verkaufte, wurde von der Rechtskammer ebenfalls in Anklage versetzt und ihm ein grosser Teil seines Vermögens aberkannt. Der sonderbarste unter den

Urteilssprüchen der Kammer aber ist wohl der, nach welchem ein Bischof von Avranches zu einer Geldstrafe von 12 000 Francs verurteilt wurde. Er hiess Boislève, und war der Bruder eines Zollpächters, mit dem er dessen Erpressungen geteilt hatte.

Saint-Evremond, der dem Oberintendanten beigegeben war, fiel natürlich ebenfalls bei Colbert in Ungnade. Colbert suchte überall nach Beweisstücken gegen ihn, da er ihn verderben wollte, und liess bei M[me] du Plessis-Bellière die ihr anvertrauten Papiere, unter denen sich ein Manuskript Saint-Evremond's über den Pyrenäenfrieden befand, mit Beschlag belegen. Man las dem König das humoristische Schriftstück, welches man für ein Staatsvergehen




Bildwerk in Medaillenform zu Ehren des Kanzlers Le Tellier.
(Von Van Schuppen. 1679.)

ausgeben wollte, vor. Colbert, welcher es für unter seiner Würde hielt, sich an Hesnault, einem Manne dunkler Herkunft, zu rächen, verfolgte in Saint-Evremond den Freund Fouquet's, den er hasste, den Schöngeist, den er fürchtete. Der König war mehr als streng, als er einen unschuldigen, vor längeren Jahren gegen Mazarin gerichteten Scherz bestrafte. Vermisste er doch selber den Kardinal, den sein ganzer Hof mit Beleidigungen und Schmähungen überhäuft hatte, durchaus nicht. Von Tausenden von Schriften, welche gegen Mazarin gerichtet waren, wurde diejenige, die zu den milden zählte und erst nach seinem Tode erschien, allein bestraft!

Saint-Evremond, der sich nach England geflüchtet hatte, starb dort als freier Mann und Philosoph. Der Marquis von Miremont, der ihn gut gekannt hatte, erzählte mir, als ich ihn in London traf, dass die Ungnade des Königs noch einen anderen Grund gehabt habe, Saint-Evremond aber habe

sich darüber nicht näher ausgelassen. Als der Philosoph später von dem schon bejahrten und sich seinem Ende nähernden König die Erlaubnis zur Rückkehr nach Frankreich erhalten habe, habe er es abgelehnt, in derselben einen Gnadenakt zu erblicken. Saint-Evremond habe in England zufrieden gelebt und durch sein Verhalten bewiesen, dass das Vaterland dort ist, wo es einem gut geht.

Der Nachfolger Fouquet's, der den Titel eines Generalkontrolleurs der Finanzen erhielt, rechtfertigte dessen Verfolgung, indem er die durch seinen Vorgänger vernachlässigte Ordnung wieder einführte und für die Grösse des Staates eifrig bemüht war.



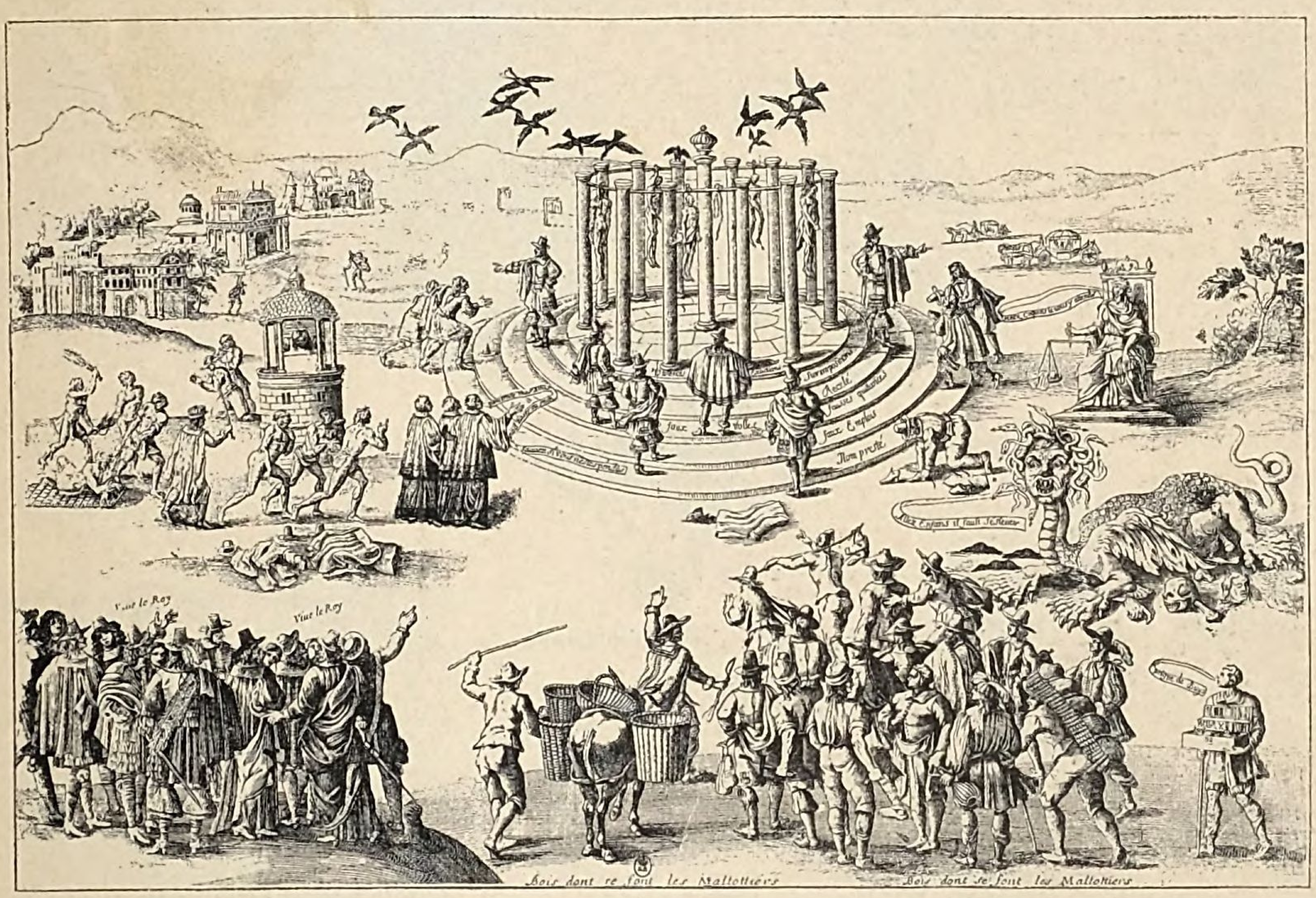
Der Finanzpächter oder der Geizhals.
(Stich von Landry.)

Von der übertriebenen Strenge Colbert's gegen Fouquet berichtet uns als zuverlässiger Zeuge d'Ormesson, der in seiner Eigenschaft als Berichterstatter beim König in Ungnade fiel, weil auch er zu den Lebensrettern Fouquet's zählte.

„Nun ist endlich,“ so sagt er in seinem Journal, „dieser grosse Prozess beendet, mit dem sich ganz Frankreich beschäftigt hatte von dem Tage an, da er anfing, bis zur Urteilsfällung. Es war ein grossartiger Prozess, weit weniger durch den Rang des Angeklagten und die Wichtigkeit der Sache als durch Berryer's Verhalten, der tausenderlei unnütze Dinge hineinflocht, um sich angenehm zu machen und Zeit zu gewinnen, sein Schäfchen ins Trockene zu bringen. — Berryer war die Seele der ganzen Angelegenheit. Da er durch sein Hinziehen den Absichten Colbert's, der das Ende, der den Schluss wollte, zuwider handelte, so nahm er keinen Anstand, die Schuld daran auf die ehrenwertesten Personen am Hofe zu schieben. Die gehässigen Ausfälle Berryer's, welche bei jeder Gelegenheit in den Verhandlungen sich zeigten, seine Fälschungen wurden mit die Veranlassung, dass Fouquet der drohenden Todesgefahr entging.

Die Auffassung, welche man im Publikum von der Sache hatte, zeigte sich in der allgemeinen Befriedigung, welche hoch und niedrig über die Lebensrettung Fouquet's an den Tag legte; alle Welt pries und segnete diejenigen unter den Richtern, die ihn gerettet hatten; für die anderen gab es nichts wie Verwünschungen, man legte ihnen Hass und Verachtung an den Tag, es erschienen Spottlieder auf sie.

Wo d'Ormesson, gereizt und erbittert, die populären Verfolgungen be-

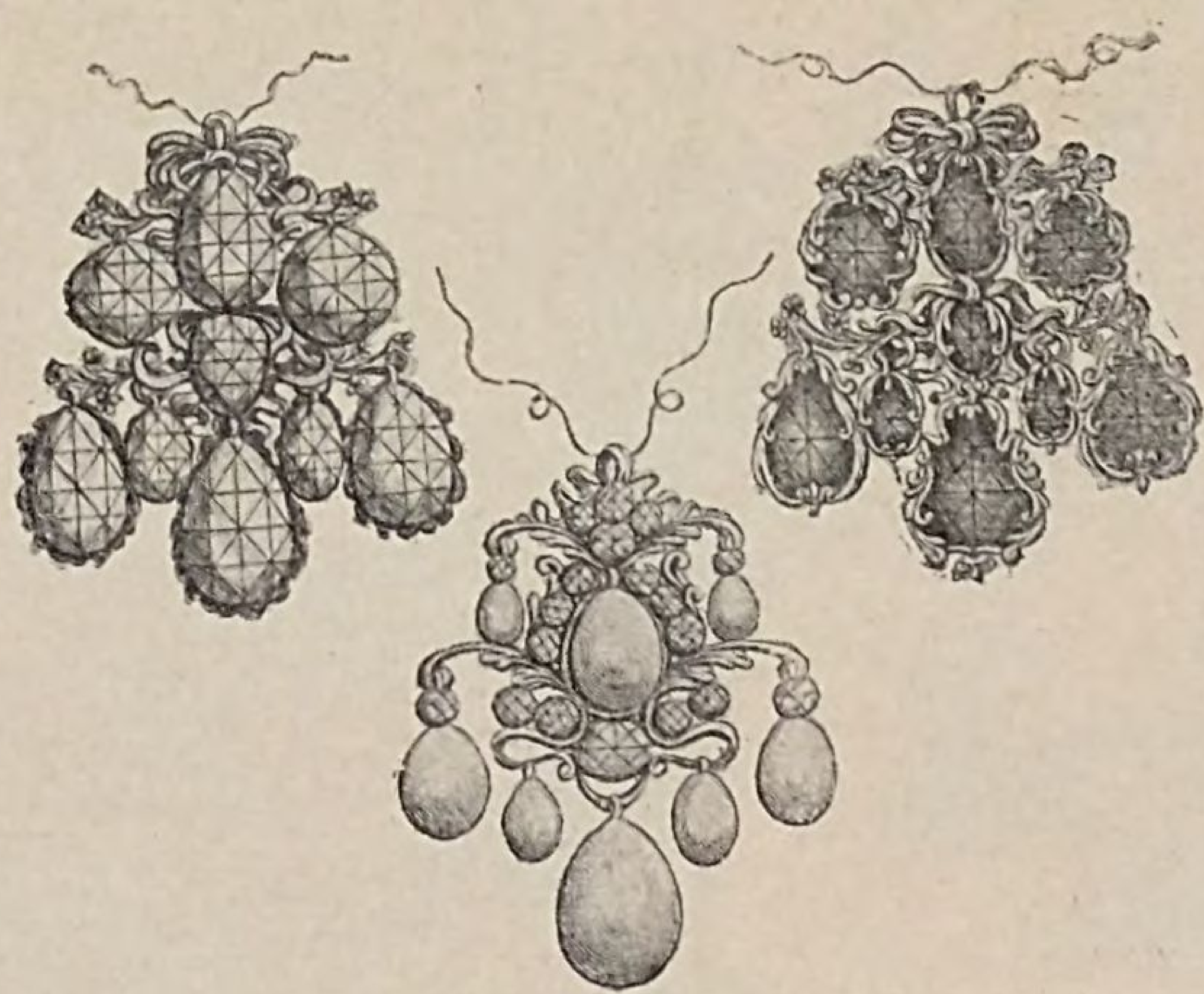


Satirischer Kupferstich: Die Finanzpächter, bestraft durch die Gerechtigkeit des Königs. (1661.)

urteilt und verwirft, welche infolge des Urteils über Fouquet gegen die Finanzpächter gerichtet wurden, ist er weniger gerecht; er sagt u. a:

„Am Sonntag, dem 18. Oktober 1665, liess mich Herr Le Pelletier zu sich rufen, um mit Brillac bei Boucherat zur Nacht zu speisen. Dort erfuhr ich, dass die Steuertaxe der Gerichtskammer in Gegenwart des Königs auf 110 Millionen ausgefertigt war. Das setzte alle Welt in Erstaunen. Es mussten dadurch alle Gläubiger der Finanzwelt zu Grunde gerichtet werden, ebenso wie der Geldhandel der Geschäftsleute. Es musste der König zu Schaden kommen, weil die ihres Kredits beraubten Geldleute dem Könige keine Vorschüsse mehr leisten konnten, und es lag auf der Hand, dass, wenn diese Steuern nicht bezahlt werden konnten, man das Princip wieder aufgeben musste. Jeden

Tag hörte man von Steuern, die so enorm waren, dass sie alle Mittel der Zahlenden verschlingen mussten, und es erschien unmöglich, dass man sie eintreiben könne. Gegen die Last dieser Steuern ist eine allgemeine laute Klage.“



Schmuckgegenstände des siebzehnten Jahrhunderts.
(Nach Zeichnungen von Gilles L'Egaré.)



Fries des Salons „Oeil de Boeuf.“
(Basrelief von Van Clève in vergoldetem Stuck, Schloss zu Versailles.)

II.

## Die Geburt des grossen Jahrhunderts.



Das galante Frankreich.
(Kupferstich aus dem achtzehnten Jahrhundert, in Beziehung zu des Königs Liebschaften.)

Der französische Hof wurde zu einem Brennpunkte aller erdenklichen Vergnügungen, zu einem Muster für auswärtige Höfe. Der König suchte etwas darin, durch den Prunk der Hoffeste die Erinnerung an die Tage von Vaux zu verwischen.

Das damalige Frankreich brachte viel grosse Männer hervor, viel schöne Männer und viel schöne Frauen, der Hof war ihr Vereinigungspunkt. Der König aber behauptete durch seine hohe Gestalt, den majestätischen Ausdruck seiner Züge den ersten Rang unter ihnen. Seine volle, tönende Stimme gewann die Herzen, die seine gewaltige Erscheinung vielleicht einschüchterte. Sein Gang war der eines Königs: für ihn passend, für jeden anderen lächerlich. Dass er diejenigen in Verlegenheit und Verwirrung versetzte, mit denen er sprach, schmeichelte wohl dem Gefühl der Erhabenheit, das ihm inne wohnte. Jener Offizier, der sich in seiner Anrede an den König, in welcher er um eine Gunst bitten wollte, verwickelte und schliesslich



Ludwig XIV in jüngeren Jahren.
(Nach einem Gemälde von unbekannter Hand im Louvre.)

ausrief: „Sire, vor Ihren Feinden zittre ich nicht wie hier“ konnte der Gewährung seiner Bitte sicher sein.

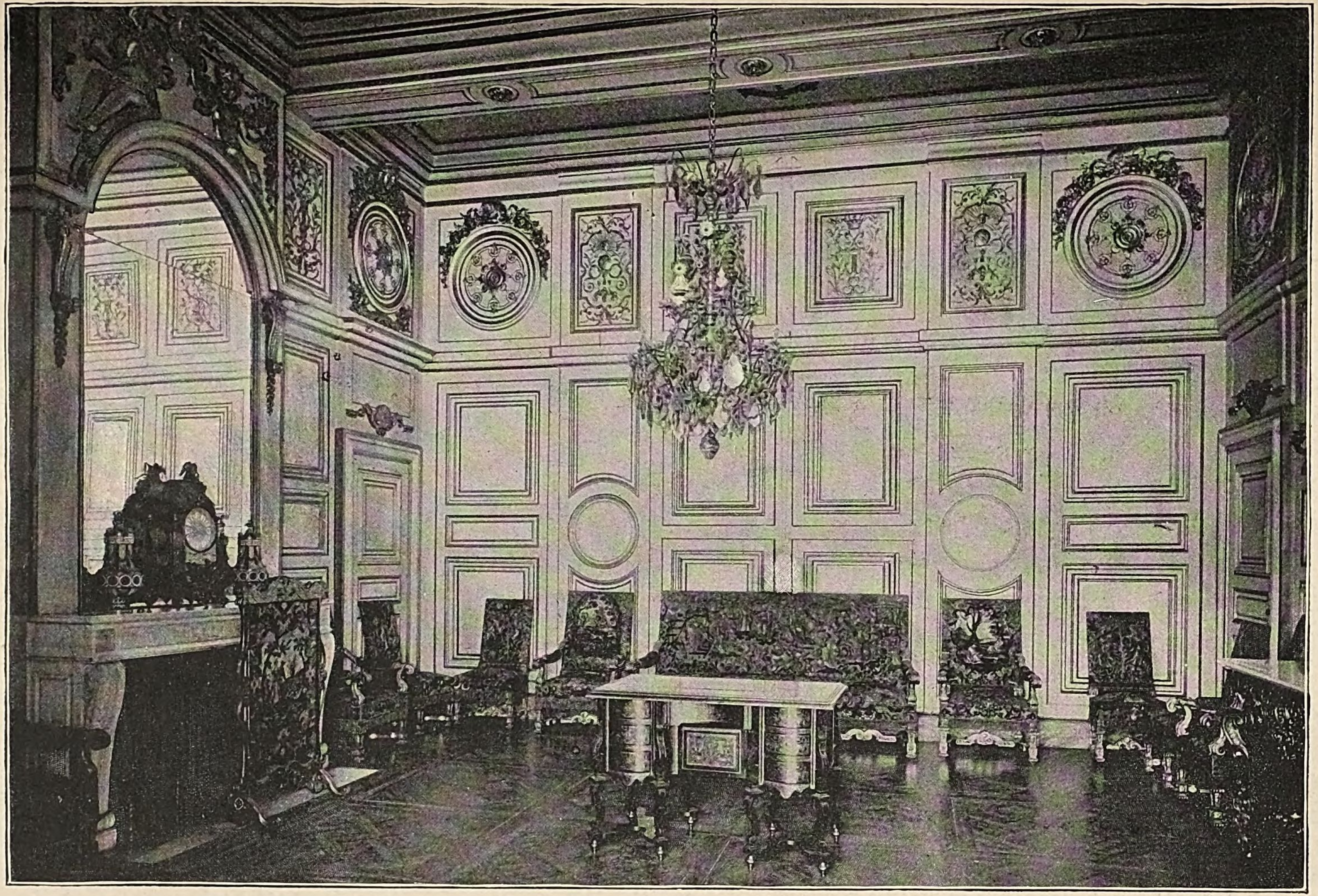
„Er war,“ so schreibt M^me^ Motteville, „von liebenswürdigem Wesen, ehrenhaft und leicht zugänglich für jedermann, hatte aber in der Öffentlichkeit doch etwas Zurückweisendes, ja Strenges, was Achtung und Furcht einflösste und diejenigen, welche er am meisten auszeichnete, verhinderte, sich gehen zu lassen; den Damen gegenüber war er sehr artig und zuvorkommend.“

„In diesem Trubel glänzender Vergnügungen,“ sagt Saint-Simon, „eignete der König sich jene höflichen und galanten Formen an, die er sein ganzes Leben hindurch beibehielt und die er so vortrefflich mit der Schicklichkeit und der majestätischen Würde zu vereinigen verstand. Man kann sagen, er war für den Hof geschaffen; aus der Mitte seiner Hofleute ragte er hervor durch seine hohe Gestalt, seine Haltung, seine schönen Züge und den Ausdruck von Erhabenheit, den er denselben zu geben verstand und der selbst in seiner Stimme, seinen Bewegungen zur Geltung kam — wäre er als ein einfacher Privatmann geboren, er hätte dasselbe Talent für Festlichkeiten, Vergnügungen, galante Formen gehabt und im Reich der Liebe grosses Unheil angerichtet.



Medaillon von Bertinetti: Ludwig XIV.
(Sammlung des Baron Hieronymus Pichon.)

Hatte seine Galanterie etwas Majestä-



Salon Ludwig XIV und der M[me] de Maintenon zu Fontainebleau, in welchem das Edikt wider die Protestanten 1685 unterzeichnet wurde.

tisches, so konnte sie auch manchmal recht lustig auftreten, in der Öffentlichkeit haftete ihr nichts Gewagtes, nichts Unpassendes an. Die geringfügigste Bewegung, der Gang, alles war abgemessen, wohlgefällig, vornehm, voll Majestät und erschien dabei doch natürlich, was zu erreichen ihm durch



Goldenes Medaillon von Peter Puget.
(Ludwig XIV. Museum zu Marseille.)

Gewöhnung und durch die Gaben, mit denen die Natur sein Äusseres beschenkt hatte, so leicht wurde.

Nie hat ein Mann bei ernsten Anlässen, bei Audienzen der Gesandten z. B. so zu imponieren verstanden wie Ludwig XIV; man musste sich an seinen Anblick erst gewöhnen, um nicht bei einer Anrede aus dem Text zu kommen. Die Antworten, welche er bei solchen Gelegenheiten erteilte, waren stets kurz, aber verständlich, gerecht und in den meisten Fällen verbindlich,

ja schmeichelhaft. Überall, wo immer er erschien, empfing ihn ein ehrfurchtsvolles, tiefes Schweigen.

Er war ein grosser Freund von frischer Luft und möglichst vielem Bewegen in derselben, ein ausgezeichneter Tänzer, Ball- und Maillespieler. Er sass vortrefflich zu Pferde, auch noch als er schon bejahrt war; er sah es gern, wenn alle Leibesübungen graziös und geschickt gemacht wurden. Er meinte, man solle sich mit diesen Dingen, die nicht notwendig wären, nicht abgeben, wenn man sie nicht zu machen verstände. Auch war er ein tüchtiger Schütze und Jäger und hatte für schöne Hühnerhunde eine grosse Vorliebe, er hatte stets sechs bis acht in seinen Zimmern, und es machte ihm Spass, die Tiere eigenhändig zu füttern. Die Hirschhatz war sein besonderes Vergnügen; nachdem er sich dabei im Walde von Fontainebleau, es war gleich nach dem Tode der Königin, den Arm gebrochen hatte, nahm er im Wagen an diesen Jagdvergnügungen teil; es war ein kleiner einsitziger Wagen für ihn eingerichtet, gezogen von vier kleinen Pferden, mit fünf oder sechs Relais; er kutschierte, was er ausgezeichnet verstand, selbst — und auch dabei war er von unnachahmlicher Grazie."



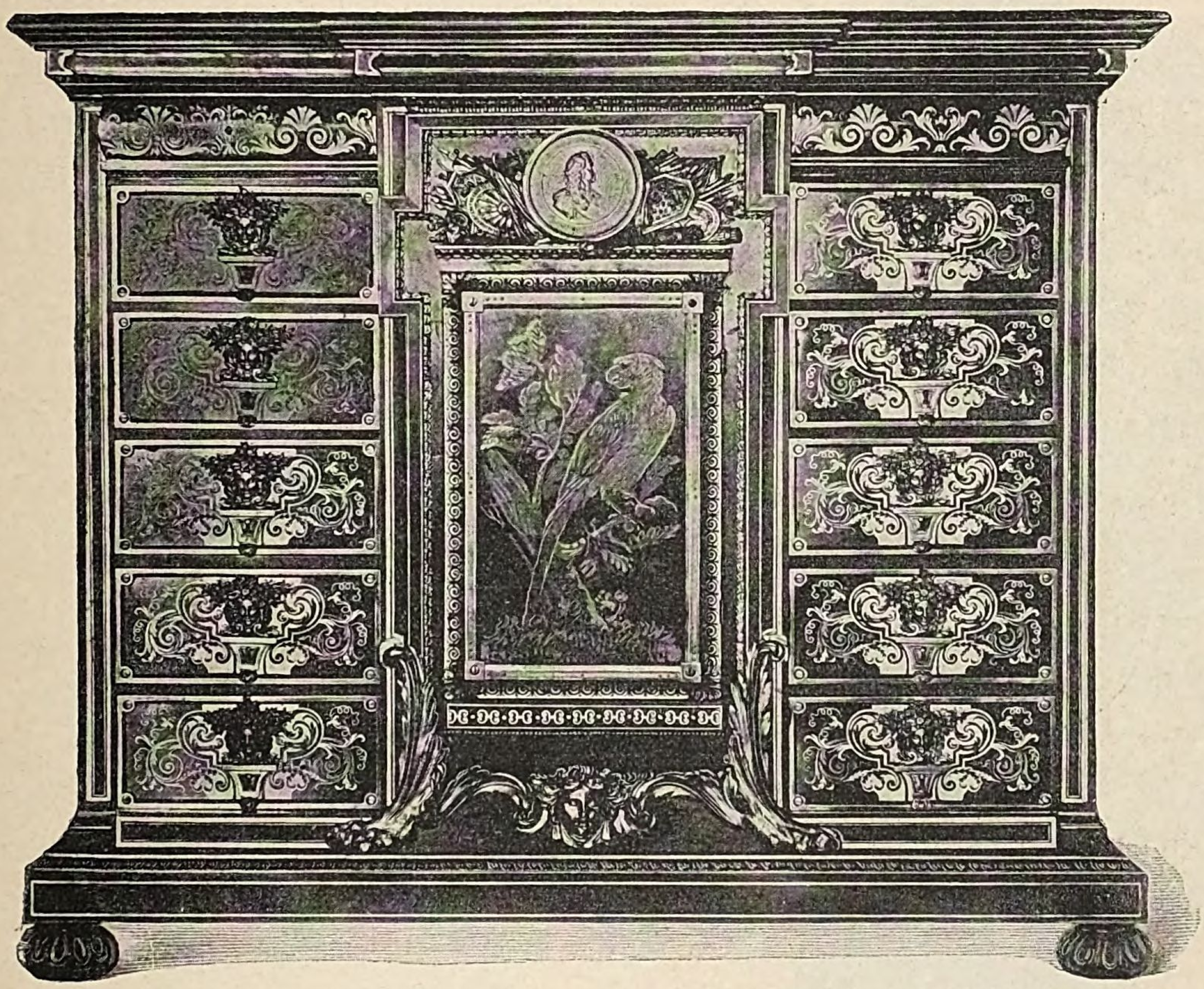
Apollo zeigt Frankreich das Bildnis Ludwig XIV.
(Basrelief in Marmor von Coustou. Louvre.)

Saint-Simon schildert, wie man sieht, Ludwig XIV unter der steten Betonung seiner Grazie, die nach bekanntem Ausspruch „noch schöner ist als die Schönheit selbst". Es wäre in der That durchaus falsch, wollte man annehmen, dass das Hervorragen Ludwig XIV über seine Umgebung in der Autorität seiner Stellung, dem Zauber seiner königlichen Allgewalt gelegen hätte, die Franzosen haben vielmehr an ihm persönliche Eigenschaften gefunden, von denen sie sich stets gewinnen und verführen liessen.

Auch La Bruyère stellt den König in seinem Äussern als das Ideal eines Souveräns hin und sagt:

„Wie vieler Gaben bedarf nicht der, der ein guter Herrscher genannt

sein will? Neben der hohen Geburt soll er ein gebieterisches Wesen, soll Gesichtszüge haben, welche die Neugier des herbeidrängenden Volkes befriedigen, welche den Hofleuten Respekt einflössen, er soll von einer stets gleichen Gemütsstimmung, empfänglichen Geistes, und von offenem, aufrichtigem Herzen sein, dem man bis auf den Grund sehen kann, einem Herzen, dem es leicht wird, Freunde zu finden, und Verbündete, Ernst und Würde soll er in der Öffentlich-



Ein Schrank (Cabinet), von Boulle; in der Mitte ein Medaillon mit dem Bildnis des Königs.
(Schloss von Versailles. Gemächer des Königs.)

keit, knappe, gerechte Worte in den Antworten auf Gesandtschaften, verbindliches Wesen in den Beratungen haben."

Racine entwirft, indem er durch den Mund Berenice's Titus rühmt dasselbe Bild des Königs.*)

---

*) Denkst du, o Phenice, jener strahlentrunknen Nacht?
Ist dein Auge voll noch von Licht und Schein?
Diese lodernden Fackeln, die funkensprühenden Feuer,
Und die Feldzeichen, die Fasces, das Volk, das Heer,
Diese Schar von Königen, die Konsuln, der Senat —
Und alle, alle empfingen Licht und Glanz nur von ihm,
Dem Geliebten, seinen Ruhm feierten Purpur und Gold,
Seinen Siegen winkte des Lorbeers duftiger Zweig.

Das Urteil der Mme Lafayette ist im wesentlichen, wenn auch mit einigen Beschränkungen, dasselbe. Er erschien seinen Zeitgenossen als der vollkommenste Typus des Menschengeschlechtes, ihm als Souverän und Gebieter begegnen zu müssen, könnte man beinah bedauern. —

„Man kann den König nur in dem schildern, was er that, das erhellt aus dem, was wir zu sagen haben: Man wird in ihm unzweifelhaft einen der grössten Könige sehen, die je gelebt haben, einen der ehrenwertesten Männer im Königreich; man würde sagen können den vollkommensten, wenn er den Geist, den ihm der Himmel gegeben, in voller Entfaltung gezeigt und ihn nicht eingeschlossen hätte in die königliche Majestät.“



Bronzebüste Ludwig XIV.
(Schloss zu Versailles.)

Von einer so geistreichen Frau ist dies ein bemerkenswertes Urteil. Es erläutert die Verehrung, den Kultus, der Ludwig XIV dargebracht wurde und der seiner Person ebensosehr galt wie seinem hohen Range.

„Wer bedenkt,“ sagt La Bruyère etwas spitz, „dass das Gesicht, welches der Fürst macht, das Glück der Höflinge ist, die ihr ganzes Leben darauf verwandten, dasselbe zu sehen und von ihm bemerkt zu werden, der kann ungefähr begreifen, dass aller Ruhm, alles Glück der Heiligen darin besteht, Gott von Angesicht zu Angesicht zu sehen.“

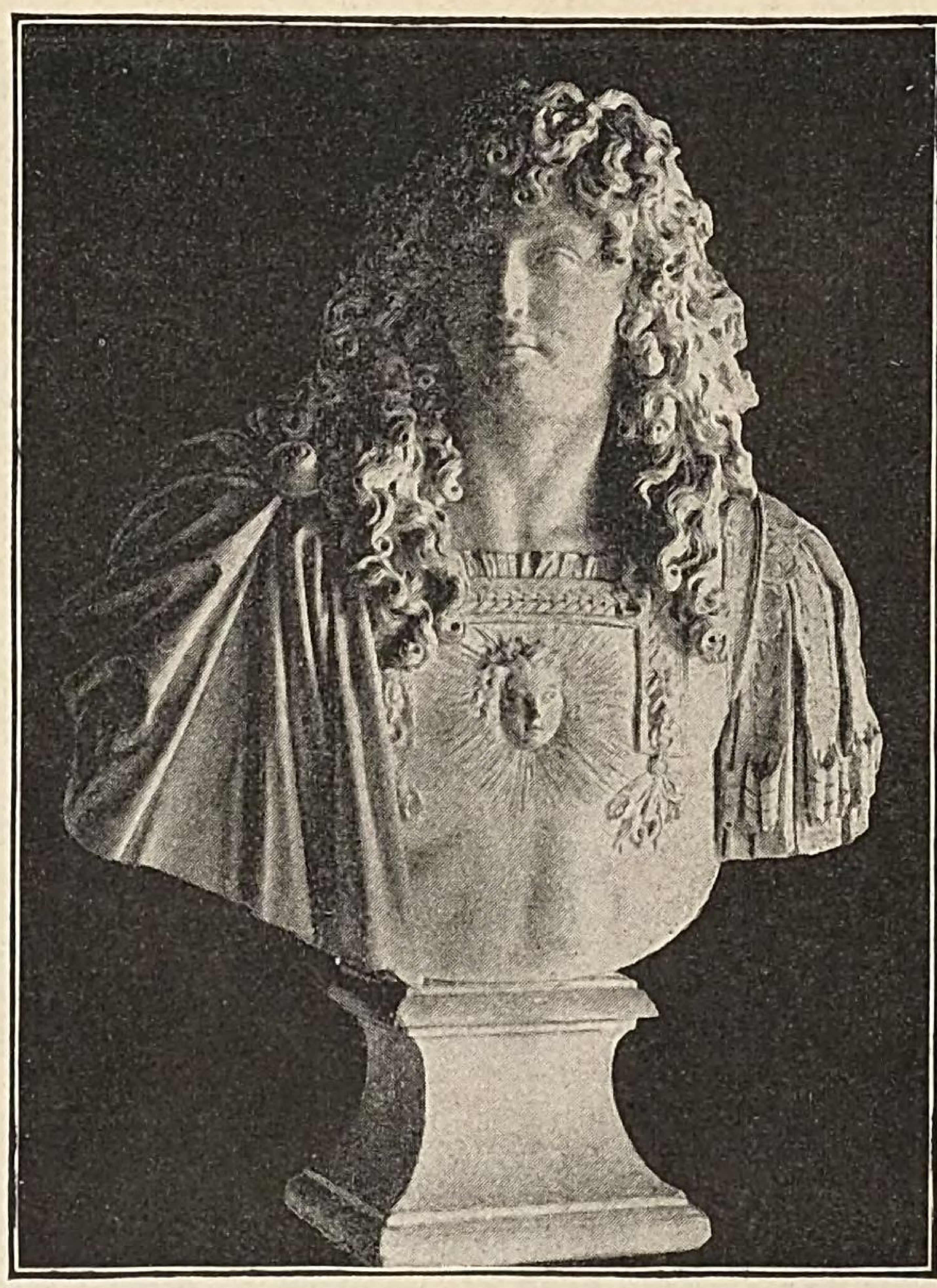
La Bruyère spottet, wie man sieht, über diesen Kultus, Mme de Sevigné aber vertritt ihn und beschreibt ihn der Mme de Guiche, nachdem sie von einem längeren Besuch in Versailles zurückgekehrt ist: „Was mir ausnehmend gefiel, war, dass ich vier Stunden hintereinander mit dem König verbringen durfte, dass ich an seinen Ver-

Alle Augen in der Runde von nah und fern schauten
Und alle Blicke suchten nach ihm — nach ihm,
Seiner erhabnen Gestalt, seiner milden Erscheinung.
O Himmel! Und all diese Herzen jubelten ihm zu
Und priesen ihn in Ehrfurcht und weihten sich ihm.
Könnte man ihn sehen, ohne zu denken wie ich,
Dass, wenn seitab seine Wiege im Dunklen gestanden,
Dennoch in ihm die Welt den Herrscher erkannt hätte?

gnügungen und er an den unserigen teilnahm. Darin liegt für ein ganzes Königreich, das seine Gebieter zu sehen so begierig ist, hohe Befriedigung."

Bossuet sagt es Ludwig XIV ins Gesicht, indem er seiner Lobrede eine gerechtfertigte Kritik beifügt, die ihn nicht als Höfling, sondern als Richter erscheinen lässt:

„Es heisst nicht der Majestät schmeicheln, wenn man Ihnen, Sire, sagt, dass Sie mit sehr hervorragenden Eigenschaften geboren sind. Ja! Sie sind geboren, um von fern und nah die Liebe und die Ehrfurcht Ihrer Völker an sich zu fesseln. Sie müssen das grosse Ziel im Auge haben: gefürchtet zu werden von den Feinden des Vaterlandes und den Übelthätern, von allen übrigen aber, die auf Sie ihre Hoffnung setzen, in ihnen Ihren Trost finden, und aus Ihren gütigen Händen die Linderung ihrer Übel empfangen, geliebt zu werden. — Das ist von allen Ihren Pflichten die wesentlichste! Das ist es, Sire, was Gott zu thun Ihnen aufgiebt und was er um so mehr von Ihnen fordert, als er Ihnen alle die Eigenschaften verliehen hat, welche erforderlich sind, eine so erhabene Aufgabe zu lösen: Einsicht, Festigkeit, Güte, Milde, Autorität, Langmut." Will man an solchen Zeugnissen, weil sie von französischer Seite kommen und der Götzendienerei und Schmeichelei verdächtig sein könnten, zweifeln, so kann man dies von einer Beurteilung Fremder nicht annehmen.



Büste Ludwig XIV.
(Von Warin. Galerie zu Versailles.)

Der Italiener J. B. Massi hatte den König in den ersten Jahren seiner Regierung gesehen; Massi hatte sich eingestellt, um Ludwig XIV im Namen der venetianischen Republik beim Antritt seiner Regierung zu beglückwünschen. „Ich kann," so drückt er sich aus, „seine majestätische Erscheinung nicht schildern, wie sie zu gleicher Zeit mit aller Leutseligkeit und Huld auftritt" (3. Februar 1660).

Der Gesandte Brandenburgs, Spanheim, sah Ludwig XIV dreissig Jahre später im Vollglanz seiner Regierung, sein Urteil ist das nämliche:

„Die Vorzüge seiner Person liegen in seiner Gestalt, seiner Haltung, seinem Wesen, seinem Gesichtsausdruck, einem hoheitsvollen und majestätischen Auftreten, einem Körperzustande, der alle Strapazen neben der Last seines so hohen Amtes zu ertragen wie geschaffen ist. Hinzukommt, dass der König es versteht, aufs geschickteste Hoheit und Leutseligkeit in der Unterhaltung zu verbinden und sich vom Stolz ebenso fern zu halten weiss wie von Erniedrigung. Seine natürlichen Anlagen sind Geradheit des Charakters, Gerechtig-



Ludwig XIV inmitten der Damen seines Hofes: 1665.
(Aus einem Almanach damaliger Zeit.)

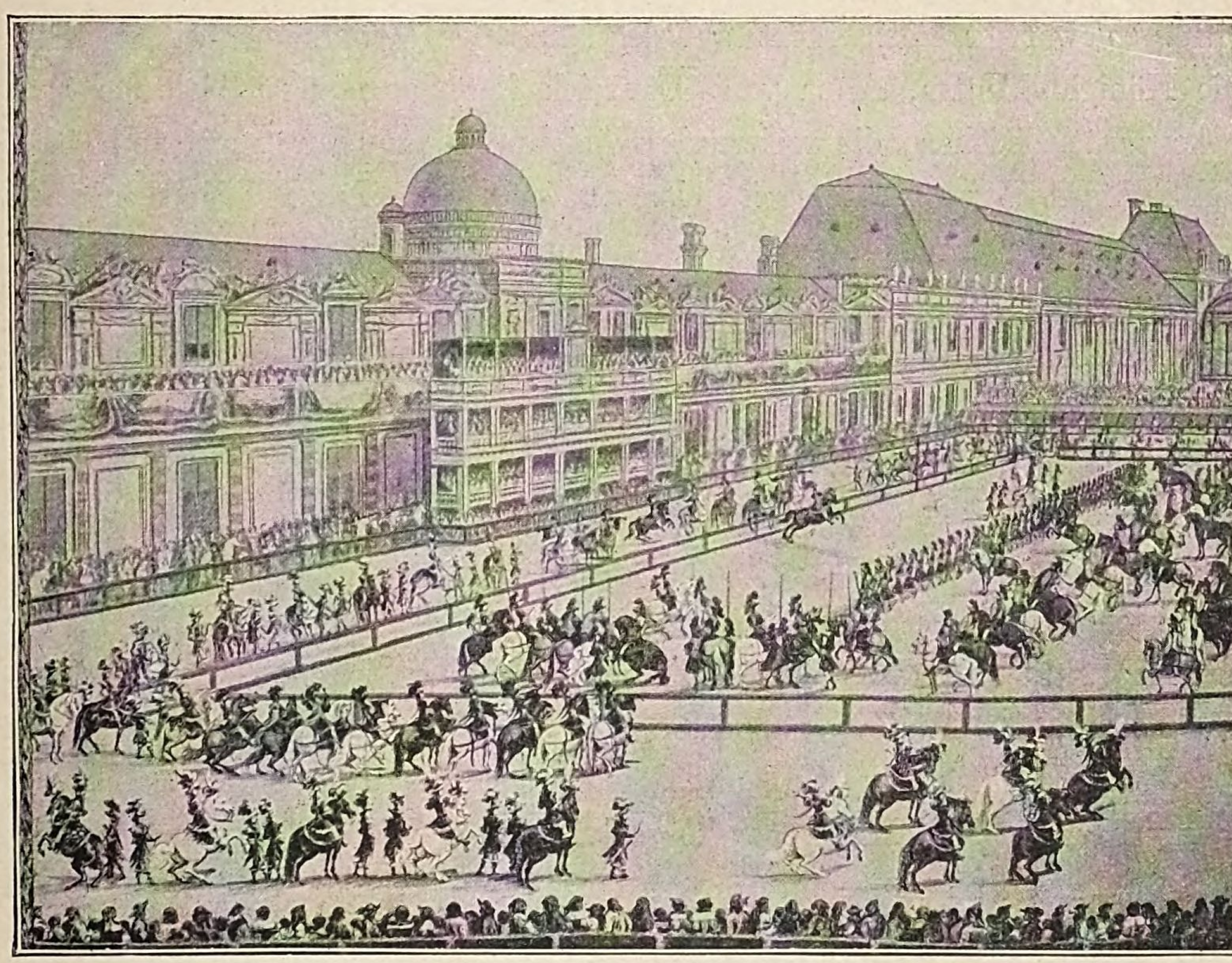
keitssinn und das Gefühl der Billigkeit. Er gefällt sich darin, Gutes zu thun, sei es aus eigener Wahl oder aus Beeinflussung.“

Um Ludwig XIV kennen zu lernen, wie er wirklich war, ohne den Nebel von Weihrauch und Schmeicheleien, durch den ihn seine Zeitgenossen sahen und auffassten, muss man noch einmal zu Saint-Simon zurückkehren. In einem Buch, in welchem dieser Ludwig XIV zum Vorteil seines Vaters und seines Grossvaters herabsetzen wollte, findet man folgendes Bild: weder Maler noch Bildhauer haben uns ein lebendigeres hinterlassen:

„Eine heroische Gestalt, von der Natur ausgestattet mit imponierender Hoheit, die sich in den geringfügigsten Bewegungen, in den gewöhnlichsten

Verrichtungen, ohne allen Ausdruck von Anmassung, in einfacher Würde geltend macht, zum Malen schön geformt, ganz wie ein den Bildhauern dienendes Modell, mit vollkommenen Gesichtszügen, die einen Ausdruck von Vornehmheit und Erhabenheit an sich hatten, wie er in Menschen nie gesehen wurde.

Diese grossen Vorzüge, gehoben noch durch natürlichen Anstand, brachte er mit einem ganz eigenartigem Geschick zur Geltung. Er erschien — und



Karussell im Hofe der Tuilerien, gegeben vom König 1662: eine Quadrille.
(Aus dem illustrierten Werke Fr. Chauveau's: „Kopf- und Ringspiele.“ Illustriertes Exemplar in der Bibliothek zu Versailles.)

dies ist vielleicht nur wenigen Sterblichen gegeben — im Hausrock ebenso hoheitsvoll und majestätisch wie auf dem Thron, und man konnte ebenso wie bei festlichen Gelegenheiten und Ceremonien oder wenn er zu Pferde vor seinen Truppen hielt, seinen Blick kaum ertragen. In allen Leibesübungen hatte er sich hervorgethan. Keine Strapazen, keine Schäden, welche die Zeit ihm zufügte, benachteiligten den machtvollen Ausdruck seiner Gestalt: vom Regen durchnässt, vom Schnee bedeckt, von Kälte erstarrt, triefend von Schweiss, bedeckt mit Staub, er blieb derselbe! Ich war oft ein bewundernder Zeuge dieser Erscheinung, denn, mit seltenen Ausnahmen, erschien er tagtäglich für längere Zeit im Freien. Eine Stimme, deren Klang zu dem Ganzen

passte, die Leichtigkeit, mit der er stets das richtige Wort fand und richtig zu hören verstand, was gesagt wurde, als Mann von Welt von einer gewissen Zurückhaltung, einer stets würdevollen Höflichkeit, stets gebieterisch, dem weiblichen Geschlecht gegenüber voll ritterlicher Galanterie — das sind seine äusseren Eigenschaften, die nie ihresgleichen, nie etwas Ähnliches fanden."

Was den Geschmack, der bei den Hoffestlichkeiten zu Tage trat, betrifft, so war er noch nicht auf der Stufe der Vollkommenheit angelangt. Die Königin-Mutter, Anna von Österreich, hatte angefangen sich mehr und mehr zurückzuziehen, die regierende Königin verstand nur wenig französisch, und in ihrer Herzensgüte lag ihr einziges Verdienst. Des Königs Schwägerin, die englische Prinzessin, war dagegen durch ihre lebhafte und feine Unterhaltung, die sie bei den Hofgesellschaften einführte und die sie durch ihren Geschmack an guter Lektüre noch zu beleben verstand, von grosser Bedeutung. Sie vervollkommnete sich zugleich in der französischen Sprache, deren Kenntnis zur Zeit ihrer Heirat nur gering gewesen war. Ihre geistige Regsamkeit übertrug sich auf den ganzen Hof; Zuvorkommenheit und Anstand, Dinge, für welche die übrigen europäischen Höfe noch wenig Sinn zeigten, wurden ein allgemeines Gesetz. Madame war ebenso witzig wie ihr Bruder Karl II von England, und diese Gabe war noch gehoben durch den Zauber ihres Wesens und den Wunsch zu gefallen.

Der Hof Ludwig XIV atmete eine Galanterie, die sich innerhalb der Grenzen der Schicklichkeit bewegte und ihn über den Karl II stellte, an dem man in gröberer Art galant war und wo die Vergnügungen einen roheren Ausdruck hatten.

Zwischen dem König und Madame hatte sich gleich anfangs neben einem Austausch geistiger Koketterien ein geheimes Einvernehmen geltend gemacht, das sich bei kleinen Festen wiederholt gezeigt hatte. Auch Verse wurden ausgetauscht, und der Marquis Dangeau war so glücklich, bei diesem geistigen Verkehr der Vertraute des Königs und zugleich der der Prinzessin zu sein. Der König beauftragte ihn, an seiner Stelle zu schreiben, dasselbe that Henriette. So diente der Marquis beiden, ohne dass sie eine Ahnung davon hatten, und fand darin ein grosses Vergnügen.

In der königlichen Familie aber erregte das Einverständnis des Königs mit seiner Schwägerin einige Unruhe, der König beschränkte daher den Aufsehen erregenden Verkehr, in welchem fortan nur Hochachtung und eine unwandelbare Freundschaft zum Ausdruck kam. Als später Madame die Dichter Racine und Corneille zu der Tragödie „Berenice" anregte, schwebte




Das Pariser Rathaus 1687.

(Die Stadt bestellte bei Frosne den Kupferstich zur Erinnerung an den Besuch Ludwig XIV nach seiner Genesung.)

ihr nicht nur der Bruch des Königs mit dem Connetable Colonne vor, sondern auch der Umstand, dass sie ihrer eigenen Neigung, um nicht gefährlich zu werden, Zügel anzulegen verstanden hatte.

Ludwig XIV ist in zwei Versen der Racine'schen „Berenice" also gezeichnet:

Hätte seine Wiege in's Dunkle das Schicksal gestellt,
Ihn als Herrscher erkannt hätte dennoch die Welt!




Französische Galanterie. Mitte des siebzehnten Jahrhunderts.
(Nach einem Kupferstich der damaligen Zeit.)

Diese Tändeleien des Königs aber sollten bald von einer grossen Leidenschaft verdrängt werden: der für eine Hofdame von Madame, Demoiselle de La Vallière; Ludwig hatte hier das Glück, einzig seiner selbst wegen geliebt zu werden. Zwei Jahre hindurch war diese Dame das geheimnissvolle Thema der Unterhaltungen, stand ungesehen im Mittelpunkt aller Hoffestlichkeiten. Ein Diener des Königs mit Namen Belloc war der Verfasser kleiner Märchen; sie wurden in die vor der Königin oder Madame aufgeführte Tänze ein-

geflochten und sprachen von dem Geheimnis zweier Herzen, das doch bald kein Geheimnis mehr sein sollte.

Zu den öffentlichen, vom König dem Liebchen zum Zeitvertreib veranstalteten Belustigungen gehörte auch ein im Jahre 1662 auf dem den Tuilerien gegenübergelegenen, nachher „Place du Carrousel“ genannten, grossen Platze veranstaltetes Tournier. Fünf Reitergeschwader erschienen auf dem Plane: ein römisches, geführt vom König, ein persisches, geführt von seinem Bruder, ein türkisches mit dem Prinzen Condé an der Spitze, ein indisches unter dem Herzog von Enghien und ein amerikanisches unter dem Herzog von Guise. Dieser letztere war ein Enkel des berühmten „Guise mit der Narbe“. Er hatte sich in der ganzen Welt einen Namen gemacht durch die



Der König als römischer Kaiser im Karussell von 1662.
(Aus dem oben angeführten Werke Chauveau's.)

schlecht abgelaufene Keckheit, mit der er einen Handstreich gegen Neapel auszuführen versucht hatte. Seine Gefangenschaft, seine vielen Zweikämpfe, seine romantischen Liebschaften, seine Verschwendung, seine zahllosen Abenteuer hatten ihn zu einer interessanten Persönlichkeit damaliger Zeit gemacht — er schien einer verschollenen Welt anzugehören; als er jetzt mit dem „grossen Condé“ in den Schranken erschien, sagten die Zuschauer: „Seht! Das sind die Helden der Geschichte und der Fabel!“

Die Königin-Mutter, die regierende Königin, die Königin von England, Wittwe Karl I, sassen unter einem prächtigen Baldachin und schauten den Ritterspielen zu. Graf Saulx, Sohn des Herzogs Lesdiguières, errang den Preis und nahm ihn aus den Händen der Königin-Mutter in Empfang.

Diesen Festen ist es zuzuschreiben, dass sich eine gewisse Vorliebe für Sinnbilder und Wahlsprüche, wie sie vordem bei Tournieren üblich gewesen waren, wieder einstellte.

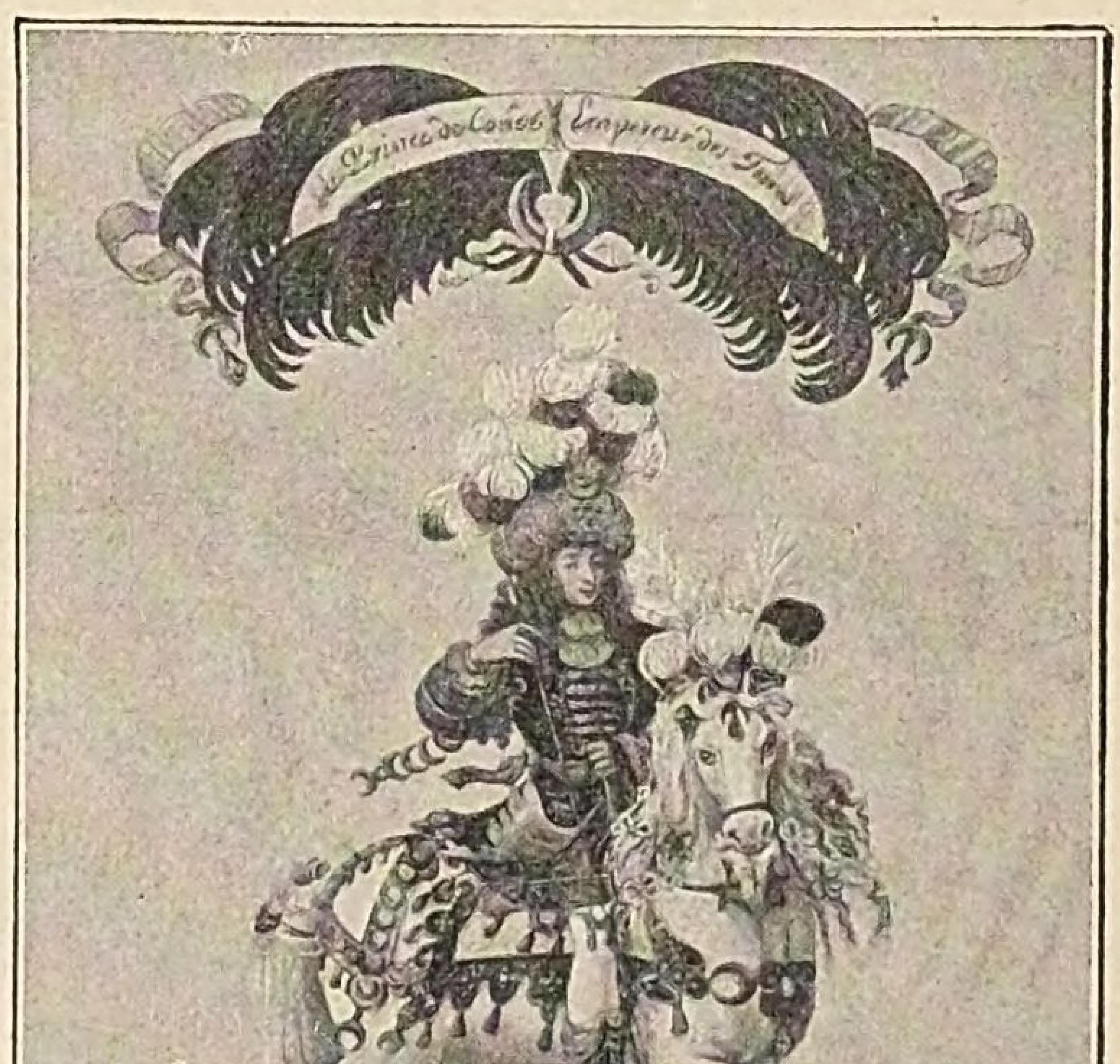


Der Herzog von Guise als „amerikanischer König.“
(Karussell 1662.)



Der Herzog von Enghien als „indischer König.“
(Karussell 1662.)

Ein Archäologe, Herr d’Ouvrier, hatte für den König die Sonne als Sinnbild erfunden; sie wirft Strahlen auf eine Erdkugel, dazu gehört die Devise: „Nec pluribus impar.“ Die Idee war eigentlich einem für Philipp II von Spanien erdachten Wahlspruch entlehnt, der für diesen, in dessen Reich bekanntlich die Sonne nicht unterging, allerdings mehr am Platze erscheinen möchte als für einen König von Frankreich. Immerhin aber hatte d’Ouvrier’s Devise in so fern Erfolg, als alle Wappen Ludwig XIV, die Möbel, die Teppiche, die Bildhauerarbeiten mit derselben versehen wurden. Der König selbst hat sie auf den von ihm veranstalteten Tournieren nie geführt. Man hat ihm über den Hochmut der Devise Vorwürfe machen wollen, allein er hatte sie doch gar nicht ausgewählt; tadelnswerter ist vielleicht der Um-



Der Prinz Condé als „türkischer Kaiser.“
(Karussell 1662.)

stand, dass das Bild nicht darstellt, was die Devise besagt, diese hat allein keinerlei klaren und bestimmten Sinn: ein Gegenstand, welcher verschiedene Deutungen zulässt, soll aber überhaupt nicht erst gedeutet werden. Solche aus der alten Ritterzeit überkommenen Devisen sind vielleicht angebracht, wenn es sich um Feste handelt, sollen aber dann treffend, neu und pikant sein. Es ist besser, gar keine zu führen als ungeschickte und fade, wie z. B. die war, welche Ludwig XII führte: ein Stachelschwein mit der Devise: „Wer sich daran reibt, sticht sich“ — solche Devisen verhalten sich zu Inschriften wie Maskeraden zu ernsten Feierlichkeiten!

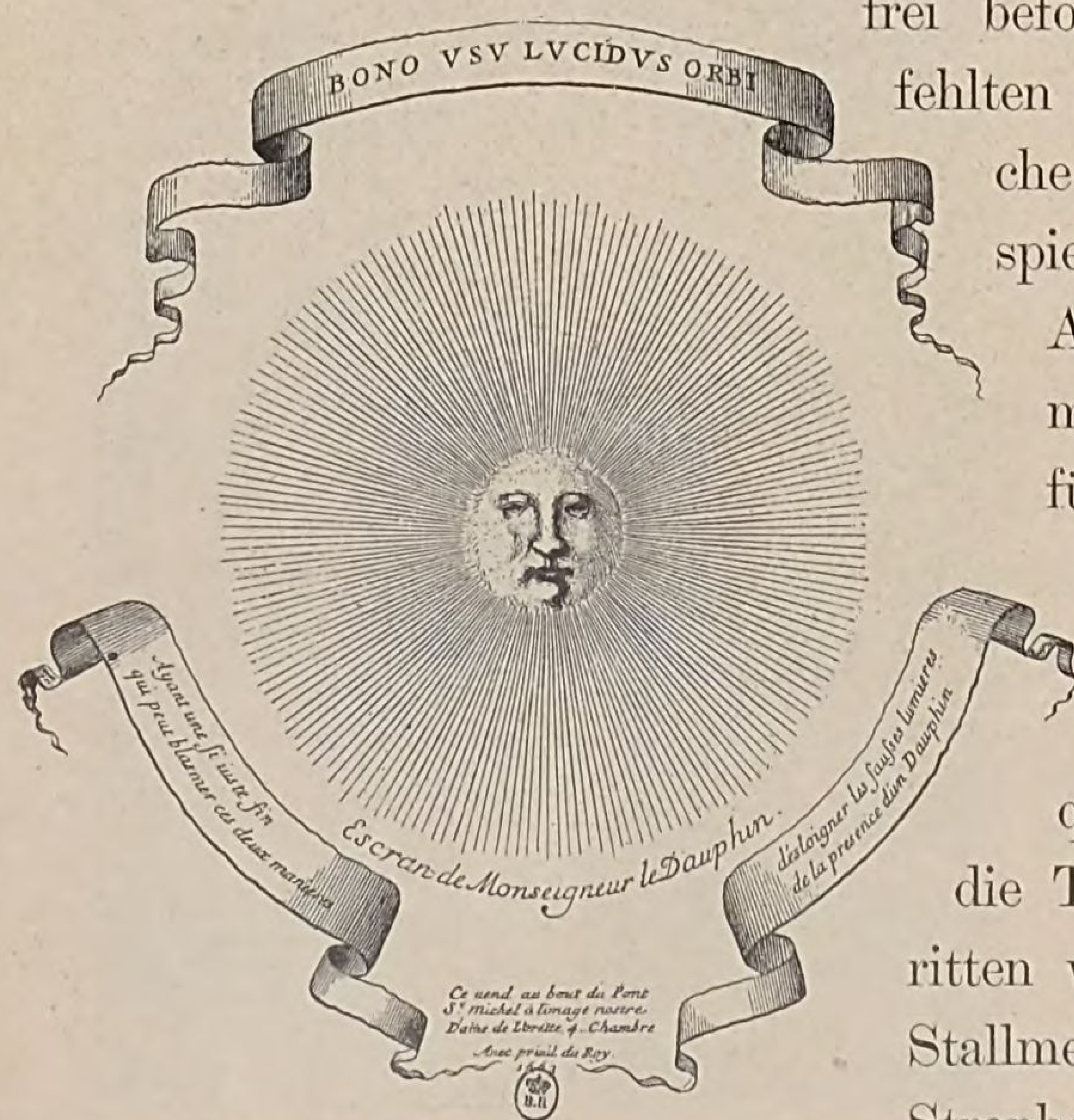


Nec pluribus impar.
(Medaille zu Ehren Ludwigs XIV. 1664.)

Im Jahre 1664 wurde zu Versailles ein anderes ähnliches Fest veranstaltet, welches das erste durch besondere Eigentümlichkeiten noch übertraf, die nicht nur in seiner Pracht, sondern in dem feinen, durchgeistigten Geschmack seiner Schaustellungen Ausdruck fanden. Versailles war damals schon zu einem entzückenden Aufenthaltsort geworden, noch aber fehlte ihm sein nachheriger Charakter majestätischer Grösse.

Am 5. Mai 1664 erschien der König mit dem gesamten Hofe in Versailles. Es waren sechshundert Personen, die mit ihrer Dienerschaft und allen denjenigen, die an der Anordnung der Festlichkeiten irgendwie beteiligt waren, frei befördert und unterhalten wurden. Es fehlten den Festen zwar jene Bauwerke, welche Griechen und Römer für ihre Festspiele aufführten, allein Podien, Tribünen, Amphitheater, bedeckte Gänge wurden mit erstaunlicher Schnelligkeit aufgeführt und trugen mit ihrer zunehmenden Vollendung nicht wenig zu dem Staffagepomp solcher Feste bei.

Den Anfang machte eine Reiterquadrille. Am ersten Tage erschienen die Teilnehmer zu einer Parade. Voraus ritten wappenführende Herolde, Pagen und Stallmeister, alle mit Schild und Devise, mit Strophen in goldenen Buchstaben, gedichtet von Périgny oder Benserade. Besonders der



Kaminschirmbild für den Dauphin.
(Mit einer Devise zu Ehren des Königs.)

letztere hatte viel Talent für zierliche Reime, in denen Anspielungen auf die Personen und die von ihnen dargestellten Helden des Altertums und Prinzen der Märchenwelt oder auch auf Dinge enthalten waren, die gerade die Hofgesellschaft lebhaft beschäftigten. Der König stellte Roger vor, sein Gewand und der Harnisch des Pferdes funkelten von Diamanten des Kronschatzes. Die Königinnen mit dreihundert Damen sahen von den Arcaden der schönen Tribünen aus dem Aufzug zu.

Der König hatte nur Augen für Mlle de La Vallière, für sie allein war ja das Fest hergerichtet; in der Menge verloren, empfing sie die prunkvolle Huldigung.

Hinter den Reitern fuhr ein vergoldeter Wagen, welcher vierundzwanzig Fuss lang, achtzehn hoch und fünfzehn breit war: es war der Sonnenwagen! Dann folgten, aufs beste gekennzeichnet, die vier Zeitalter: das goldene, das silberne, das stählerne und das eiserne, dann die Himmelszeichen, die Jahreszeiten, die Horen; Schäfer schlossen sich, die Barrieren tragend, an. Die Barrieren wurden unter Trompetenfanfaren alsbald aufgestellt. In den Pausen spielten Dudelsack und Violine auf. Einige von denen, die dem Wagen des Sonnengottes folgten, machten Halt vor der Tribüne der Königin und deklamierten Dichtungen, welche dem Fest, dem König und den Damen huldigten.



Grosse Vase auf der Schlossterrasse zu Versailles mit dem Wappen des „Roi Soleil“.
(Ein Werk Dugoulon's und Drouilly's.)

Ehe die Parade beendet, der Zug vorüber war, war es dunkel geworden: viertausend mächtige Fackeln aber beleuchteten nunmehr alles weithin. Zweihundert Personen, welche die Jahreszeiten, Wald- und Feldgötter, Dryaden, Hirten, Winzer, Schnitter darstellten, bedienten die übrigen, die sich zum Schmause an verschiedenen Tafeln niedergesetzt hatten. Pan und Diana erschienen auf einem sich bewegenden Berge und stiegen später von demselben herab, um auf den Tafeln die schönsten Früchte von Feld und Wald niederzulegen. Hinter den Tischen aber zeigte sich plötzlich eine im Halbkreis aufgebaute,

mit Sängern besetzte Bühne. Die Arkaden, welche sich um Tafel und Bühne zogen, waren mit fünfhundert grünen oder weissen Armleuchtern geschmückt und diese trugen Wachskerzen; ein vergoldetes Gitter umspannte den geräumigen Festplatz.

Diese Festlichkeiten, die alle Schilderungen in Romanen weit hinter sich liessen, währten eine volle Woche. Viermal errang der König den Siegespreis und liess die Reiterscharen um denselben weiterkämpfen, indem er ihn dem Sieger überliess. Eins der Lustspiele Molière's, nicht gerade das




Hofballet: Riesen und Zwerge.
(Nach einem Kupferstich damaliger Zeit.)

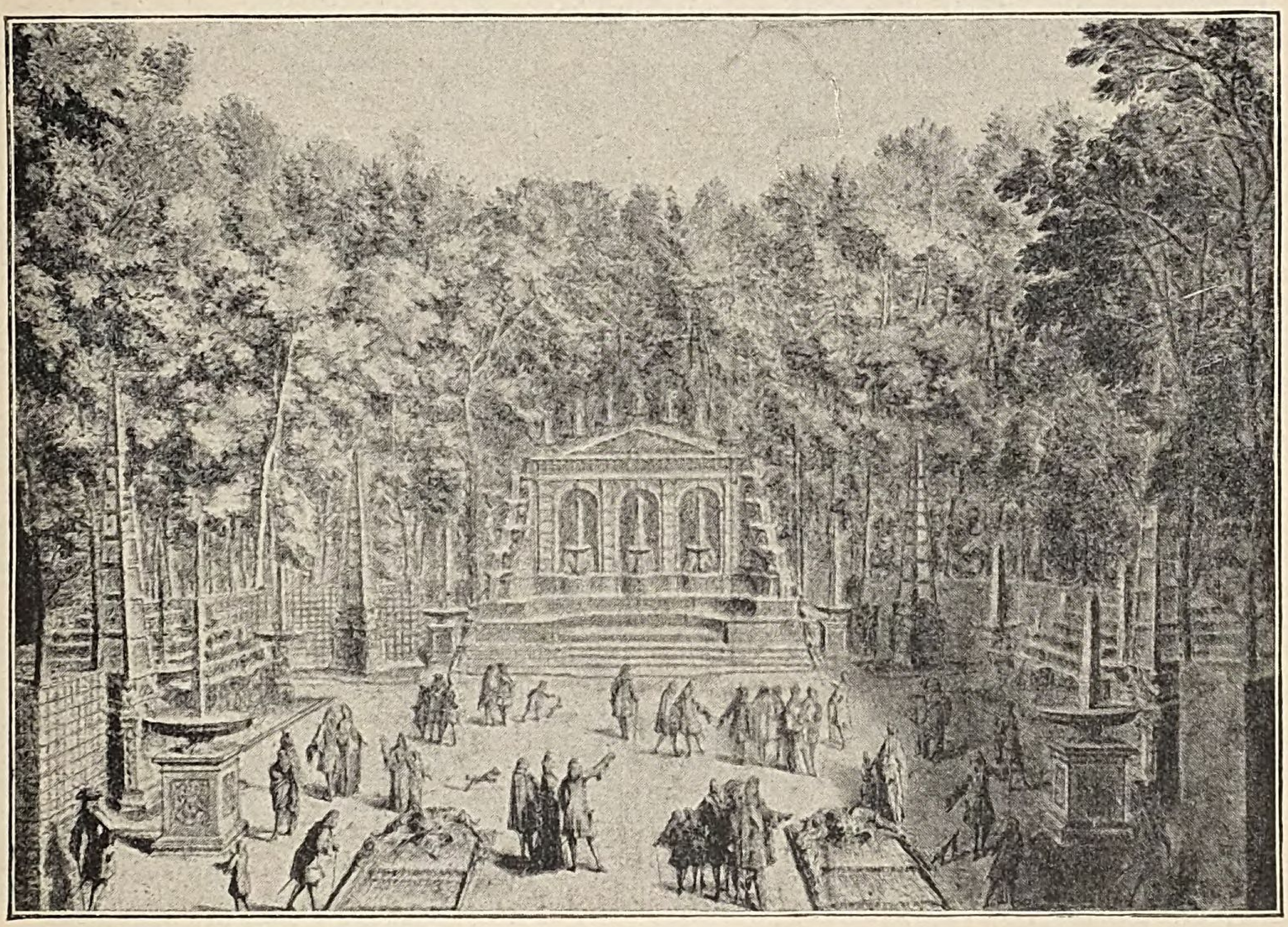
beste, „die Prinzessin von Elis“, war eingeflochten in die Reihe der Belustigungen. Das Stück hat ja allerdings den Vorzug zahlloser für die Nachwelt leider verloren gegangener Anspielungen auf die Sitten der damaligen Zeit. Am Hofe wurde damals noch viel auf Astrologie gegeben; es gab Prinzen, die voll Hochmut und Aberglauben steckten und meinten, dass die Natur sie so auszeichne, dass ihr Geschick in den Sternen geschrieben stünde. Herzog Viktor Amadeus von Savoyen zum Beispiel — er war der Vater der Herzogin von Burgund — hatte noch nach seiner Abdankung stets einen Astrologen um sich. Molière nahm keinen Anstand, in seinem Stück „Hohe Verliebte“, das bei einem späteren Feste im Jahre 1670 aufgeführt wurde, diesen Aberglauben zu geisseln.



Reiterstatue Ludwig XIV von Girardon für den Vendômeplatz.

(In Bronce verkleinert. Louvre.)

In diesem wie in dem anderen Stück „Prinzessin von Elis“ tritt ein Hofnarr auf. Es waren ja diese unglücklichen Leute damals noch an den Höfen Mode: besonders in Deutschland, wo sie sich am längsten hielten. Diese Mode war ein Überbleibsel alter Barbarei. Das Bedürfnis nach Unterhaltung und der mit der damaligen Unwissenheit und dem damaligen schlechten Geschmack in Zusammenhang stehende Mangel an Fähigkeit, sich einen angenehmen Zeitvertreib zu verschaffen, war der Grund, dass man zu einem so kläglichen, den menschlichen Geist erniedrigenden Vergnügen griff. Der Narr,



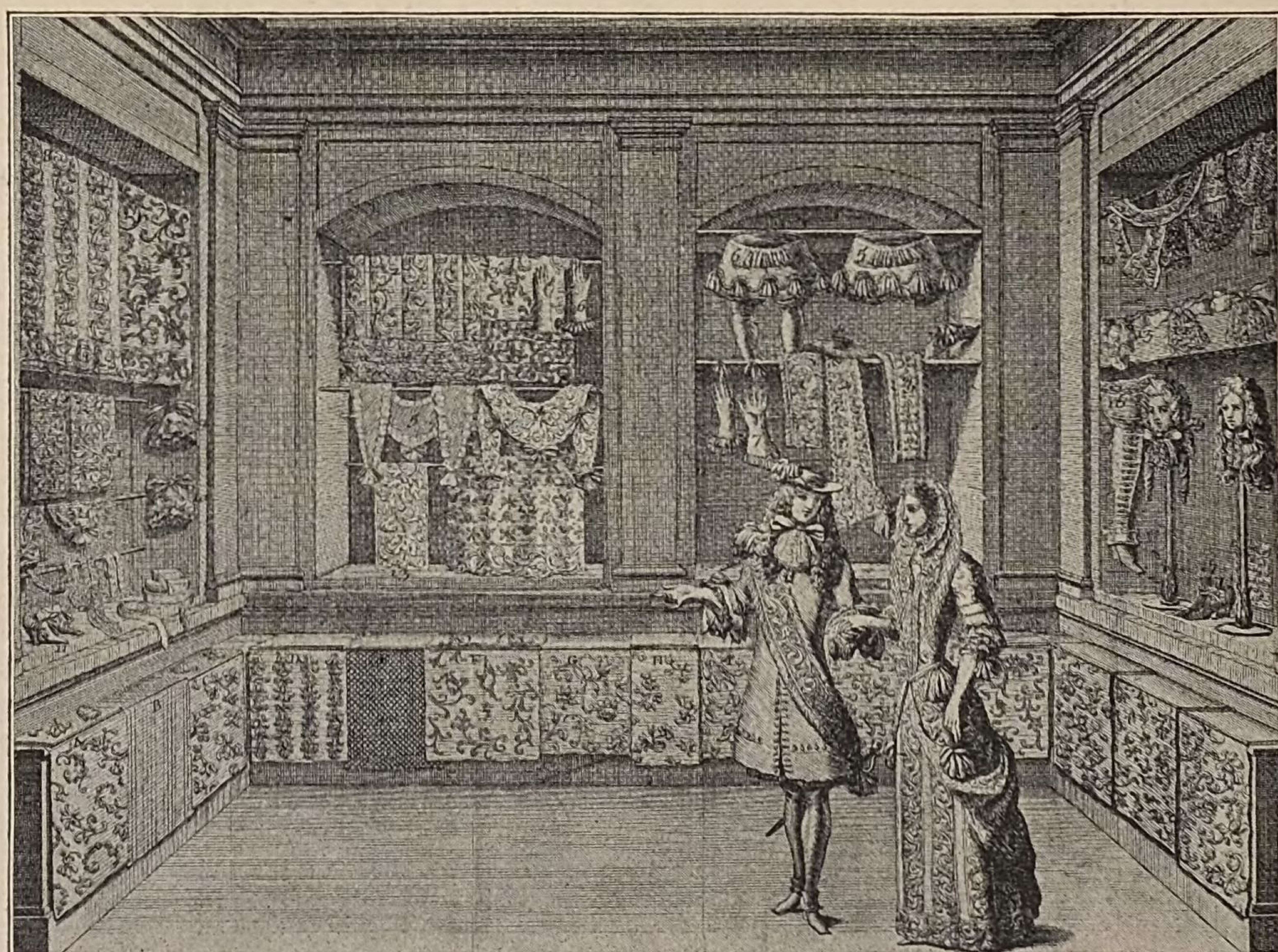
Der königliche Hof im „Boskett des Triumphbogens“. Park von Versailles.
(Nach einer Zeichnung aus damaliger Zeit. Galerie zu Versailles. Neue Erwerbung.)

der damals am Hofe Ludwig XIV sein Wesen trieb, hatte zuvor dem Prinzen von Condé gehört. Er hiess d'Angeli und war nach der Meinung des Grafen Grammont der einzige von allen Narren in der Gefolgschaft des Prinzen, der sein Glück gemacht hatte. Es fehlte d'Angeli nicht an Witz. Er sagte z. B., er ginge zu keiner Predigt, weil er das Geflunker nicht liebe, und die vernünftigen Reden nicht verstände.

Der Schwank „die Zwangsehe“ wurde ebenfalls während des damaligen Festes aufgeführt. Das Beste aber und das in Wahrheit der Bewunderung Würdige war die Aufführung des „Tartuffe“ (wenigstens der ersten drei Akte). Noch bevor es vollendet war, trug der König Verlangen, das Meisterwerk kennen zu lernen. Er hat es später auch gegen die Frömmler geschützt,

welche Himmel und Erde in Bewegung setzten, um „Tartuffe“ zu unterdrücken. Dieses Werk aber wird — wie schon vor mir behauptet worden ist — bestehen, solange es in Frankreich guten Geschmack und Heuchler giebt.

Dass die meisten solcher Festlichkeiten nur für Augen und Ohren sind, ist ja bekannt. Pomp und Pracht aber haben nur die Dauer eines Tages, bilden aber Aufführungen von Werken wie „Tartuffe“ Bestandteile derselben, so bleiben sie unvergesslich in der Erinnerung haften.



Einzelheiten der Garderobe eines Herrn vom Hofe.
(Nach einem damals gefertigten Kupferstich: „Die Garderobe der Herren“.)

Man erinnert sich auch noch mehrerer Einzelheiten aus den Versen Benserade's, welche den damaligen Tanzaufführungen beigegeben waren. Hier mögen diejenigen, die an den König, als er die Sonne darstellte, gerichtet sind, Platz finden:

Wie Phaëton oder Daphne
So redet wohl keiner zu dir.
Zu herrschbegierig ist jener,
Unmenschliches liegt in ihr:
Kein Mann wird wagen dich zu lenken —
Dass eine Frau dich flieht, ist nicht zu denken.

Ein grosses Verdienst dieser Festlichkeiten ist das, dass sie in Frankreich den guten Geschmack, den Anstand, das Talent förderten und vervoll-

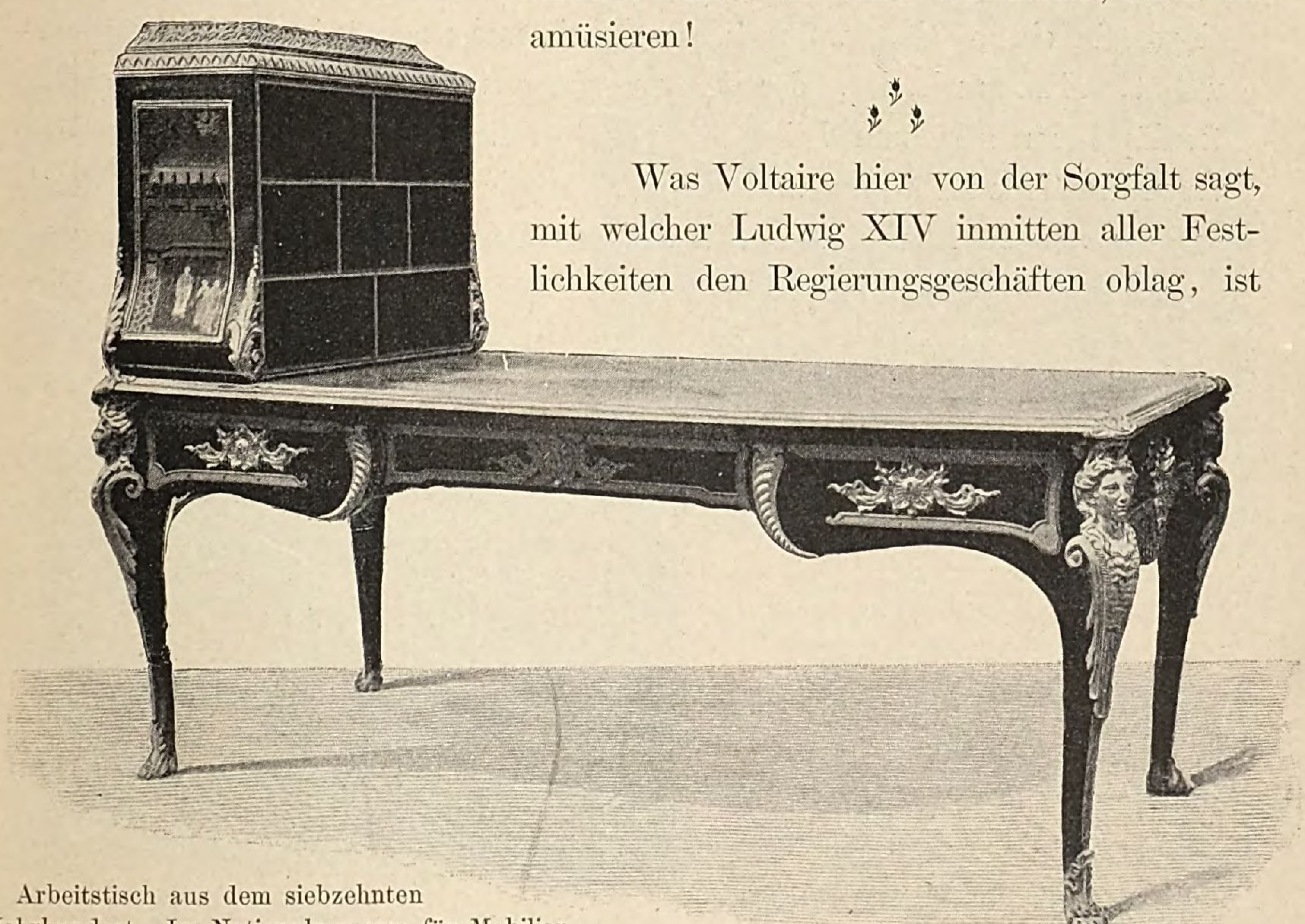
kommneten und zugleich den König von pflichttreuer Arbeit nicht abhielten. Ohne sein Arbeiten hätte er nur Hof zu halten, nicht auch zu regieren verstanden. Hätten diese grossen Feste einen Ausdruck des Hohnes dem Volkselend gegenüber gehabt, so wären sie höchst verwerflich gewesen. Aber der Mann, welcher sie veranstaltete, hat während der Teuerung von 1662 dem Volke Brot gegeben. Er hat Getreide einführen lassen, das vor den Thoren des Louvre den Besitzenden für mässige Preise, den Armen umsonst verabfolgt wurde. Er hat dem Volk drei Millionen Steuern erlassen. Kein Zweig der inneren Verwaltung blieb unbedacht, dabei war die Regierung nach aussen geachtet, der König von Spanien gezwungen, Ludwig XIV den Vorrang zu lassen, der Papst, ihm Genugthuung zu geben. Dunkirchen war durch einen für den Erwerber ruhmvollen, für den Abtretenden schmählichen Handel für Frankreich erworben worden.




Des Königs Wohlthätigkeit.
(Medaille von Mauger. 1662.)

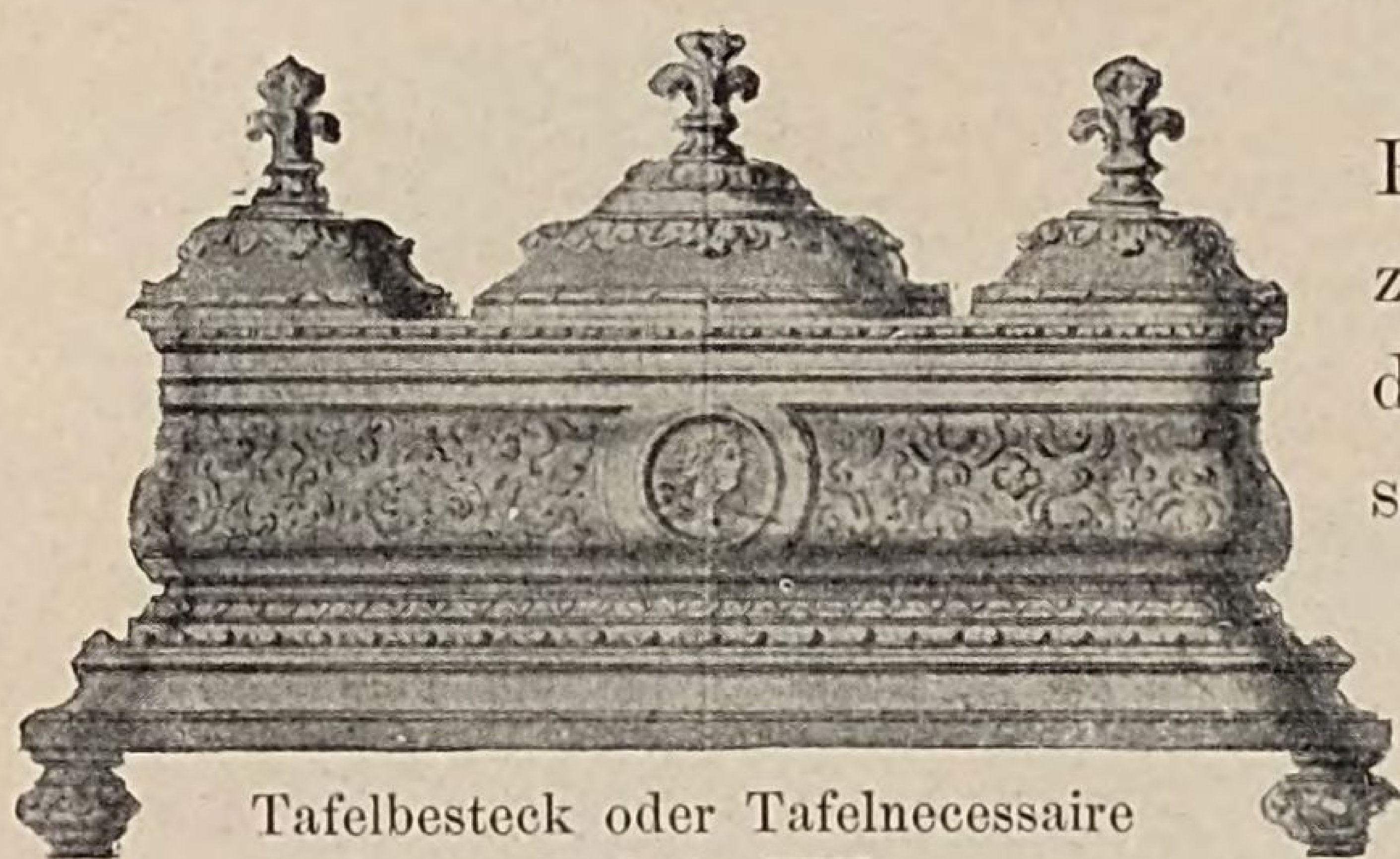
Alles, was Ludwig XIV seit seinem Regierungsantritt gethan hat, war entweder nutzbringend, oder es gab Zeugnis von seinem Edelmut — nach alledem hatte er wohl ein Recht, sich zu amüsieren!

Was Voltaire hier von der Sorgfalt sagt, mit welcher Ludwig XIV inmitten aller Festlichkeiten den Regierungsgeschäften oblag, ist



Arbeitstisch aus dem siebzehnten Jahrhundert. Im Nationalmuseum für Mobiliar.
(Sammlung des Oberkämmerers.)

die reine Wahrheit. Er handelte so in Anerkennung von Principien, die er selbst seiner Zeit vorschrieb und die er in edlen Worten als Richtschnur seinem Sohne übertrug:



Tafelbesteck oder Tafelnecessaire Ludwig XIV.
(Nach einer Zeichnung im Kupferstichkabinett; Sammlung Cotte.)

„Von da an machte ich es mir zur Regel, mich täglich zweimal mit Arbeiten zu beschäftigen, selbst nach Tisch, mit dem Expedieren der gewöhnlichen Geschäftssachen, indem ich zugleich bei ausserordentlichen Veranlassungen jeder Zeit zur Arbeit bereit war. Ich kann dir nicht beschreiben, welche Genugthuung mich gleich nach dieser Entschliessung erfüllte. Mir war, als wäre mein Geist, mein Mut neubelebt, ich kam mir selbst ganz anders vor, ich entdeckte in mir etwas, was ich früher nicht gekannt hatte, und ich machte mir, freudig bewegt, Vorwürfe darüber, dass ich es so lange ignoriert hatte. Die erste Schüchternheit, mit welcher jeder grosse Entschluss auftritt, verflüchtigte sich bald. Nun erst erschien ich mir selbst als König, schien ein geborener König zu sein.

Es könnte sein, dass du, mein Sohn, dieses Memorandum zu lesen anfingest in einem Alter, wo man, die Arbeit mehr zu fürchten als zu lieben gewohnt, allzu froh ist, der Unterwerfung unter Erzieher und Lehrer entschlüpft zu sein und keine festgesetzte Stunde, keine lange dauernde Inanspruchnahme mehr zu gewärtigen hat. An dieser Stelle sage ich es dir, dass man nur auf dem angegebenen Wege herrscht und dass es Undank gegen Gott, dass es Ungerechtigkeit und Tyrannei den Menschen gegenüber an den Tag legt, wenn man das eine wollte, ohne das andere zu thun: ich sage, dass diese Bedingung für die königliche Würde, die dir zuweilen hart und ärgerlich sein wird, dir willkommen und leicht erfüllbar erscheinen würde, wenn es sich darum handelte, dieselbe zu erlangen.“



Ein Teil der Stutzuhr im Kabinett des Königs.
(Schloss zu Versailles. Ein Werk Morand de Pontdevaux'.)

Das war eine Lektion, wie Ludwig XIV sie erteilen konnte, da er sie schon in frühester Zeit an sich selbst durchgemacht und bewährt be-

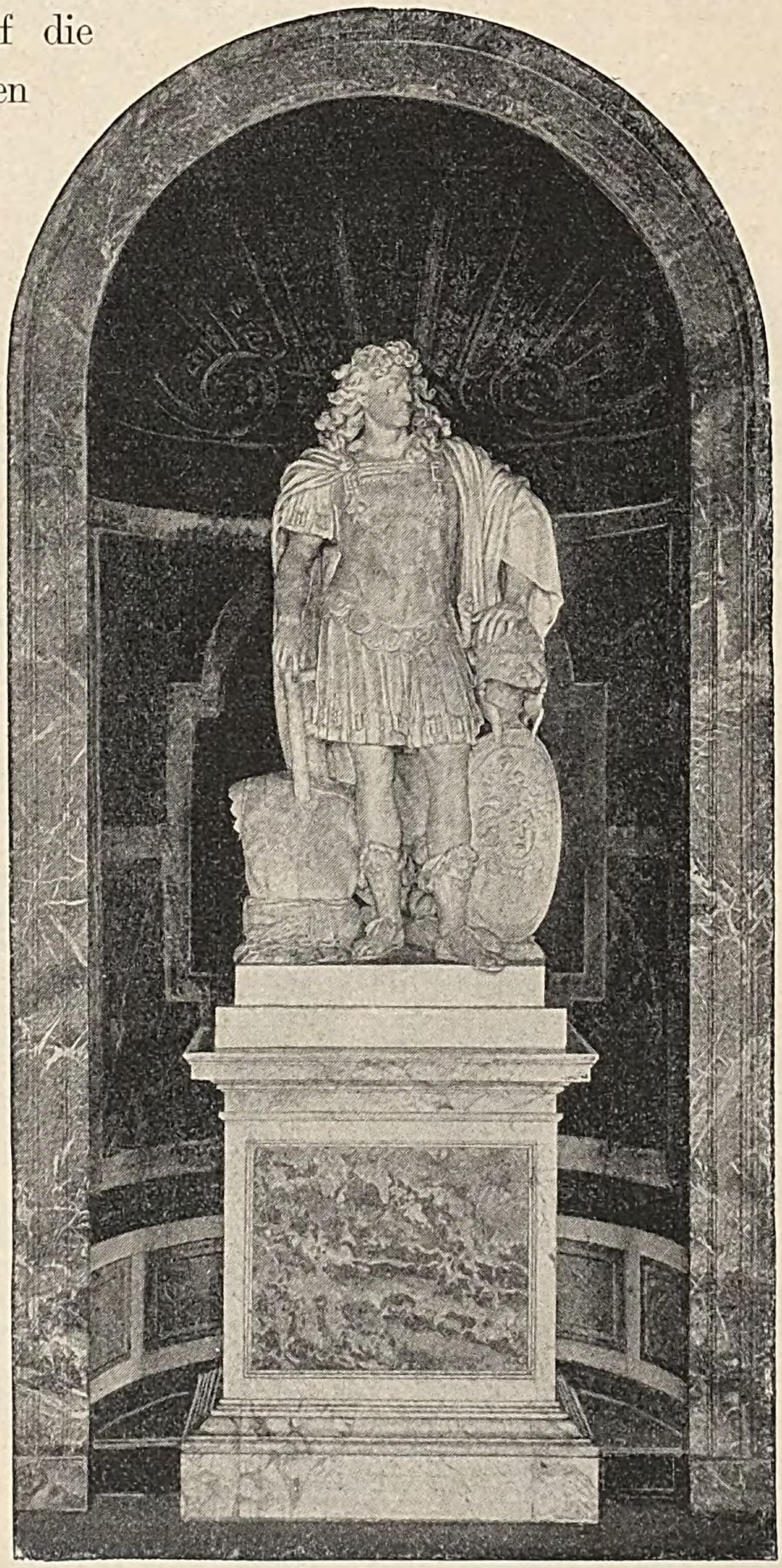
funden hatte. „Es entgeht mir nicht,“ fügt er, nachdem er das Geheimnis seiner Herrschermacht dem Sohne entwickelt hat, hinzu, „dass ich dadurch das Verdienst, das einzige, welches ich auf der Welt erwarten könnte, herabsetze.“

Die Nachwelt hat ihm Verdienst in vollem Umfange zugesprochen auf die Aussagen glaubwürdiger Zeitgenossen hin, die über allem Verdacht der Speichelleckerei stehen.

In Bezug auf die Liebe des Königs zur Arbeit, welche auch Saint-Simon anerkennt, macht dieser doch Ludwig XIV den Vorwurf, an Details besonderen Geschmack gefunden zu haben.

„Er bekümmerte sich fortwährend um die geringfügigsten Einzelheiten wie die z. B., die die Armee angingen: um Kleidung, Bewaffnung, Bewegungen, Disciplin u. s. w. Ebenso war es in Bezug auf Bauten, seinen Haushalt und seinen Tisch. Es war verlorene Zeit, die er darauf verwendete, obwohl er meinte, diese Sorgfalt wäre verdienstlich für ihn.“

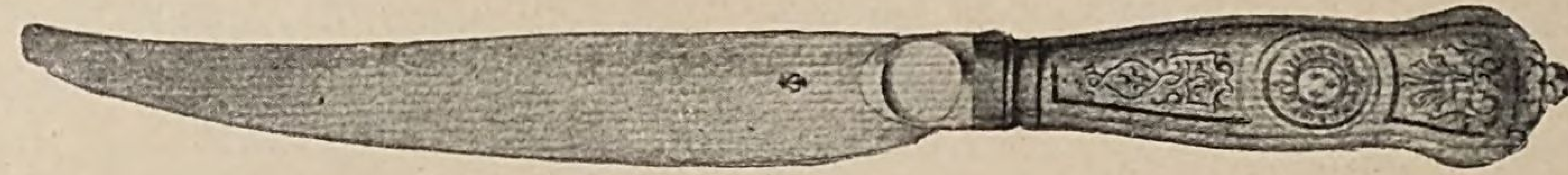
Im Tageslauf des Königs, welchen Saint-Simon auf's genaueste beschreibt, weist er auf die Menge Zeit hin, die auf Arbeit verwandt wurde:



Marmorstatue Ludwig XIV von Johann Warin.
(Im „Salon de Vénus“. Galerie von Versailles.)

„Um acht Uhr weckte der erste Kammerdiener vom Dienst, welcher allein in dem Zimmer des Königs die Nacht zugebracht hatte, seinen Herrn. Zu gleicher Zeit traten der Leibarzt, der erste Chirurg und des Königs Amme, die dieses Recht Zeit ihres Lebens genoss, ein. Sie gab ihm einen Kuss, die anderen frottierten ihn und reichten ihm ein anderes Hemd.

Nach Verlauf einer Viertelstunde traten der Oberkammerherr und mit ihm die Herren der sogenannten „grande entrée“ ein. Man schlug die Vor-







Messer, Löffel und Gabel Ludwig XIV.
(Nach einer Zeichnung im Kupferstichkabinett. Sammlung Cotte.)

hänge zurück und das Becken mit dem Weihwasser am Kopfende des Bettes zeigte sich; nachdem ein kurzes Frühgebet gehalten war, kleidete sich der König an. Er machte dabei fast alles selbst und mit grösster Geschicklichkeit. Eine besondere Toiletteneinrichtung war nicht vorhanden, es wurde ihm nur ein Spiegel vorgehalten. Der König verfügte sich, nachdem er angekleidet, in sein Kabinett und fand dort alles, was Zutritt (die entrée) hatte und sich nicht bereits in seinem Gefolge befand. Er erteilte jedem den Tagesbefehl, auch war aufs genaueste vorher alles bestimmt, was dem König zu thun oblag, nunmehr nahm die „Arbeit vor der Messe“ ihren Anfang: es wurden Audienzen erteilt, falls solche zuvor bewilligt waren, oder der König hatte mit irgend jemand zu sprechen, oder es fanden geheime Verhandlungen mit fremden Gesandten, bei denen stets ein Minister zugegen war, statt. Dann verfügte sich der König zur Messe, bei welcher seine Kapelle stets eine Motette vortrug.

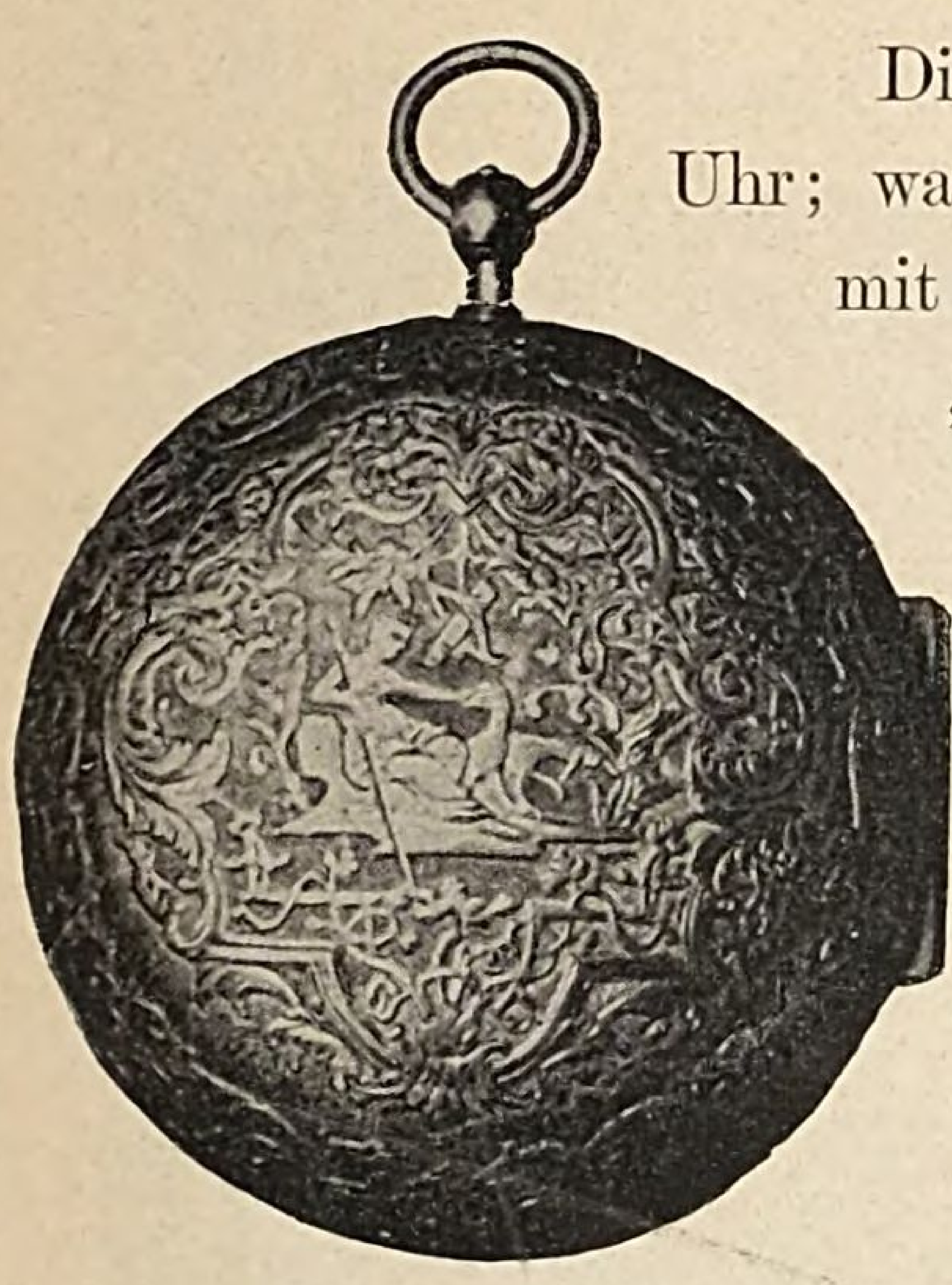
Während der Zeit versammelten sich die Minister in den Zimmern des Königs, zu denen gleichzeitig mehrere Personen den Zutritt hatten. Selten nur gab es für den König nach der Messe irgend welche Zerstreuung, meistens ging er sogleich wieder an die Arbeit.

Der Morgen war vorüber, der König unsichtbar: er arbeitete mit den Ministern.

An Sonntagen fanden Sitzungen des Staatsrates statt, an Montagen wie an Dienstagen Beratungen über Finanzangelegenheiten, am Mittwoch wiederum Staatsrat, am Sonnabend Finanzangelegenheiten.



Goldene Uhr aus dem siebzehnten Jahrhundert.
(Sammlung des Herrn Carl Rossigneux.)



Goldene Uhrkapsel aus dem siebzehnten Jahrhundert.
(Sammlung des Herrn Carl Rossigneux.)

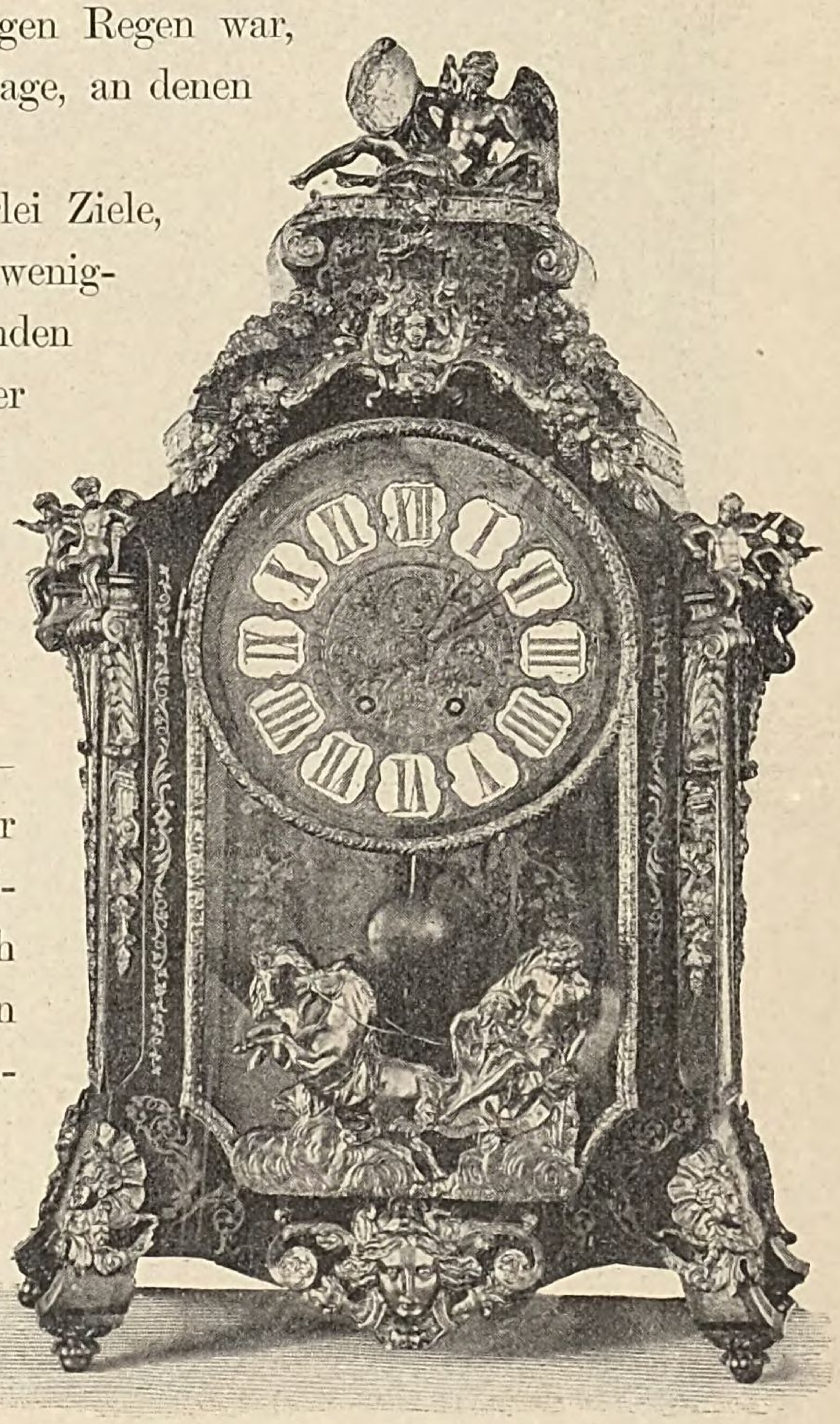
Die gewöhnliche Zeit, zu Mittag zu speisen, war ein Uhr; waren die Sitzungen noch nicht beendet, so wurde mit dem Essen gewartet. Das Mittagsmahl war stets „au petit couvert“, das heisst der König speiste allein in seinem Gemach an einem viereckigen Tisch, gegenüber dem mittleren Fenster.

Nachdem er von Tisch aufgestanden war, betrat er sofort wieder sein Kabinett: dies war die Zeit, um mit ihm einige Worte zu sprechen. Sodann verlangte er nach seinen Überkleidern und ging durch die hintere Thür hinaus, um, die kleine Treppe hinabsteigend, in den Marmorhof zu gelangen und seinen Wagen zu besteigen. Da er sehr unempfindlich gegen Kälte oder Hitze, selbst gegen Regen war, gab es nur wenige, besonders rauhe Tage, an denen die Ausfahrt ausgesetzt wurde.

Diese Ausfahrten hatten dreierlei Ziele, entweder galt es einer Hirschhatz, die wenigstens einmal in der Woche stattzufinden pflegte, oder einer Jagd im Park oder der Besichtigung von Arbeiten, Bauten oder auch der Promenade mit Damen, bei welcher eine Bewirtung stattfand.

Bei seiner Rückkehr konnte wieder jedermann zum König sprechen — von der Stelle nämlich, an der der Wagen hielt bis zum Aufgange der kleinen Treppe. Nachdem der König sich umgezogen hatte, betrat er wieder sein Kabinett: es war die Stunde für Empfangnahme mündlicher und schriftlicher Berichte, der König schrieb auch selbst, falls es notwendig war.

Um zehn Uhr wurde zu Abend gespeist, und zwar stets „à grand couvert“, das heisst, das gesamte königliche Haus ver-



Stutzuhr aus dem siebzehnten Jahrhundert.
(Im Nationalmuseum für Mobilien: Schloss zu Fontainebleau.)

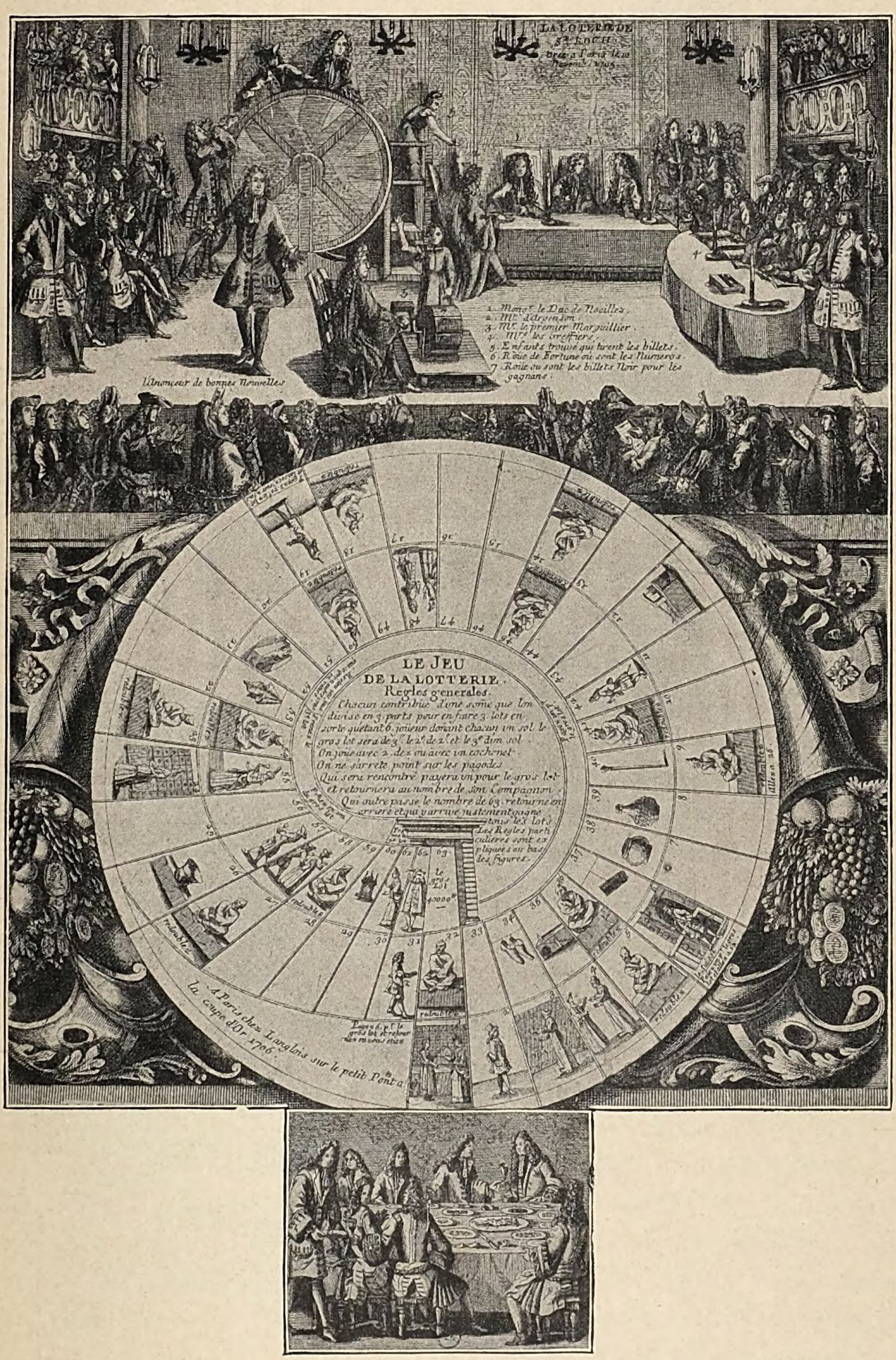
sammelte sich um die Tafel. Bei einem solchen Tageslauf, der mehr für die Arbeit als für das Vergnügen eingerichtet war, muss man die musterhafte Ordnung und die mit der Minute rechnende Pünktlichkeit bewundern. Hier noch eine bemerkenswerte Einzelheit. Täglich, während der König sich ankleidete, erschien der Uhrmacher, um sämtliche Uhren, die Stubenuhren sowohl wie die Taschenuhren des Königs aufzuziehen, welch letztere er hernach auf den Tisch im Kabinett hinzulegen hatte. Man konnte sich nichts regelmässiger Geordnetes denken als diese Tagesstunden in Bezug auf Geschäfte und Vergnügungen. Mit einem Kalender und einer Uhr konnte man in einer Ent-



Obere Platte einer Kommode von Boulle.
(Im Nationalmuseum für Mobilien. Schloss zu Fontainebleau.)

fernung von dreihundert Meilen mit Genauigkeit angeben, was in dem gegebenen Augenblick der König that. Er verlangte im persönlichen Dienst die äusserste Pünktlichkeit, an die er sich selbst gebunden fühlte."

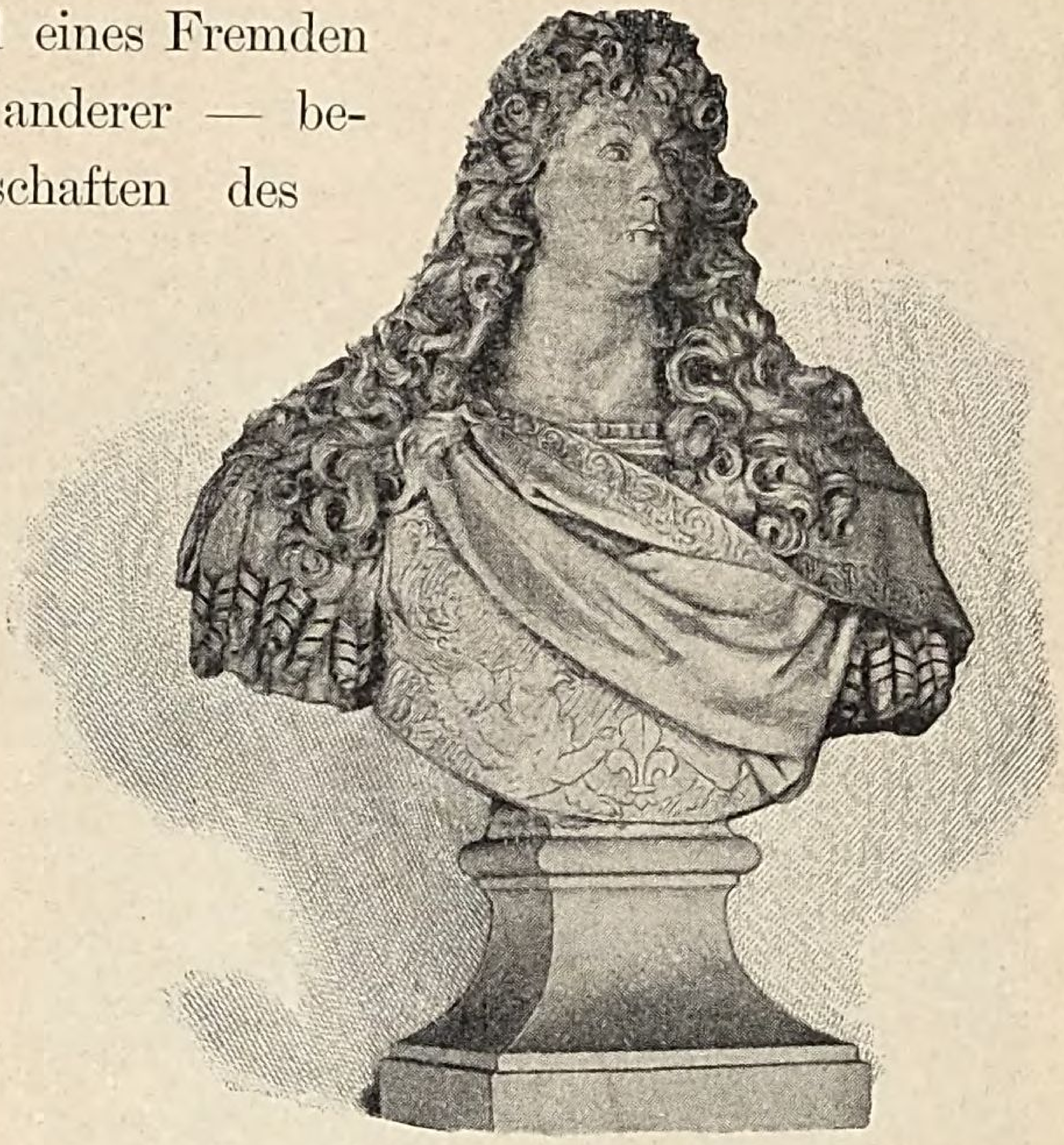
„Eine der bemerkenswerten Einrichtungen, die er besonders seinem Nachfolger zu empfehlen gut that, war," fügt Saint-Simon hinzu, „die unabänderliche Reihenfolge der Stunden und Tage, so dass man, wo immer der König sich befand, wissen konnte, was er zu der und der Stunde des und des Tages machte. Man glaubt kaum, wie sehr diese Pünktlichkeit dem Dienste zu gute kam, wie sehr sie zur Regel für jedermann wurde, wie sie die Erledigung der Geschäfte erleichterte, noch dazu bei des Königs oft lang ausgedehntem Aufenthalt ausserhalb von Paris; dann häuften sich die Sachen, welche die Minister unter der Hand hatten, oft an einem Tage an wie sonst innerhalb von vierzehn Tagen, wenn der Hof in Paris war."




Die Lotterie in Paris, eingeführt durch Erlass des Königs vom 10. November 1705.

(Aus einem Almanach. Kupferstichkabinett. Sammlung Hennin.)

Spanheim — und das Urteil eines Fremden ist vielleicht zuverlässiger als das anderer — bestätigt ausdrücklich diese Eigenschaften des Königs, wenn er sagt:



Marmorbüste Ludwig XIV von Coysevox.
(Galerie zu Versailles.)

„Er war trotz seiner Jugend, er zählte erst dreiundzwanzig Jahre, sehr fleissig bei den Geschäften des Staates, wohnte allen Beratungen bei und war voll Zurückhaltung bei denselben, aber voll Festigkeit in der Ausführung gefasster Beschlüsse. Er wurde darin unterstützt durch ein von Natur aus ruhiges Temperament, welches ihm Selbstbeherrschung gab und mehr zu einem ernsten, würdevollen und rechtschaffenen Charakter als zu einem passt, der offen, launisch und aufgeweckt ist. Es sind jetzt alle früheren Parteiungen verschwunden, die Vornehmen im Lande zu ihrer Pflicht, die Völker zum Gehorsam und andere Höfe zu ihrer Abhängigkeit zurückgekehrt. Die Vorwände für Unordnungen und Unruhen gegen die Regierung sind beschränkt worden.



Fauteuil aus dem siebzehnten Jahrhundert.
(Früher Eigentum des Marschall v. Villars. Sammlung des Baron Hieronymus Pichon.)

Daraus möge man schliessen, dass Seine Majestät, ohne gerade einen glänzenden, umfassenden und erleuchteten Geist zu besitzen, doch genug Verstand haben, um den Pflichten eines grossen Königs zu entsprechen, einen geregelten Gang in den Angelegenheiten zu beobachten und urteilsfähig und geschickt in der Wahl der Staatsdiener zu sein, so dass man den König nicht so leicht hinters Licht führen kann und dass er dem Verdienst, wo er es findet, Gerechtigkeit widerfahren lässt.“

Es bezeugen ja die Ereignisse

mehr noch als alle Worte der Zeitgenossen den Wert, welchen Ludwig XIV auf eine tägliche, sorgfältig geregelte und mit sicheren Benachrichtigungen versehene Arbeit legte. Aus dem Jahre 1678 kann man ein Beispiel anführen, welches in Hofkreisen grosses Aufsehen machte und den Sturz eines Ministers veranlasste, der doch den Frieden von Nymwegen zustande gebracht hatte und ein Freund des Königs war. Eine Nachlässigkeit mitten im Glück brachte Pomponne zu Falle.

„Ein Courier," so berichtet M^me de Sévigné, „der sehnlichst erwartet war, traf am Donnerstag Abend ein." „Man war gerade," fügt Saint-Simon erläuternd hinzu, „in Verhandlungen begriffen, welche die Verheiratung der Dauphine in Bayern bezweckten, und der erwartete Courier musste die Entscheidung bringen. Herr von Pomponne gab alles, was dechiffriert werden musste, ab. Dies nahm vierundzwanzig Stunden in Anspruch. Er sagte dem Courier, er möchte sich nirgend sehen lassen, aber da der Courier dem zugehörte, der ihn geschickt hatte, so gab er Briefschaften für die Familie ab. Diese Familie, nämlich die des grossen Colbert, sagte Seiner Majestät, was sie in Erfahrung gebracht. Man war voll Ungeduld, zu erfahren, was chiffriert mitgeteilt war; man wartete den Donnerstag Abend, den ganzen Freitag über und am Sonnabend bis fünf Uhr abends. Als sich Pomponne endlich einstellte, war es um ihn geschehen. Er kam von seinem Landgut, überzeugt, dass man von nichts etwas wissen werde. Am Freitag Abend ging ihm die Entzifferung der Depeschen zu, um zehn Uhr am Sonnabend Abend endlich reiste er ab — es war zu spät."



Louvois.
(Nach dem Porträt von A. Lefebvre.)

„Bei seiner Ankunft," so schliesst Saint-Simon, „fand er den Befehl des Königs vor, ihm die Depeschen zugleich mit seiner Entlassung einzureichen und sogleich nach Pomponne zurückzukehren."

„Das Amt, welches ich ihm verliehen habe," sagte der König, „hat sich als ein für ihn zu bedeutendes und umfangreiches erwiesen. Ich habe mehrere

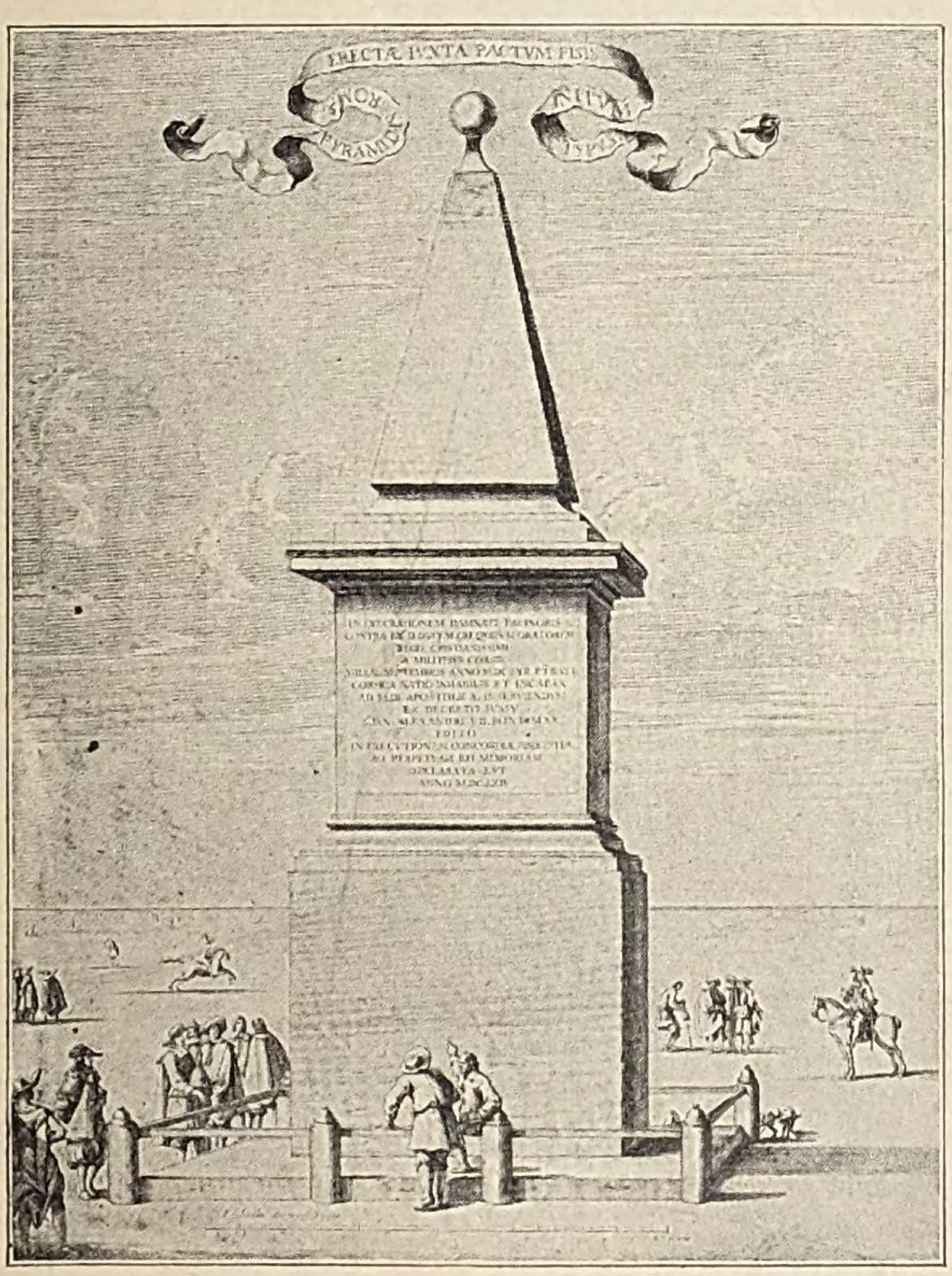
Jahre hindurch von seiner Schwächlichkeit, seinem Starrsinn und seiner Unfähigkeit zu leiden gehabt. Er hat mir erhebliche Opfer verursacht. Ich habe die Vorteile nicht gehabt, die ich hätte haben sollen — das alles aus Gefälligkeit und Wohlwollen! Es wird endlich nötig, dass ich ihm befehle, sich zurückzuziehen, denn alles, was durch seine Hände geht, verliert an Bedeutsamkeit und Kraft. Hätte ich mich früher dahin entschieden, ihn zu entlassen, so hätte ich mir die Widerwärtigkeiten erspart, die mir zugestossen sind, und würde mir den Vorwurf ersparen können, dass mein Wohlwollen für ihn dem Staate nachteilig war.“



Medaille von Faltz, zu Ehren der Berather des Königs.

Die Gunst, deren sich die anderen Minister, namentlich die beiden um die Nachfolge Pomponnes sich streitenden Louvois und Colbert, beim König erfreuten, war dagegen eine Folge ihrer unermüdlichen und geschickten Thätigkeit.

Über Louvois, welchem Spanheim doch nichts weniger als zugethan war, schreibt er: „Es ist unmöglich, ein solches Amt mit mehr Aufmerksamkeit und Umsicht zu verwalten, alles im Auge zu behalten, was Beziehung zu ihm haben könnte. Die Gewohnheit in jüngeren Jahren machte ihm die Arbeiten leicht und gab ihm einen klaren Blick. Die grosse Ordnung, welche er in die Übersicht und Erledigung seiner Geschäfte brachte, die vortreffliche Wahl in Bezug auf seine Helfer und die Geschicklichkeit in Bezug auf die Verteilung der verschiedenen Ressorts an dieselben, für welche sie ihm verantwortlich waren, that das übrige. Er hatte

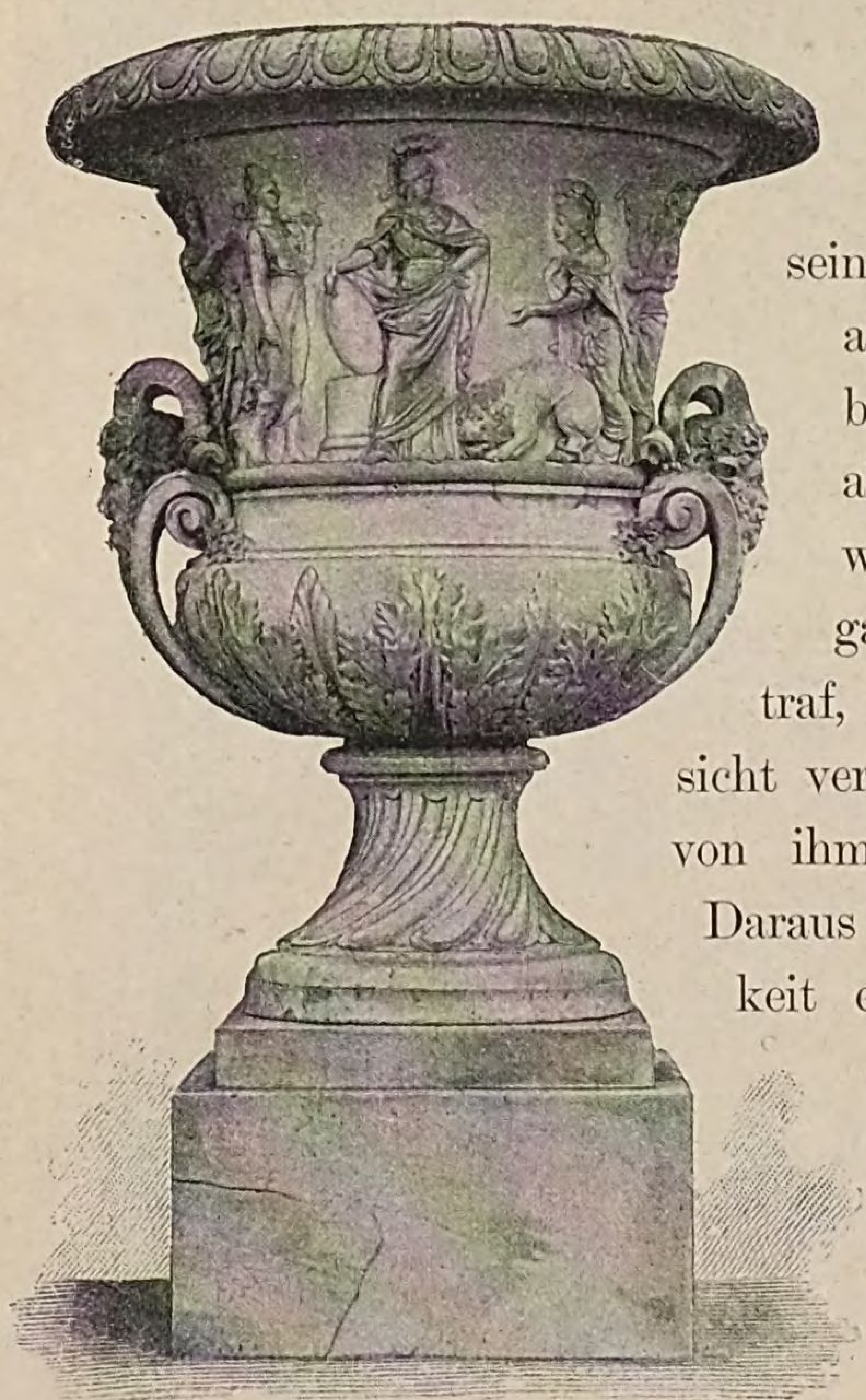


Eine zu Rom als Zeichen der Anerkennung des Papstes für das Verhalten Ludwig XIV in der korsischen Angelegenheit errichtete Pyramide.
(1664.)

ja auch von dieser Ordnung und Regelmässigkeit den Vorteil, dass ihm die Mühe der eigenen Arbeit erleichtert wurde, dass nichts vernachlässigt wurde und dass diejenigen, die mit ihm zu thun hatten — und es waren ihrer sehr viele — sehr schnell Bescheid und zu expedieren wussten."

In Bezug auf Colbert ist Spanheim's Lob dasselbe:

„Er verbannte aus seiner Nähe allen Luxus, Glanz und alle Zerstreuungen, um sich ganz seinem überaus wichtigen Amte hinzugeben; er war nicht damit zufrieden, einen allgemeinen Überblick über seine Geschäfte zu haben und sich von seinen Beamten an die Hand gehen zu lassen, als da sind: Intendanten, Controleure, Finanzbeamte: er wollte ganz allein die Sorge für alles tragen, jede Einzelheit ergründen, sowohl was die Einnahmen als was die Ausgaben, was die Massregeln für die Zukunft betraf, er wollte sich dabei nur auf seine eigene Einsicht verlassen, auf die Aufklärung, die er in seinen von ihm selbst geführten Registern finden musste. Daraus ist ersichtlich, von wie unermüdlicher Thätigkeit er war, namentlich sofern es sich um Bedürfnisse des Staates und Geschäftsconjuncturen handelte."

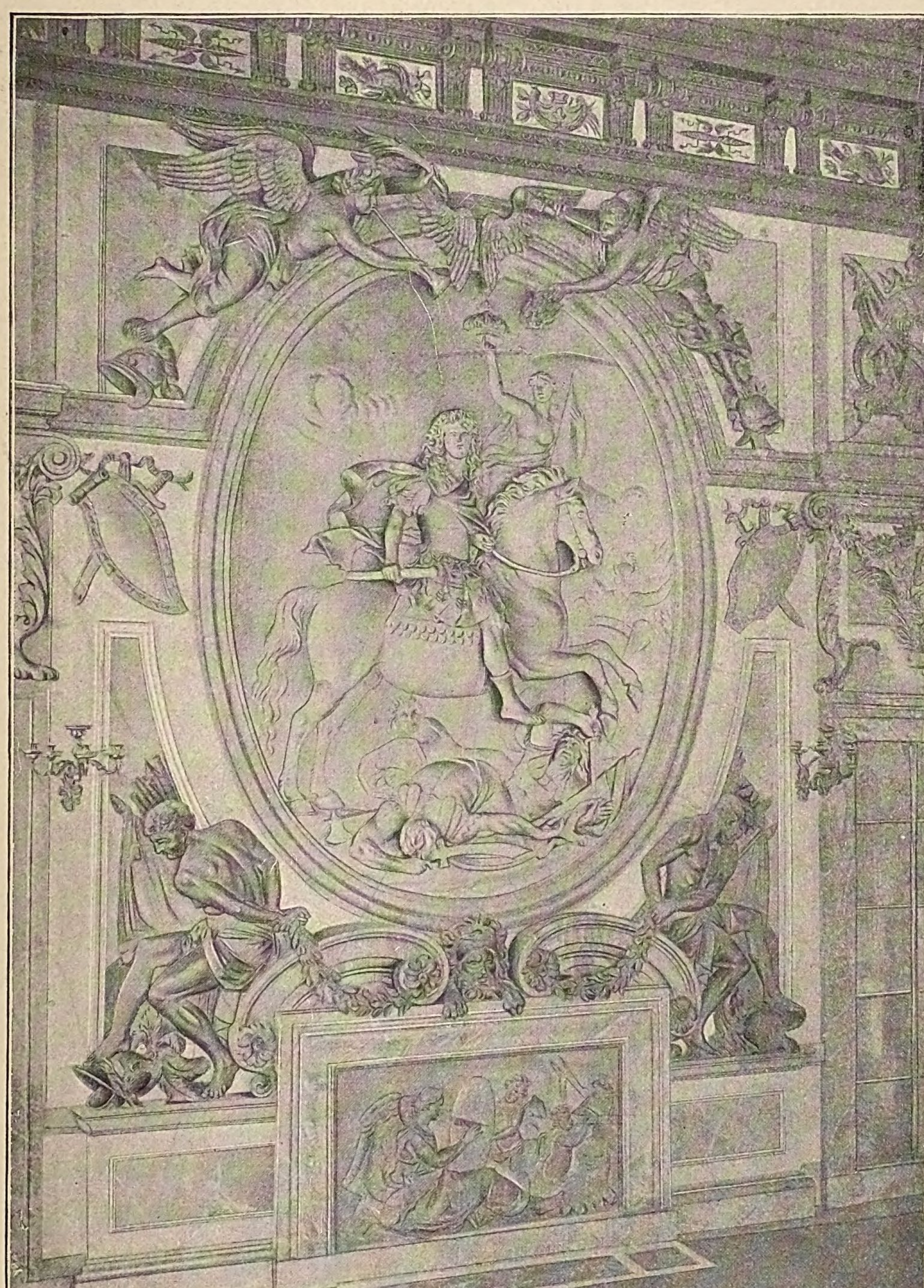


Der Vorrang Frankreichs von Spanien anerkannt.
Marmorvase von Coysevox. Schlossterrasse von Versailles.

Wie der Herr, so der Minister — das ist das Geheimnis der Grösse dieser Regierung!

Inmitten dieser Festlichkeiten erschien der römische Legat a latere, Kardinal Chigi, ein Neffe Papst Alexander VII, um dem König für das von päpstlichen Garden verübte Attentat Genugthuung zu geben. Hieran schlossen sich neue Festlichkeiten, die zugleich Feste für das Publikum waren.

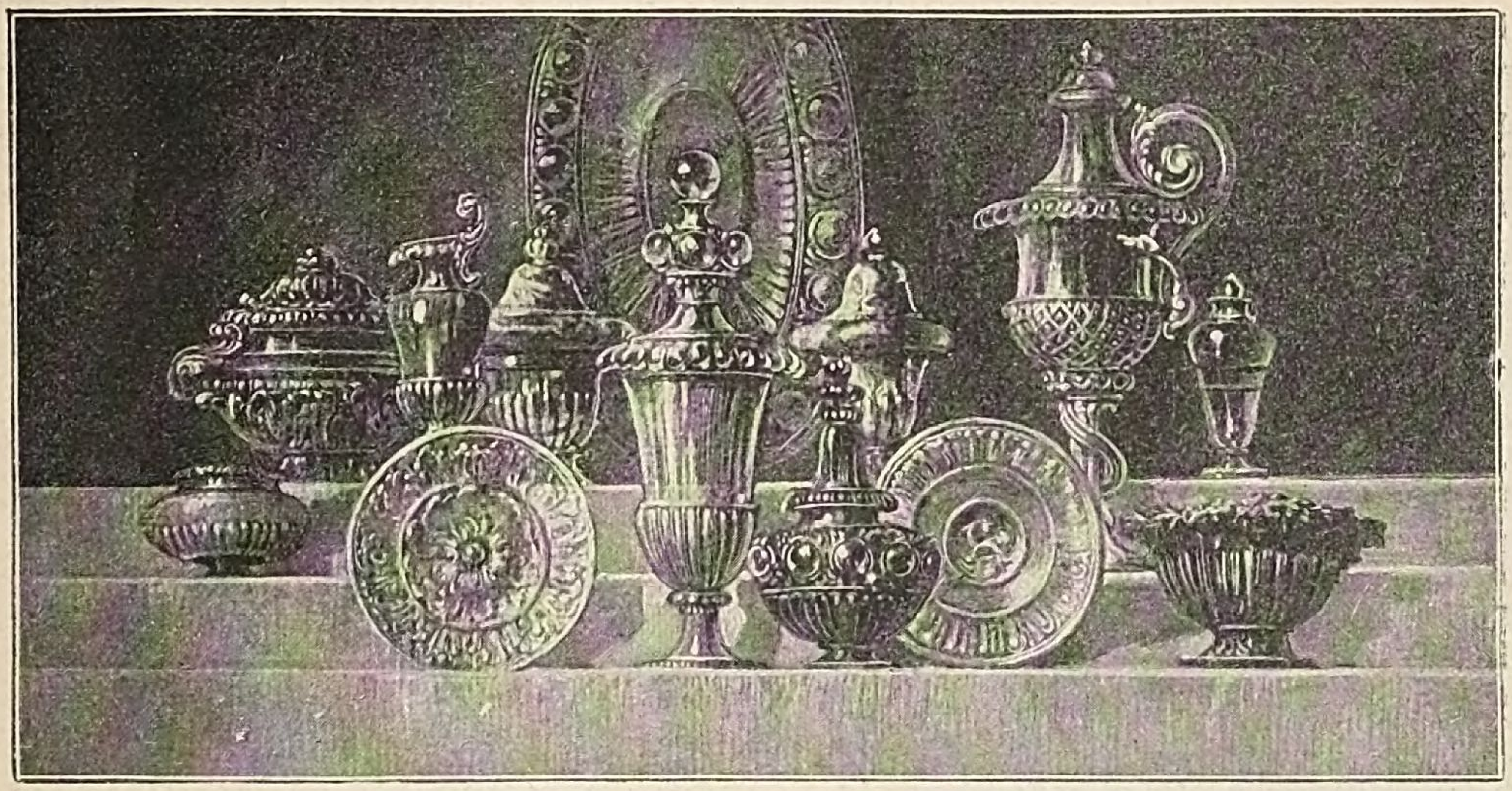
Die Ehrenbezeugungen, welche Chigi zu teil wurden, liessen die Genugthuung nur noch mehr in die Augen fallen. Er nahm, unter einem prächtigen Baldachin sitzend, die Huldigung der obersten Gerichtshöfe, der Stadtobrigkeit und des Klerus entgegen. Unter dem Donner der Kanonen fand sein Einzug in Paris statt, ihm zur Rechten ritt der grosse Condé, der Sohn desselben zu seiner Linken. In dieser glänzenden Umgebung that er für sich, für Rom



Ludwig XIV, der Siegreiche.

(Entworfen von Lebrun, als Basrelief ausgeführt von Coysevox. „Die Geschichte verzeichnet seine Siege. Der Ruhm verkündet sie. Galerie zu Versailles im „Salon de la guerre.")

und den Papst Abbitte vor einem König, der noch nicht zum Schwerte gegriffen hatte. Er speiste mit dem König zu Tisch und wurde aufs präch-

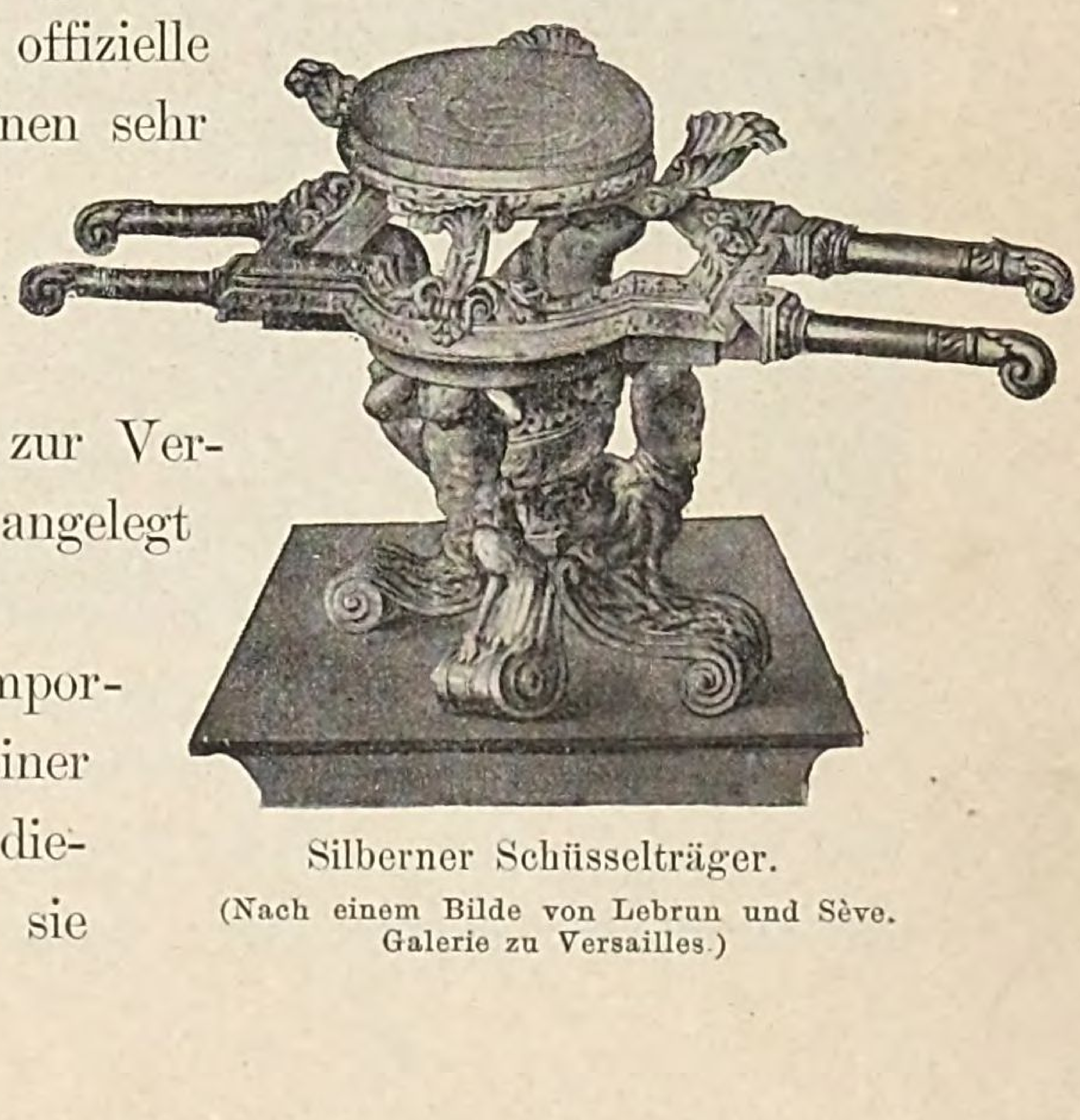


Silberne und goldene Vasen und Schüsseln als Wandverzierung in den Gemächern zu Versailles. (Nach dem Bilde von Christophe: „Die Taufe des Dauphins". Galerie zu Versailles.)

tigste bewirtet, man war bemüht, ihm alles erdenkliche Vergnügen zu bereiten.

Der Doge von Genua wurde später mit weniger Zuvorkommenheit behandelt, als damals der päpstliche Legat, trotzdem man auch ihm gegenüber zu gefallen eifrig bemüht war. Auf diese Weise suchte man eine übermütige Handlungsweise des Königs stets zu bemänteln.

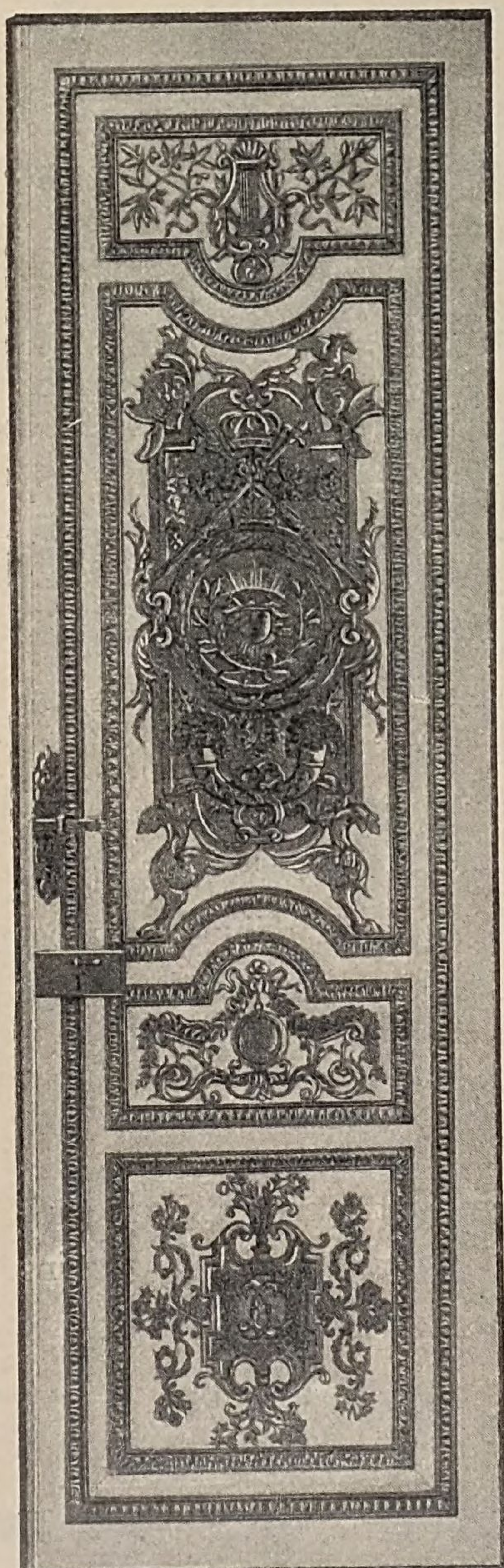
Der Doge von Genua wurde in der That mit weit weniger Aufmerksamkeit behandelt, als der Kardinal Chigi. Trotzdem aber gab seine Anwesenheit in Versailles dem Hofe Gelegenheit zu einem der glänzendsten Feste. Der offizielle „Merkur" vom 16. März 1685 bringt einen sehr ausführlichen und zuverlässigen Bericht darüber und wir sind imstande, uns heutigen Tages noch den prachtvollen Schmuck, den das Schloss zu Versailles zur Verherrlichung der Regierung Ludwig XIV angelegt hatte, zu vergegenwärtigen:



Silberner Schüsselträger. (Nach einem Bilde von Lebrun und Sève. Galerie zu Versailles.)

„War man die schöne Treppe emporgestiegen, welche zu den Gemächern Seiner Majestät führte („Treppe der Gesandten", dieselbe ist heute nicht mehr vorhanden, sie

war im linken Flügel des Schlosses) trat man in den „Saal des Krieges", welcher mit der Galerie in Verbindung steht; am Ende derselben, das heisst gegenüber von dem, welchen man eben durchschritten hatte, befand sich der „Saal des Friedens", der zugleich der Aufenthalt für den König war.



Thür, welche von der „Treppe der Gesandten" in die Gemächer des Königs führte.
(Schloss zu Versailles.)

Zweierlei fällt ins Auge: einmal, dass dieses Gemach und diese Galerie mit den prachtvollsten Möbeln und mit Silbergerät im Wert von mehreren Millionen ausgestattet war, sodann, dass das Gedränge gross war, obwohl die Galerie und die Gemächer ebensoviel Menschen fassen konnten, als das geräumigste Palais.

So sehr man darauf bedacht gewesen war, in der Galerie für den Dogen einen freien Weg zu schaffen, so konnte dieser doch nur mühsam vorwärts kommen. Der Marschall, Herzog von Duras, Gardekapitän vom Dienst, welcher den Dogen an der Thür des Saales der Garden empfangen hatte, geleitete ihn bis zu den Stufen des Thrones Seiner Majestät. Der Thron war von Silber, es führten zwei Stufen empor; Monseigneur der Dauphin und Monsieur standen neben dem König, um ihn her die königlichen Prinzen und diejenigen der hohen Würdenträger, deren Rang es bedingt und die bei solchen Ceremonien zu erscheinen hatten.

Sowie der Doge des Königs ansichtig geworden war, entblösste er sein Haupt; er that noch einige Schritt weiter und machte dann gleichzeitig mit den Senatoren zwei tiefe Verbeugungen. Der König erhob sich und erwiderte die Begrüssungen, indem er seinen Hut leichthin lüftete. Darauf gab er ein Zeichen mit der Hand, näher zu treten.

Nun trat der Doge auf die unterste Thronstufe, auf der er eine dritte Verbeugung machte. Darauf setzten König und Doge die Hüte wieder auf, und die Reden nahmen ihren Anfang."

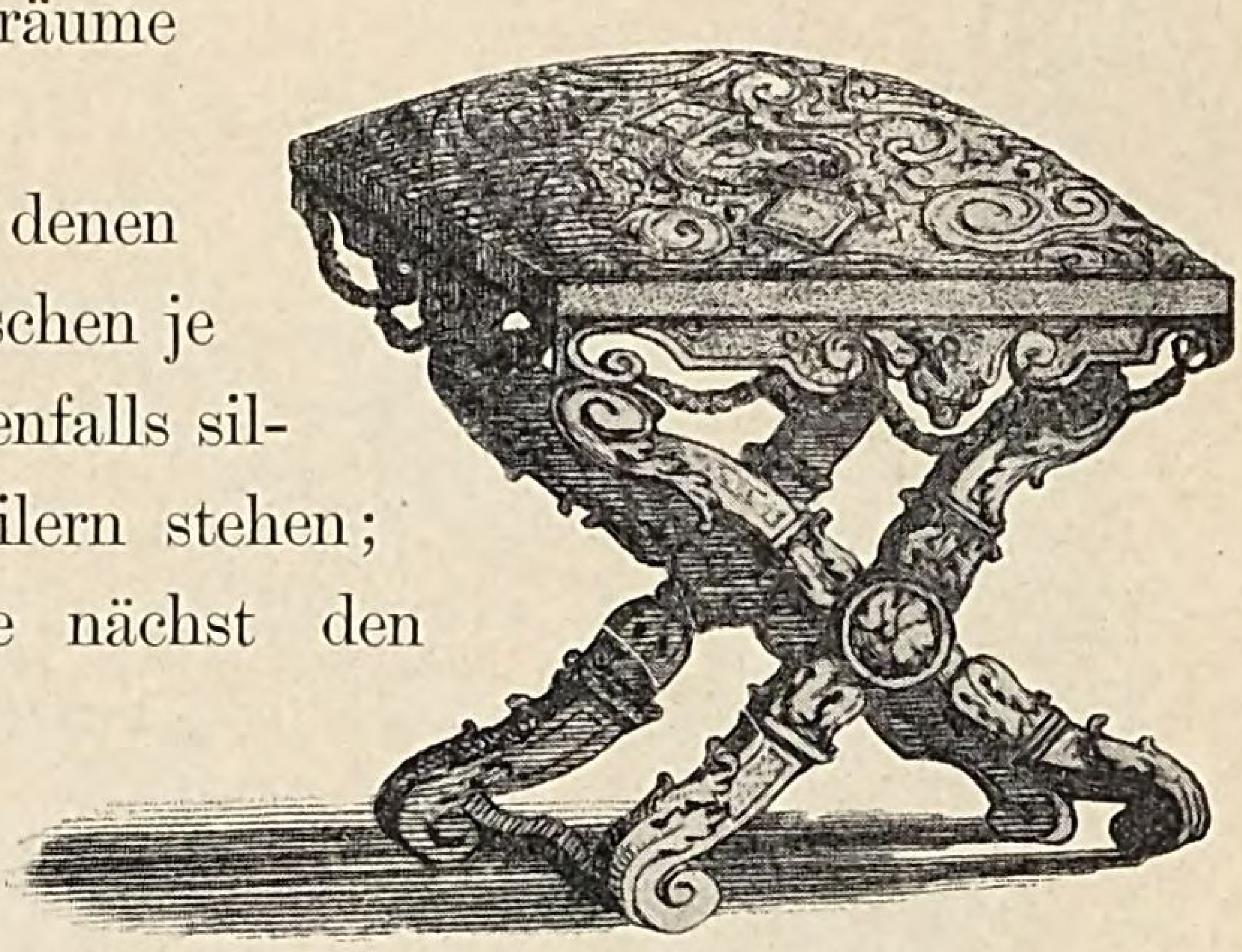



Anzeige des Almanachs für das Jahr 1713.

(Nach einem Plakat des Kupferstichhändlers Demortain. Sammlung Hennin. Nationalbibliothek.)

Um die Einzelheiten dieser grossartigen Scene zu vervollkommnen, bringt der „Merkur" von 1682 noch Beschreibungen des Silbergeräts, welches die unvergleichlich schönen Empfangsräume schmückte:

„Acht silberne Schüsselträger, auf denen Armleuchter stehen, befinden sich zwischen je vier silbernen Orangekübeln, die auf ebenfalls silbernen Untersätzen an den Fensterpfeilern stehen; acht silberne Vasen stehen um die nächst den Thüren aufgestellten Schüsselträger herum. Vier vergoldete Fackelhalter sind in den Ecken angebracht und tragen grosse silberne Leuchter. Acht Armleuchter von Silber sind auf vergoldeten Tischchen vor den Spiegeln zu sehen." Dangeau fügt noch hinzu, dass aus Rom bezogene Porphyrvasen, andere Vasen und schön gearbeitete Schalen aus Alabaster, Schenkkannen und Pokale in grosser Menge sich der ohnehin schon so prunkvollen Ausstattung beigesellten.



Feststehendes Tabouret.
(Nach einer Zeichnung in der Sammlung Hennin.)

Dies war übrigens die Staffage bei allen grossen Feierlichkeiten, grossen Ereignissen in der königlichen Familie oder am Hofe, ja sogar für die gewöhnlichen Empfänge, für die jede Woche statthabenden Gesellschaften, die „les appartements" hiessen.

„Was man damals kurzweg „les appartements" nannte," sagt Saint-Simon, der sie als sechzehnjähriger Jüngling besuchte, „war das Beisammensein des gesamten Hofes von sieben Uhr abends bis zehn Uhr abends; der König hatte dabei seinen Platz in dem grossen Gemach am Ende der Galerie (Saal des Friedens), dem Eingang zur Kapelle gegenüber.



Zusammenklappendes Tabouret, auch X-Tabouret.
(Sammlung des Baron Pichon.)

Zunächst fand eine Musikaufführung statt. Dann wurden in allen Räumen Tische, welche für allerhand Spiele vorgerichtet waren, aufgestellt; einer für das „Landsknechtspiel", an welchem sich stets Monseigneur und Monsieur beteiligten, ein Billard u. s. w. Es herrschte die vollkommenste Freiheit, mit wem

und was man spielen wollte, auch Tische zu bestellen, wenn sie sämtlich besetzt waren. Da, wo das Billard stand, befand sich ein Raum, in welchem Erfrischungen verabfolgt wurden. Die Beleuchtung war vorzüglich.



Goldene Kanne.
(Zeichnung von Lebrun, Schloss von Fontainebleau. Galerie zu Versailles.)



Silberne Vase.
(Zeichnung von Lebrun, Schloss zu Madrid. Versailler Galerie.)

Als diese Einrichtungen zuerst getroffen wurden, war auch der König stets anwesend, um eine Zeitlang ein Spiel zu machen; 1692 erschien er nicht mehr, wollte aber, dass ein Jeder erschiene und dass jeder es ihm zu Gefallen thäte.“

Der „Merkur“ sagt des näheren: „Der König gestattet den Zutritt zum „grand appartement“ in Versailles am Montag, Mittwoch und Donnerstag jeder Woche, um allerhand Spiele zu treiben. Die Tage heissen Gesellschaftstage (jours d'appartement).

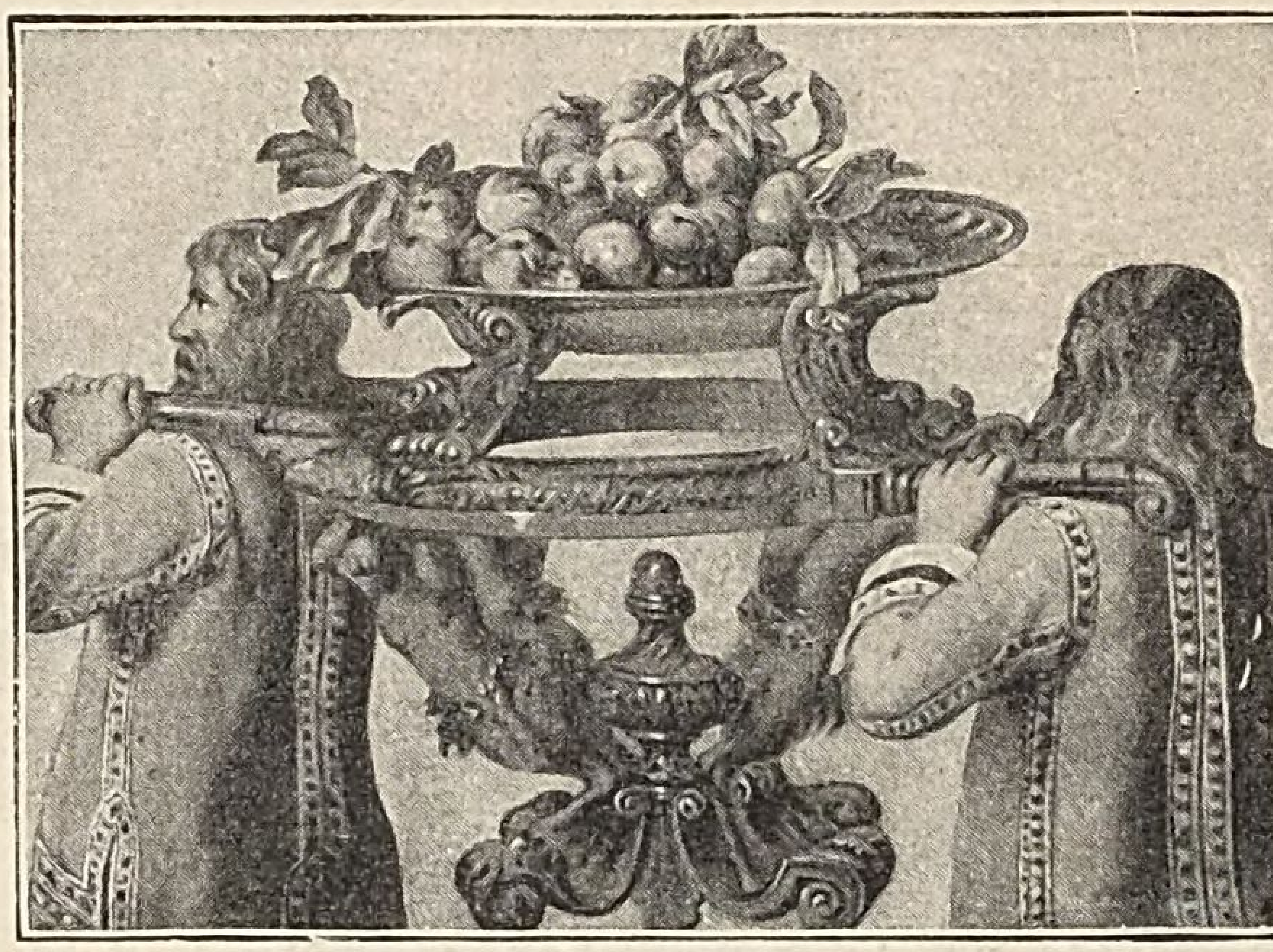
Niemand stellt sich ein, der nicht zuvor wusste, dass ihm der Zutritt gestattet sei. Die einen wählten dies, die anderen jenes Unterhaltungsspiel. Einige wollten nur zusehen, andere auf und ab gehen, um die Gesellschaft, die Gemächer und deren glänzende Einrichtung zu bewundern. Obwohl dieselben stets voll sind, sieht man doch eigentlich niemanden, der nicht von hohem Range wäre, sowohl was die Damen als was die Herren betrifft.



Silberner Kübel für Orangen.
(Eingelegt mit goldenen Ornamenten und Edelsteinen. Zeichnung von Lebrun, Tuilerien. Versailler Galerie.)

Der König, die Königin, das ganze königliche Haus lässt sich herbei, mit den Anwesenden, denen vielleicht nie eine solche Ehre zu teil wurde, ein Spiel zu machen. Die Prinzen gehen von einem Spieltisch zum anderen, sie wollen nicht, dass man sich erhebe oder das Spiel unterbreche, wenn sie sich einem der Spieltische nähern. Ist man des einen Spieles überdrüssig, so fängt man mit einem anderen an. Hernach lauscht man wohl der Musik oder sieht dem Tanze zu. Man verfügt sich in das Zimmer, in welchem die Liqueure gereicht oder in das, in welchem Speisen serviert werden. Die Art, in welcher man bedient wird, ist überaus zuvorkommend. Die Diener

tragen blaue Livreen mit Silber- oder Goldstickerei. Was immer man verlangt, soweit es für diese Vergnügungen bestimmt ist, wird sofort herbeigebracht, es genügt, den Wunsch auszusprechen. Es scheint sogar, dass die Diener alles zuvor erraten, da sie das betreffende stets schon bei der Hand haben.“



Königliche Bediente mit einem Schüsselträger.
(Zeichnung von Lebrun, Tuilerien. Louvre.)

Der „Merkur“ beschreibt auch des näheren die Säle, welche für die Erfrischungen und für die Spiele bestimmt waren.

„Der eine, der „Saal der Venus“, steht voll von Tischen, auf denen sich silberne Armleuchter befinden und Körbe aus Filigran teils rund, teils viereckig. Reife Früchte, Citronen, Apfelsinen, Pasteten, Zuckerwerk in Pyramiden aufgebaut, füllen dieselben. Da all diese Früchte und Näschereien nur aufgetragen werden, damit man sie verzehre, so bleiben sie stehen während der vier Stunden, welche die „appartements“ dauern.

Der andere Saal, „Saal des Mars“, genannt, zeigt erhöhte Marmorsitze für Musikanten (sie sind später beseitigt worden).

Sechs Gruppen silberner Figuren, acht Statuetten und vier Schenkkannen — alles aus Silber —, einen und einen halben Fuss hoch, bilden den Schmuck der anstossenden beiden Kabinette. Zwei Ständer mit ovalen Platten von vier zu sechs Fuss Durchmesser tragen Vasen von zwei Fuss Höhe, vier Kühleimer stehen daneben — alles von Silber! Vier grosse, sechs Fuss hohe Krüge stehen in den Ecken, auf dem Kamin Silbervasen, auch die Feuerböcke sind von Silber.“



Gefäss für Servietten in Gestalt eines Schiffes, von Gold und Lapis Lazuli.
(Zeichnung von Lebrun. Louvre.)

Der „Merkur“ schliesst mit den Worten: „Früher sagte man spöttisch, dass es bei Hofe nichts gäbe wie Gelächter und Spiel, jetzt bewahrheitet sich das Diktum. Zu keiner Zeit hat man dem Gelächter und dem Spiel ein so glänzendes Heim geboten: man sieht an den

der Freude geweihten Stätten nichts als eine blendende Fülle von Reichtum, tausendfach durch Spiegel reflektiertes Licht, und diese Spiegel eröffnen eine Perspektive, die noch glänzender zu schimmern scheint, als das Licht selbst. Man füge die Pracht der Hofgewänder, das Flimmern der Geschmeide auf den Roben der Damen hinzu!" —

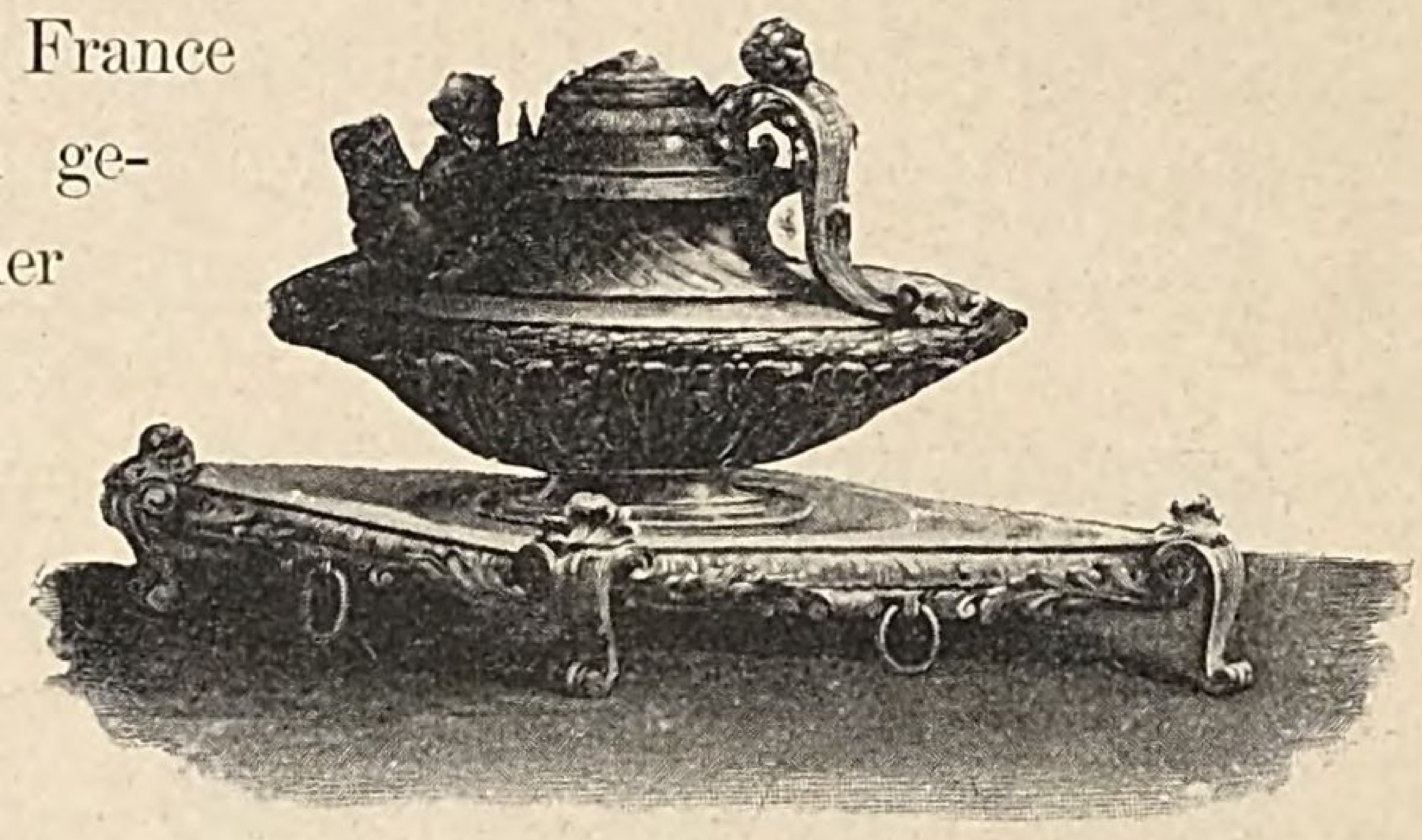


Onyxvase.
(Spiegelgalerie in Versailles.)

Der offizielle Berichterstatter übertreibt nicht. M^me^ de Sévigné, von diesem Luxus ganz geblendet, hat ihrerseits die Wunder der Hofgesellschaften (appartements), in welchen Dangeau den Ton markierte, geschildert. Dangeau war, was den Hof betraf, das alter ego des Königs. Es war um's Jahr 1676, das heisst der glänzendsten Zeit des Hofes, der Zeit, da die Montespan Favoritin war:

„Ich war am Sonnabend in Versailles mit den Villars," so schreibt M^me^ de Sévigné, „Folgendes trug sich zu: Um drei Uhr befand sich der König, die Königin, Monsieur, Madame, Mademoiselle, M^me^ de Montespan, sämtliche Hofbeamte, alle Damen, kurzum alles, was zum französischen Hofe gehört, in den schönen, prunkvollen Gemächern. Man spürte von der Julihitze nicht das geringste und bewegte sich untereinander ohne jedes Gedränge. Ein Reversispiel bildet den allgemeinen Vereinigungspunkt. Der König befand sich an der Seite von M^me^ de Montespan, welche bankhielt, Monsieur, die Königin und M^me^ de Soubise, Dangeau und Gräfin, Langlée u. s. w. sind auch dabei. Tausend Louis sind gesetzt, Spielmarken nicht vorhanden. Ich sah Dangeau spielen und bemerkte, wie sehr wir anderen ihm gegenüber Kinder sind. Er denkt nur an sein Spiel und gewinnt, wo andere verlieren; nichts entgeht ihm, er zieht aus allem Vorteil und ist nicht zerstreut: mit einem Worte, sein Verhalten meistert das Glück. Hunderttausend Francs in zehn Tagen, hunderttausend Thaler in einem Monate, dies läuft neben seinen Einnahmen her. Er sagte, ich solle teil an seinem Spiel nehmen, so kam es, dass ich sehr bequem sass. Ich verneigte mich vor dem König, er grüsste

wieder und zwar in einer Weise als wäre ich jung und schön. Die Königin sprach längere Zeit mit mir über meine Krankheit, M^me de Montespan über Bourbon — ihre Schönheit ist in der That bestrickend! Sie war ganz in points de France gekleidet und ihr Haar tausendfach gekräuselt. Sie ist von wirklich siegreicher Schönheit und wird von allen Gesandten bewundert.“



Räucherpfanne von Gold.
(Nach einem Bilde von Hallé: „Empfang des Dogen von Genua“. Versailler Galerie.)

Dann beschreibt M^me de Sévigné eine Robe, welche einer der vornehmsten, vom Glück begünstigsten Spieler am Hofe der königlichen Maitresse verehrt hatte: „eine Robe von Gold auf Gold, mit Gold gestickt und nochmals mit Gold gestickt und darüber noch ein gekräuseltes Gold, mit Gold gesäumt, und gemischt mit einer besonderen Art Gold: ein göttlicher Stoff, wie er nie zuvor erdacht und gemacht ist — nur Feenhände können in aller Heimlichkeit ein solches Wunderwerk geschaffen haben.“

Die Pfalzgräfin, welche, wenn auch in anderer Art zu beobachten und Notizen zu machen verstand, schreibt über den unvergleichlichen Luxus der Toiletten und über diese glänzenden Feten im allgemeinen folgendes:



Die Pfalzgräfin, Herzogin von Orleans, Mutter des Regenten.
(Nach H. Rigaud. Versailler Galerie.)

„Es waren so viel Menschen da, dass man an jeder Thür eine Viertelstunde warten musste, ehe man eintreten konnte, und ich hatte eine Robe und ein Unterkleid an, welche beide so entsetzlich schwer waren, dass ich mich kaum aufrecht halten konnte.

Mein Anzug bestand aus Goldstoff, mit schwarzer zu Blumen geformter Chenille, mein Schmuck aus Perlen und Diamanten. Mein Sohn trug ein goldgesticktes Gewand von verschiedenen Farben und mit Edel-

steinen bedeckt, meine Tochter eine Sammetrobe von grüner Farbe und mit Gold gestickt. Robe und Unterkleid waren von Rubinen und Diamanten ganz bedeckt; die Stickereien so schön, dass sie wie wirkliche Rosen, auf das Kleid gesteckt, aussahen. Im Haare trug sie mehrere Reihen von Diamanten und mit Rubinen besetzte Haarnadeln, auch reich mit Diamanten geschmückte Bandschleifen.“ Bei solchen Gelegenheiten erschienen der König und seine Familie stets in reichstem Schmuck, die Gewänder bedeckt mit Diamanten und anderen Edelsteinen.



Groteskes Kostüm und Maske für das Ballet in Versailles 1682.

(Erfunden und gezeichnet von Bérain. Nach einem Manuskript in der Versailler Bibliothek.)

„Noch im Jahre 1714, als die siamesische Gesandtschaft bei Hofe empfangen wurde, zog der König,“ so meldet Dangeau, „einen goldgestickten und mit Juwelen reich besetzten schwarzen Rock an; es waren an demselben Diamanten im Wert von 12 500 000 Francs. Das Gewand wog so schwer, dass der König es sofort nach Tisch wieder ablegte. Dabei hatte er noch eine Garnitur von Diamanten und Perlen dem Herzog von Maine, eine andere von farbigen Steinen dem Grafen von Toulouse geliehen. Der Herzog von Orléans trug einen Rock von blauem Sammet, der mit Perlen und Diamanten benäht war und eine Borte in Mosaik hatte; dieser Anzug wurde sehr schön gefunden.“

Wenn diese prachtvollen Gewänder angelegt wurden, so musste der Glanz, welchen sie verbreiteten, mit der Unbequemlichkeit, sie zu tragen, versöhnen. Die Gelegenheit dazu boten ausser den Empfängen von Gesandten auch die Hochzeiten und Kindtaufen in der königlichen Familie.

Dieser prunkvolle Aufzug, in welchem der gesamte Hof die Spiegelgalerie durchschritt und dem eine Kopf an Kopf stehende Zuschauermenge, die übrigens stets die beste Ordnung hielt, beiwohnte, muss einen überaus glänzenden Anblick geboten haben; nicht minder grossartig müssen die Bälle und anderweitigen Zerstreuungen, besonders während des Karnevals, gewesen sein.

„Es sind in diesem Winter,“ so berichtet der „Merkur“, „in fünf ver-

schiedenen Teilen des Schlosses zu Versailles fünf ausserordentliche Bälle gegeben worden. Sie waren alle so grossartig und interessant, dass man behaupten darf, kein Königshaus auf der Welt könne Ähnliches bieten.

Nur Masken war der Zutritt gestattet, und da die Vermummung dazu diente, Vergnügen zu machen und zu bereiten, so verzichtete man darauf, glänzend aufzutreten, die Hoftrachten an sich sind zudem so reich und bunt, dass es nur einer Gesichtslarve bedurft hätte, um als geschmackvolle und reich gekleidete Maske aufzutreten, allein der Kurzweil wegen sollten in diesem Winter hübsche Kostüme gezeigt werden.



Kostüm für das Ballet. 1682.
(Erfunden und gezeichnet von Bérain. Nach einem Manuskript in der Versailler Bibliothek.)

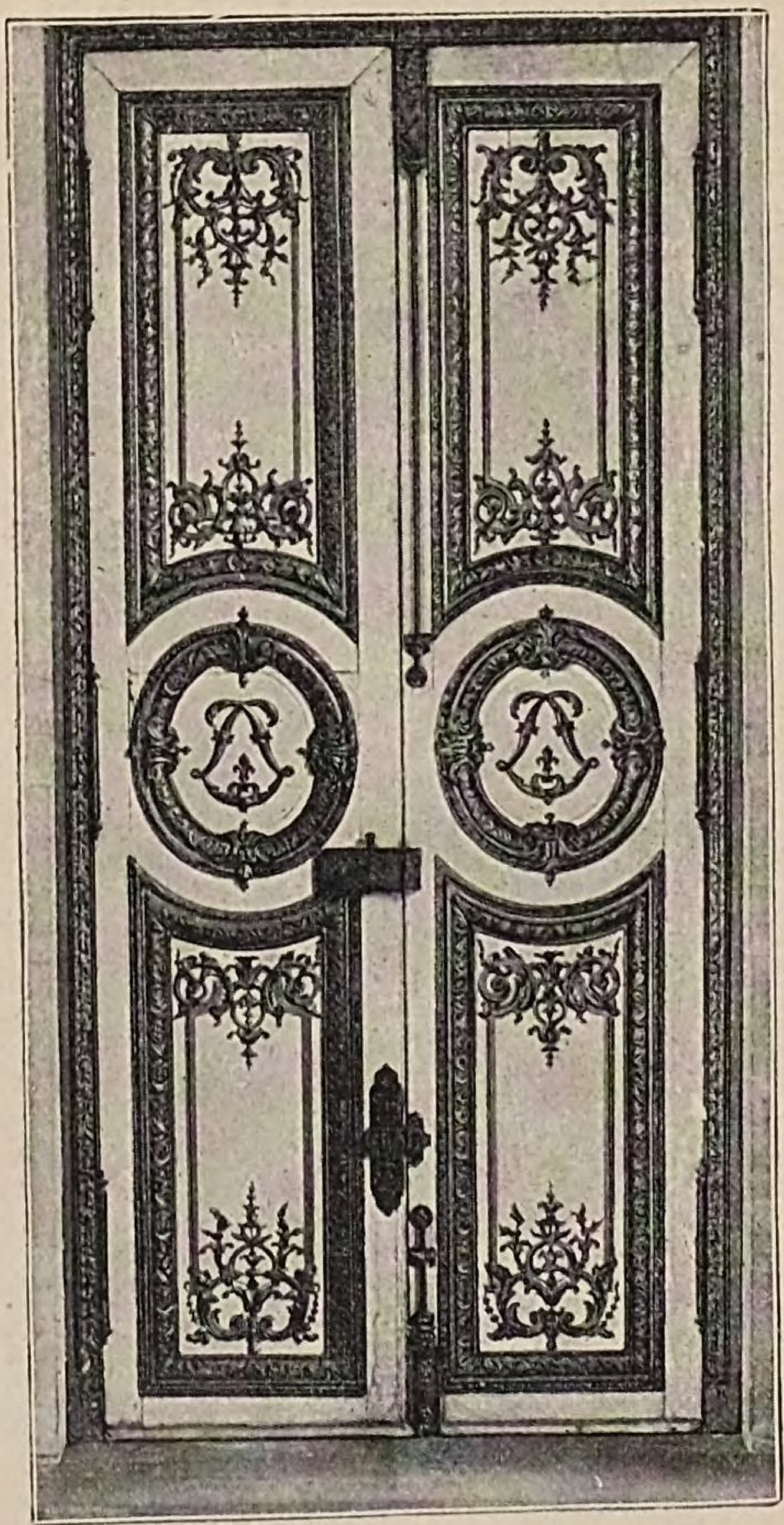
Es gab viele Groteskmasken, welche zu bezeichnen schwer fallen würde, da sie lediglich der Phantasie dessen ihr Dasein verdankten, der sie trug. Wenn man auf alte Trachten zurückgriff, so wählte man immer nur die lächerlichen aus, die man noch mit irgend einer Zuthat versah — es fiel eine Maske auf, die ganz aus Porzellangegenständen bestand.

Monseigneur, der Dauphin, wechselte acht- bis zehnmal sein Kostüm, und Bérain musste all sein Geschick aufwenden, um ihm stets Neues zu liefern, was in der Kürze der Zeit von einem Ball zum anderen etwas bedeuten wollte. Da dieser Prinz nicht erkannt werden wollte, so gab es keine noch so ungewöhnliche Verkleidung, die nicht für ihn erfunden wurde, und man konnte den Figuren, die er darstellte, selten ansehen, ob der Maskierte von Natur gross oder klein war. Zuweilen wurden doppelte Masken verwendet, indem man unter der äusseren, der oberen, eine zweite aus Wachs trug, so dass, wenn man sich demaskierte, doch noch alle Welt getäuscht wurde.

Monsieur, der sich stets mit grossem Geschmack kleidete, erschien auf den Bällen oft in seinen gewöhnlichen Kleidern; dieselben waren so prächtig, von so vorzüglichem Schnitt, dass man sich etwas Vollkommeneres nicht denken kann. Dieser Prinz liebte die Scherzmasken, in denen er oft sehr überraschend wirkte.“

Auf diesem in Farben lächelndem Bilde, welches die Höfe Europas nachzuahmen alsbald beflissen waren, gab es doch auch Schatten, welche Voltaire wohl ein wenig verwischt hat, welche aber von kritisierenden Zeitgenossen bemerkt wurden; so schreibt Saint-Simon:

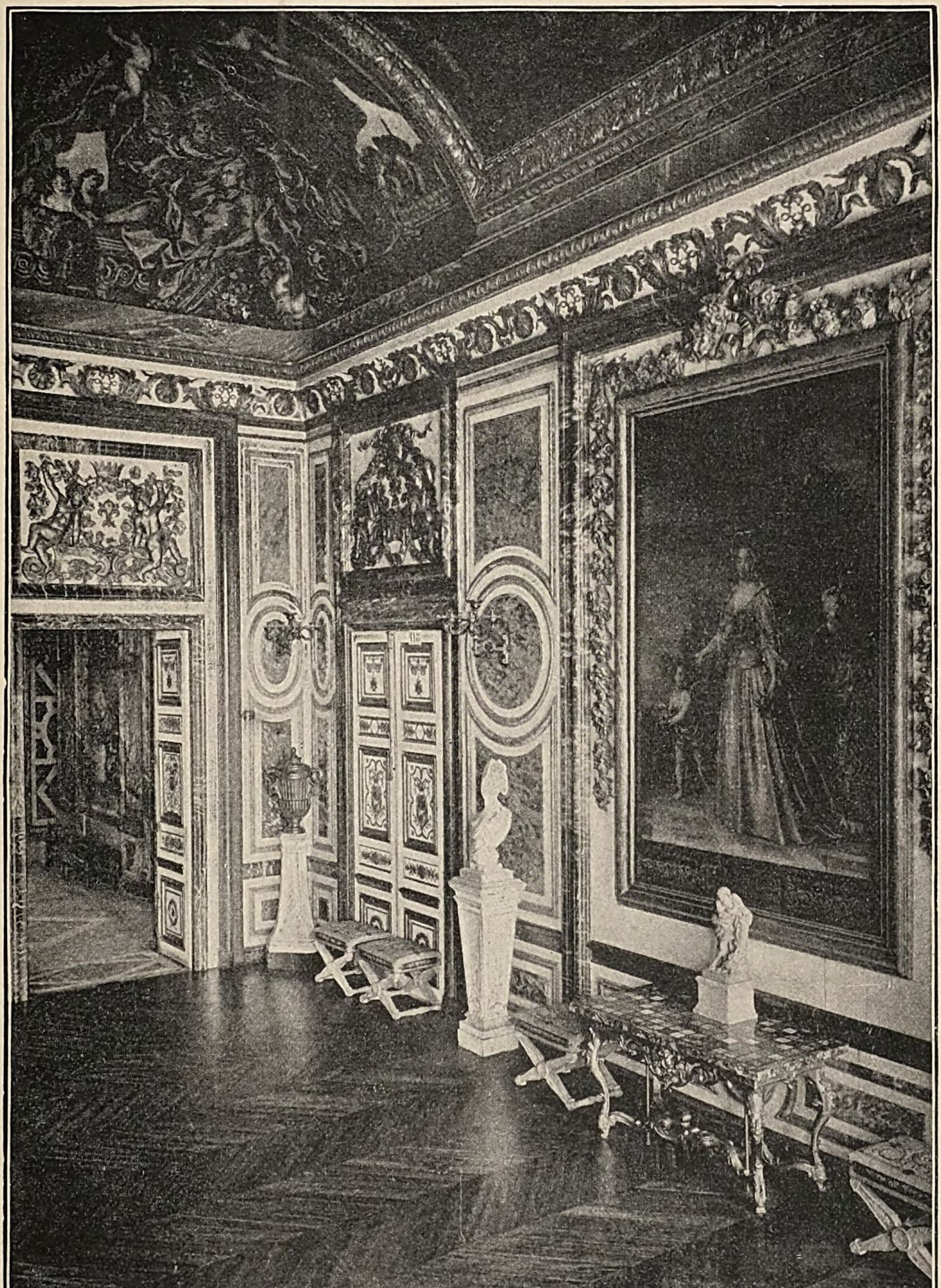
„Der König liebt die Pracht, den Überfluss, die Grossartigkeit nach allen Richtungen hin. Diesen Geschmack machte er zu einem politischen Grundsatz und nötigte ihn seinem gesamten Hofe auf. Wer für seinen Tisch, seine Kleidung, seine Bauten, für das Spiel Geld ausgab, war ihm lieb. Der Grund war der, dass er dahin strebte und auch dahin gelangte, möglichst viel Leute, indem er den Luxus zu etwas Ehrenvollem machte, pekuniär zu Grunde zu richten, und sie zwang, zuletzt von seinen Wohlthaten zu existieren. Er schmeichelte dadurch seinem Stolz, den glänzendsten Hof zu haben, und entging der Pflicht einer anderweitigen Auszeichnung.



Kleine Thür der Kapelle im Schloss zu Versailles.

Es war eine Wunde, die er dem Gemeinwesen beibrachte, und sie ging tief. Sie wurde zu einem inneren Krebsschaden, der sich vom Hofe aus auf die ganze Pariser Bevölkerung verbreitete, auch die Provinzen, die Armee ansteckte, denn die Leute galten nur etwas im Verhältnis zu dem Aufwande, den sie machten. Dadurch wurden viele, welche sich in Ausgaben stürzten, die sie aus eignen Mitteln nicht decken konnten, und die in der Lage waren, zu stehlen, unehrlich. Es kam eine grenzenlose Verwirrung in alle Angelegenheiten, deren Folgen unberechenbar sind, und geradeswegs auf den allgemeinen Ruin, einen allgemeinen Umsturz hinauslaufen.“

Das ist wahr in der That! Eines Abends beim Glücksspiel hielt der König selbst sich für zu Grunde gerichtet. „Er hatte schon eine ganze Zeitlang sehr hoch gesetzt. M$^{me}$ de Montespan verleitete ihn zu immer höheren Sätzen; so verlor er in dieser Nacht mehrere Millionen. Erst gegen Morgen zog er sich zurück und wollte, dass das Spiel fortgesetzt wurde, damit M$^{me}$ de Montespan ihn herausrisse. Als er vom Schlaf erwachte, fragte er sich er-



Der Saal der Garden der Königin.
(Schloss zu Versailles.)

schreckt, ob er noch König wäre, erfuhr aber zu seiner Genugthuung, dass er bis auf 14000 oder 15000 Francs all seine Verluste, dank dem Glück oder der Umsicht der Montespan, wieder eingebracht hatte. Diese Erfahrung belehrte ihn für die Folge.“



Kopfputz und Maske.
(Von Bérain. Für das Ballet 1682. Versailler Bibliothek.)

Das Spiel war eine Schmach für den Hof, denn es bildete dessen Hauptbeschäftigung. Man spielte das Barrett-, das Reversispiel, Calbas, Troumadame, Trente et quarante, Tourniquet, das Bêtespiel; Ludwig XIV erfand auch selbst ein Spiel „der drehende Ring“ (1689); es wurde Landsknecht, Trictrac, es wurden alle Würfelspiele gespielt, auch eins, welches „Hoca,“ ein anderes, welches „Brelan“ genannt wurde.

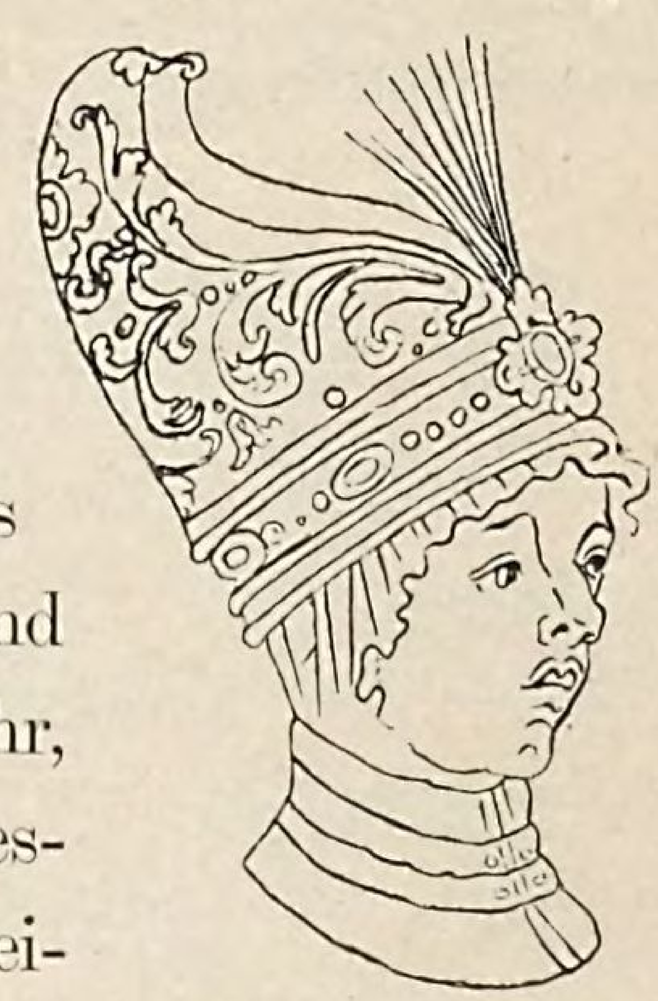


Kopfputz und Maske.
(Von Bérain. Für das Ballet 1682. Versailler Bibliothek.)

„Hier in Frankreich,“ so schreibt die Pfalzgräfin, „beginnt man, sowie man in einer Gesellschaft zusammenkommt, mit dem „Landsknecht“, es ist das beliebteste Glücksspiel. Man setzt ganz erschrecklich hohe Summen, die Spieler erscheinen wie Wahnsinnige, der eine heult förmlich, der andere schlägt mit der Faust auf den Tisch, dass der ganze Saal davon dröhnt, der dritte lästert Gott in einer Weise, dass einem die Haare zu Berge stehen. Alle sind ausser sich, und es ist schrecklich, sie zu beobachten.“ Dieses Unwesen bot Bourdaloue das Thema zu einer seiner schärfsten Strafpredigten. „Das Glücksspiel“, so ruft er, „ohne Mass und Überlegung ist keine Zerstreuung mehr, es ist eure Beschäftigung, eure Profession, ein Handel, ein Hang, eine Leidenschaft, eine, ich möchte sagen, Raserei, eine Tollheit, in deren Gefolge Pflichtvergessenheit, Auflösung des Hausstandes,



Kopfputz und Maske.
(Von Bérain. Für das Ballet 1682. Versailler Bibliothek.)



Kopfputz und Maske.
(Von Bérain. Für das Ballet 1682. Versailler Bibliothek.)

Verzettelung der Einkünfte, elende Schwindeleien, Betrügereien folgen. Nichts als Gewinngier, begleitet von Zorn, Flüchen, Verzweiflung."

Bourdaloue hätte dreist das Wort „Diebstahl" aussprechen können, denn es wurde in der That im Schloss, beim Spiel sowie auch sonst, gestohlen. „Bei einer Hofgesellschaft," so erzählt Dangeau, „nahm man eines Tages einem Kavallerieoffizier hundert Louis weg. Der König liess sie ihm zurückerstatten."

Hier noch ein anderer Fall, vielleicht noch erstaunlicher: „Während der letzten Reise, welche der König nach Meudon machte, liess er, als er zum Abendessen ging, seinen Hut im Kabinett zurück. In dem Hut befand sich ein Beutel mit tausend Pistolen, und diese wurden entwendet, während er bei Tische sass. Den Knopf am Hut, der wohl viertausend Pistolen wert war, hatte der Dieb nicht beachtet, wahrscheinlich weil er befürchtete, ein Diamant von solcher Grösse werde beim Verkauf überall erkannt werden."



Sessel aus dem siebzehnten Jahrhundert.
(Einer von den sechs, welche sich in der Sammlung des Baron Pichon befinden.)

Man muss bemerken, dass das Stehlen in Versailles keine grossen Schwierigkeiten hatte. Das Schloss war allen möglich Handeltreibenden zugänglich: Uhrmacher, Buchhändler, Spezereihändler boten in Fontainebleau, Marly, Versailles, auf den Schlosstreppen ihre Waren feil; ja selbst Bettler hatten Zutritt, und diese kamen oft in so grossen Scharen, dass im Jahre 1700 der König in Versailles fünfzig Mann seiner Schweizergarde beorderte, um die herumlungernden Leute aufzugreifen und in das „allgemeine Hospital" zu bringen.

Man könnte füglich von einem Hotelleben in den Schlössern des Königs reden, und hinter demselben war mancher Schaden versteckt, von einem wirklich komfortablen Leben keine Rede. Diese grossen, prachtvollen, für Empfänge und prunkvolle Aufzüge des Hofes so passenden Räume waren kaum zu erheizen.

„Es ist so kalt," sagt die Pfalzgräfin, „dass auf dem Tisch des Königs Wein und Wasser in den Gläsern Eis ansetzten. Die gewaltigen, mit so prächtigen Skulpturen geschmückten Kamine genügen nicht. Einige Räume,

wie die Empfangsgemächer, die Spiegelgalerie, waren sogar ganz ohne Kamine."

Saint-Simon hat in trefflicher Weise die Hofleute geschildert, welche auf Befehl des Königs sich einstellten, um dieses königliche Hotel zu beleben, um dort Glück, Charakter und Unabhängigkeit einzubüssen:

„Die vielen Feste, die Spaziergänge im Park von Versailles waren vom König erfunden, um dabei einzelne Personen auszuzeichnen, sei es durch ein Gespräch, durch einen freundlichen Gruss, sei es durch die Einladung selbst. Er sagte sich sehr richtig, dass das Effektmachen, welches er doch so sehr liebte, wenn es auf seine eigene Person beschränkt blieb, doch über kurz oder lang einmal versagen möchte; er musste andere in das System mit hineinziehen. Durch kleine Bevorzugungen, die ihm ja in so leichter und gefälliger Weise von der Hand gingen, erweckte er Eifersüchteleien um sich her; neben die Beneidung der Bevorzugten trat auch eine grössere als ihnen bisher zu teil gewordene Beachtung; Hoffnungen wurden erweckt u. s. w. Kurz, Ludwig XIV, in dergleichen Dingen überaus geschickt, blieb der die Peripherie bewegende Mittelpunkt, blieb die strahlenspendende Sonne.



Leuchter aus dem siebzehnten Jahrhundert.
(Sammlung des Herrn Edmund Guérin.)

Marly wurde für den König bequemer als Versailles, Trianon desgleichen, wohin jedermann Zutritt hatte, um ihm aufzuwarten, und wo die Damen mit dem König an einem Tisch speisten.

Jeden Abend, wenn er sich zur Ruhe verfügte, wurde von einem der Hofleute, den er besonders auszeichnen wollte und dessen Namen er stets mit lauter Stimme rief, wenn er sein Nachtgebet beendet hatte, ein Armleuchter gehalten.

Der König blickte stets rechts und links, wenn er des Morgens seine Gemächer verliess oder wenn er des Abends zur Ruhe oder des Mittags zu Tisch ging, wenn er die mit Menschen gefüllten Gemächer durchschritt. Im Garten von Versailles hatten die Hofleute das Recht, ihm zu folgen. Er sah, er bemerkte jeden einzelnen, keiner entging ihm, sogar die nicht, welche glaubten, unbemerkt geblieben zu sein. Eine etwaige Abwesenheit des einen oder anderen bemerkte er sofort, machte über den Grund zu derselben unendliche Glossen und handelte bei sich bietender Gelegenheit danach. Wer den Hof nicht täglich besuchte, wurde schon übel vermerkt, wer aber selten

nur kam, war sicher, über kurz oder lang in Ungnade zu fallen. Wenn es sich um irgend etwas handelte, was einen der Säumigen betraf, so pflegte der König wegwerfend zu sagen: „Ich kenne ihn nicht.“ Für die, welche nur selten sich am Hofe zeigten, hatte er die Redensart: „Das ist ein Mann, den ich nie sehe.“ Es wurde förmlich als Verbrechen angesehen, aus Fontainebleau, das dem König ebensoviel wie Versailles galt, fortzubleiben. Die Leute, denen es in Paris besser gefiel, konnte er gar nicht leiden!



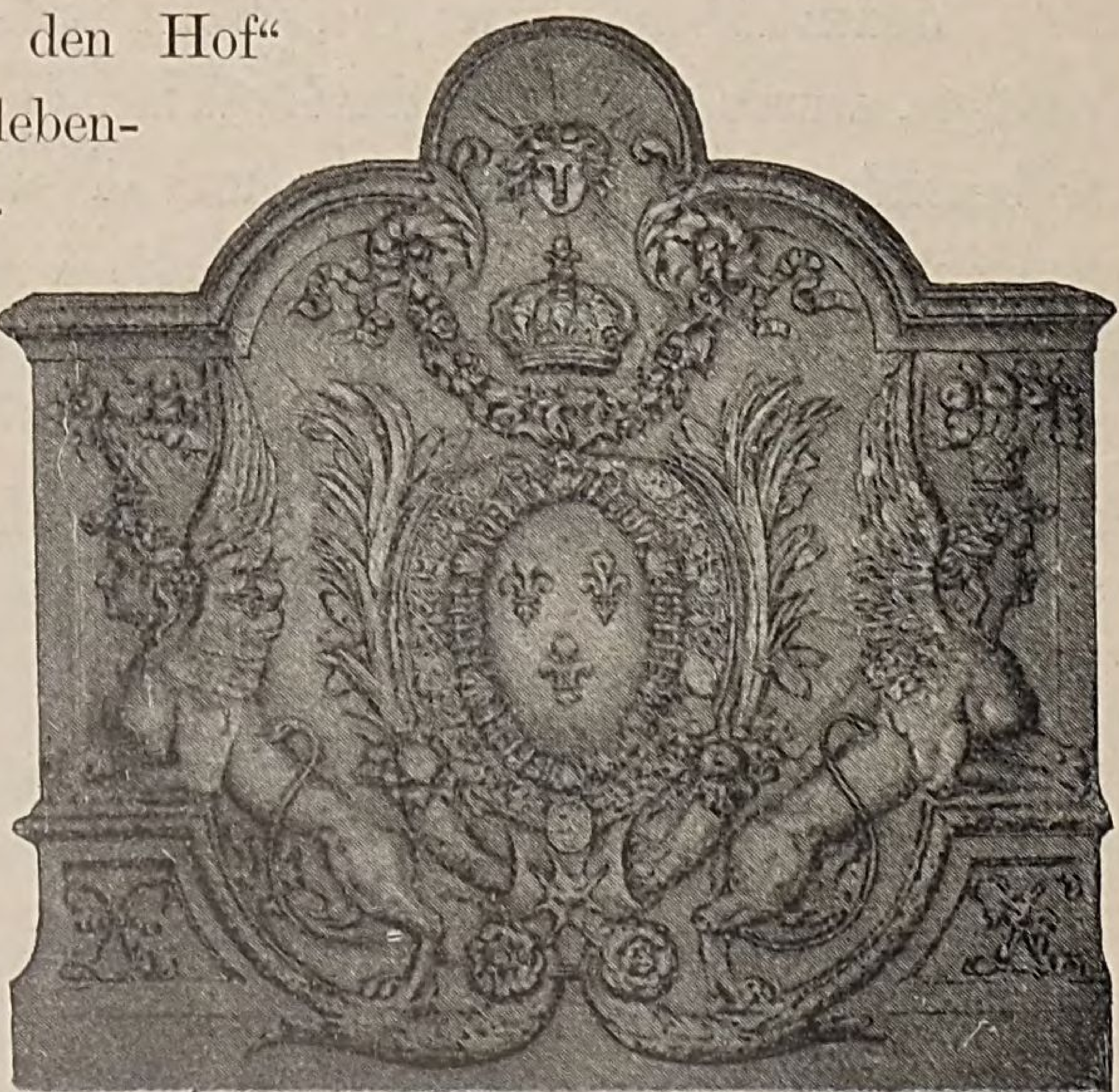
Goldene Vase.
(Nach einer Zeichnung von Lebrun, Palais royal. Versailler Galerie.)

„Ein Blick, ein Wort des Königs, der mit diesen Dingen nicht besonders freigebig war, galten etwas und fanden allseitig Beachtung. König überall, König in jedem Augenblick, hielt Ludwig XIV alle Welt in Atem und Furcht; durch Krieg, Luxus und sein Wesen brachte er die grossen Herren im Lande so herab, dass sie sozusagen von seinen Wohlthaten lebten.“

Labruyère hat in kurzen harten Worten die moralische Formel dazu gefunden und den Ruin der Herzöge und Pairs, die Erniedrigung des Adels dahin zusammengefasst:

„Aufwand und Pracht bei einem Souverän heisst so viel wie ein in Gold und Edelsteinen auftretender Hirt, der einen goldenen Hirtenstab schwingt. Sein Hund hat ein goldenes Halsband und wird an einer Kette von Gold und Seide geführt. Was nützt all das Gold seiner Herde? Was hilft es etwa gegen Wölfe?“

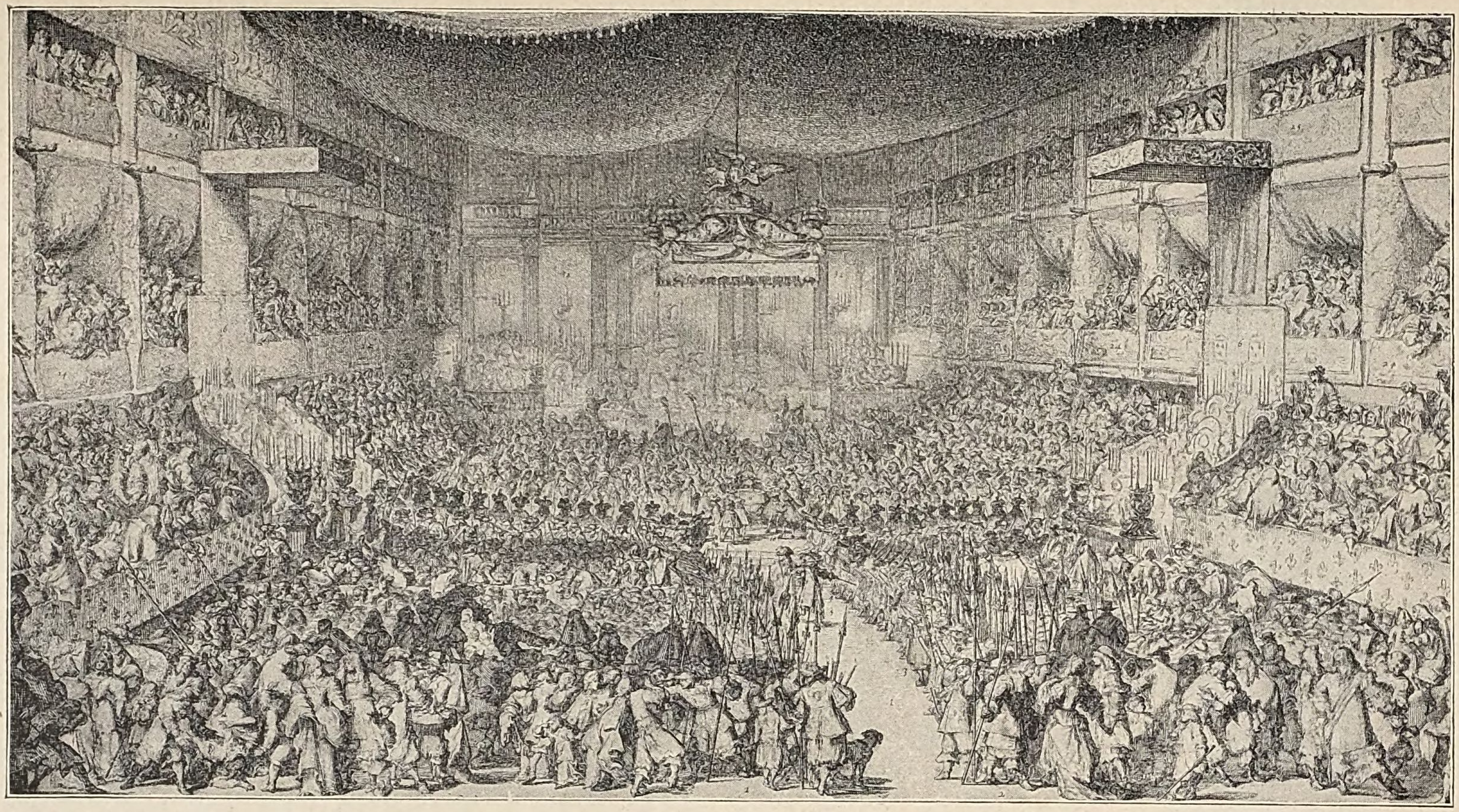
Labruyère's Schrift „Über den Hof“ und „die Charaktere“ giebt ein lebendiges Bild von der Versailler Gesellschaft, von der Stellung der Vornehmen, ihren Leidenschaften, ihren Bestrebungen, ihrem kleinlichen Ehrgeiz.



Eine Kaminverzierung im „Herkulessaal“ zu Versailles.

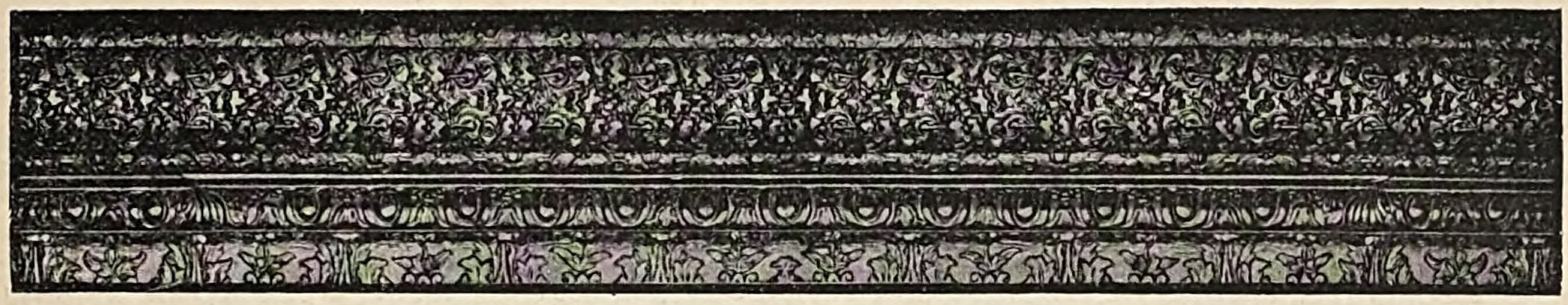
„Der Hof gleicht einem aus Marmor aufgeführten Gebäude, ich will sagen, er besteht aus steinharten Leuten, die aber schön poliert sind.“

„Dies ist ein Land,“ sagt er weiter, „in welchem die Ver-



Der Hof Ludwig XIV in feierlicher Versammlung zur Taufe des Dauphin. 1668.
(Nach einem Kupferstich damaliger Zeit.)

gnügungen besonders hervortreten, allein sie sind nur ein Blendwerk, hinter dem sich Schäden aller Art versteckten. Wer könnte glauben, dass das Ge-



Bruchstück der Holzbildhauerarbeiten, welche die Wandflächen in den Gemächern des Königs zu Versailles umrahmen.

dränge zu den Theatervorstellungen, dass der Prunk und die Beifallssalven im Theater Molière's und Arlequin's, dass die Festtafeln, die Jagden, die Balletts, die Karussels so viel innere Beunruhigung, so viel Sorgen, so viel Befürchtungen und Hoffnungen und so viel ernste, wichtige Angelegenheiten verdecken können!“

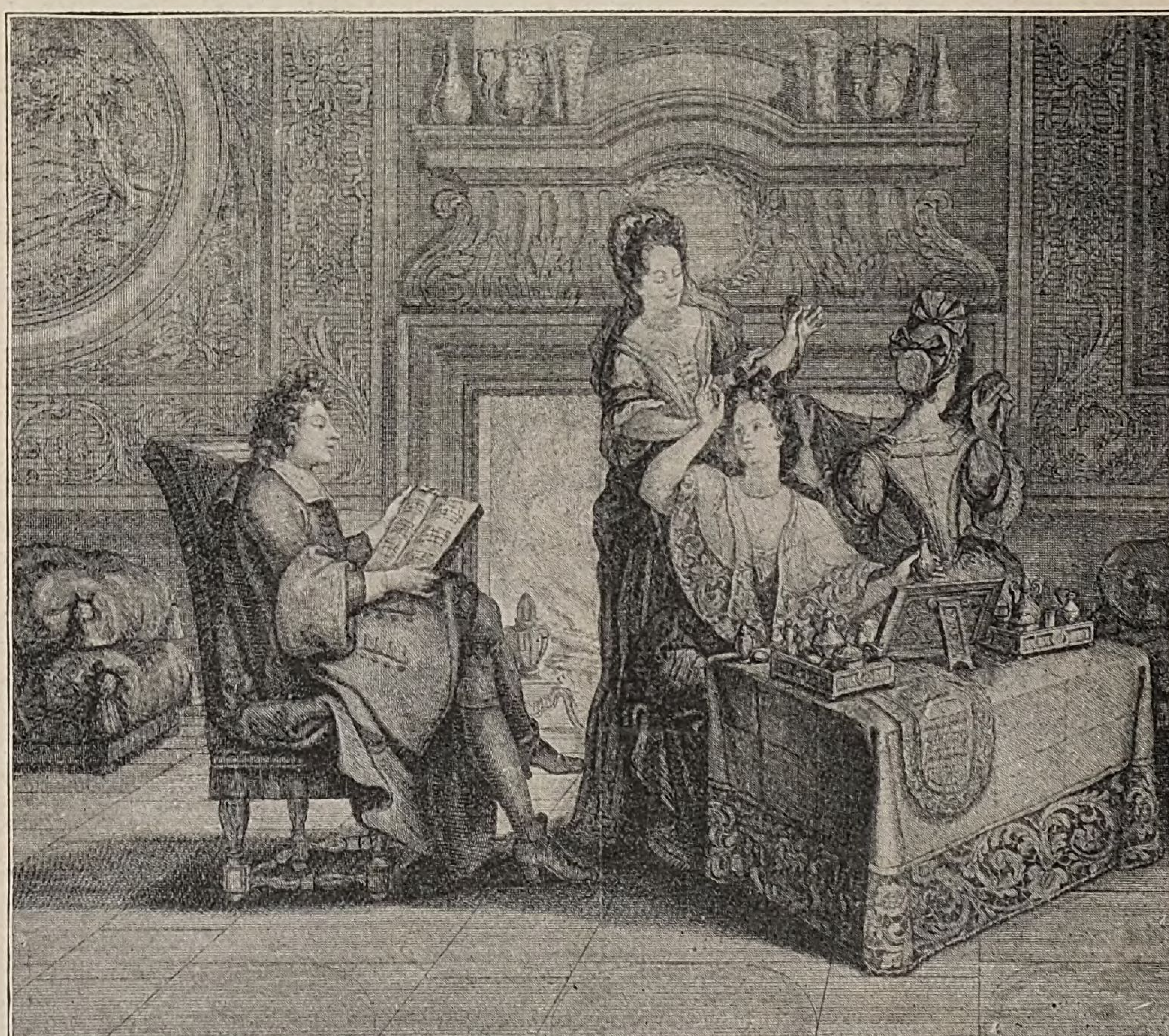
Diese satirischen Bemerkungen, in denen sich schon die „Lettres Persanes“ anzuzeigen scheinen, sind wohl die beste Kritik. Zeigen sie doch diesen glänzenden Mantel und das, was er verhüllte, verraten sie doch das, was hinter diesem „dehors asiatique“, wie Saint-Simon sich ausdrückt, steckte.

„Man spricht,“ heisst es weiter, „von einer Region, in welcher die Greise, noch galant und zuvorkommend, sich liebenswürdig machen, während die jungen Leute roh, kantig, wild, sittenlos und unmanierlich sind; diese haben die Zuneigung für Frauen schon in einem Alter verloren, in welchem man dieselbe zu hegen anderwärts erst anfängt; sie geben Gastmählern, dem Fleischgenuss und lächerlichem Beginnen den Vorzug. Unter ihnen ist der nüchtern und mässig, der sich nur im Wein berauscht, allzu häufiger Genuss haben ihnen denselben schal erscheinen lassen. Sie suchen ihren bereits abgestumpften



Anzug eines Lieutenants der Königsgarde.
(Nach einem Modeblatt von Bonnart.)

Geschmack durch Branntwein und Liqueure aller Art zu beleben, es fehlt ihren Ausschweifungen nur, dass sie Scheidewasser trinken. Die Frauen beschleunigen das Welken ihrer Schönheit durch Kunstgriffe, von denen sie glauben, sie würden durch dieselben hübscher; sie haben die Gewohnheit, die Lippen zu färben, die Wangen, die Augenbrauen, die Schultern, welche sie zugleich mit dem Busen den Blicken preisgeben, auch ihre Arme, soweit



Die Toilette einer vornehmen Dame.
(Kupferstich von Saint-Jean.)

es möglich, als ob sie befürchteten, sie könnten das verbergen, wodurch sie Beifall finden könnten, als befürchteten sie, sich nicht ausgiebig genug zu zeigen. Sie haben einen Gesichtsausdruck, der unklar, verwirrt und durch dichtes falsches Haar, welches sie dem natürlichen vorziehen, noch besonders gestört ist. Man kann hier an ihren Gesichtszügen die Leute nicht erkennen. Die Bevölkerung aber hat ihren Gott, hat ihren König. Die Grossen des Reiches versammeln sich alle Tage zu einer bestimmten Stunde in einem Tempel, welchen sie „Kirche“ nennen. Im Hintergrunde desselben befindet sich ein Altar, der ihrem Gotte geweiht ist, vor welchem ein Priester ge-

heimnisvolle Handlungen vornimmt, welche sie für geheiligt und ehrfurchtgebietend ausgeben. Die Grossen stehen im weiten Kreise um den Altar herum, sie wenden dem Priester und den heiligen Mysterien den Rücken zu und haben ihre Köpfe nach dem Könige erhoben, den man, in die Kniee gesunken, auf einer Tribüne sieht und dem sie mit Leib und Seele ergeben zu sein scheinen. Es zeigt sich darin eine gewisse Unterwürfigkeit, das Volk scheint den Fürsten anzubeten, der Fürst aber Gott. Die Leute nennen ihn . . .; er ist um etwa 48 Grad vom Nordpol und um mehr als 1100 Seemeilen von den Irokesen und Huronen getrennt.“

Man kommt schliesslich mit Taine zu dem Schluss: „Eine prächtige Parade ist an Stelle des Kampfes getreten. Die Vornehmen bilden schöne Zieraten, sie haben sonst keinen Nutzen, sie helfen nur dem König, den König zu repräsentieren; ihre Personen gehören zur Dekoration. Man muss aber zugeben, dass diese Dekoration eine sehr gelungene ist und dass man seit dem Aufkommen der italienischen Renaissance keine prächtigere gesehen hat.“



Eine vornehme Dame bei der Toilette: Maria Anna Stuart, Königin von England.
(Nach einem Kupferstich von Bonnart.)

Durch all diese Umstände hatte der Hof Ludwig XIV ein Gepräge von Grösse und Bedeutung bekommen, welches alle übrigen Höfe Europas in den Schatten stellte. Der König strebte dahin, dass in den Strahlen, welche er ausströmte, seine Umgebung inbegriffen sei, dass die Vornehmen im Lande geehrt würden, aber — bei seinem Bruder und den Prinzen angefangen — keinerlei Machtbefugnis besässen. Daher entschied er auch den lange schon währenden Streit zwischen den Parlamentspräsidenten und den Pairs zu Gunsten der letzteren. Die Präsidenten waren der Meinung, sie dürften und sollten vor den Pairs ihre Stimmen abgeben und liessen von diesem Rechte nicht ab; in ausserordentlicher Sitzung entschied Ludwig, dass bei den „lits de justice“ in seiner Anwesenheit die Pairs vor den Präsidenten

stimmen sollten, als verdankten sie seiner Anwesenheit das Vorrecht; bei allen anderen Verhandlungen sollte der einmal eingeführte Gebrauch bestehen bleiben.

Um die ersten unter seinen Hofleuten auszuzeichnen, hatte er blaue Röcke mit Gold- oder Silberstickerei eingeführt. Das Recht, einen solchen Rock tragen zu dürfen, war für Leute, welche von Eitelkeit ganz benommen waren, eine besondere Vergünstigung; man riss sich darum beinah ebenso wie um das Halsband des königlichen Ordens. Da hier gerade von Details die Rede ist, so mag auch bemerkt werden, dass damals ein Überrock über dem mit Bändern geschmückten Wams (juste au corps oder pour point), und über dem Rock der Degen, der an einem schönen breiten Wehrgehänge hing, getragen wurde: den Hals schmückte ein Spitzenkragen, den Hut zwei Büschel Federn. Diese Mode dauerte bis 1684 und hatte überall in Europa mit Ausnahme von Spanien und Polen Eingang gefunden, denn überall suchte man ja dem Hofe Ludwig XIV nachzuahmen.




Sommeranzug eines Herrn vom Hofe, mit allen Einzelheiten des „juste au corps“, des Wehrgehänges und der Achselschleifen.
(Modebild.)

In Bezug auf seine Haushaltung führte der König Vorschriften ein, welche noch heute bestehen. Er bestimmte die Rangordnung und die dienstlichen Obliegenheiten, er schuf für den persönlichen Dienst neue Ämter wie z. B. das eines Grossgarderobiers. Auch führte er die unter Franz I üblichen gemeinschaftlichen Mahlzeiten wieder ein, indem er die Tafeln vermehrte. Es gab ihrer zwölf für die zum Haushalt Gehörigen; sie wurden mit derselben Sorgfalt, in demselben Überfluss gehalten, wie die kleiner Fürsten. Alle Fremden wurden, des Königs Bestimmungen entsprechend, zu diesen Tafeln hinzugezogen, und diese Aufmerksamkeit blieb auch während seiner ganzen Regierung bestehen.

Des Königs Zuvorkommenheit fand einen noch stärkeren Ausdruck bei einer anderen Gelegenheit: als 1679 der Pavillon in Marly baulich vollendet war, fand jede zum Hofe gehörige Dame in ihrem Gemach eine vollständige

Toilette vor, kein Erfordernis des Luxus oder des Komforts war vernachlässigt. Jeder, der an der Reise teilgenommen hatte, hatte die Befugnis, in seinen Gemächern Tafel zu halten, und diese wurde ebenso versorgt, wie die des Königs.

In allem, was der König that, zeigten sich seine Prachtliebe und seine Freigebigkeit: die Töchter der Minister erhielten bei ihrer Verheiratung von ihm eine Mitgift von je 200 000 Franken.

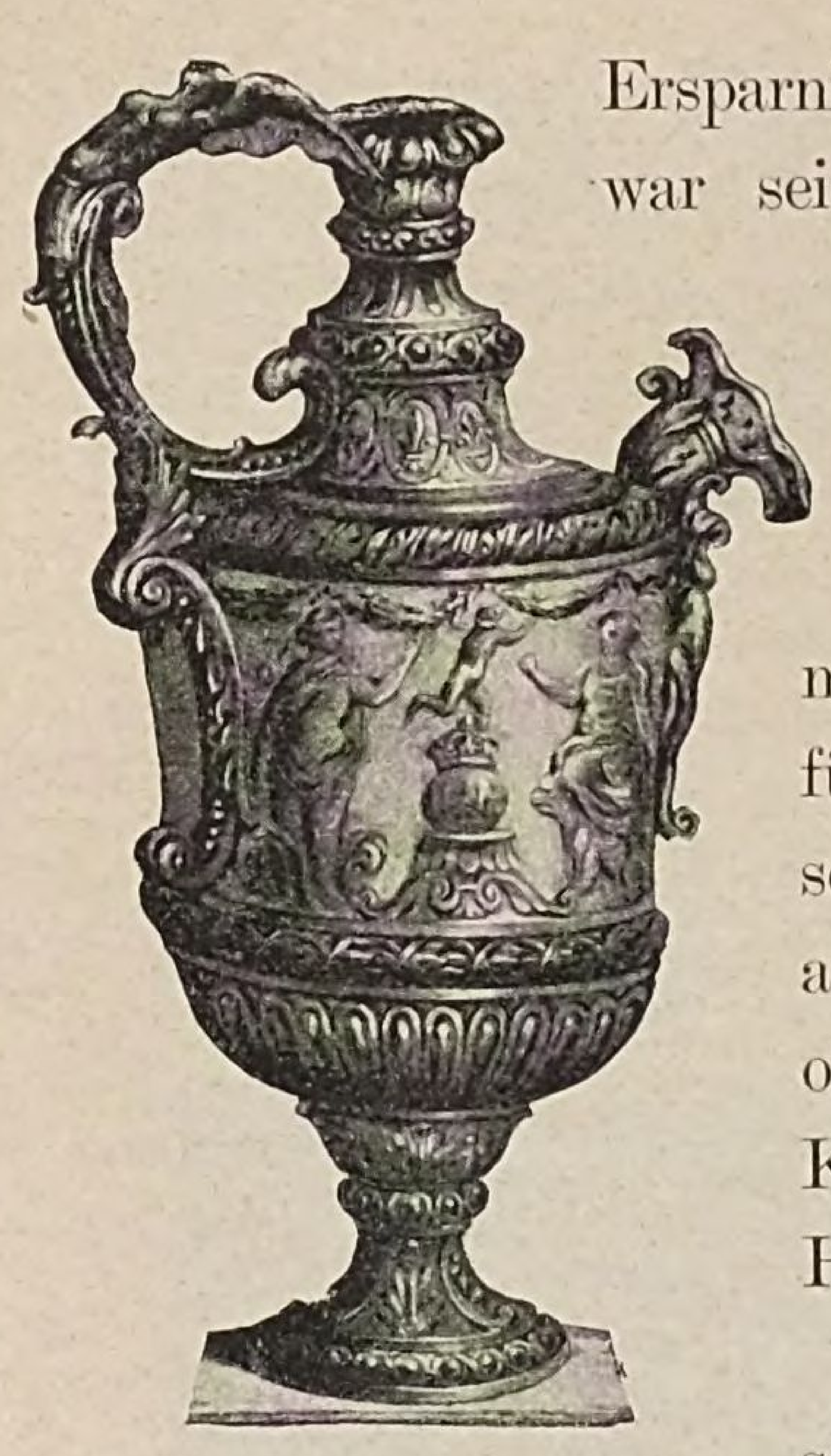
Spanheim setzt uns in die Lage, mit einigen Einzelheiten das Bild zu vervollkommnen, welches Voltaire vom Hofe Ludwig XIV entwarf. Was



Empfang der Ritter des Ordens vom heiligen Ludwig durch den König im Schloss zu Versailles.
(Dieses Bild wurde zu Anfang der Regierung Ludwig XIV angefertigt und giebt das Gemach des Königs genau wieder. Versailler Galerie.)

Spanheim am meisten bewunderte, war die Art, wie der Hof geleitet und die Ausgaben für denselben bestritten wurden.

„Es giebt unter der gegenwärtigen Regierung überall Ordnung, auch eine gewisse Sparsamkeit mitten in dem Prunk und Aufwand, den man gewahr wird: es kommt daher, dass man dort, wo der Ursprung der Unordnungen lag, das heisst in der Finanzverwaltung unter der vorigen Regierung und während der Minorennetät des Königs, Heilmittel anwendete; damals waren die Fonds, welche für den Unterhalt des Hofes, der königlichen Tafel, der Hofbeamten u. s. w. hätten verwendet werden sollen, unterschlagen oder zu anderen Zwecken verwendet worden. Die Oberintendanten der Finanzen und die Beamten der



Schenkkanne von Gold.
(Nach einer Zeichnung von Lebrun: Schloss zu Madrid. Versailler Galerie.)

Ersparniskasse hatten sich vor allem selbst versorgt. Hier war seit der Gefangensetzung Fouquet's alles zum Besseren umgewandelt und durch Colbert in eine neue, vortreffliche Ordnung gebracht, ebenso auch in Bezug auf die Verwaltung des königlichen Hauses, sofern unter Beibehaltung des früheren Pompes Ersparnisse möglich waren. Man hatte dabei besonders die Auslagen für die königliche Tafel und für die des Oberhofmarschalls, des Grosskammerherrn, des Capitain der Garde, auch die Tafel der Königin, der Dauphine im Auge, ohne von den anderen zu sprechen, die auf Kosten des Königs unterhalten wurden, und zum Vergnügen der Höflinge und zur Ehre des Hofes bestanden.

Was die Vortrefflichkeit der Hoftafeln anbetrifft, so muss man vor allen nennen: die des kronprinzlichen Hofmeisters, Herzogs von Montausier, die der Gouvernante der „Kinder Frankreichs“, der Marschallin de la Motte, und auch die der Ehrendame der Königin, Herzogin von Arpajon. Sie führen alle ihren Tisch mit den Geldern, welche der König ihnen bewilligt, und es hängt von ihnen ab, sparsam mit denselben umzugehen. Alle diese Dinge aber tragen dazu bei, den königlichen Hof glänzend und die Hofleute zufrieden zu machen.

Die vornehmen Herren und die Hofleute, denen man bei Hofe begegnet, sind der Mehrzahl nach, mit alleiniger Ausnahme des Prinzen Condé und vielleicht noch ein paar anderer, von den Wohlthaten des Königs abhängig und von dem Gehalt für ihre Ämter.“

Indem Spanheim die Art und Weise der Hofhaltung, „welche zur Unterweisung und zum Muster auch für die auswärtigen Höfe gilt“, besonders rühmt, fügt er noch kritische Bemerkungen hinzu, welche Voltaire unterlassen hat, und kommt zu dem Schluss, dass Ludwig XIV geizig war.

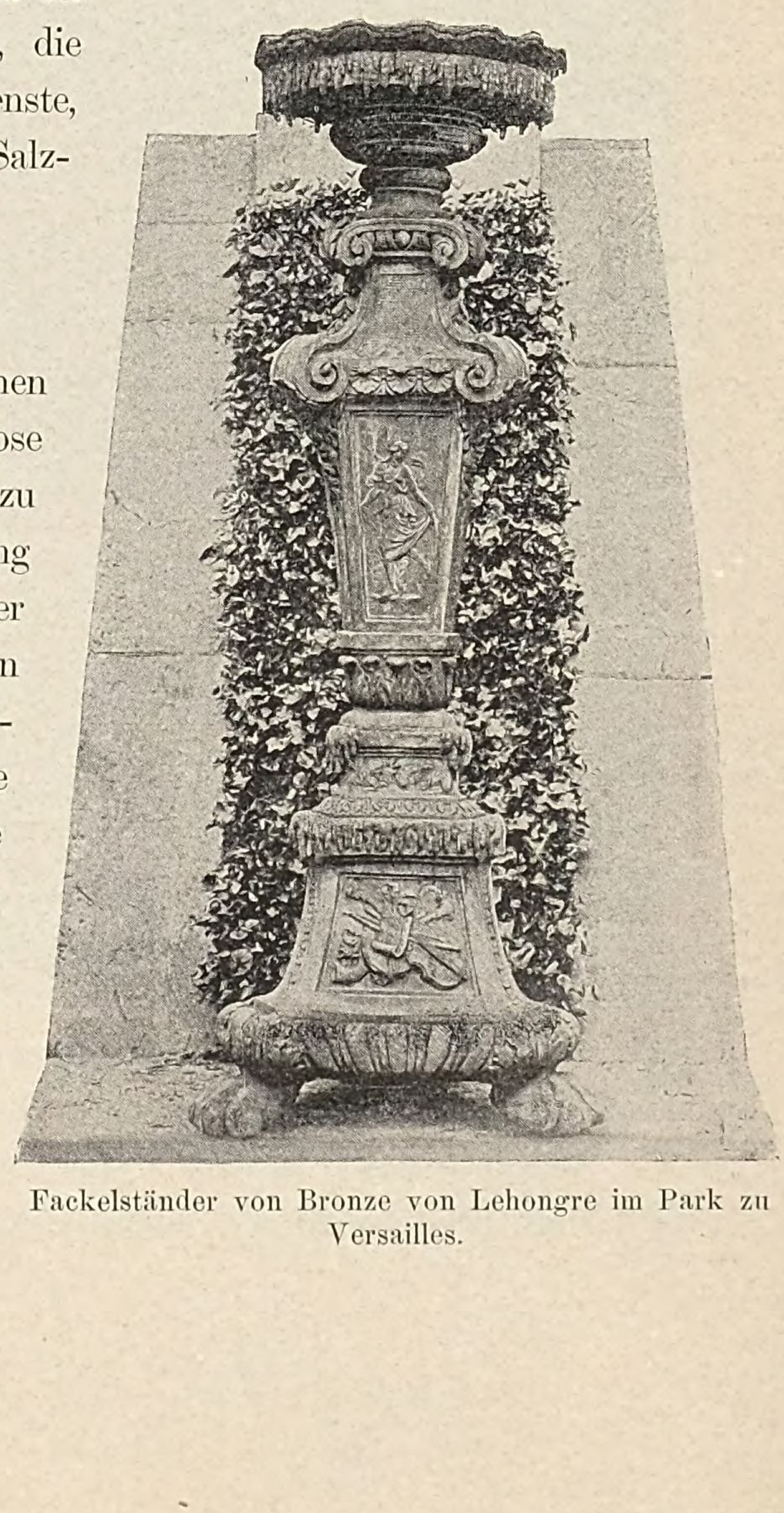
Auch Saint-Simon ist dieser Meinung und sagt: „Obwohl der König für seine eigene Person verschwenderische Summen ausgab und obwohl er sogar grossartige Geschenke machte, war er doch nichts weniger als freigebig; dies aber war nach seinen eigenen Worten eine Eigenschaft des bourbonischen Geschlechtes überhaupt. Ludwig ging gern auf die geringfügigsten Einzelheiten der persönlichen Ausgaben ein, und da er überhaupt für Kleinigkeiten und nebensächliche Dinge eine gewisse Vorliebe hatte, glaubte er damit viel zu thun.“

Spanheim hat das Verdienst, die geheimen Beweggründe für die Frei-

gebigkeit Ludwig's dargelegt zu haben. Er hinterliess uns in dieser Beziehung eine höchst merkwürdige psychologische Studie:

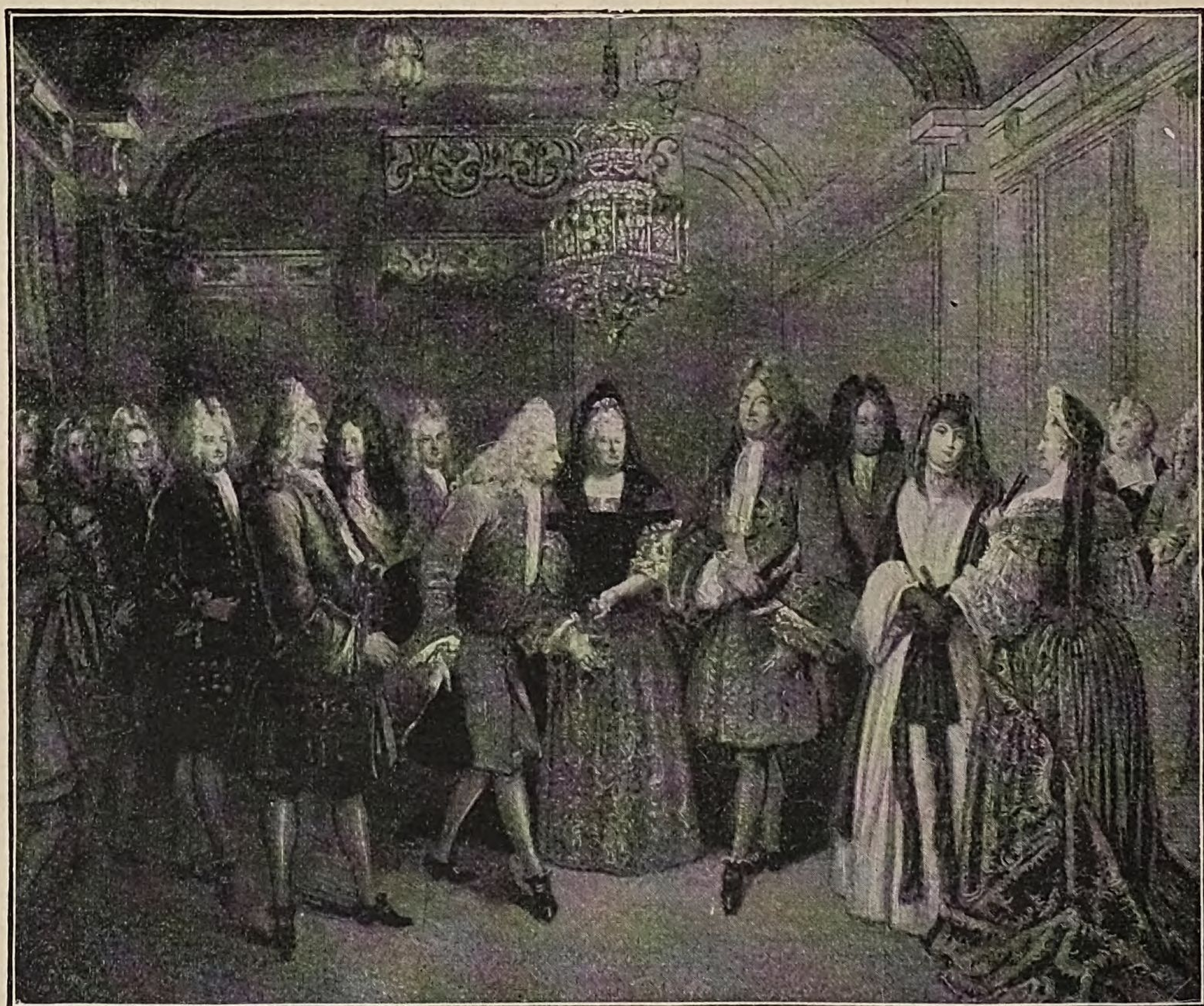
„Da der König mehr darauf bedacht ist, vor seinen Unterthanen als Gebieter, denn als Vater zu gelten, bezahlt er sich lieber mit ihrer Unterwürfigkeit und Abhängigkeit als mit ihrer Zuneigung, und ist weniger von dem wirklichen Wunsch, ihr Los zu erleichtern, geleitet. Man kann überhaupt die Behauptung aufstellen, dass, wenn es ihm auch zu geben beliebt, er doch das Ansammeln noch mehr liebt, dass also im allgemeinen sein Wohlwollen und sein Wohlthun von der Berücksichtigung seiner selbst diktiert ist: dass er mehr der Ostentation wegen als aus anderen Gründen giebt: daher kommt es, dass er den Prunk gerade ebenso liebt wie das Geldsparen; dass oft Verschwendung zu Tage tritt, wo Mass gehalten werden könnte, und wiederum zu viel Sparsamkeit, wo Ausgaben besser am Platze gewesen wären. Man denke nur einerseits an die achtzig Millionen, welche ihm das Schloss, die Gärten und Wasserkünste von Versailles kosteten, an den Aquaduct von Maintenon, an welchem während drei Jahren mehr als 30 000 Menschen arbeiteten, und andererseits an das Elend der kleinen Leute in Stadt und Land, die völlig erschöpft werden durch Frohndienste, durch Einquartierungen und die Salzsteuer."

Was in ganz Europa Erstaunen erregte, war eine bisher beispiellose Freigebigkeit. Dem König kam dazu der Gedanke durch eine Äusserung des Herzogs von Saint-Aignon, welcher ihm mitteilte, dass Richelieu einigen auswärtigen Gelehrten, die seine Thaten gepriesen hatten, Geschenke habe zustellen lassen. Der König wartete nicht erst, bis man ihn lobe, sondern, überzeugt, dass er des Lobes würdig, empfahl er seinen Ministern Lyonne und Colbert, eine Anzahl von Männern des In- und Auslandes, welche in der Litteratur hervorragend wären, auszuwählen, denen



Fackelständer von Bronze von Lehongre im Park zu Versailles.

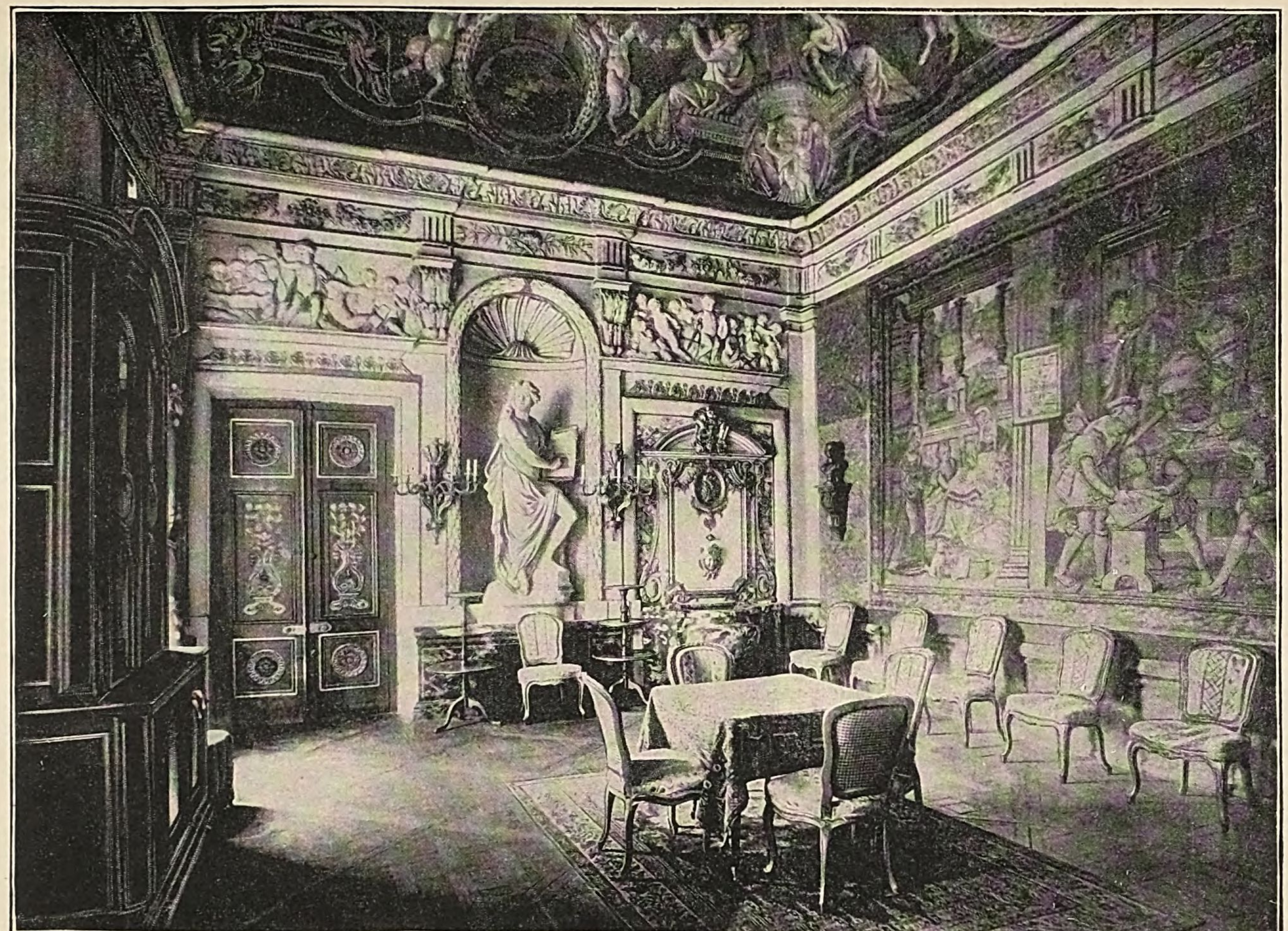
er Beweise seiner Freigebigkeit zu geben wünsche. Nachdem Lyonne im Auslande die nötigen Erkundigungen eingezogen hatte, soweit dies möglich war, wurde zunächst eine Liste aufgestellt, auf der sechzig Namen verzeichnet standen, und von den Trägern derselben empfingen die einen Geschenke, die anderen je nach Rang, Bedürfnis oder Verdienst Jahrgelder (1663). Allacci, Bibliothekar am Vatikan, Graf Gratiani, Staatssekretär des Herzogs von Modena,



Ludwig XIV empfängt in der Gesellschaft der Pfalzgräfin und der Frau von Maintenon den Kurfürsten von Sachsen im Schloss zu Fontainebleau.
(Nach dem Bilde von Louis Sylvestre; eine Kopie davon ist im Schloss zu Dresden, das Original in der Versailler Galerie.)

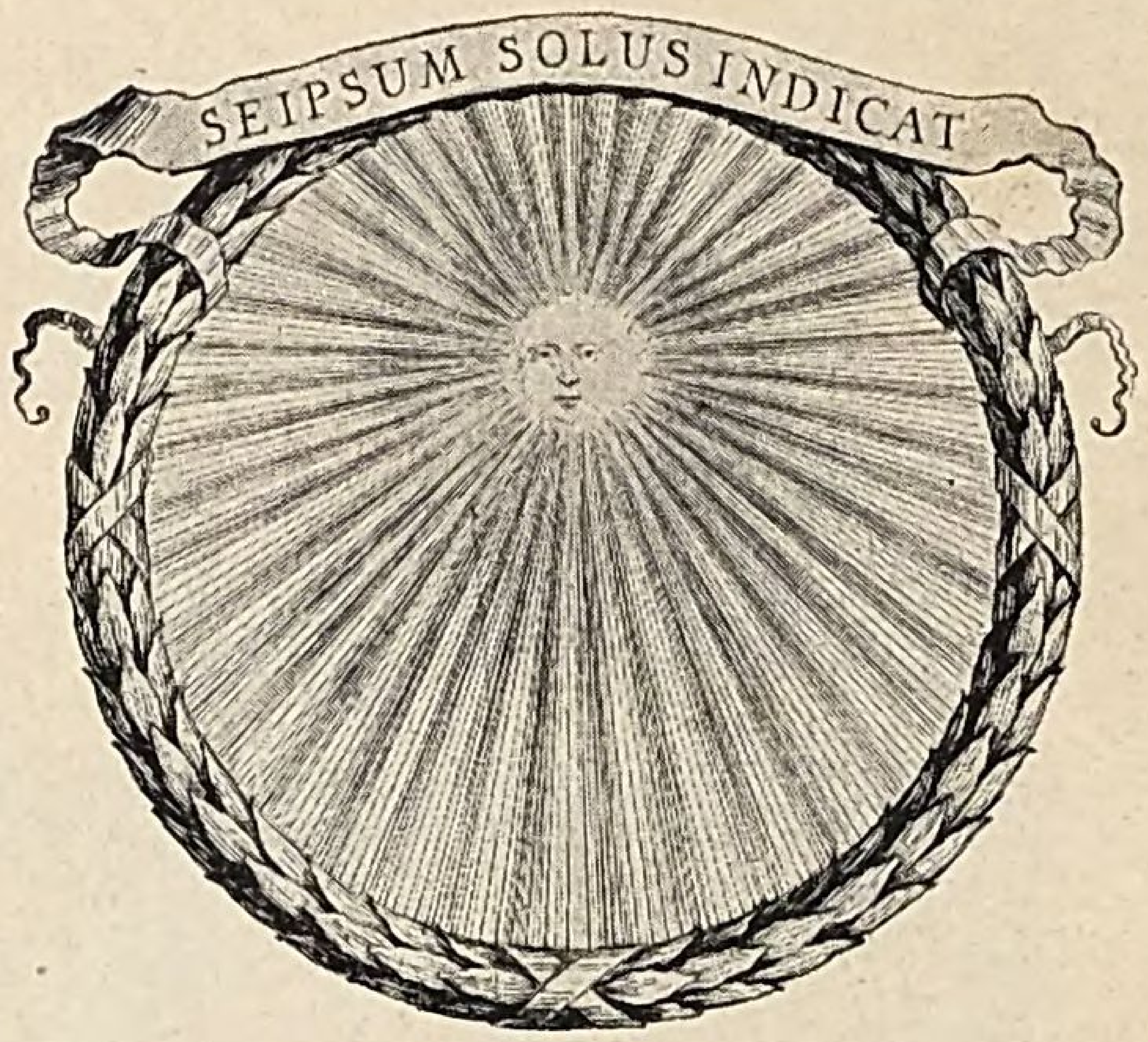
der berühmte florentinische Mathematiker Viviani, Vossius, Historiker, der berühmte Mathematiker Huyghens, holländischer Konsul in Schweden, auch verschiedene Professoren in Altdorf und Helmstedt, Orte, die in Frankreich sozusagen unbekannt waren, erhielten zu ihrem nicht geringen Erstaunen Briefe von Colbert, in welchen dieser ihnen anzeigte, dass Ludwig XIV, obwohl nicht ihr Landesherr, sie bäte, ihr Beschützer sein zu dürfen. Diese Schriftstücke waren dem Range des Adressaten entsprechend abgefasst, und es folgten ihnen entweder nahmhafte Geschenke oder Gnadengehälter.

Von Franzosen wurden Racine, Quinault, Flechier, der später Bischof von Nîmes war, obwohl alle damals noch sehr jung waren, bedacht, indem sie



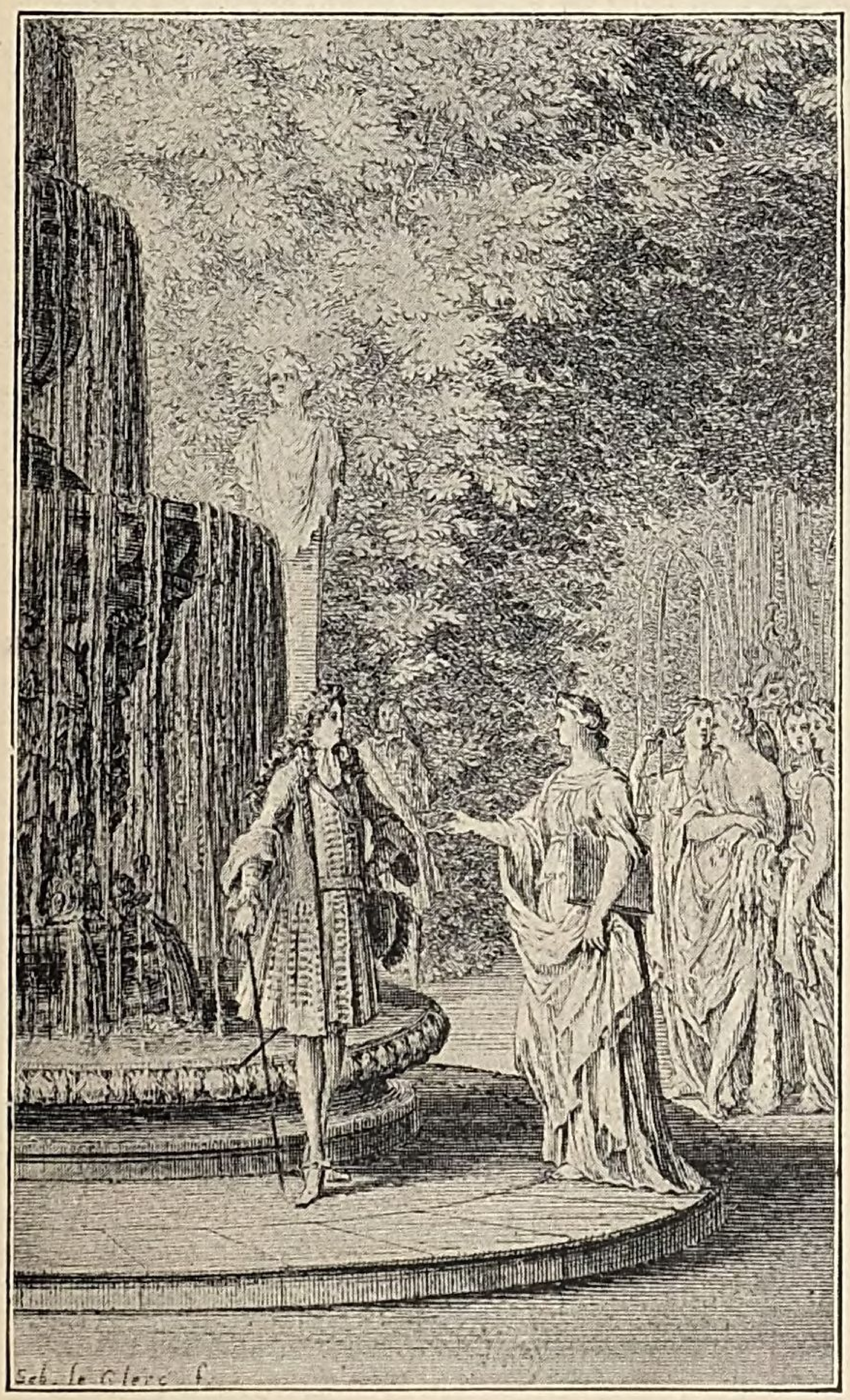
Inneres eines Pariser Herrenhauses aus dem siebzehnten Jahrhundert.

(Lauzun's Haus auf der Insel St. Louis, dem Baron Jer. Pichon gehörig. Nach einer Photographie von Paul Robert.)




Neue Devise zu Ehren des „Roi Soleil“.

Geschenke erhielten. Chapelain und Cotin bekamen Pensionen, ersterer war ja vielfach von Colbert zu Rate gezogen worden. Chapelain war besonders in der Litteratur sehr wohl unterrichtet, er hatte Geschmack und war ein tüchtiger Kritiker — von ihm bis zu einem Genie war allerdings noch weit! Kenntnis und Geist mögen wohl Jemand leiten, aber einen Künstler machen sie darum noch nicht aus ihm. Niemand war zu ihrer Zeit in Frankreich so berühmt wie Chapelain und Ronsard; aber damals, das muss man bedenken, als letzterer lebte, war Frankreich noch in Barbarei verloren und hatte sich zur Zeit Chapelain's nur erst wenig herauszuarbeiten begonnen. Costar, ein Studiengenosse Balzac's und Voitures' nennt Chapelain den „ersten der klassischen Dichter“!




Ludwig XIV unterhält sich mit den Musen.
(Eine Allegorie von S. Leclerc.)

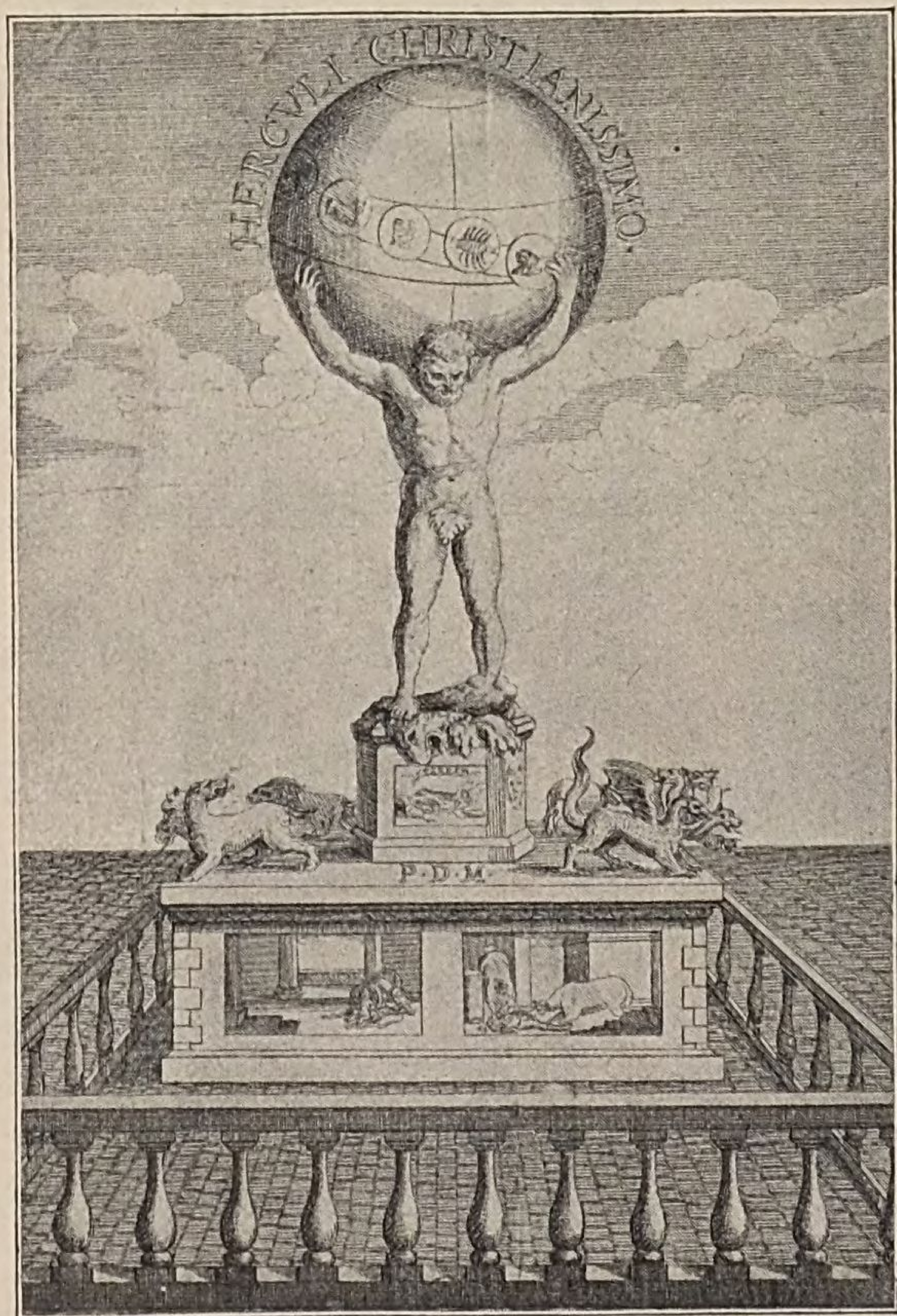
Boileau hatte keinen Anteil an den königlichen Gnadenbeweisen, die Satiren, welche er bisher geschrieben hatte, richteten ihre Spitzen gerade gegen diejenigen Gelehrten, welche der Minister zu Rate zu ziehen pflegte. Einige Jahre später aber zeichnete der König Boileau aus, ohne jemanden deshalb befragt zu haben.

Die nach dem Auslande bestimmten königlichen Geschenke waren sehr beträchtlich, Viviani z. B. in Florenz baute sich von dem seinigen ein Haus, dessen Giebel er mit einer Inschrift in goldenen Lettern versehen liess: „Aedes a Deo datae,“ eine Anspielung auf den dem König bei seiner Geburt gegebenen Namen „Deodatus“.



BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS

Man kann sich denken, welches Aufsehen diese Art der Grossmut Ludwig XIV in ganz Europa machte; nimmt man die bald darauf folgenden denkwürdigen Thaten des Königs hinzu, so müssen sich auch die vorsichtigen und widerstrebenden Geister in die masslosen Lobeserhebungen finden, mit denen Ludwig XIV überschüttet wurde. Es waren nicht allein Franzosen, die ihn in den Himmel erhoben, auch in italienischen Städten wurden Lobreden auf den König gehalten und diese Huldigungen waren weder durch Furcht noch durch Hoffnungen hervorgerufen; der Marquis Zampieri legte die Reden dem König vor.



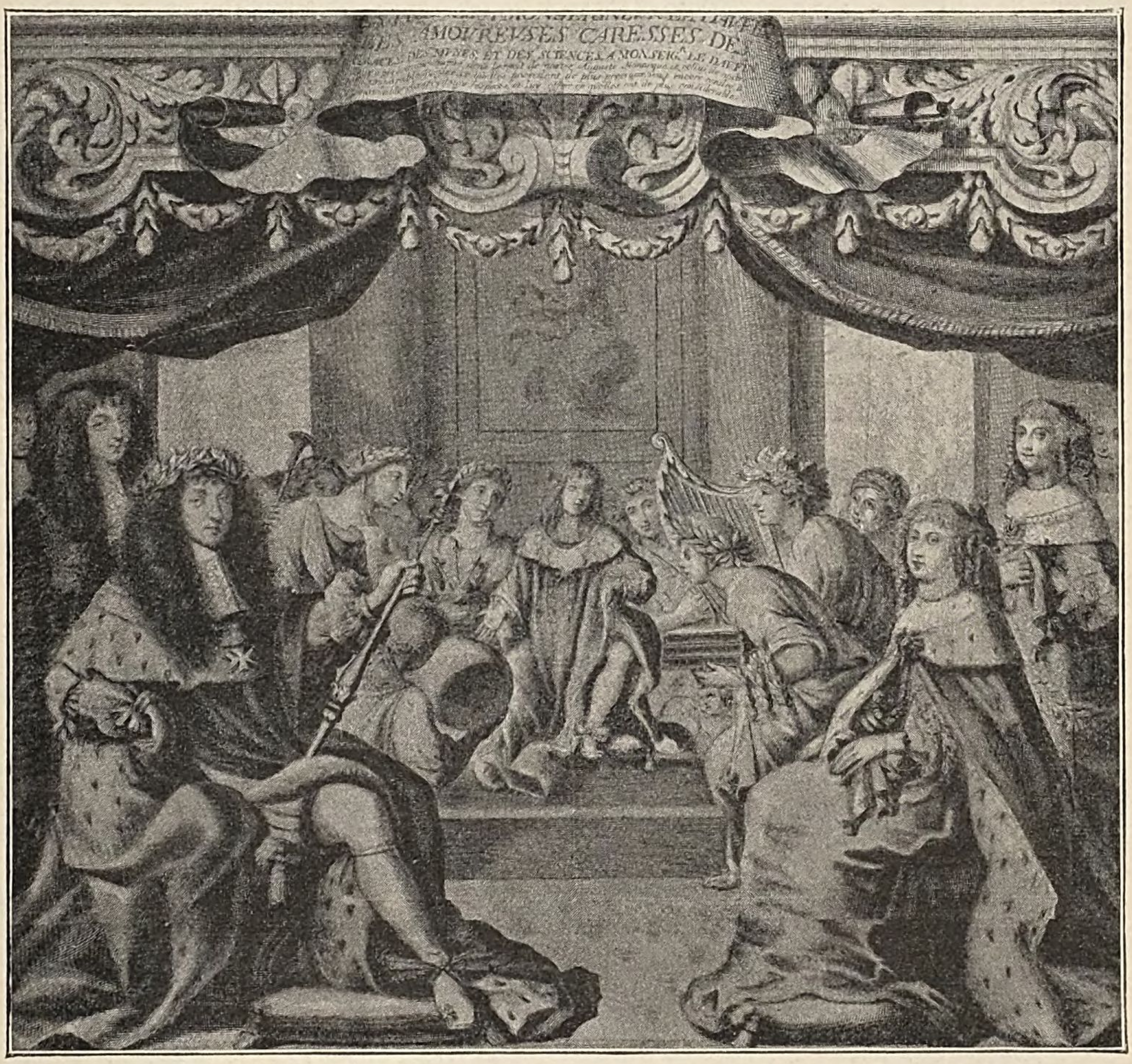
Der „allerchristlichste Herkules".
(Eine Allegorie zum Ruhme Ludwig XIV.)

Ludwig XIV ermüdetete nicht in seinen Unterstützungen von Kunst und Wissenschaft: die Geschenke an Racine erreichten eine Höhe von 4000 Louisd'or, Despréaux' Vermögen, Quinault's und Lulli's Glück sind Beweise dafür. Auch Benserade erhielt 1000 Louisd'or für Herstellung von Kupferstichen zu seiner Übersetzung der Metamorphosen des Ovid — eine übel angebrachte Freigebigkeit; Benserade wurde wohl mehr für seine Verdienste um die Ballettaufführungen im Schloss belohnt.

Mehrere Schriftsteller haben den den Künsten gewährten Schutz Colbert zugeschrieben, dieser aber hatte kein anderes Verdienst daran, als dass er die hochherzigen Gesinnungen und Neigungen seines Herrn förderte. Colbert hatte für das Finanzfach, die Schiffahrt, den Handel, die Verwaltung im allgemeinen grosses Talent, besass aber weder jene Neigungen noch jenen Edelmut des Königs, trotzdem gab er sich mit Eifer zu einem Werkzeuge derselben her; Colbert das beizubringen, was nur die Natur verleiht, war unmöglich.

Um dieselbe Zeit, da der König die Talente durch Wohlthaten zu ermutigen suchte, wurde Graf Bussy für den Gebrauch, den er von seinem

Talent machte, hart bestraft, er wurde 1665 in die Bastille gesperrt. Die „Amours des Gaules“ (Liebschaften bei den Galliern) gaben den Vorwand dazu, die wahre Ursache aber war wohl ein Gedicht, das die königliche Würde zu verletzen schien, und das Bussy zugeschrieben wurde:




Ludwig XIV lehrt den Dauphin, Kunst und Wissenschaft zu beschützen. Eintracht zwischen den Musen und der königlichen Familie.
(Nach einem Almanach vom Jahre 1667.)

Glücklich bist du, o Deodat,
Dass du den lüsternen Schnabel da,
Der sich allzuweit den Ohren naht,
Küssen darfst . . . Hallelujah.

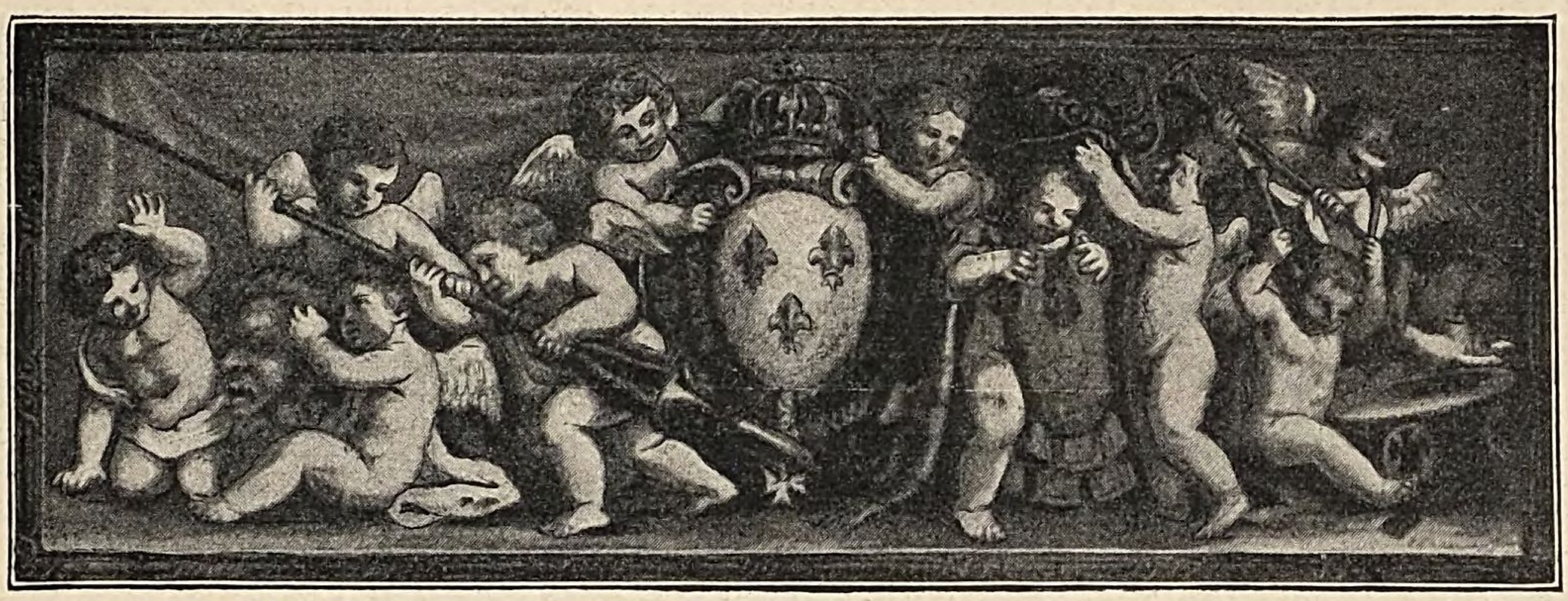
Bussy's Arbeiten waren doch nicht gut genug, um ihn für das Unglück, das sie ihm eintrugen, zu entschädigen: seine Sprache war gut, auch hatte er ein gewisses litterarisches Verdienst, allein noch mehr Eigenliebe; sein Verdienst kam nur da zur Geltung, wo er sich Feinde machte.

Ludwig wäre grossmütig gewesen, wenn er ihm verziehen hätte: er rächte aber eine persönliche Beleidigung, indem er dem allgemeinen Unwillen

Folge gab. Nach achtzehn Monaten wurde Bussy wieder in Freiheit gesetzt, blieb aber seiner Ämter und Würden entsetzt, und auch in Ungnade für den Rest seines Lebens; vergebens legte er später Ergebenheit für den König an den Tag, weder der König noch sonst jemand hielt dieselbe für aufrichtig.




Medaille, geprägt zur Erinnerung an die Stiftung der Akademie der Wissenschaften. 1667.



Das königliche Wappen getragen von Amoretten.
(Titelvignette des Werkes über „das Kopf- und Ringspiel" der königlichen Druckerei. Nach dem kolorierten Exemplar in der Bibliothek zu Versailles.)

III.

# Die Glanzzeit der Regierung. Die Sitten des Königs und des Hofes.



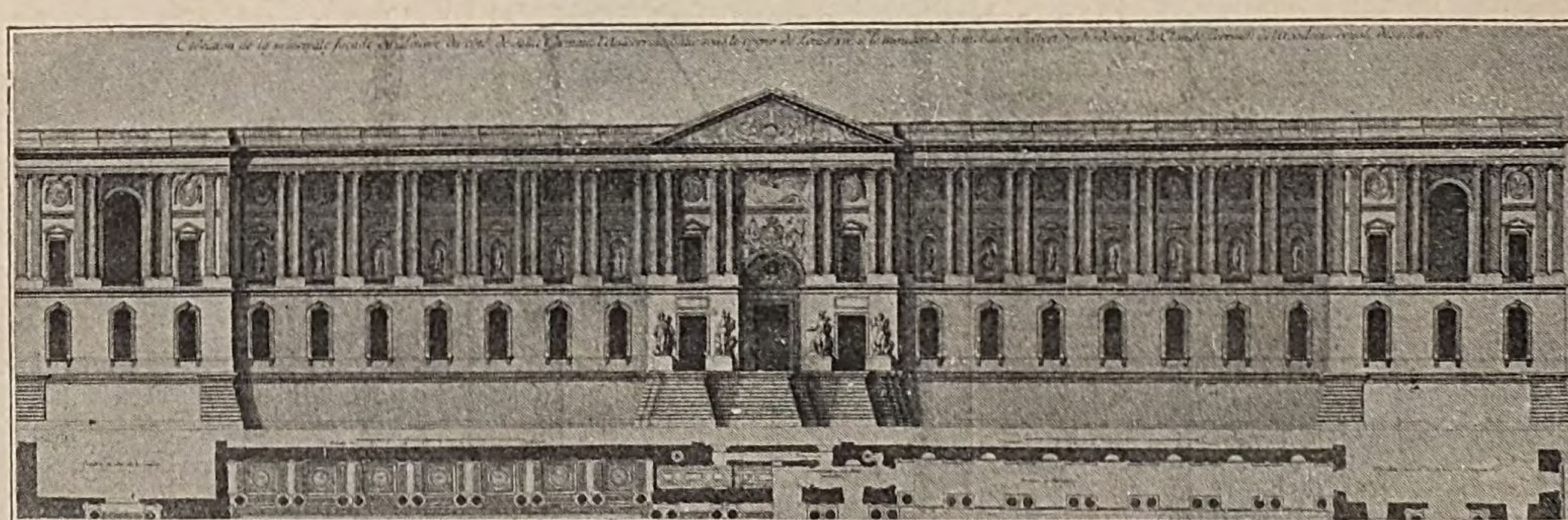
Gruppe von Kindern.
(In der „Wasserallee". Park von Versailles.)

Ludwig XIV, welcher in den ersten Jahren seiner Regierung den Ansprüchen des Ruhmes, den Vergnügungen, der Galanterie Genüge that, wünschte sich auch noch den Genuss der Freundschaft zu verschaffen: schwer aber ist es für einen Fürsten, in diesem Falle eine glückliche Wahl zu treffen. Von zweien, denen er das grösste Vertrauen geschenkt hatte, verriet ihn der eine, der andere missbrauchte seine Güte. Jener war der Marquis de Vardes, der in die leidenschaftliche Neigung des Königs für die La Vallière eingeweiht war. Es ist bekannt, dass er diese Dame durch Intriguen aller Art in's Verderben zu stürzen suchte; sie aber hatte in Rücksicht auf ihre Stellung wohl Neider, in Rücksicht auf ihre Charaktereigenschaften aber keine Feinde. Verbunden mit dem Grafen von Guiche und der Gräfin von Soissons wagte er es an die regierende Königin im Namen des Königs von Spanien, ihres Vaters, einen gefälschten Brief zu richten. Durch denselben erhielt die Königin Kenntnis von Dingen, welche sie nicht zu wissen brauchte und welche den Frieden des königlichen Hauses stören mussten. Dieser Treulosigkeit fügte der Marquis noch die Bosheit hinzu,

dass er die Rechtschaffensten am Hofe, wie den Herzog und die Herzogin Navailles (1665), verdächtigte. Seine gemeine Handlungsweise wurde zwar aufgedeckt, allein er wurde auch nicht schwerer bestraft, als jene beiden Unschuldigen, die er verleumdet hatte und die gezwungen waren, ihre Ämter niederzulegen und den Hof zu verlassen.

Der andere Freund des Königs war der Graf, spätere Herzog von Lauzun, der heut Nebenbuhler des Königs in irgend einer oberflächlichen Liebschaft, morgen sein Vertrauter war und besonders dadurch bekannt geworden ist, dass er Mademoiselle zu heiraten wünschte und trotz des dem König gegebenen Versprechens, von der Heirat abzustehen, dieselbe im geheimen vollzog.

In Bezug auf die Auswahl seiner Freunde getäuscht, äusserte der König:



Die Kolonnade des Louvre.
(Die Hauptfassade. Fassade und Grundriss nach den Zeichnungen von Claude Perrault 1665.)

er habe Freunde gesucht und Intriganten gefunden. Diese peinlich wirkende Menschenkenntnis, welche man stets zu spät erlangt, veranlasste ihn zu dem weiteren Ausspruch, dass er jedesmal, wenn er ein Amt zu besetzen hätte, Hunderte missvergnügt und einen undankbar mache.

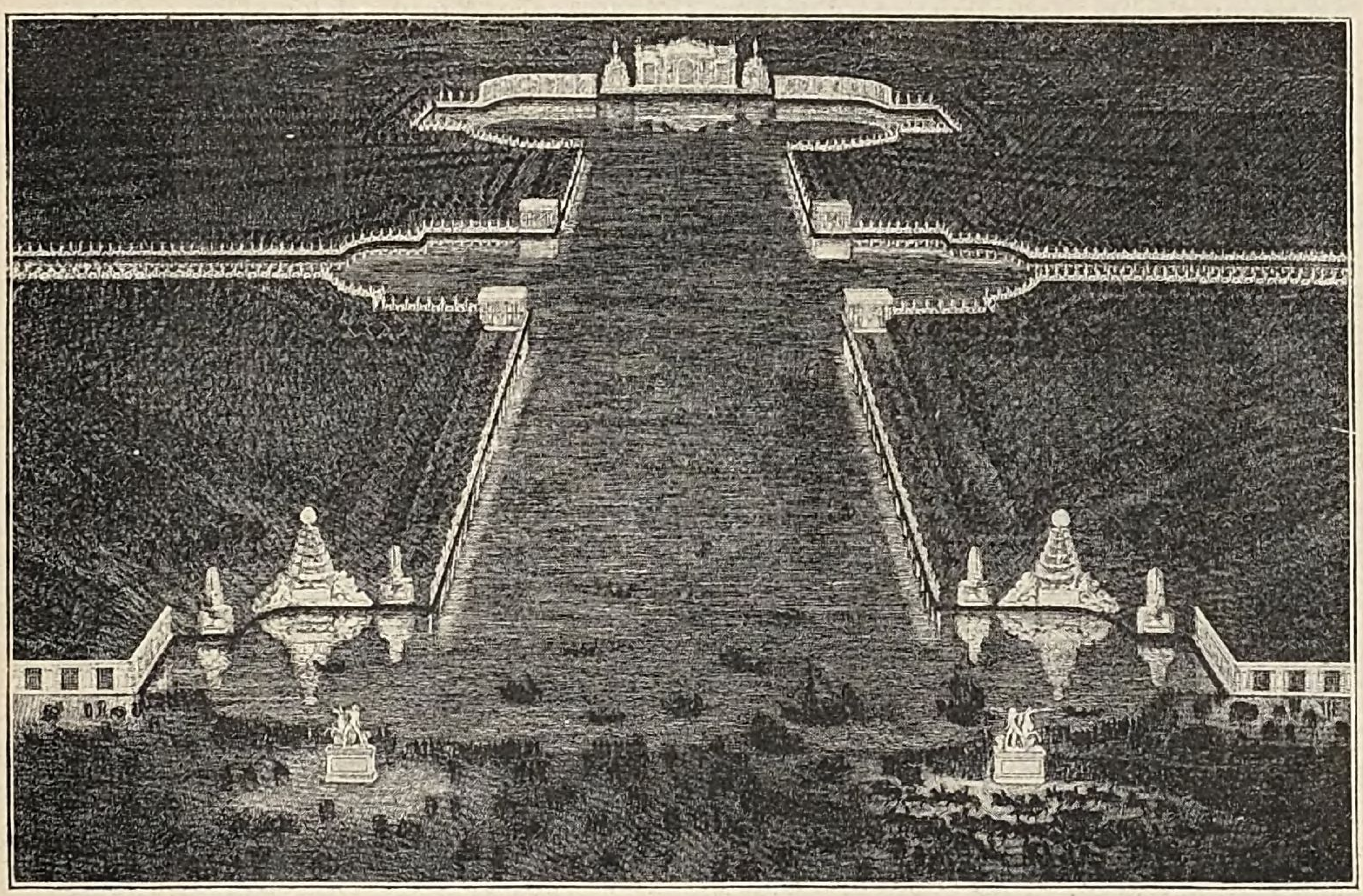
Während des Krieges im Jahre 1666 wurden weder die Vergnügungen, noch die Bauarbeiten an den königlichen Schlössern und in Paris, noch die Staatsgeschäfte unterbrochen.

Bis zum Jahre 1670 trat der König in den Balletaufführungen als Tänzer auf: er war damals zweiunddreissig Jahre alt. In Saint-Germain wurde die Tragödie „Britannicus“ vor dem König aufgeführt; es fielen ihm in derselben folgende Verse auf:

Sein ganzer Ehrgeiz, seine einzige Tugend
Besteht darin, im Cirkus den Wagen zu lenken
Um den Preis ringend, seiner unwürdig,
Den Römern zur Schau.

Von da an tanzte er nicht mehr öffentlich. Der Dichter hatte den König umgewandelt.

Ludwig's Beziehungen zur La Vallière bestanden noch fort, trotz der bereits häufig sich einstellenden Treubrüche. Diese wurden ihm leicht gemacht, denn Frauen, die ihm widerstanden hätten, gab es kaum; allein er kehrte doch immer wieder zu der zurück, die ihn durch Sanftmut und Güte, durch wahre Liebe und auch durch die Fesseln der Gewohnheit unter ihrem Joch hielt. Es war 1669, als die La Vallière zuerst gewahr wurde, dass M$^{me}$ de Montespan Einfluss auf Ludwig gewann. Sie kämpfte dawider mit der ihr eigenen Milde, sie ertrug lange den bitteren Schmerz, Zeugin der Triumphe



Nächtliches Fest auf dem grossen Kanal von Versailles. 1674.
(Nach einem Kupferstich von Israel Sylvestre.)

einer Rivalin zu sein, und schätzte sich dabei doch noch glücklich, vom Könige, den sie zu lieben nie aufgehört hat, mit Achtung behandelt zu werden und ihn zuweilen zu sehen.

Im Jahre 1675 griff sie zu dem Auskunftsmittel aller Liebenden, die ein Bedürfnis haben, sich starken Empfindungen hinzugeben. Sie meinte, es könne in ihrem Herzen auf den Geliebten nur Gott folgen. Ihr frommer Wahn ist ebenso berühmt geworden wie ihre Liebe; sie trat in das Kloster der Karmeliterinnen in Paris. Ein härenes Gewand zu tragen, barfuss zu gehen, strenge Fasten zu halten, nachts in fremder Sprache im Chor zu singen — nichts schreckte die zarte Frau zurück, die doch Wohlleben, Luxus, Glanz und Vergnügen gewöhnt war. Sie führte im Kloster den Namen „Louise de la Miséricorde" und verblieb in demselben bis 1710. Ein König,

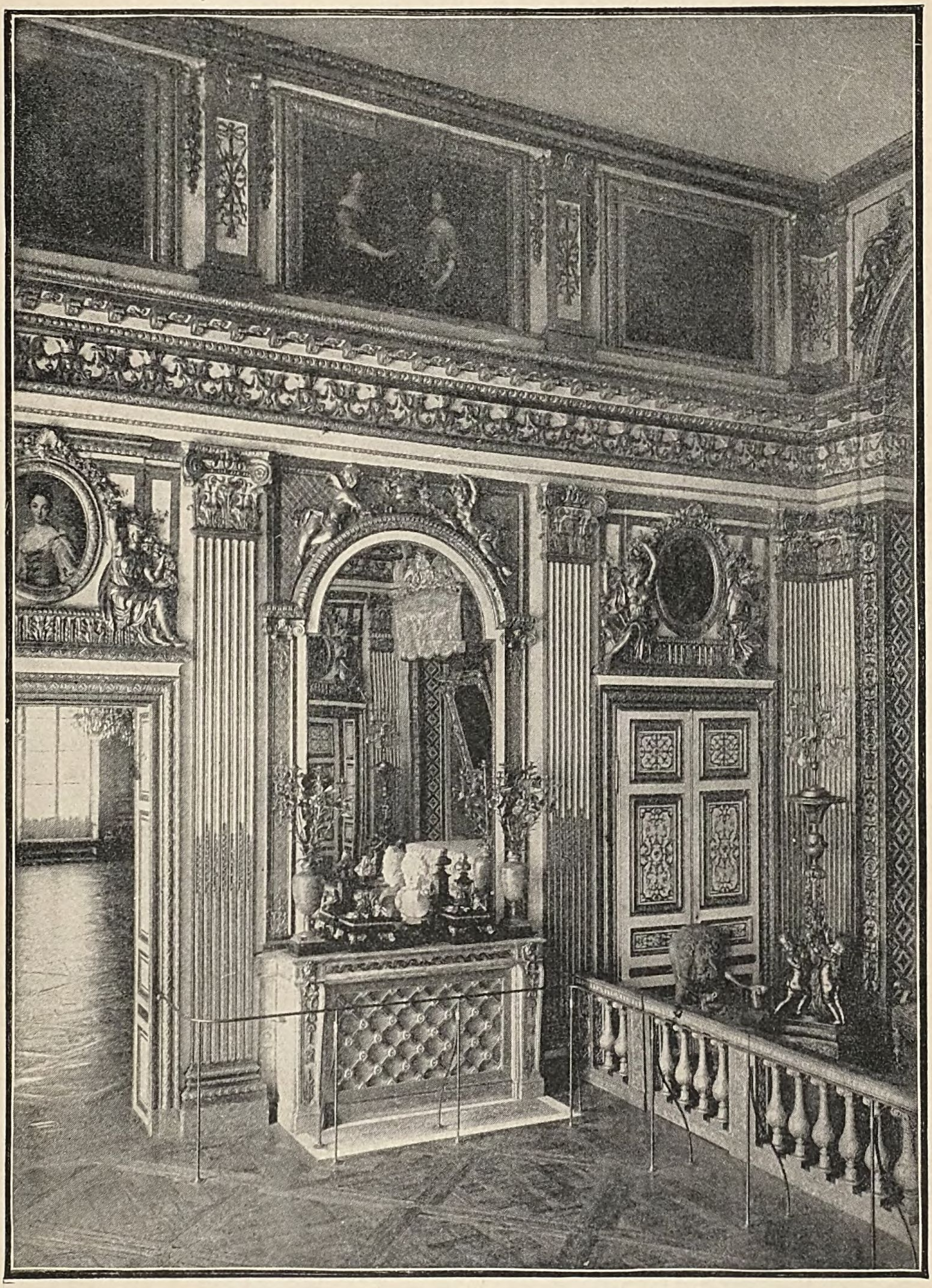
der eine Schuldige also bestrafen wollte, würde als Tyrann gelten — es haben aber viele Frauen sich dafür, dass sie geliebt haben, in solcher Weise selbst gestraft. Dass ein Staatsmann einen derartigen Entschluss gefasst hätte, obwohl die Sünden der Politik vielleicht eine noch strengere Busse fordern als die Liebe, ist nicht bekannt! Diejenigen, welche Menschenseelen beherrschen, haben doch nur Gewalt über die Schwachen.



Demoiselle de La Vallière.
(Von Johann Nocret. Versailler Galerie.)

Das Mitleid, welches Voltaire für die La Vallière an den Tag legt, ist von allen Zeitgenossen geteilt worden. Das war der Erfolg ihres würdevollen und mutigen Entsagens, vielleicht aber auch ihres liebenswürdigen Naturells, das auf alle einwirkte, die sie kannten. Sie hatte beim Hofe die Erinnerung an Henriette von England wieder aufgefrischt.

Spanheim sagt: „Von nicht gerade sehr vornehmer Geburt und nur mittelmässiger Schönheit, konnte sie doch dem König die stärkste Neigung, deren er überhaupt fähig war, einflössen; sie verstand es auch, dieselbe zu bewahren durch ihr zärtliches und überlegtes Wesen, durch die eigentümliche Feinheit ihrer Gefühle, durch den Kampf, den die ihr eigene Schamhaftigkeit hervorrief, und durch eine grosse wahre Liebe, die sie für den König empfand. Diese zärtliche gegenseitige Zuneigung, obwohl moralisch nicht statthaft, begleitet von allen Beglückungen, deren sie fähig ist, veranlasste, dass der König seine Residenz nach Versailles verlegte, und dass die vielen Vergnügungen und galanten Feste, welche erfunden wurden um der Leidenschaft des Königs zu schmeicheln, Mode wurden. Beinah zwei Jahre lang behielt diese Leidenschaft ihre hohe Temperatur, bis sie vor einer neuen Flamme, M$^{me}$ de Montespan, erkaltete. M$^{lle}$ de La Vallière, die den König um seiner selbst willen liebte, welche mit Ausnahme dieser Schwäche viel natürliches Ehrgefühl und Zurückhaltung besass, wurde von der Unbeständigkeit ihres Ge-



Die rechte Seite vom Gemach des Königs, wie er dasselbe 1701 herstellen liess.
(Schloss zu Versailles.)

liebten tief in's Herz getroffen, und trotz der Hindernisse, welche der König ihr in den Weg legte, und trotz ihrer zärtlichen Liebe zu den beiden Kindern, welche sie ihm geschenkt hatte, verliess sie den Hof und die Welt mit einer Charakterstärke, einer Entsagung, welche wenig Beispiele finden wird."

Die Schönheit der Mlle de La Vallière ist einer strengen Kritik unterzogen worden; so hat zum Beispiel dieser gute d'Ormesson sich empört über den schlechten Geschmack des Königs geäussert. „Dieses Fräulein," schreibt er, „schien mir nicht schön zu sein; sie hat zwar schöne Augen und eine schöne Hautfarbe, aber sie ist hager, hat eingefallene Backen, einen hässlichen Mund und schlechte Zähne, die Nasenspitze ist breit, das Gesicht zu lang." Ein anderer, der sich nicht genannt hat, sagt: „Wie sieht die Person aus, welche das Herz eines so stolzen, so erhabenen Königs gefangen nahm? Sie ist von mittlerer Statur, sehr schmächtig; sie geht nicht hübsch einher, denn sie hinkt etwas; sie ist blond und von weisser Haut mit Blatternarben; die Augen sind braun, die Zähne nicht schön, der Mund ist wohl rot, aber gross, sie hat fast gar keinen Busen, magere Arme: woraus man keine guten Schlüsse auf die übrigen Körperteile ziehen darf."



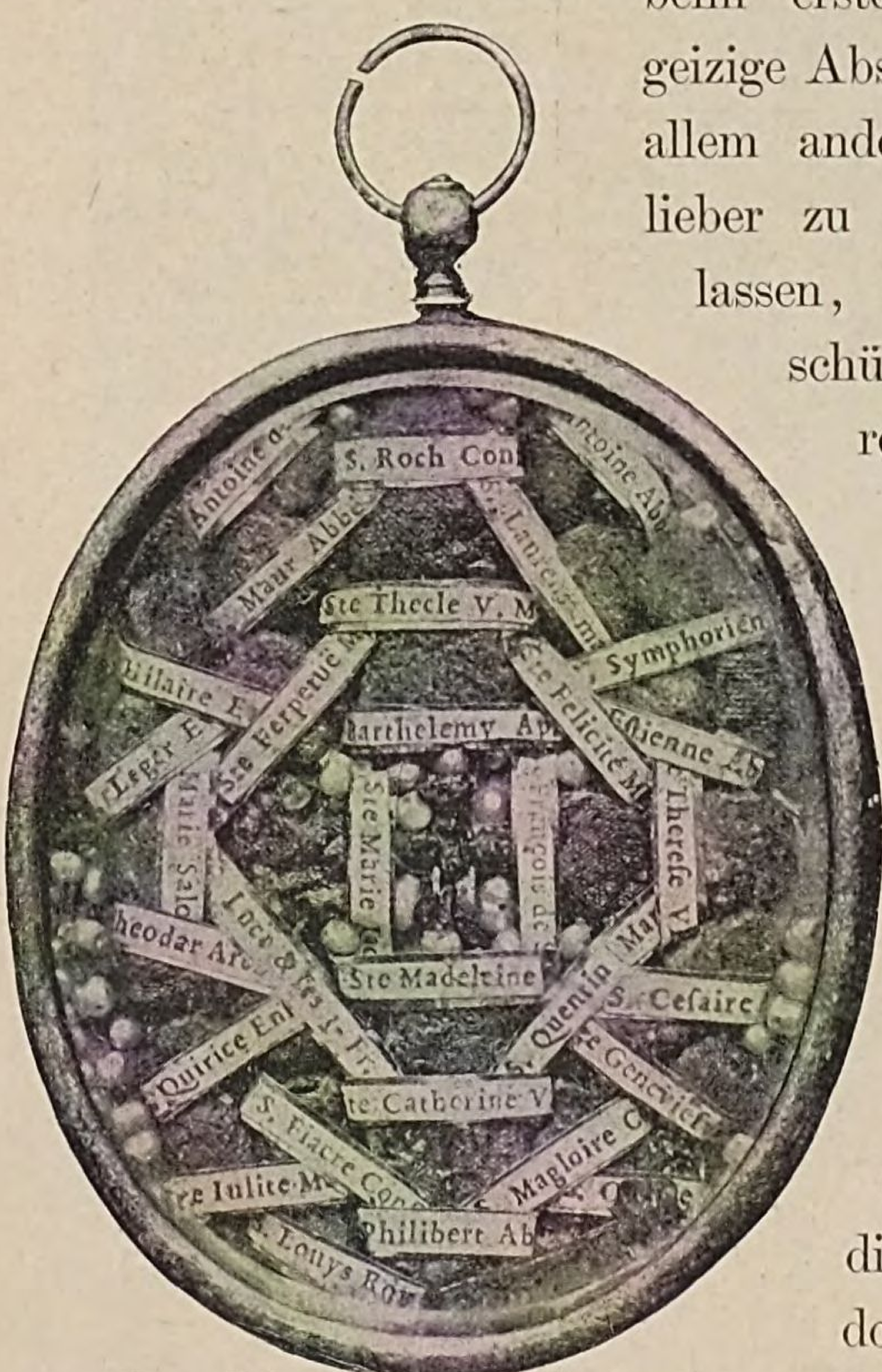
Mademoiselle de La Vallière als Diana.
(Nach einem Bilde von unbekannter Hand. Versailler Galerie.)

Über ihr gutes Herz, ihre Liebenswürdigkeit, Sanftmut aber begegnen wir nur Lobeserhebungen! Und eben jener strenge Schönheitskritiker spricht jetzt in anderem Ton: „Sie ist grossherzig," sagt er, „festen Charakters, dabei zärtlich, uneigennützig, offen. Sie ist aufrichtig, treu, eine Feindin aller Koketterie. Sie liebt ihre Freunde mit grösster Hingebung."

Sogar die Pfalzgräfin, die Sittenstrenge, wird weich und nachsichtig: „Ihre Blicke," sagt sie, „hatten etwas unbeschreiblich Bezauberndes; ihre Körperformen waren zart, ihre Zähne hässlich. Ihre Augen kamen mir stets schöner vor als die der Mme de Montespan. Ihr Auftreten war ein bescheidenes; sie hinkte ein wenig, aber das stand ihr nicht schlecht."

Die gesprächige Pfalzgräfin hat dem Abbé Choisi ausserdem noch folgendes hübsche Porträt der La Vallière entworfen:

„Sie gehörte nicht zu den vollkommenen Schönheiten, die man zuweilen bewundert, ohne sie zu lieben; sie war aber sehr angenehm, und La Fontaine's Ausspruch, dass die Grazie noch schöner wäre als die Schönheit, scheint besonders in Bezug auf sie gethan zu sein. Sie hatte einen schönen Teint, blonde Haare, ein freundliches Lächeln, einen sanften, bescheidenen Blick, der beim ersten Begegnen für sie einnahm; ohne ehrgeizige Absichten, nicht gefallsüchtig, zog sie die Ehre allem anderen vor und war mehr als einmal bereit, lieber zu sterben als die Vermutung aufkommen zu lassen, sie wäre leichtfertig; sanft, ungezwungen, schüchtern hat sie nie vergessen, dass sie Unrecht that, und lebte stets der Hoffnung, sie werde auf den rechten Weg zurückkehren."




Reliquienkapsel.
(Angeblich entworfen von Mademoiselle de La Vallière. Sammlung des Barons Pichon.)

Übrigens hat die La Vallière sich selbst treuer noch geschildert, als irgend einer ihrer Kritiker es zu thun imstande gewesen wäre; es war zur Zeit, als sie mit Ludwig brach und sich aus der Welt zurückzog:

„Sie fürchten für mich," schreibt sie, „und haben allen Grund dazu, da ich noch hier bin. Was wollen Sie? Ich bin die Schwäche in Person, dabei aber suche ich doch der Gefahr zu entgehen, vielleicht gehe ich dabei etwas oberflächlich zu Werke, aber ich versichere Sie, dass ich es mit Überlegung und dem Vorsatz, es möglichst bald zu erreichen, thue. Ich bin allerdings in Verzweiflung, zu sehen, wie wenig Fortschritte ich mache, und Sie würden mich nicht schlechter machen können, als ich es selbst thue. Ich bin indes weit mehr entschlossen als je zuvor, ja wenn man mir das Höchste auf Erden böte, so würde ich doch von dem einzigen Verlangen nicht lassen, mich zur Karmeliterin zu machen. Mich hält nur ein dünner Faden noch fest. Helfen Sie mir, ich bitte Sie, ihn zu zerreissen — schelten Sie mich, drohen Sie mir, behandeln Sie mich hart. Ich habe nur noch einen Schritt zu thun, aber ich habe Gefühlsrücksichten und man hat das Richtige getroffen, wenn man Ihnen sagte, dass M^lle de Blois mich in dieser Beziehung beeinflusste. Ich habe mit dem König zu

reden, und das ist das Schlimme. Bitten Sie Gott, dass er mir die Kraft gebe, deren ich bei dieser Gelegenheit bedürfen werde. Den Hof mit dem

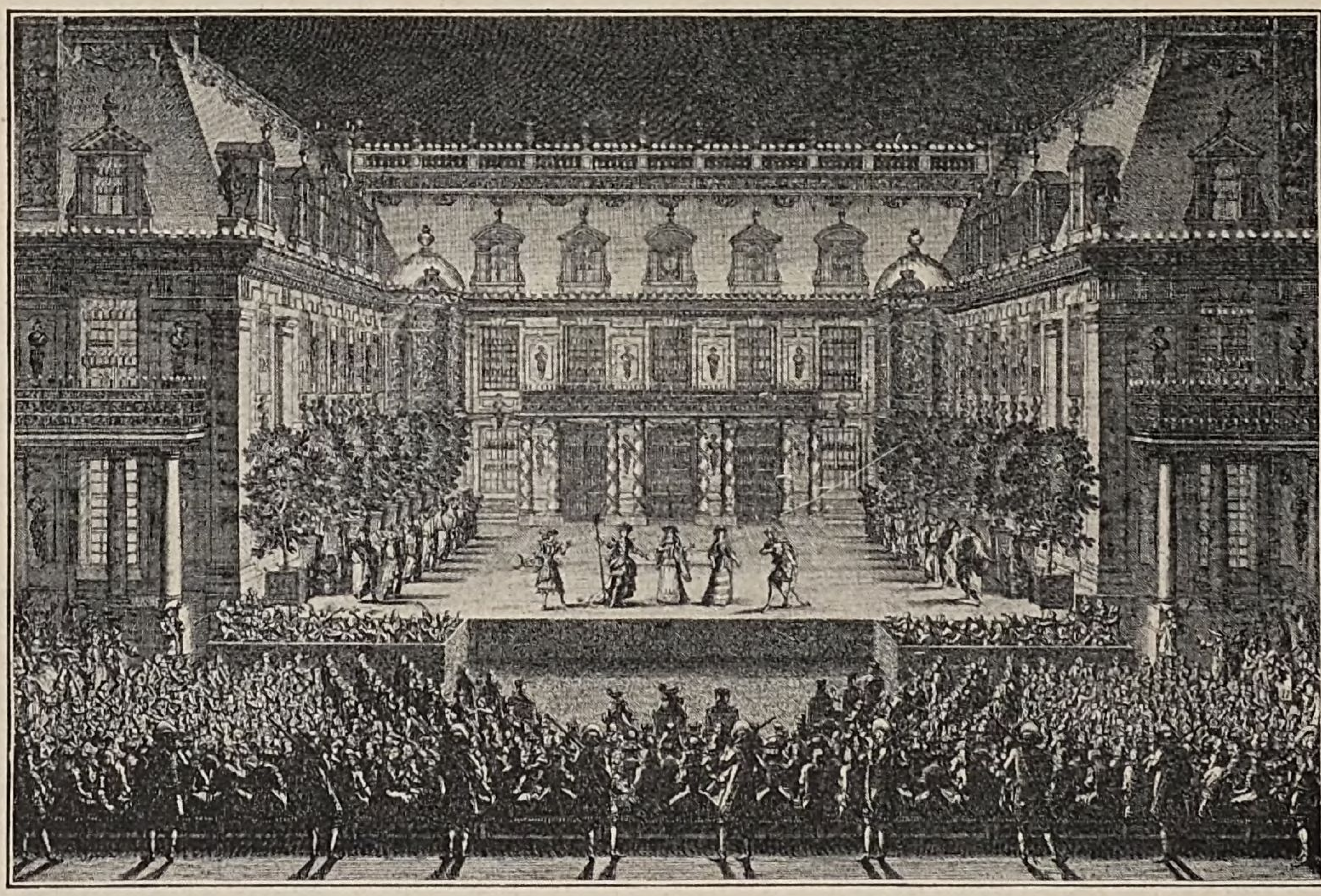


Madame de Montespan. 1671.
(Von Netscher und V. Meurs.)

Kloster zu vertauschen, wird mir nicht schwer fallen. Aber mit dem Könige zu sprechen — das ist für mich eine Qual! Ich zeige mich Ihnen, wie ich bin, lieben Sie mich darum, bitte, nicht weniger und lassen Sie Mitleid in Ihnen das erwirken, was in Bezug auf Sie meine Hochachtung thut.“ (Versailles, 8 Februar 1674.)

Die folgende Anekdote, welche Voltaire erzählt, ist ein weiteres Zeugnis für das, was die La Vallière von sich selbst sagt.

Die Karmeliterin, Schwester Louise de la Miséricorde, sagte bekanntlich, als ihr der Tod des Herzogs von Vermandois, ihres Sohnes, angezeigt wurde: „Ich habe seine Geburt mehr zu beweinen als seinen Tod.“ Es blieb der Nonne noch eine Tochter, welche von allen Kindern des Königs die meiste

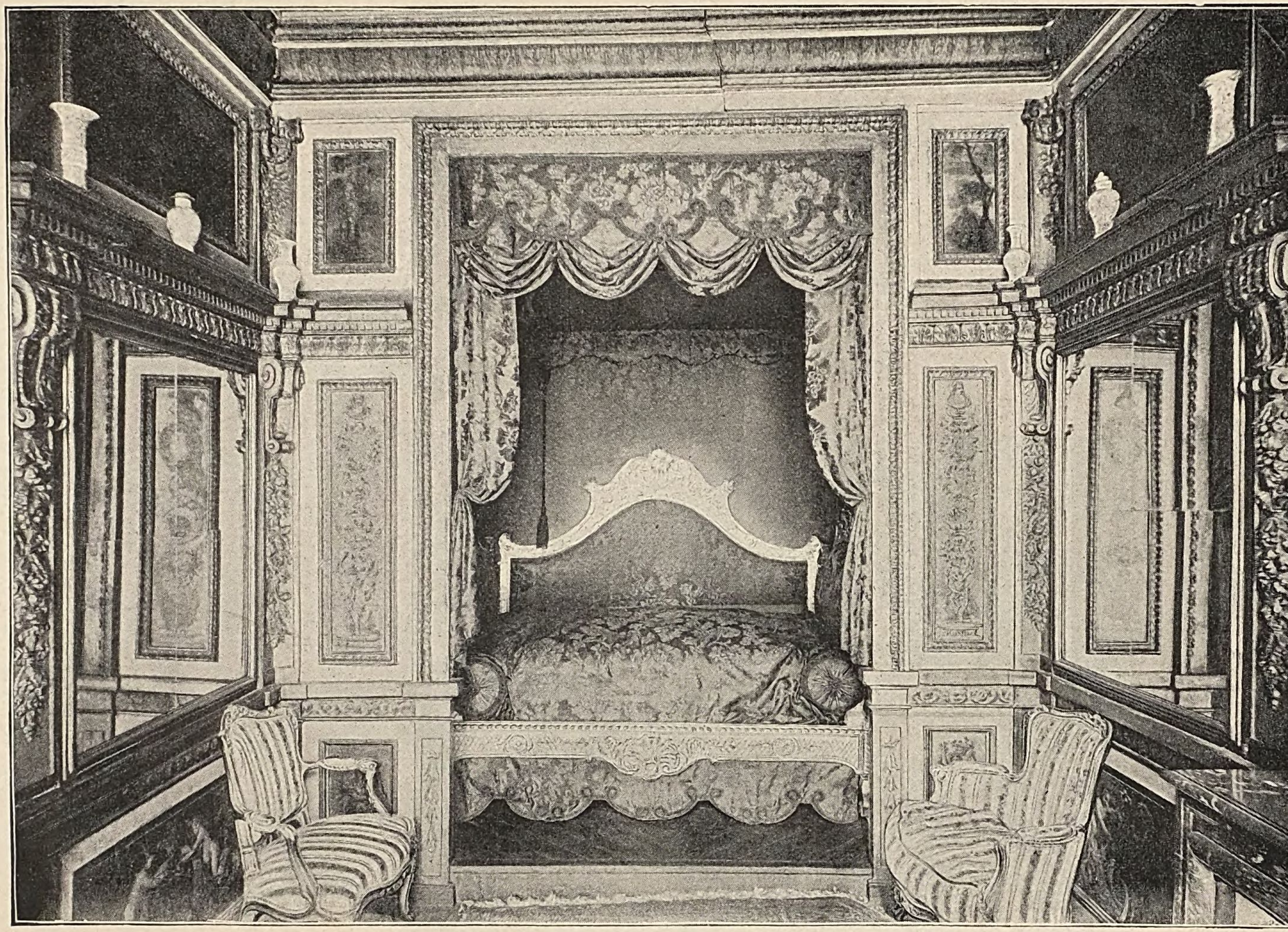


Molière's „Alceste“ aufgeführt vor dem König im Marmorhof des Schlosses von Versailles. 1674.
(Nach einem Kupferstich von Lepautre.)

Ähnlichkeit mit ihm hatte und den Prinzen Armand de Conti, einen Neffen des grossen Condé, später heiratete.

Die Marquise de Montespan erfreute sich inzwischen der königlichen Gunst unter ebensoviel Prahlerei und Herrschsucht, als die La Vallière Bescheidenheit gezeigt hatte.

Während sich die beiden Damen noch um das Herz des Königs stritten, war der ganze Hof von Liebesränken in Anspruch genommen; sogar Luvois war in die Domäne Amors geraten. Unter mehreren Freundinnen, die dieser Minister gehabt hatte, obwohl sein harter Charakter für die Liebe wenig zugänglich schien, befand sich auch Frau Dufresnoy, die Gattin von einem seiner Sekretäre, für welche er später ein neues Amt bei der Königin einrichtete: sie wurde nämlich „Dame du lit“ und hatte das Recht des freien Eintritts



Altes Boudoir in den Gemächern Lauzun's, heut Schlafzimmer.

(Nach einer Photographie von Paul Robert. Haus des Baron Pichon.)

bei der Königin. Der König, der auf diese Weise die Liebschaften seiner Minister begünstigte, wollte wohl eine Rechtfertigung der seinigen finden.

Ein krasses Beispiel von der Macht des Vorurteils und der Mode ist es, dass damals den verheirateten Frauen gestattet war, einen Geliebten zu haben — die Enkelin Heinrich IV durfte nicht einmal einen Gatten haben! Nachdem dieselbe vielen Souveränen ihre Hand versagt und sogar Aussicht gehabt hatte, Ludwig XIV zu heiraten, wollte Mademoiselle, die vierundvierzig Jahre alt war, nunmehr einen einfachen Edelmann freien, erhielt auch die königliche Einwilligung zur Heirat mit Péguilin, genannt Caumont, Grafen von Lauzun, dem letzten Hauptmann einer der beiden aus hundert Edelleuten bestehenden Hellebardiercompagnien, welche nicht mehr existierten; ausserdem hatte ihn der König zum Dragonergeneral — ein neuer Rang in der Armee — gemacht. Es giebt ja unzählige Beispiele, dass Prinzessinnen einfache Edelleute geheiratet haben und dass römische Kaiser ihre Töchter mit Senatoren vermählten. Nehmen die Töchter orientalischer Fürsten, die doch mächtiger und unumschränkter sind als ein König von Frankreich, nicht Sklaven ihrer Väter zu Männern?



Mademoiselle de Montpensier als Minerva.
(Nach einem Kupferstich von Poilly, der lange Zeit für ein Porträt der Madame de Longueville, ebenfalls von Poilly, gehalten wurde.)

Mademoiselle schenkte ihr ganzes, auf zwanzig Millionen geschätztes Vermögen, vier Herzogtümer, die Herrschaft Dombes, die Grafschaft Eu und das Palais Orleans, das den Namen „Luxembourg“ trug, dem Grafen von Lauzun (1669). Geleitet von dem Wunsch, dem Geliebten ein grösseres Vermögen zuzuschieben, als je ein König einem Unterthanen gegeben, behielt sie sich selbst nichts vor. Der Ehevertrag war aufgesetzt, es fehlten nur noch die Unterschriften; da wurde der König durch die Vorstellungen der Prinzen, der Minister und der Feinde des überglücklichen Lauzun wankend

gemacht — er nahm sein Wort zurück und verbot die Heirat! Die auswärtigen Höfe hatte er bereits selber benachrichtigt, jetzt teilte er ihnen mit, dass die Hochzeit nicht stattgefunden habe. Er ist wegen seines Verbotes vielfach getadelt worden. Er selbst vergoss bittere Thränen darüber, dass er Mademoiselle unglücklich mache — er, der sich so bewegt gezeigt hatte, als er sein Wort zurücknahm, liess Lauzun im November 1670 in die Feste von Pignerol einsperren, weil derselbe die Prinzessin heimlich geheiratet hatte. Zehn Jahre hat Lauzun in der Gefangenschaft ausgehalten. Nur in wenigen Staaten hat ein Monarch eine solche Machtvollkommenheit; derjenige, der sie hat, aber ist beliebter, wenn er keinen Gebrauch davon macht. Darf ein Unterthan, der die Gesetze nicht verletzt, so hart von dem bestraft werden, der den Staat in seiner Person repräsentiert? Ist es nicht ein grosser Unterschied, ob man dem Fürsten nur missfällt oder ob man Verrat an ihm übt? Darf der Monarch jemanden härter bestrafen, als ihn das Gesetz bestrafen würde?

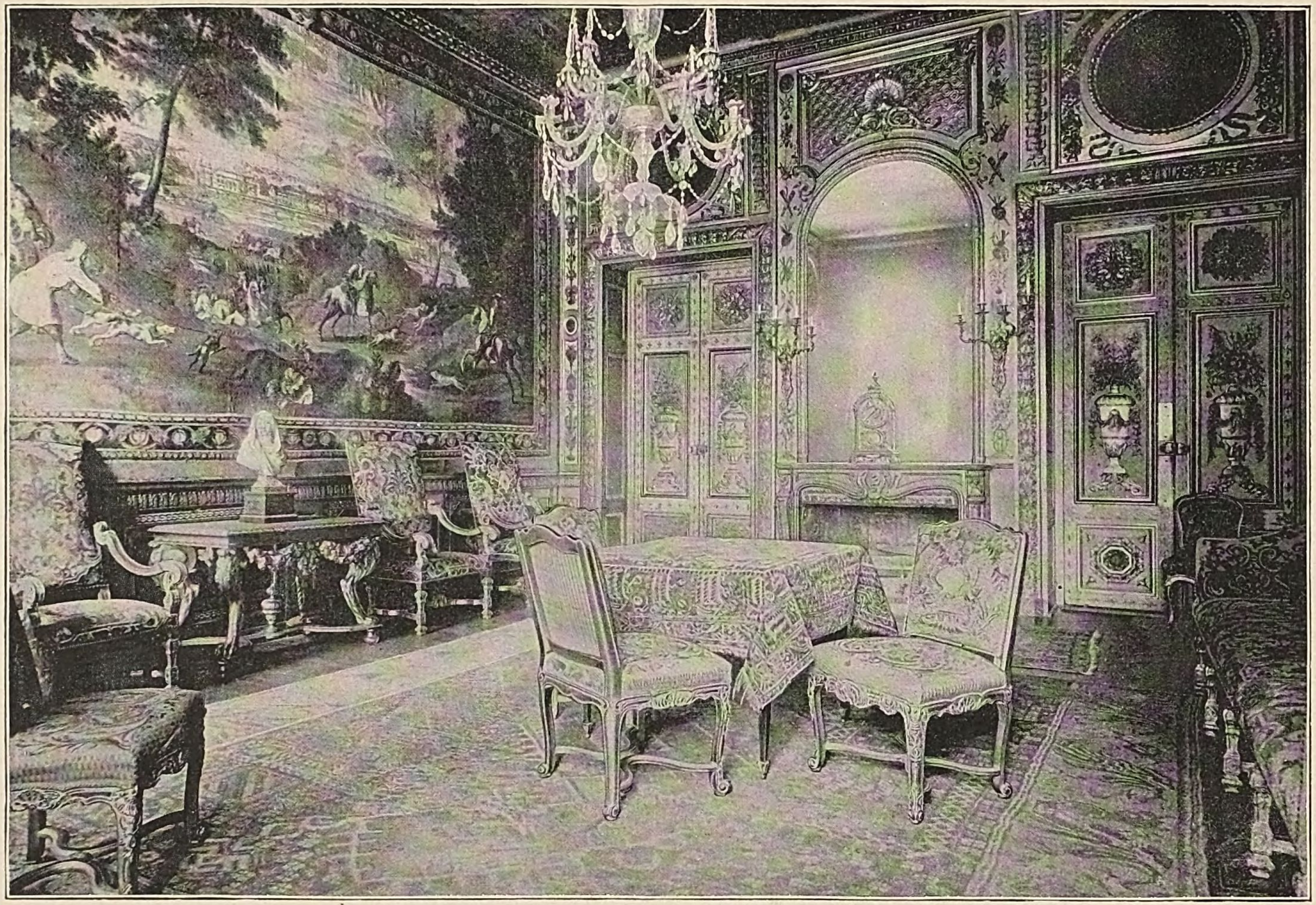


Leichenzug der Mademoiselle de Montpensier.
5. April 1693.
(Nach einem Kupferstich aus damaliger Zeit.)

Diejenigen, welche berichtet haben, Frau von Montespan habe, nachdem sie die Heirat verhindert, aus Zorn gegen Lauzun, der sich in allerhand Beschwerden Luft machte, die Bestrafung vom König gefordert, haben diesem doch all zuviel Schlechtes nachgesagt, denn es wäre eine Tyrannei und Feigheit zugleich gewesen, wenn der König einen unbescholtenen Mann, der noch dazu sein Günstling war, der durch ihn seines Glückes beraubt wurde, der kein anderes Unrecht begangen hatte, als dass er sich vielleicht zu laut über M^me de Montespan beklagt hatte, dem Hass eines Weibes zum Opfer gebracht hätte.

Man verzeihe diese Abschweifung; wir wurden dazu veranlasst aus Respekt für die Menschenrechte; die Billigkeit aber fordert gleichzeitig, dass man Ludwig XIV, der während seiner ganzen Regierung keine zweite derartige Handlung begangen hat, den Vorwurf erspare, dass er überhaupt von grausamer Ungerechtigkeit war. Es ist schon genug, dass er eine heimliche Heirat, eine harmlose Verbindung, die er hätte ignorieren sollen, mit einer solchen Strenge ahndete: war die Entziehung seiner Gunst gerechtfertigt — die Gefangensetzung Lauzun's war es nicht.

Wer an dieser geheimen Verbindung zweifeln wollte, dem raten wir



Der kleine Salon in den Gemächern Lauzun's.

(Nach einer Photographie von Paul Robert. Haus des Barons Pichon.)

die Memoiren von Mademoiselle aufmerksam zu lesen. Sie sagt allerdings nichts davon, aber sie lässt es erraten. Diese Prinzessin, die sich beim Papst so bitter beschwert hat über die Verhinderung ihrer Ehe, hat es nicht gewagt, über die Gefangennahme ihres Gemahls das Gleiche zu thun. Sie räumt ein, dass man sie für vermählt gehalten habe, sie sagte nirgends, dass sie es nicht war; ihre Worte: „Ich kann und darf ihm gegenüber nicht anders werden“ scheinen einen Zweifel nicht zuzulassen.

Lauzun und Fouquet waren nicht wenig erstaunt, einander in demselben Gefängnis zu begegnen. Fouquet, der in seiner Glanzperiode Péguillon unter der Menge als einen armen Landjunker hatte auftauchen sehen, hielt zunächst seinen Mitgefangenen für geistig umnachtet, als derselbe ihm erzählte, er wäre des Königs Günstling gewesen und habe die Erlaubnis gehabt, die Enkelin Heinrich IV mit allen Besitzungen und Titeln des Hauses Montpensier zu heiraten.



Madame de Montespan als Iris.
(Nach einem Bilde von unbekannter Hand in der Versailler Galerie.)

Nachdem er zehn Jahre im Kerker geschmachtet hatte, wurde Lauzun endlich freigelassen; es geschah, als Mademoiselle durch M^me^ de Montespan dahin gebracht worden war, dem jungen Herzog von Maine, damals noch Kind, die Herrschaft Dombes und die Grafschaft Eu zu vermachen, in deren Besitz der Volljährige auch nach dem Tode von Mademoiselle trat. Diese hatte die reiche Schenkung nur in der Erwartung gemacht, dass Graf Lauzun als ihr Gemahl anerkannt werden würde. Das aber war ein Irrtum; der König gestattete ihr nur, dem unglücklichen Gemahl die Güter Saint-Fargeau und Thiers nebst anderen erheblichen Einkünften zu überlassen; Lauzun aber hielt dies nicht für ausreichend. Der Prinzessin war weiter nichts beschieden, als heimlich seine Frau zu sein und sich öffentlich nicht gerade gut von ihm behandeln zu lassen. Sie starb im Jahre 1693 vom Hofe missachtet und unglücklich in ihrer Häuslichkeit — so pflegt es stets zu gehen, wenn Leidenschaften das Wort führen!

Der Graf Lauzun aber ging 1688 nach England. Prädestiniert, wie es scheint, für ein abenteuerliches Leben, führte er Jakob II Gemahlin mit ihrem noch in der Wiege ruhenden Sohne nach Frankreich und erhielt dafür den Herzogstitel. Er kommandierte dann eine Zeitlang in Irrland mit geringem Erfolge und kehrte, seiner Abenteuer wegen viel genannt, aber ohne sich gerade persönlichen Ansehens zu erfreuen, nach Frankreich zurück. Schliesslich haben wir ihn hochbetagt und von der Welt vergessen sterben sehen — so pflegt es allen denen zu gehen, denen Grosses zufiel, ohne dass sie Grosses thaten.

Eine seltsame Erscheinung war dieser junge Gascogner, der es verstanden hat, einen König wie Ludwig XIV dahin zu bringen, all seine leichtsinnigen Streiche hinzunehmen und ihn inmitten eines durch Hunderte von Regeln eingeengten Hofes seine oft an's Burleske grenzenden Streiche ausführen zu lassen. Saint-Simon hat ihn nicht ohne eine gewisse geistreiche Malice geschildert, indem er ihm keine der über ihn cirkulierenden Anekdoten und Klatschereien ersparte:

Er war ein kleines, blondes Kerlchen, von hübscher Figur und vornehmen Gesichtszügen, geistvoll, aber ohne, wie ich mir von seinen Zeitgenossen habe sagen lassen, etwas Angenehmes in seinem Wesen zu haben. Er war voller Ehrgeiz, hatte seltsame Einfälle, viel Phantasie und schoss immer, da er auf alles eifersüchtig war, über das Ziel hinaus. Er war mit nichts zufrieden, hatte nicht viel gelernt, keinerlei Talent und war von Natur aus einsiedlerisch und scheu. Dabei lag Vornehmheit in seinen Manieren und Bosheit in seinem Charakter. Für Freundschaft war er nicht sonderlich empfänglich, zeigte sich vielmehr gern, sogar gleichgültigen Personen gegenüber feindselig; er war grausam, wenn es ihm darauf ankam, jemand lächerlich zu machen, dabei von grosser Bravour und äusserst verwegen. Lauzun war ein hochmütiger Höfling, mit sehr gespreizten Allüren, ein böser Spötter, steckte voll von Kniffen und Intriguen, suchte auf schmutzigen Schleichwegen das zu erreichen, was er haben wollte: für die Minister war er gefährlich, am Hofe gefürchtet, niemand wurde von ihm geschont.

Als er an den Hof kam, hatte er nichts, war noch sehr jung und tauchte aus seiner Provinz auf unter dem Namen „Puyguilhem“. Der Marschall Grammont, ein Vetter seines Vaters, nahm ihn zu sich; dieser war damals bei Hofe hoch angeschrieben, erfreute sich besonders des Vertrauens der Königin-Mutter und des Kardinals Mazarin; er kommandierte die königliche Garde und war Vormund des Herzogs von Guise, der der Bravsten

einer, beliebt bei den Damen, besonders aber in Gunst bei der Gräfin von Soissons war. Graf Guise war es, der den jungen Marquis de Puyguilhem bei Hofe einführte; der König interessierte sich von vornherein derart für den Marquis, dass er für ihn die Charge eines Dragonerobersten in seinem Heere einführte.

Der Herzog von Mazarin, welcher sich bereits im Jahre 1669 vom Hofe zurückgezogen hatte, wollte auch seine Charge als Obergeneral der Artillerie (grand maître d'artillerie) aufgeben, Puyguilhem erhielt Wind davon und bat den König sofort um den vakant werdenden Posten; Ludwig sagte ihm denselben auch zu, aber unter dem Siegel der Verschwiegenheit. Die Ernennung blieb aus. Puyguilhem, des langen Wartens müde, fasste einen Entschluss, der unglaublich wäre, wenn er nicht vielseitig bestätigt würde. Er liess sich durch eine bestochene Kammerfrau unter dem Bett verstecken, in welchem der König und M^me^ de Montespan sich zur Nachtruhe niederzulegen pflegten. Aus der Unterhaltung der zur Ruhe Gehenden entnahm er, dass es Louvois war, welcher seiner Ernennung Hindernisse in den Weg legte. Der Marquis entkam seinem Versteck glücklich, ohne entdeckt worden zu sein. Als M^me^ de Montespan tags darauf ausging, um der Probe eines Balletts beizuwohnen, bei welcher auch der König, die Königin und der ganze Hof erwartet wurden, bot Lauzun ihr höflich die Hand und fragte ehrfurchtsvoll und bescheiden, ob er sich schmeicheln dürfe, dass sie sich in Gegenwart des Königs seiner erinnert habe: dies gethan zu haben, versicherte die Dame sofort. Nun aber flüsterte Puyguilhem ihr in's Ohr, sie wäre eine Lügnerin, eine Betrügerin, eine Vettel, und wiederholte ihr Wort für Wort die Unterhaltung, welche sie beim Zubettgehen mit dem König gehabt hatte. M^me^ de Montespan war, wie sich denken lässt, in der peinlichsten Bestürzung und völlig unfähig, irgend etwas zu sagen, sie musste alle ihre Kräfte zusammen-



Ludwig XIV in der Rüstung mit dem Ordensbande.
(Porträt — unbekannt von wem — in der Versailler Galerie.)

nehmen, um nur an Ort und Stelle zu gelangen. Sie zitterte am ganzen Leibe und fiel, kaum im Ballettsaal angekommen, in Ohnmacht.

Puyguilhem, ganz ausser sich darüber, dass ihm die Kommandostelle der Artillerie entgangen war, suchte nach einer Gelegenheit, den König unter vier Augen zu sprechen; dieselbe bot sich endlich, und er erinnerte ohne weitereres Se. Majestät an das ihm gegebene Wort. Der König erwiderte, er habe ihm Verschwiegenheit anbefohlen, Puyguilhem aber habe den Mund nicht gehalten. Puyguilhem trat, als er dies hörte, einige Schritte zurück, drehte dem König den Rücken zu, riss seinen Degen aus der Scheide, zerbrach die Klinge und rief wutschnaubend, dass er einem Fürsten, der auf so niedrige Weise sein Wort bräche, nicht ferner dienen könne. Der König, obwohl seinerseits von Zorn übermannt, handelte im höchsten Grade edel: er wandte sich ab, öffnete ein Fenster und warf seinen Stock hinaus, indem er sagte, es würde ihm leid thun, einen Edelmann zu schlagen, und verliess das Gemach — vielleicht ist dies eine der edelsten Handlungen Ludwig's.



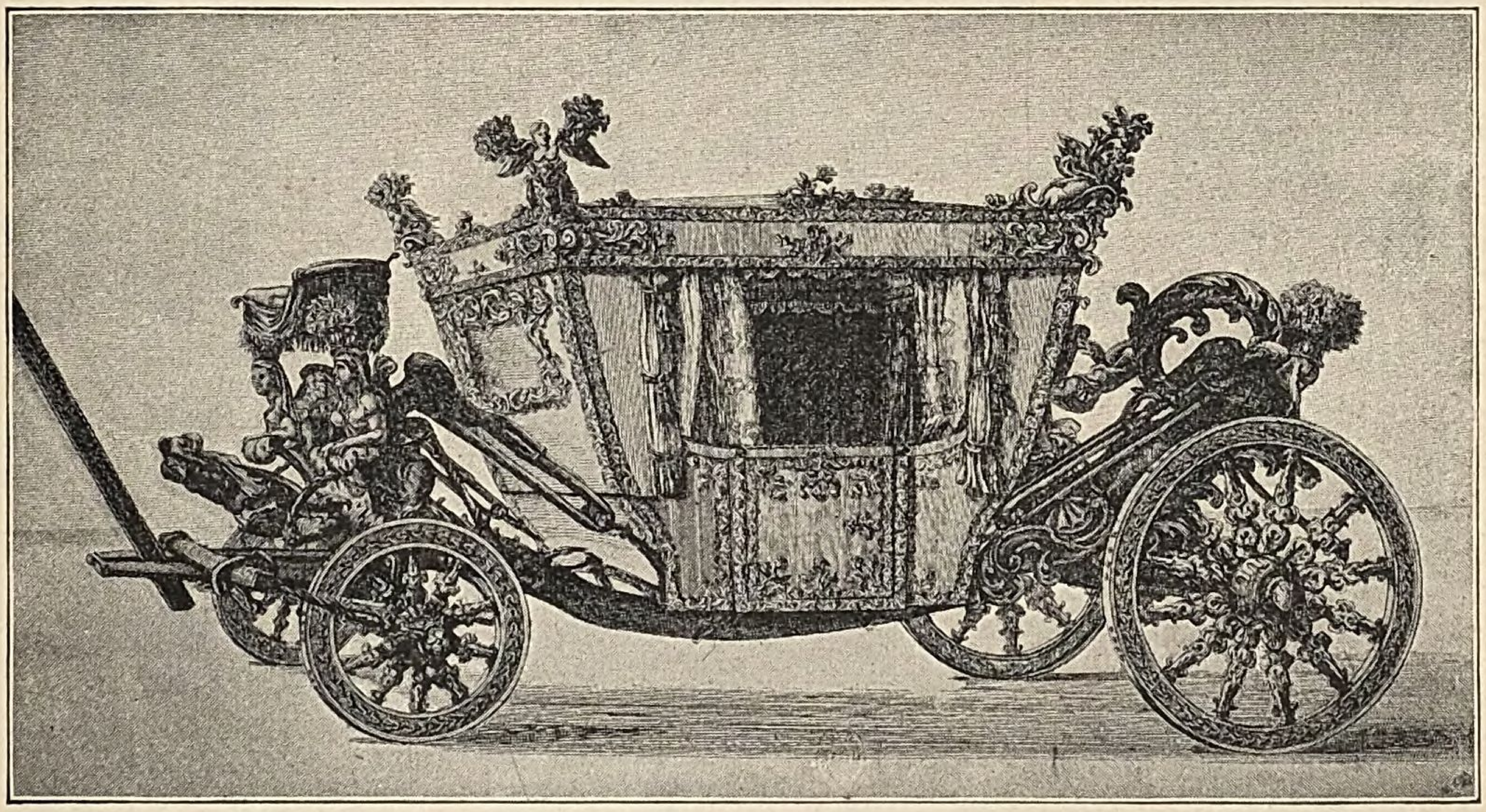
Ludwig August von Bourbon, Herzog von Maine.
(Nach einem Kupferstich von Dieu und Lepautre.)

Lauzun wanderte natürlich in die Bastille; wurde aber Kommandeur der Garde, als er herauskam. Im Jahre 1670, als der König mit den Damen des Hofes seinen holländischen Triumphzug unternehmen wollte, wurde Graf Lauzun General. Er unterzog sich mit vieler Umsicht und Galanterie seinen Obliegenheiten. Bei seiner Verheiratung mit Mademoiselle fiel er abermals in Ungnade und war nicht glücklich. Ich habe M^me^ de Fontenilles, eine sehr geistreiche, tugendhafte und wahrheitsliebende Dame, sagen hören, dass, während sie gleichzeitig mit Mademoiselle in Eu war, auch Herr de Lauzun sich zu kurzem Aufenthalt dort einstellte und sich nicht genierte, jeder Schürze nachzulaufen. „Mademoiselle hörte davon und wurde böse, zankte mit ihm und wies ihn von sich. M^me^ de Fiesque führte eine Wiederaussöhnung herbei, wobei folgendes Ceremoniell beobachtet wurde: Mademoiselle

betrat an einem Ende eine lange Galerie, in welche von der anderen Seite her Lauzun trat; er hatte auf den Knieen die ganze Galerie entlang zu ihr hinzurutschen. Derartige Scenen gab es später mehrere.

Er wurde von ihr geprügelt, prügelte sie auch wohl wieder, endlich waren sie sich gegenseitig überdrüssig, entzweiten sich für immer und kamen einander nicht mehr unter die Augen.

Es steckte hinter Lauzun's schwächlichem Äusseren eine eiserne Natur. Er ass sehr stark und war ein Feinschmecker. Ich besinne mich, dass er einmal bei mir speiste; er war eben von einer schweren Krankheit genesen; ich konnte ihn nicht abhalten, Fisch, Gemüse und allerhand Gerichte im



Galawagen aus der Zeit Ludwig XIV.
(Nach einem Stich der damaligen Zeit. Sammlung Hennin.)

Übermass zu sich zu nehmen. Wir schickten, da wir für seine Gesundheit fürchteten, am Abend zu ihm, um zu hören, wie er sich befände — man fand ihn bei Tische und sah, dass er mit grossem Appetit zulangte.“

Frau Athenais von Montespan war inzwischen bei Hofe allmächtig geworden; ihr Mädchenname war von Mortemart; ihre ältere Schwester, die Marquise von Thianges; die jüngere wurde durch sie Äbtissin von Fontrevault; die drei Damen waren die schönsten ihrer Zeit; zu ihren äusseren Vorzügen gesellten sich hervorragende Geisteseigenschaften. Der Herzog von Vivonne, Marschall von Frankreich, war ihr Bruder, er gehörte zu den am meisten unterrichteten Kavalieren. Eines Tages sagte der König zu ihm: „Wozu nützt das viele Lesen?“ Der Herzog, der etwas fettleibig und von

sehr frischem Äusseren war, gab zur Antwort: „Die Lektüre hat auf meinen Geist dieselbe Wirkung, welche Ew. Majestät Rebhühner auf meine Backen haben.“

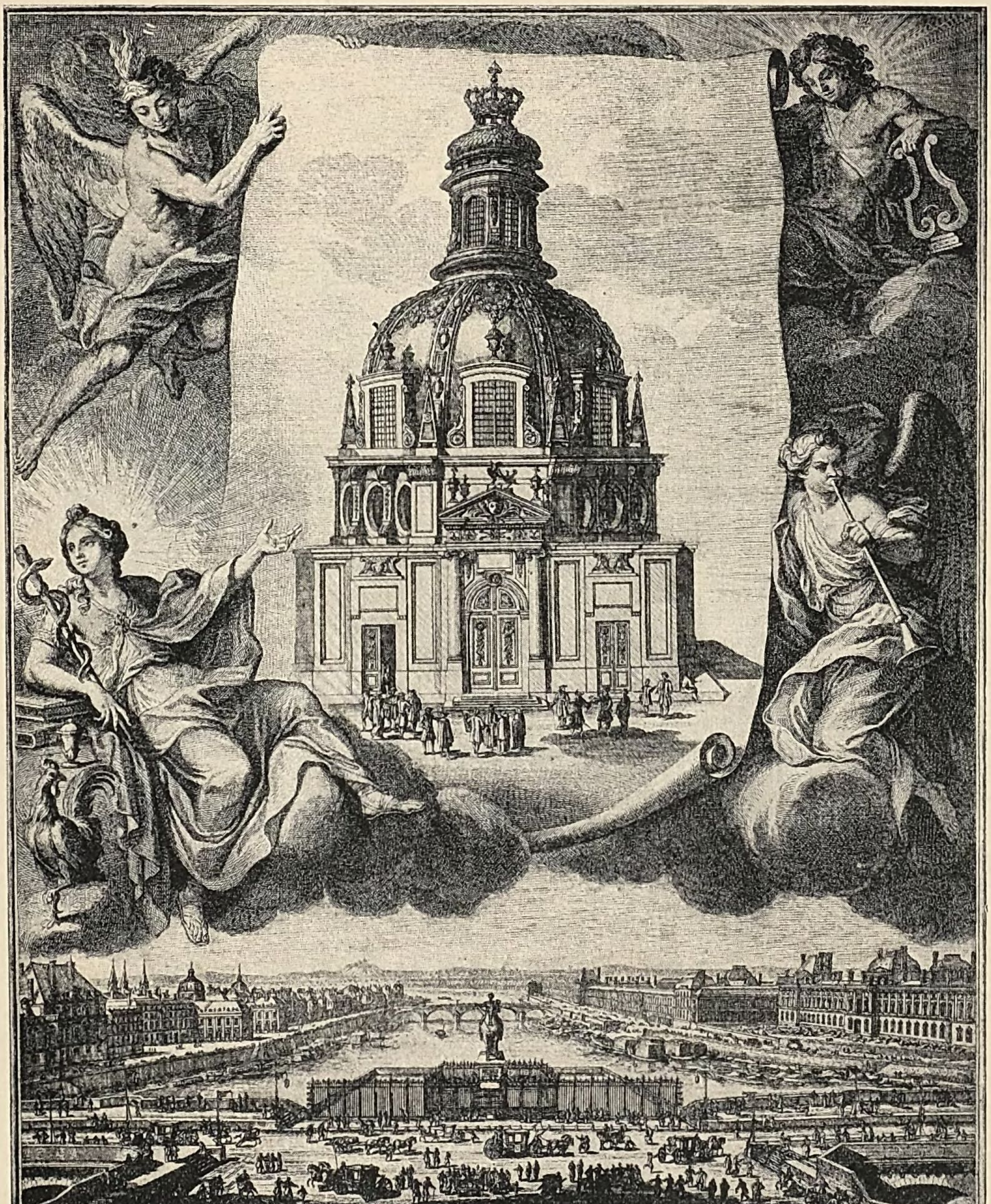
Diese vier Personen waren allgemein beliebt durch die Art, wie sie eine Unterhaltung zu führen wussten, indem sie scherzhaft, naiv und geistreich waren, man nannte diese seltenen Gaben den „Witz der Mortemarts“. Alle vier schrieben viel, und es ging ihnen leicht und gefällig von der Hand. Man kann daraus ersehen, wie lächerlich jene Erzählung ist, welche mir selbst noch zu Ohren gekommen ist, wonach Frau von Montespan genötigt gewesen wäre, ihre Briefe an den König von M^me^ Scarron schreiben zu lassen: dadurch wäre diese die Nebenbuhlerin und zwar die glückliche Nebenbuhlerin der Montespan geworden.

M^me^ Scarron, die spätere Frau von Maintenon, besass allerdings umfassendere, durch Lektüre erworbene Kenntnisse, ihre Unterhaltung hatte mehr System und war lehrreicher; es sind Briefe von ihr vorhanden, in denen das Natürliche im Gewande der Kunst erscheint und in denen der Stil höchst elegant ist — Frau von Montespan hatte in der That nicht nötig, sich einer fremden Feder zu bedienen, und war ja schon lange vorher Favoritin, ehe sie mit der Scarron bekannt wurde.

Jedermann am Hofe rühmte wie Voltaire den Geist der Montespan und fürchtete dessen Schärfe. Sie war, sagt Saint-Simon, schmähsüchtig und überaus launisch, ihre Nase hob sie bis in die Wolken und vor ihrem hochmütigen Wesen war der König selbst nicht sicher. Die Hofleute vermieden es, besonders wenn der König bei ihr war, vor ihren Fenstern vorüberzugehen, denn das hiesse so viel wie Spiessruten laufen, meinten sie. Es ist wahr, die Montespan schonte niemanden, oft aus keiner anderen Absicht als um den König zu unterhalten, und da sie sehr viel Geist hatte, witzig war und den Scherz liebte, so war nichts so gefährlich, als von ihr lächerlich gemacht zu werden. Sie hatte viel Liebe für ihr Haus und ihre Familie und unterliess es nie, denen Gutes zu thun, die sie in ihr Herz geschlossen hatte.

Man sah die jüngste der Schwestern, „die Königin der Äbtissinnen“, mit ihrem Schleier und ihren Gelübden die Abtei von Fontrevault verlassen, um am Ruhme der Athenais sich zu sonnen und mit ihr und M^me^ de Thianges jenes reizende Trio zu bilden, welches durch seinen Geist und die Erfindung von Festen den König unterhielt.

Der Hof der Montespan wurde der Mittelpunkt für das gesamte Hofleben, an ihm sammelten sich die Freuden, Hoffnungen, Befürchtungen von



Amphitheater von Saint-Come oder der Saal der Korporation der Pariser Chirurgen.

(Nach einem Stich von Simonneau und Perelle.)

Ministern und Generälen und — allen, die sich erniedrigen mochten. Dieser Hof der Montespan war auch ein Brennpunkt der Geister, er war von ganz eigener Art, dabei herrschte ein natürliches und angenehmes Wesen.

Man fühlt noch jetzt denjenigen Personen, die ihm angehört haben, mit Vergnügen jenen liebenswürdigen, einfachen Ton an, man würde sie unter tausend anderen an ihrer Art der Unterhaltung herausfinden.

Mlle de Fontrevault war diejenige der drei Schwestern, welche den meisten Geist besass, war wohl auch die Schönste. Dabei auch noch sehr unterrichtet, sie hatte theologische Studien gemacht und war sehr bewandert in



Kommode im „Stil Louis XIV".
(Nationalmuseum für Mobilien. Aus dem Schloss zu Fontainebleau.)

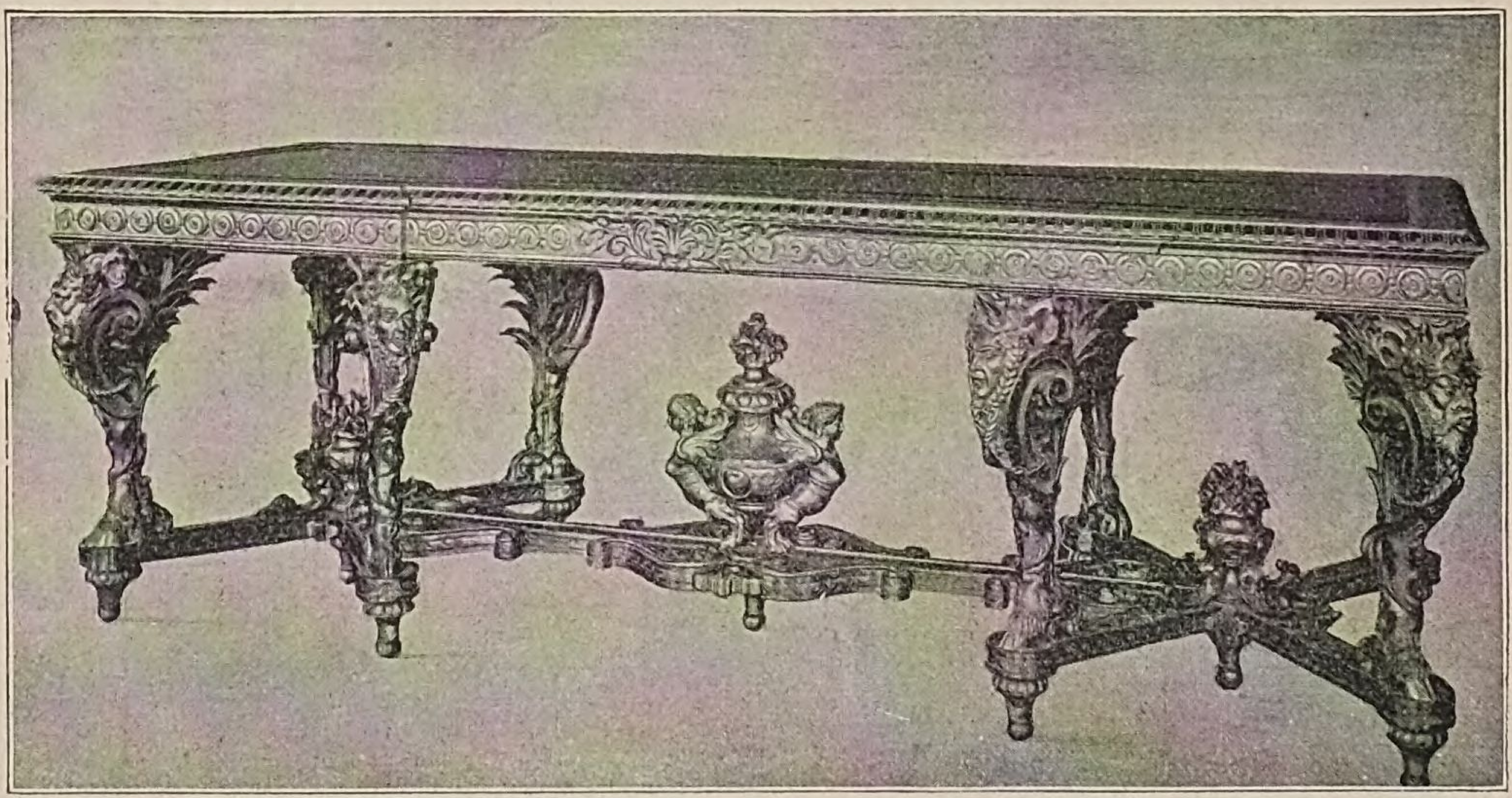
der heiligen Schrift, sie kannte die klassischen Sprachen und sprach dieselben, je nachdem es das Thema zuliess.

Ein Geist, wie sie ihn besass, liess sich nicht verstecken; sie ragte in allem hervor, hatte sogar eine besondere Gabe für das Befehlen und Regieren, sie war bei ihren Ordensschwestern überaus beliebt und hielt dieselben doch in strenger Zucht.

Mme de Thianges aber hatte dadurch, dass sie es besonders war, die den König zu unterhalten verstand, einen Vorsprung vor den beiden anderen. Sie hatte, solange sie lebte, einen grossen Einfluss und wurde sogar nach dem Sturz ihrer Schwester am Hofe noch mit grosser Auszeichnung behandelt.

Der Sieg entschied sich für Frau von Montespan gelegentlich der Reise, welche der König 1670 nach Flandern unternahm. Es war die Reise, auf welcher das Verderben Hollands inmitten von Ergötzlichkeiten aller Art, welche eine ununterbrochene Reihe bildeten, beschlossen wurde.

Der König, der im Felde stets zu Pferde war, reiste diesmal in einem Wagen, der mit grossen Glasscheiben versehen war; Postchaisen gab es damals noch nicht. In dem prachtvollen Wagen, dem eine Unzahl anderer folgte, sassen die Königin, deren Schwägerin Madame und die Marquise von Montespan. Fuhr die letztere allein, so ritten neben ihrer Karosse vier Mann von der Leibgarde. Es folgte der Dauphin mit seinem Hofstaat, dann Mademoi-

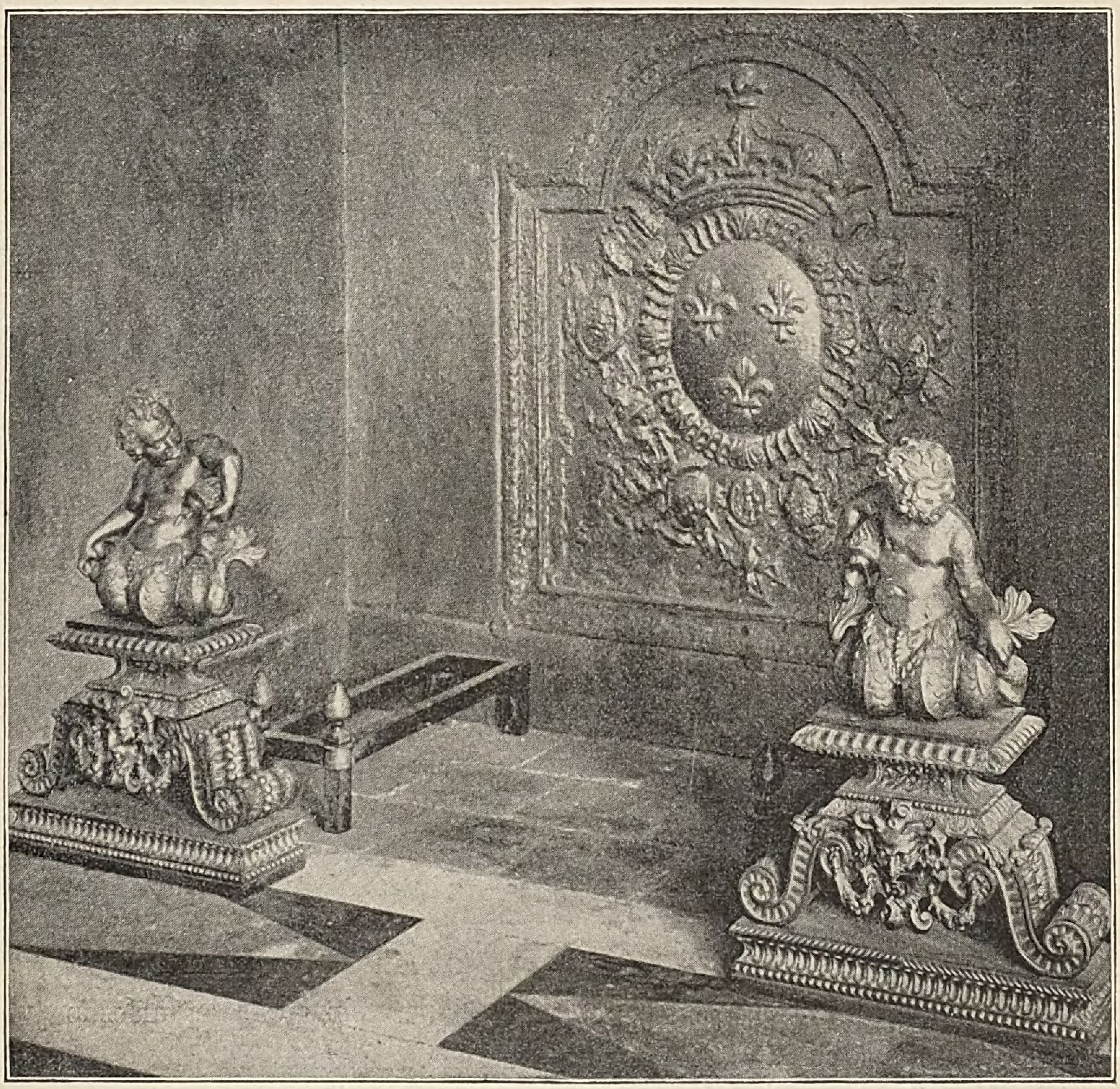


Ein Tisch im „Stil Louis XIV".
(Nationalmuseum für Mobilien. Aus dem Schloss zu Fontainebleau.

selle mit dem ihrigen: es war vor dem traurigen Ereignis mit ihrer Heirat, sie nahm lebhaft an all diesen Triumphen teil, denn sie hatte ja stets den Geliebten vor Augen, den Günstling des Königs, den Kommandeur der Garden! In die Städte, in welchen Nachtaufenthalt genommen wurde, waren die schönsten Mobilien aus den königlichen Schlössern gebracht worden, es fanden Masken- oder Kostümbälle statt, oder es wurden auch Feuerwerke abgebrannt. Alle Haustruppen, der gesamte Hofstaat war zu dieser Reise aufgeboten. Die Tafeln wurden ebenso angerichtet wie in Saint-Germain. Unter solchem Aufwande, solchem anmassenden Prunk wurden die eroberten Städte besucht. Die vornehmen Damen von Brüssel und Gent stellten sich ein, um diesen Pomp in der Nähe zu sehen. Der König, der sie zur Tafel lud, machte ihnen wohl auch hübsche Geschenke. Die Offiziere der Belagerungstruppen erhielten sämtlich Gratifikationen, so dass sich zuweilen an einem einzigen Tage die Ausgaben auf 1500 Louisdor beliefen.

Was an Huldigungen der Königin gebührte, wurde ihr auch zu teil, was darüber hinausging, galt der Marquise de Montespan. Dabei war diese Dame gar nicht in das Geheimnis der Reise eingeweiht — denn der König verband mit seinen Vergnügungen nicht gern die Staatsgeschäfte.

Mit dem Bündnisabschluss der beiden Könige von Frankreich und



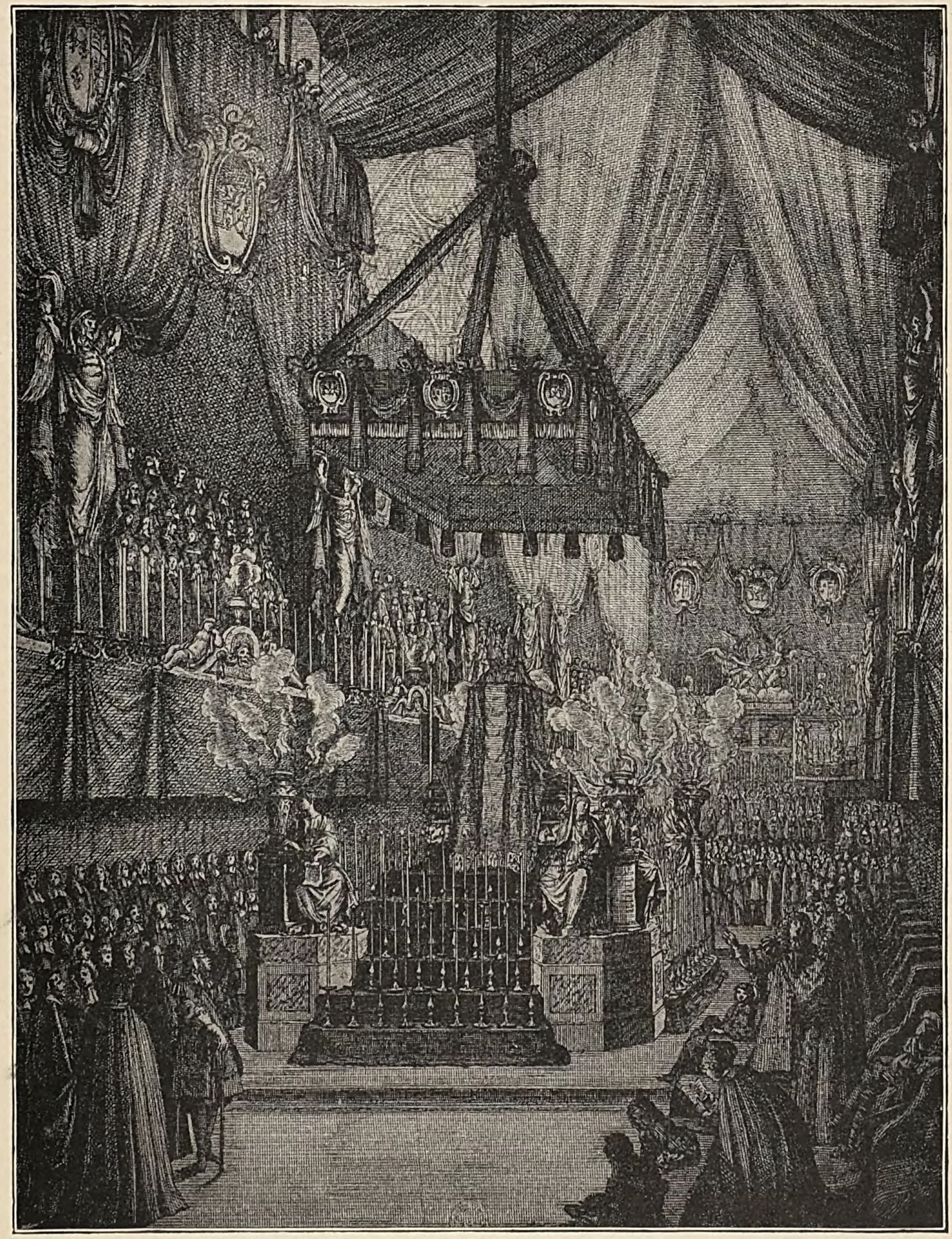
Ornamentierter Kamin mit Feuerböcken aus der Zeit Ludwig XIV.
(Schloss zu Fontainebleau im Salon Franz I.)

England zur Vernichtung Hollands betraut, schiffte sich Madame auf der Flotte ihres Bruders Karl II in Dunkirchen zugleich mit einem Teil des französischen Hofes ein; mit ihr war auch M^lle de Kérual, die spätere Herzogin von Portsmouth, welche ebenso schön war wie die Montespan. Diese Dame spielte später in England dieselbe Rolle wie die Montespan in Frankreich — mit dem Unterschiede jedoch, dass ihr Einfluss ein weit bedeutenderer war. Karl II stand bis an das Ende seines Lebens unter ihrer Herrschaft; trotz seiner häufigen Treubrüche blieb er an sie gebunden. Nie hat wohl eine Dame ihre Schönheit so lange conserviert wie die Herzogin:

als sie siebzig Jahr alt war, hatten ihre Züge immer noch den edlen, anmutigen Ausdruck früherer Jahre.

In Canterbury fand die Zusammenkunft von Madame mit ihrem Bruder statt; die Prinzessin war, von Erfolg gekrönt, kaum zurück, als ein plötzlicher, schmerzlicher Tod sie im Alter von sechsundzwanzig Jahren, am 30. Juni 1670, dem Leben entriss. Die Bestürzung des Hofes war unbeschreiblich, zumal die Todesart eine so auffällige war. Die Prinzessin glaubte, es sei ihr Gift beigebracht worden; der englische Gesandte Herr Montaigu war überzeugt davon; am Hofe wurde auch nicht daran gezweifelt und im Auslande alles nachgesprochen. Ein Diener, der zum Haushalt von Monsieur gehörte, hat mir sogar die Person namhaft gemacht, die nach seiner Überzeugung das Gift verabfolgte. „Dieses Individuum,“ sagte er mir, „war nichts weniger als wohlhabend, kaufte sich aber unmittelbar nach dem Tode von Madame in der Normandie ein grosses Landgut.“ Das Gift, so meinte mein Gewährsmann, bestand aus Diamantenstaub, der mit Zucker vermischt auf Erdbeeren gestreut war. Am Hofe und in der Stadt war man der Meinung, die Prinzessin wäre durch Cichorienwasser vergiftet worden, nach Genuss desselben habe sie furchtbare Schmerzen verspürt und Krämpfe bekommen, die den Tod herbeigeführt hätten. Die einzige Veranlassung zu diesen Gerüchten aber lag in der gewöhnlichen Bosheit der Menschen und in ihrer Vorliebe für das Aussergewöhnliche. Das Cichorienwasser konnte nicht vergiftet sein, da der Rest im Glase von M$^{me}$ La Fayette und einer anderen Person getrunken wurde, ohne dass diese die geringsten nachteiligen Folgen verspürt hätten. Diamantenstaub aber ist ebensowenig ein Gift wie der Korallenstaub. Die Prinzessin war schon seit längerer Zeit an einem Lebergeschwür erkrankt, überhaupt von nichts weniger als guter Gesundheit, sie hatte ein völlig verwestes Kind zur Welt gebracht. Ihr im Auslande nur allzusehr verdächtigter Gemahl ist weder vor noch nach dem Ereignis einer Schandthat beschuldigt worden — Verbrecher aber, die nur eine einzige Unthat begangen haben, sind selten — die Menschheit wäre in Wirklichkeit zu bedauern, wenn Verbrechen ebenso leicht begangen würden, als sie geglaubt werden.

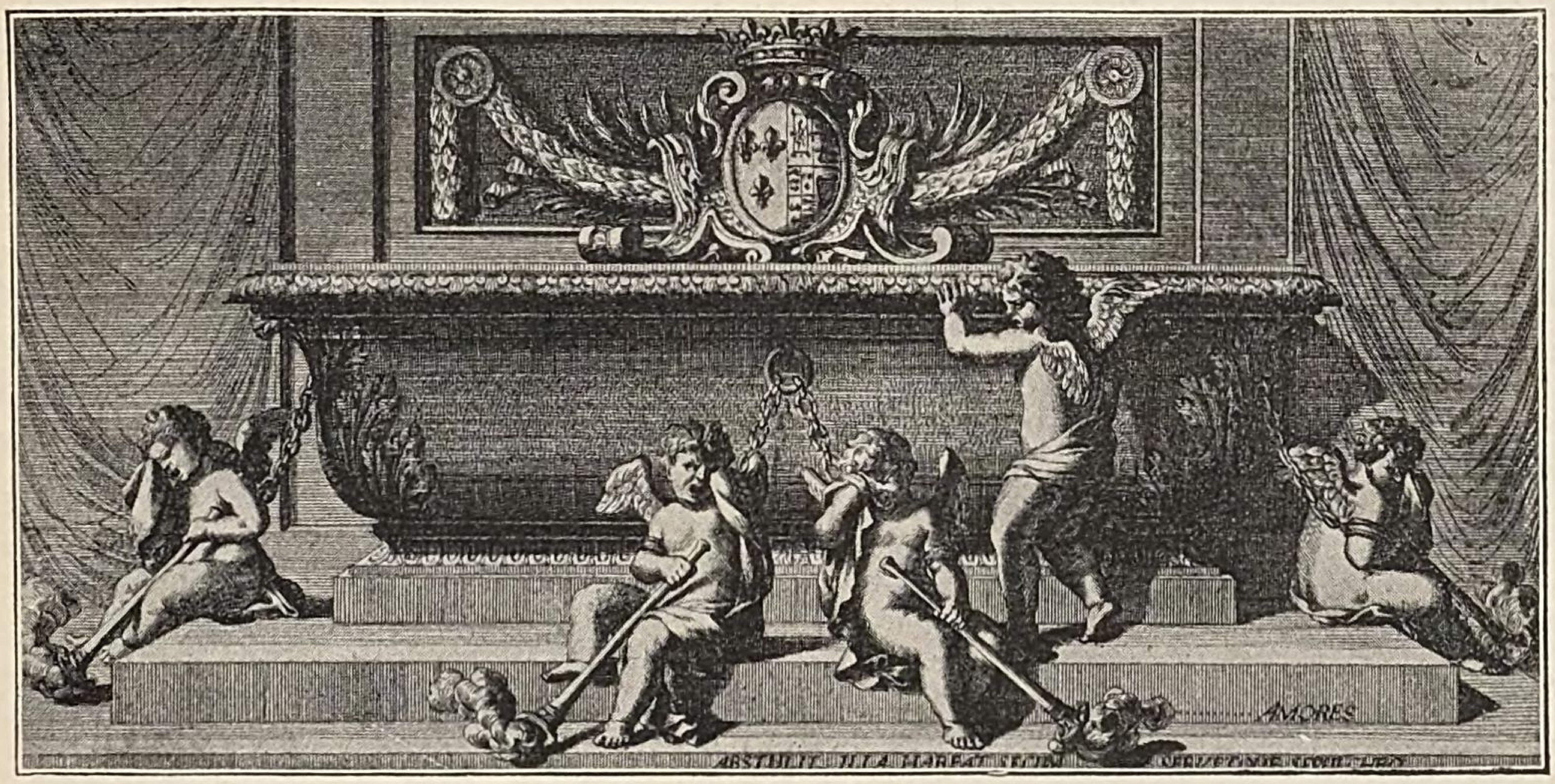

Vicomte Turenne.
(Skizze von Lebrun nach der Natur gezeichnet. Versailler Galerie.)



Trauergottesdienst für Henriette von England.
(Nach einem Kupferstich von Lepautre.)

Es wird vielfach behauptet, der Chevalier de Lorraine, ein Günstling von Monsieur, habe sich zu der Missethat verleiten lassen, um sich für seine Verbannung und Gefangenschaft zu rächen, die sein unwürdiges Verhalten gegen Madame ihm eingetragen hatte. Man vergisst dabei aber eins, und das ist doch sehr wichtig: dass sich der Chevalier de Lorraine damals in Rom aufhielt und dass es doch einigermassen schwierig ist für einen sich dort aufhaltenden Malteserritter, in Paris die Tötung einer Prinzessin vorzunehmen.

Die Veranlassung zu den hässlichen, immer wieder aufgefrischten Gerüchten gab eine Unbedachtsamkeit des Vicomte de Turenne. Der Vicomte hatte, obwohl bereits sechzig Jahre alt, ein Liebesverhältnis mit Mme de Coat-




Liebesgötter, am Sarge Henriettes von England weinend.
(Bild von Lepautre. 30. Juni 1665.)

quen, ja er war, was er früher in Bezug auf Mme de Longueville gewesen war, deren Narr. Er weihte die Dame in das Staatsgeheimnis ein, welches man dem Bruder des Königs verhehlte. Die Coatquen, welche auch den Chevalier von Lorraine zum Liebhaber hatte, beeilte sich, diesem das Geheimnis anzuvertrauen, und der Chevalier benachrichtigte seinerseits Monsieur. Es hatte dies zur Folge, dass die Häuslichkeit des Prinzen von Eifersüchteleien und Zänkereien heimgesucht wurde. Der häusliche Krieg war schon vor Abreise von Madame ausgebrochen, entbrannte aber heftiger noch nach deren Rückkehr. Die Zornausbrüche von Monsieur und die Fehden seiner Günstlinge mit den Anhängern von Madame verwirrten die Verhältnisse immer mehr und gestalteten sie immer trauriger.

Einige Zeit vor ihrem Tode machte Madame der Marquise von Coatquen Vorwürfe über das Unglück, das sie durch ihre Redereien angestiftet hatte. Neben dem Bette knieend, die Hände ihrer Gebieterin mit Thränen

benetzend, antwortete die Marquise mit den bekannten Versen aus dem „Venceslaus“:

„Ich ging ... ich war ... mein Herz, die Liebe riss mich hin ...
Ich weiss nimmer, Madame, was ich that, wo ich bin ...“

Der Chevalier von Lorraine wurde zunächst als Urheber des Unglücks vom König nach Pierre-Encise geschickt, Graf Marsan aus dem Hause Lorraine, sowie der spätere Marschall von Villeroi wurden Landes verwiesen. Schliesslich sah man den Tod der unglücklichen Prinzessin für die verbrecherische Folge jener Misshelligkeiten an.



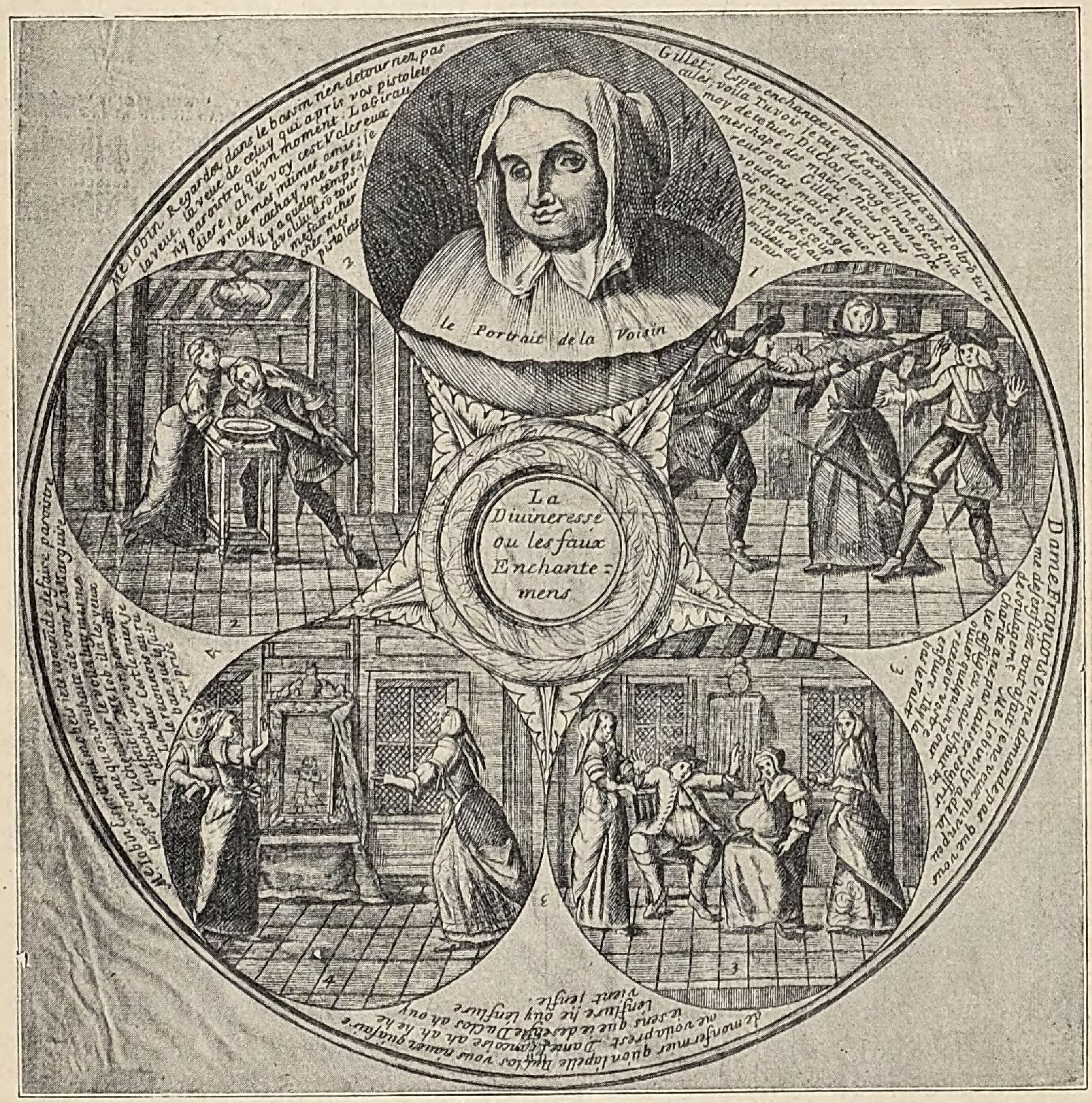
Der Civilrichter D. Aubrai, Schwiegervater der Brinvilliers.
(Bildnis nach der Natur von Nanteuil.)

Das Publikum wurde in seinem Argwohn, dass ein Giftmord vorliege, besonders dadurch bestärkt, dass gerade zu dieser Zeit in Frankreich derartige Verbrechen Mode wurden. Während der Greuel des Bürgerkriegs war dieses Auskunftsmittel feiger Menschen nicht zur Anwendung gekommen. Ist es nicht merkwürdig, dass Frankreich gerade zur Zeit seines Ruhmes und sittenmildernden Einflusses von dieser schrecklichen moralischen Pest angesteckt wurde? So war es auch in Rom gerade zur schönsten Zeit der Republik der Fall gewesen. —

Zwei Italiener, von denen der eine Exili hiess, hatten sich lange Zeit hindurch samt einem deutschen Apotheker, Namens Glaser, mit der Aufsuchung des Steines der Weisen beschäftigt und dabei ihr geringes Hab und Gut zugesetzt; sie wollten den ihnen entstandenen Schaden durch verbrecherische Thaten ausgleichen: das heisst sie verkauften heimlich Gift!

Die Beichte, ein scharfer Zügel für menschliche Ruchlosigkeit, dessen man aber leider in so fern spottet, als man glaubt Verbrechen begehen zu dürfen, welche man abbüssen kann — die Beichte war es, welche zur Kenntnis des Oberbussepriesters brachte, dass verschiedene Personen infolge von Giftgenuss in Paris gestorben wären; derselbe machte Anzeige bei der Regierung. Die beiden Italiener wurden in die Bastille gesperrt; der eine starb dort; Exili blieb im Gefängnis, überführt konnte er jedoch nicht werden;

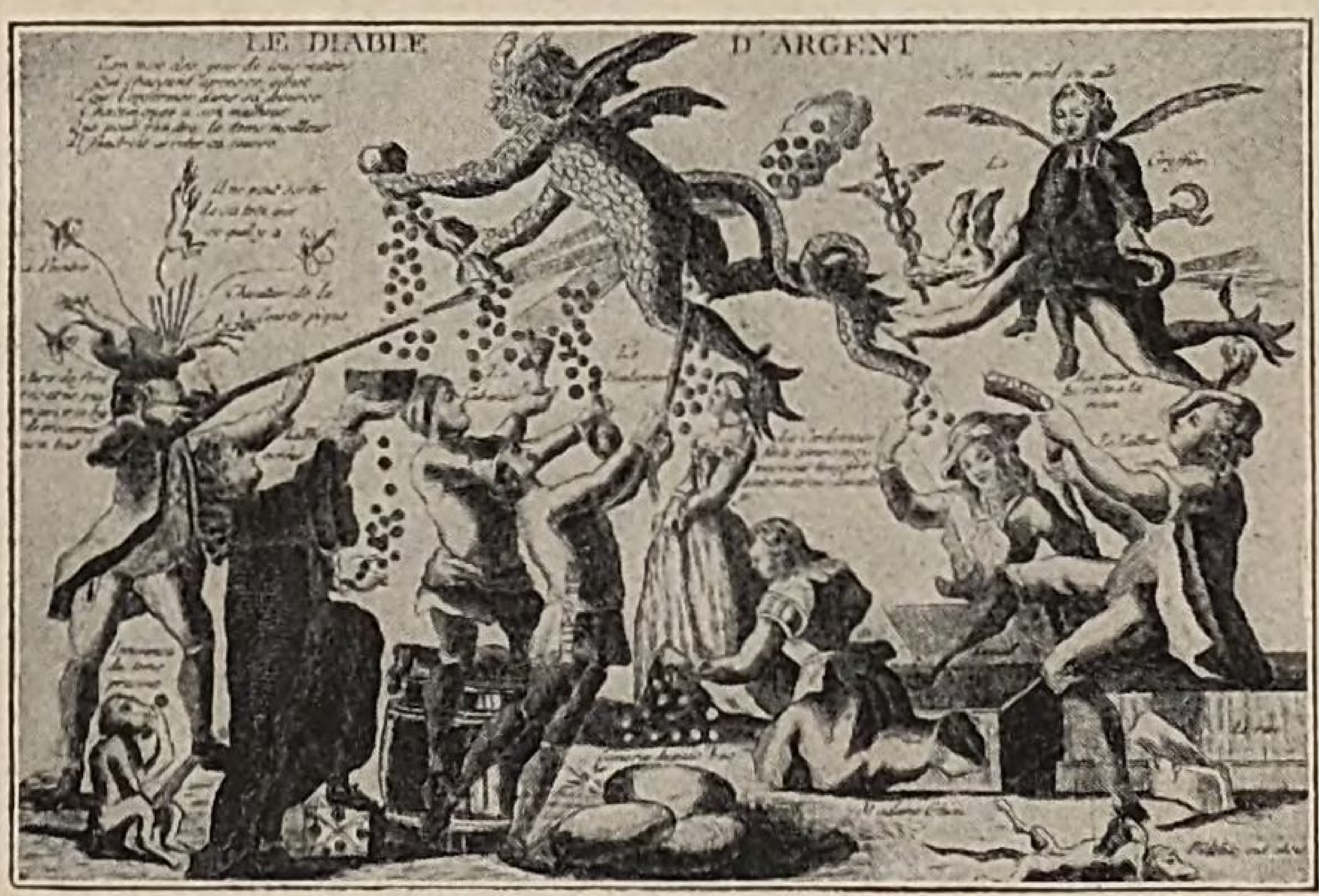
er verbreitete von seinem Gewahrsam aus jene verderblichen Kenntnisse, denen der Richter d'Aubray und seine Familie zum Opfer fielen und welche schliesslich die Einsetzung eines besonderen Gerichtshofes für Giftmischer, der den Namen „chambre ardente“ erhielt, notwendig machte.




Das Porträt, die Verbrechen und die Hexereien der Voisin.
(Bekannter Kupferstich. 22. Februar 1680.)

Die Liebe war es, die Veranlassung zu den grauenhaften Vorgängen gab. Der Schwiegersohn des Herrn d'Aubray, der Marquis von Brinvilliers, nahm einen Kapitän seines Regiments, er hiess Sainte-Croix und war sehr schön von Angesicht, bei sich auf. Die Marquise machte zwar ihren Gemahl auf die Folgen aufmerksam, die dieses Zusammenleben haben könnte, allein Herr von Brinvilliers achtete nicht darauf, und bald entbrannten die junge, hübsche und heissblütige Frau und der Kapitän in Liebe zu einander. Der Vater der Marquise, Richter d'Aubray, geriet darüber so in Zorn, dass er

die Unklugheit beging, eine lettre de cachet zu erbitten und den Kapitän, den man doch nur zu seinem Regiment zu schicken brauchte, in die Bastille sperren zu lassen. Das Unglück wollte, dass Sainte-Croix dort in dieselbe Zelle kam, in welcher der Italiener Exili sass. Dieser zeigte ihm die Mittel, wie man an seinen Feinden Rache nehmen könne: die weiteren sich hieran schliessenden grauenhaften Vorgänge sind ja bekannt. Die Marquise machte zunächst auf das Leben ihres Gemahls, der ihrer Liebe gegenüber ja so nachsichtig gewesen war, keinen Angriff, wohl aber fielen ihr Vater, ihre beiden Brüder und eine Schwester ihrem Rachedurst zum Opfer und starben an dem ihnen gereichten Gift. Die Brinvilliers war trotz dieser verbrecherischen Handlungen eine fromme Dame, ging häufig zur Beichte, und als sie in Lüttich vom Schicksal ereilt und verhaftet wurde, fand man eine eigenhändig geschriebene Generalbeichte bei ihr vor, die nicht gerade als Beweis, wohl aber als Verdachtsmoment aufgefasst wurde. Im Publikum war das Gerücht verbreitet, sie habe in den Hospitälern Versuche mit ihren Giften angestellt — und dies wird auch in einem für das Volk geschriebenen Werke, betitelt „berühmte Rechtshändel“, dessen Verfasser ein unbeschäftigter Advokat war, bestätigt: wahr ist nur so viel, dass sie ebenso wie Saint-Croix heimlich Verbindungen mit Personen unterhielt, die später solcher Verbrechen wegen angeklagt wurden. Die Brinvilliers wurde 1676 verbrannt, nachdem sie zuvor geköpft war.




Der Silberteufel.
(Satire auf die Bedürfnisse damaliger Zeit. 1680.)

Vom Jahre 1670 an hatten Exili mit der Zubereitung von Giften begonnen, und bis 1680 war Paris in Folge der vielen Giftmorde förmlich unsicher geworden. Es muss auch bemerkt werden, dass sogar Penautier, ein Steuererheber der Geistlichkeit, der mit der Marquise befreundet war, später noch verdächtigt wurde, mit ihr gemeinschaftliche Sache gemacht zu haben, und dass derselbe die Hälfte seines Vermögens hingab, um die definitive Anklage zu verhindern.

Die Voisin, die Vigoureux, der Priester Le Sage und andere trieben unter dem Vorgeben, Geistererscheinungen bewirken zu können, einen förmlichen Handel mit den Geheimnissen Exili's; die Verbrechen waren übrigens nicht derart verbreitet, als man glaubte, annehmen zu sollen. Die Chambre

ardente (Brandkammer), die 1680 als Gerichtsstelle eingesetzt wurde und ihren Sitz in dem neben der Bastille gelegenen Arsenal hatte, citierte vor ihr Forum die vornehmsten Personen, unter anderen zwei von Mazarin's Nichten, die Herzogin von Bouillon und die Gräfin von Soissons, die Mutter des Prinzen Eugen.

Die erstere war nur einer unüberlegten, damals so allgemein verbreiteten Neugier, die mit der Justiz eigentlich nichts zu schaffen hatte, angeklagt. Die Gewohnheit, Wahrsager zu befragen, sich das Horoskop stellen zu lassen, nach Liebestränkchen zu verlangen, war im Volke wie unter den Vornehmen weitverbreitet. Wurde nicht bei der Geburt Ludwig XIV der Astrolog Morin in das Zimmer der Königin-Mutter geführt, um dem Thronerben die „Nativität zu stellen"? Wir haben sogar gesehen, dass sich der Herzog von Orleans, der Regent, mit solchen Gaukeleien befasste, dass den Grafen von Boulainvilliers all seine Philosophie nicht befreien konnte von dem Glauben an diesen Hokuspokus. Da muss man allerdings in Bezug auf Damen, wie die Herzogin von Bouillon, ein Auge zudrücken. Der Priester Le Sage, die Voisin und die Vigoureux hatten sich diesen Aberglauben und diese Zukunftsneugier zu Nutzen gemacht und nahmen dafür, dass sie wahrsagten und den Teufel sehen liessen, ihr hübsches Geld ein. Hätten sie sich darauf beschränkt, dann wäre die Einsetzung der Brandkammer und wären deren Untersuchungen lächerlich gewesen.




Die Voisin zwischen Tod und Teufel.
(Dargestellt von Coypel.)

La Reynie, einer der Gerichtspräsidenten, war so ungeschickt, an die Herzogin von Bouillon die Frage zu richten, ob sie den Teufel gesehen hätte. Sie gab schlagfertig zur Antwort, sie sähe ihn in diesem Augenblick, er wäre sehr hässlich und unverschämt und wäre angezogen wie ein Staatsrat — derartige Wendungen bildeten das ganze Verhör.

Ernsterer Art war die Angelegenheit, welche die Gräfin Soissons und den Marschall von Luxembourg betraf. Le Sage, die Voisin und Vigoureux und Mitschuldige standen nämlich unter der Anklage, ein Gift, das den Namen „Successionspulver“ führte, verkauft zu haben, und hatten alle diejenigen genannt, welche sich Rat bei ihnen geholt hatten, unter anderen auch die Gräfin Soissons. Der König nahm keinen Anstand, der Gräfin beizeiten sagen zu lassen, dass sie auf der Liste stände und dass er ihr riete, falls sie sich schuldig fühlen sollte, sich zurückzuziehen. Die Gräfin erwiderte, sie wäre vollkommen unschuldig, liebe es aber nicht vor Gericht zu erscheinen und vernommen zu werden. Sie zog sich nach Brüssel zurück und starb daselbst Ende des Jahres 1708, nachdem ihr Sohn Prinz Eugen sie gerächt hatte.



Eine Zigeunerin einem Soldaten wahrsagend.
(Nach einem Kupferstich von S. Leclerc aus dem Werk: „Les conditions de la vie humaine.“)

Der Pair und Marschall von Frankreich Heinrich Herzog von Montmorency-Boutteville, der den berühmten Namen Montmorency mit dem des kaiserlichen Hauses Luxembourg vereinte und sich schon einen Namen als Feldherr gemacht hatte, war ebenfalls, wie schon bemerkt, bei der Chambre ardente denunziert. Einer seiner Hausbeamten, Bonard mit Namen, wollte wichtige Papiere, die auf rätselhafte Weise abhanden gekommen waren, zurückhaben und wandte sich an Le Sage, damit dieser ihm dazu verhelfe, sie wiederzuerlangen. Le Sage wies ihn zunächst an, zur Beichte zu gehen, sich dann neun Tage lang täglich in drei verschiedene Kirchen zu verfügen und jedesmal drei Psalmen herzusagen.

Allein trotz Beichte und Psalmen kamen die Papiere nicht wieder zum Vorschein. Dieselben befanden sich in den Händen einer Prostituierten Namens Dupin. Bonard, der dies auf anderem Wege in Erfahrung brachte, nahm nun unter Anleitung von Le Sage im Namen des Marschalls von

Luxembourg eine Art Beschwörung vor, durch welche die Dupin zur Liebe untüchtig werden sollte, falls sie die Papiere nicht herausgäbe. Die Dirne aber gab nichts heraus und hatte so viel Liebhaber wie früher.

Nun liess der verzweifelnde Bonard sich vom Marschall eine Vollmacht ausstellen, zwischen dem Schlusswort derselben und der Unterschrift waren zwei von fremder Hand geschriebene Zeilen eingefügt, in welchen der Marschall seine Seele dem Teufel verschrieb, damit nur die Papiere wieder in seine Hände kämen.

Le Sage, der inzwischen samt Bonard, der Voisin, der Vigoureux mit über vierzig weiteren Angeklagten in die Bastille gesperrt war, sagte im Verhör aus, dass der Marschall sich an ihn und an den Teufel gewandt habe, um die Dupin, welche die Papiere nicht hatte herausgeben wollen, umzubringen. Die Mitangeklagten fügten noch hinzu, dass sie auf des Marschalls Befehl die Dupin ermordet, die Leiche zerstückelt und in die Seine geworfen hätten.

Diese Beschuldigungen waren ebenso nichtswürdig, wie sie unwahrscheinlich waren. Der Marschall hätte eigentlich vor den Gerichtshof der Pairs gehört, die Pairs allein hatten das Recht, über ihn zu Gericht zu sitzen, unterliessen aber dies Recht zu beanspruchen. So verfügte sich denn der Angeklagte freiwillig in die Bastille — ein Schritt, der seine Unschuld an dem Morde zur Genüge darthat (1679).



Todesgang eines Verurteilten.
(Nach einem damaligen Bilde.)

Der Staatssekretär Louvois, der ihn nicht leiden konnte, liess ihn in ein Verliess sperren, welches sechseinhalb Fuss im Geviert hatte, der Marschall erkrankte infolgedessen. Am zweiten Tage wurde er verhört, dann aber liess man fünf Wochen lang seinen Prozess liegen, gewiss eine schreiende Ungerechtigkeit gegen jeden Privatmann, eine unverzeihliche aber gegen

einen Pair von Frankreich. Der Marschall wollte an Louvois schreiben, um sich zu beschweren: es wurde ihm nicht gestattet. Endlich kam es zu einer zweiten Vernehmung. Man fragte ihn, ob er nicht Flaschen mit vergiftetem Wein hergegeben habe, um den Bruder der Dupin und ein von diesem unterhaltenes Mädchen zu töten.

War es nicht eine an sich schon unsinnige Beschuldigung, dass ein Marschall von Frankreich, welcher Armeen befehligt hatte, beabsichtigt haben sollte, einen kleinen Bürgersmann und dessen Geliebte zu vergiften, ohne irgendwelchen Zweck und Vorteil dabei gehabt zu haben?



Marie Louise von Orleans, Königin von Spanien.
(Nach einem Kupferstich von Vischer.)

Endlich wurde der Marschall mit Le Sage konfrontiert, auch mit einem zweiten Priester Namens d'Avaux, mit welchem er, wie die Anklage behauptete, Beschwörungen angestellt und allerhand Zaubereien vorgenommen hätte, um ihm unbequeme Personen ums Leben zu bringen.

Das Unglück des Marschalls war, dass er mit Le Sage zusammengetroffen war und „Nativitäten" von ihm verlangt hatte.

Unter den grausigen Anklagen, welche dem Prozesse zu Grunde lagen, erhob Le Sage auch die, dass der Herzog von Luxembourg einen Vertrag mit dem Teufel geschlossen hätte, um seinen Sohn mit der Tochter des Marquis von Louvois zu verheiraten. Darauf erwiderte der Marschall:

„Als Mathieu von Montmorency die Witwe Ludwig des Dicken heiratete, wandte er sich nicht an den Teufel, sondern an die Generalstände, und diese gaben die Erklärung ab: die Heirat solle geschlossen werden, um dem minderjährigen König die Unterstützung der Montmorencys zu sichern."

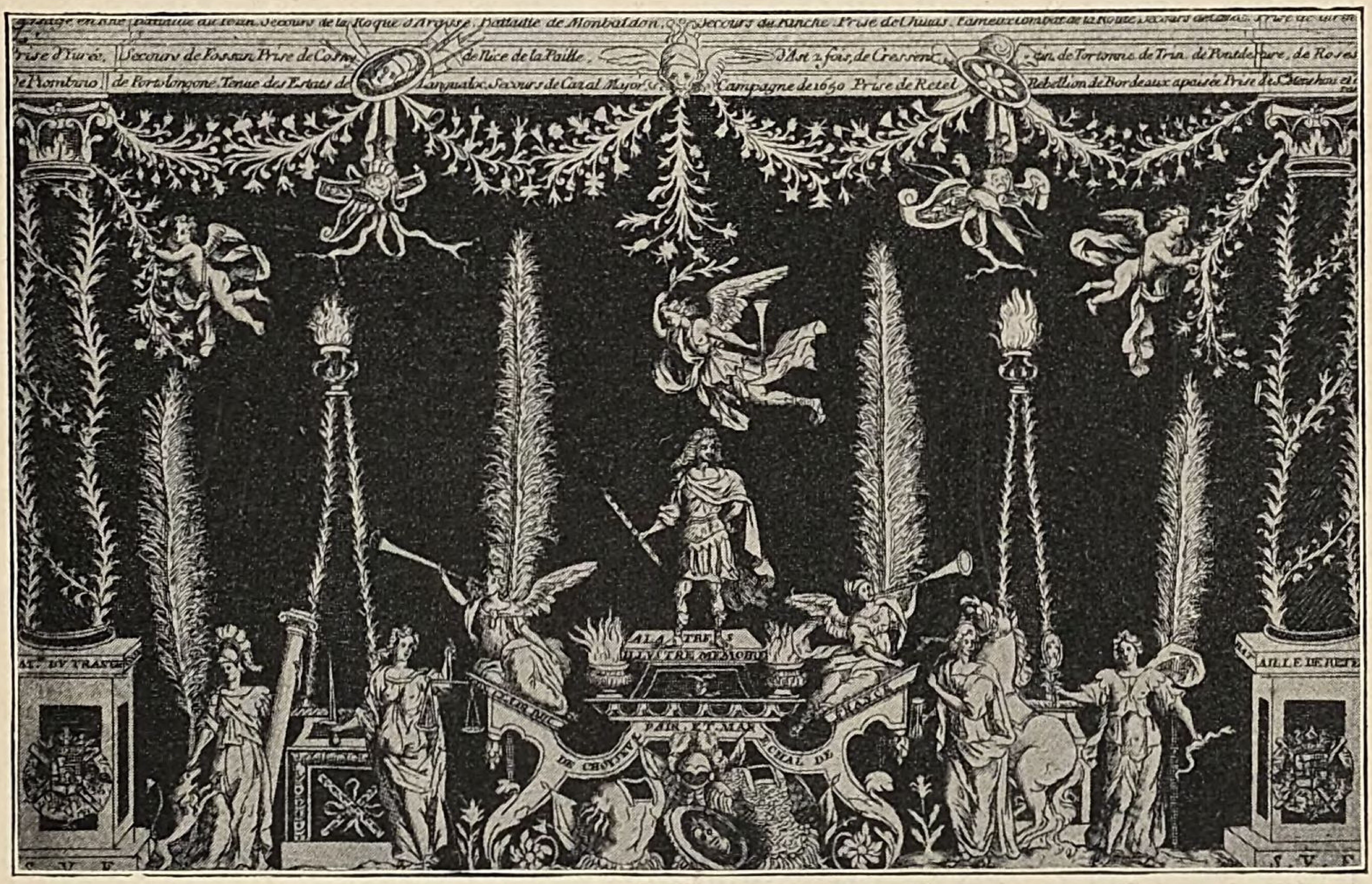
Das war eine stolze Antwort und nicht die eines Schuldbeladenen.

Vierzehn Monate dauerte dieser Prozess, und schliesslich erfolgte gar

kein Urteil. Die Voisin aber, die Vigoureux und deren Bruder, ein Priester, der ebenfalls Vigoureux hiess, und Le Sage wurden auf dem Grèveplatze verbrannt. Der Marschall von Luxembourg kehrte, nachdem er sich kurze Zeit auf dem Lande aufgehalten hatte, an den Hof zurück und übernahm wieder seinen Dienst als Kapitän der Leibwache. Der König erwähnte ihm gegenüber das Vorgefallene mit keinem Wort.

Als der Marschall später den Oberbefehl über die Armee erhielt, ohne darum nachgesucht zu haben, brachten seine Siege alle Lästerzungen zum Schweigen.

Man kann sich kaum vorstellen, welche wunderlichen Gerüchten infolge

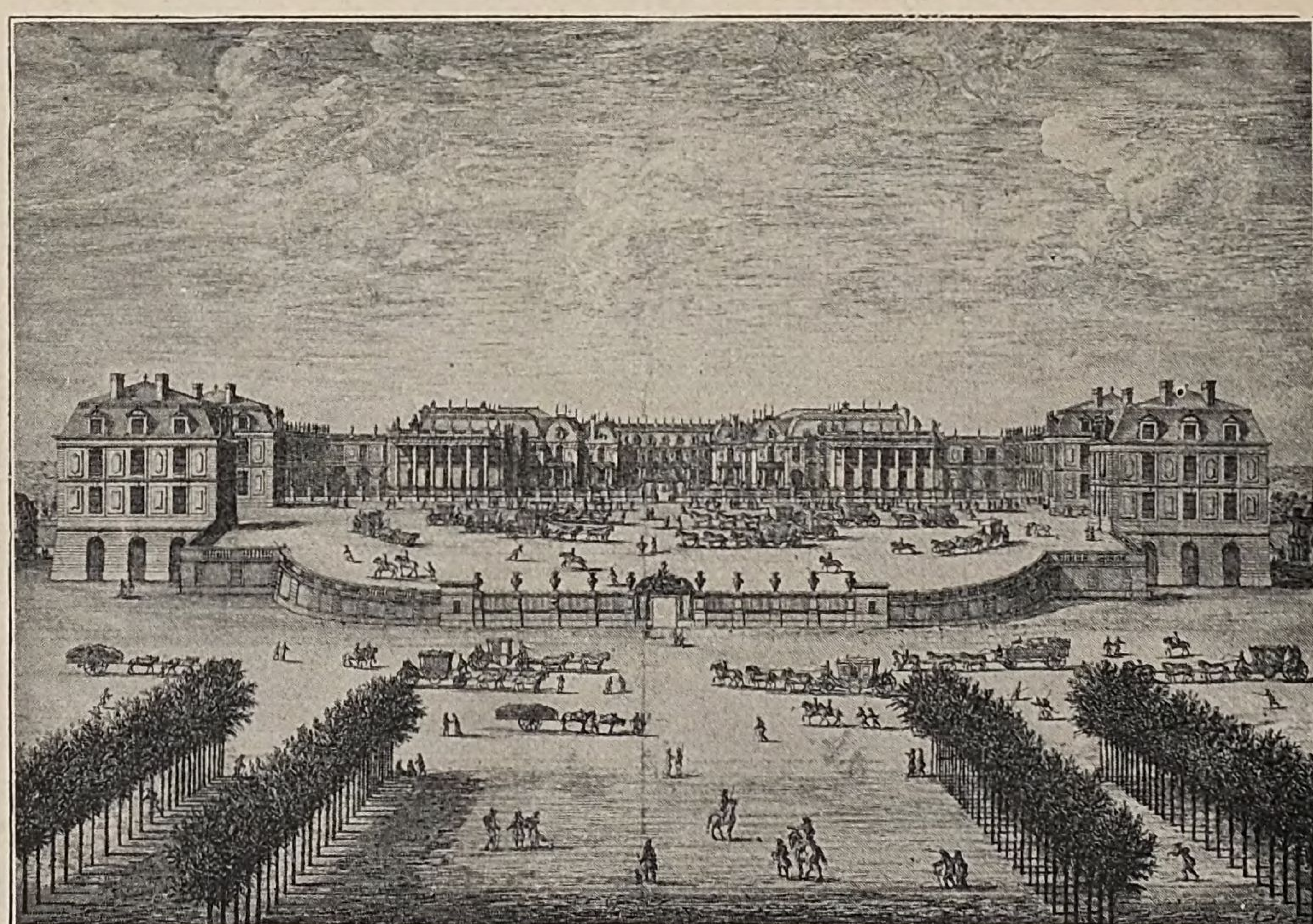


Entwurf Bérain's für eine Leichenfeier.

dieser Prozesse in Paris verbreitet waren. Die Scheiterhaufen auf dem Grèveplatze aber setzten weiteren derartigen Verbrechen ebenso wie den Gerüchten ein Ziel. Die Entwickelung feinerer Sitten wurde durch jene Greuelthaten, die ja nur einzelnen zur Last fielen, nicht beeinträchtigt, liessen aber in den Gemütern die beklagenswerte Neigung zurück, natürliche Todesfälle für künstlich herbeigeführte anzusehen.

Was man in Bezug auf das traurige Ende der Madame Henriette von England geargwohnt hatte, glaubte man später auch in Bezug auf den Tod ihrer Tochter Marie Louise, welche 1679 mit Karl II von Spanien vermählt wurde. Diese Prinzessin war sehr gegen ihren Willen nach Madrid gegangen. Häufig hatte Madame zu ihrem Gemahl, dem Bruder des Königs, gesagt: „Führen Sie Ihre Tochter nicht zu oft an unseren Hof, sie wird sich

sonst anderswo allzu unglücklich fühlen." Marie Louise wünschte Monseigneur zu heiraten. „Ich mache Sie zur Königin von Spanien," aber sagte der König, „ich könnte für meine Tochter nicht mehr thun." — „O!" erwiderte die Prinzessin, „für Ihre Nichte könnten Sie wohl mehr thun." Sie starb 1689 in demselben Lebensalter wie ihre Mutter. Es wurde allgemein angenommen, dass der sehr zu Gunsten Österreichs eingenommene Reichsrat Karl II sie bei Seite schaffen wollte, weil sie ihr Vaterland liebte und leicht den König Karl hätte abhalten können, sich für die Verbündeten und gegen



Das königliche Schloss zu Versailles im Jahre 1674: Die Hauptfassade.
(Nach einem Stich von Israel Sylvestre.)

Frankreich zu erklären. Es wurde ihr damals von Versailles ein angebliches Gegengift geschickt, als gäbe es ein Universalgegengift! Dieses Antidot aber traf erst nach ihrem Tode in Madrid ein. Wer die Denkwürdigkeiten des Marquis von Dangeau gelesen hat, wird darin die Bemerkung gefunden haben, dass bei einer Abendmahlzeit König Ludwig gesagt habe:

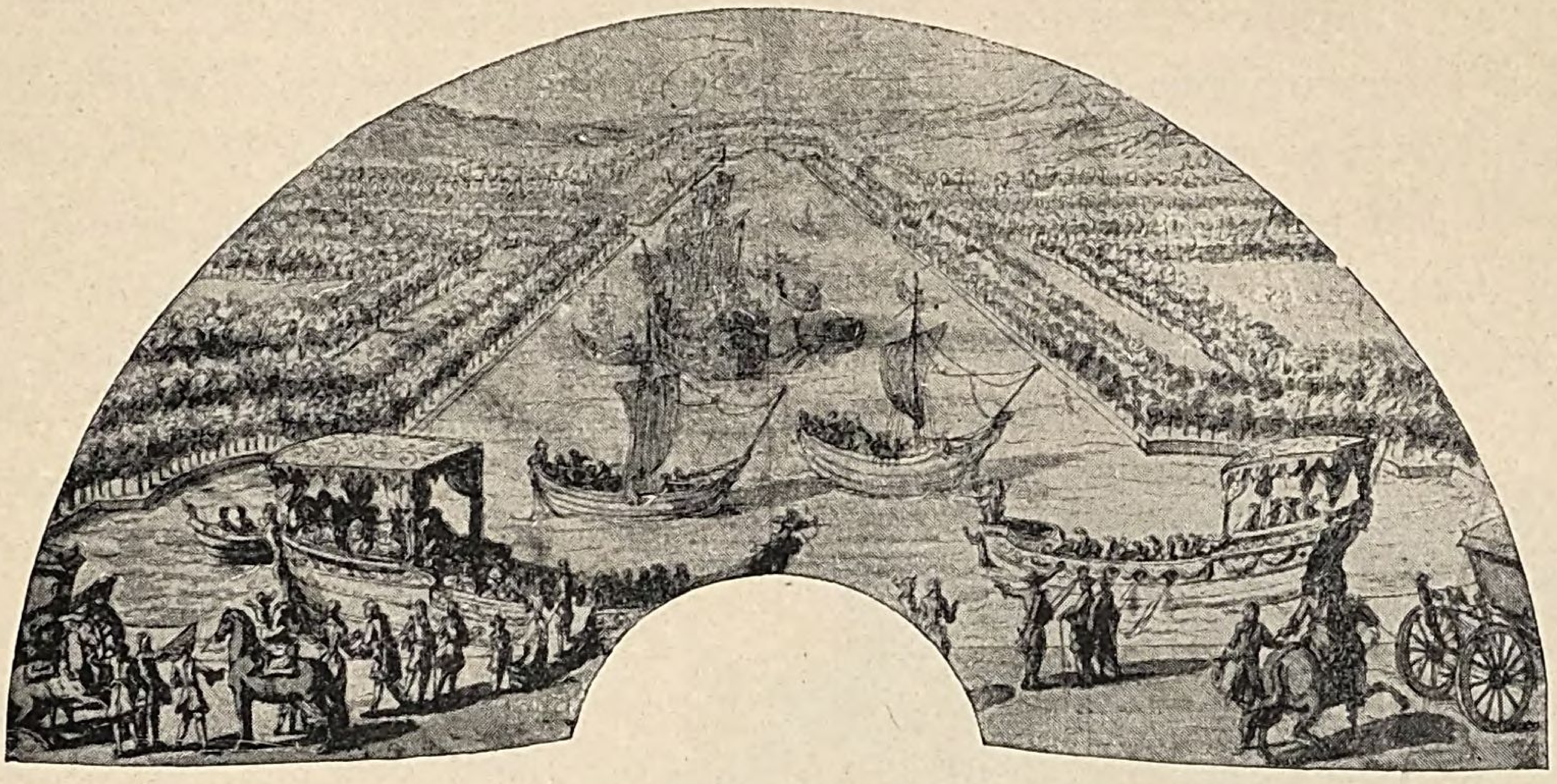
„Die Königin von Spanien ist mit einer Aalpastete vergiftet worden. Die Gräfin von Pernitz und die Kammerfrauen Zapata und Nina, die nachher von der Pastete assen, sind ebenfalls gestorben."

Als ich diese Anekdote in den handschriftlich vorhandenen Denkwürdigkeiten, von denen behauptet wird, sie wären von einem Höfling, der vierzig Jahre sich in der Umgebung Ludwig's befand, mit grosser Gewissenhaftigkeit



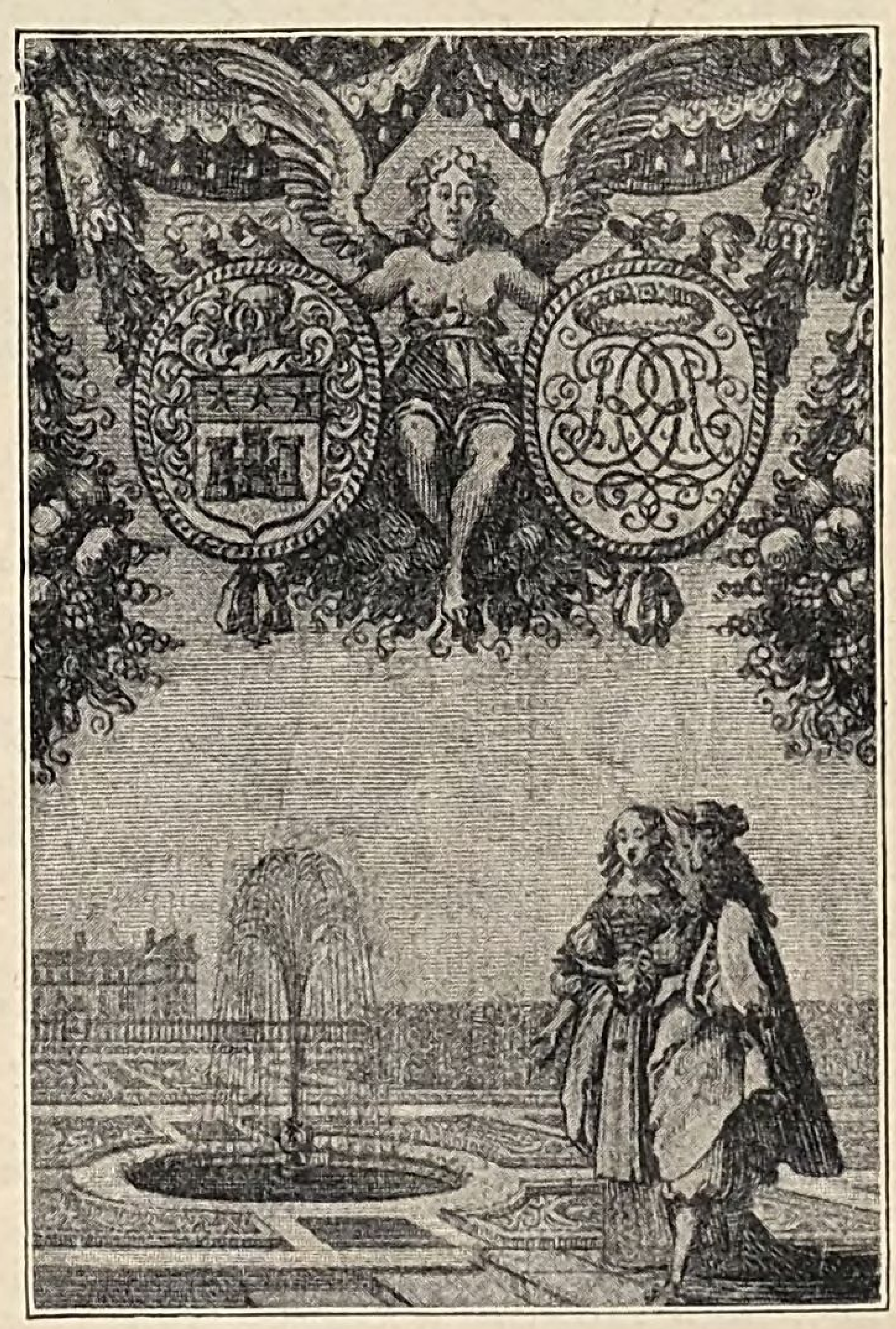
Eine Fete in Paris während des siebzehnten Jahrhunderts, gegeben vom Herzog von Alba, spanischem Gesandten, gelegentlich der Geburt des Prinzen von Asturien.

(Kupferstich von Scotin dem Älteren nach Desmaretz.)



Fächer mit Darstellung eines Festes auf dem grossen Kanal von Versailles.
(Aus der Zeit, da die Montespan Favoritin war.)

abgefasst, las, blieb mir an der Glaubwürdigkeit doch noch mancher Zweifel. Ich erkundigte mich bei früheren Dienern des Königs, ob es wahr wäre, dass dieser doch sonst so zurückhaltende Fürst so unbedachte Worte gesprochen hätte. Sie erklärten dieselben für untergeschoben und unwahr. Auch fragte ich die Herzogin von Saint-Pierre, die gerade aus Spanien zurückgekommen war, ob es wahr wäre, dass die drei oben mit Namen angeführten Personen gleichzeitig mit der Königin gestorben wären. Sie wies mir nach, dass alle drei ihre Gebieterin um viele Jahre überlebt hatten. Schliesslich erfuhr ich auch, dass die Denkwürdigkeiten des Marquis von Dangeau, die man für so überaus wertvoll hielt, zum Teil nur flüchtige Aufzeichnungen von einem seiner Diener wären, und ich kann nur sagen, dass man dies am Stil, den Unrichtigkeiten und den vielen völlig gleichgültigen Mitteilungen wohl gewahr werden kann.



Die Liebe im Schloss.
(Entwurf von S. Leclerc.)

Nach diesen unangenehmen Auseinandersetzungen, zu welchen der Tod Henriette's von England Veranlassung bot, kehren wir zu den Ereignissen am Hofe zurück.

Die Nachfolgerin Henriette's wurde zwei Jahr später die Prinzessin von der Pfalz, Mutter des Herzogs von Or-

leans und späteren Regenten. Diese musste, um Monsieur heiraten zu können, dem Protestantismus (Calvinismus) entsagen, hielt jedoch ihr Lebenlang an dem fest, was mit ihr von Kindesbeinen an gross gezogen war.

Ein beklagenswertes Abenteuer, welches ein Ehrenfräulein der Königin im Jahre 1673 hatte, wurde Veranlassung zu gewissen Neuerungen. Das Ereignis ist aus einem Sonett der damaligen Zeit „die Fehlgeburt“ bekannt; wir erinnern nur an die Verse:

... Dich, den der Liebe Macht verbrecherisch schuf,
Den mit Verbrecherhand beseitigt die Ehre —
Der Liebe unglückliches Machwerk,
Der Ehre beklagenswertes Opfer.



Ludwig XIV zu Füssen der Mademoiselle de Fontange.

(Nach einem satirischen Bilde aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts.)

Das Ereignis wurde Veranlassung, dass die zwölf den Hof der Königin schmückenden Ehrenfräulein durch ebenso viele Palastdamen ersetzt wurden. Durch diese Neuerung nahm der Glanz des Hofes wesentlich zu, da die Gatten und Verwandten der Palastdamen ebenfalls an den Hof gefesselt wurden.

Auch die Pfalzgräfin, die Gemahlin von Monseigneur, verlieh anfangs dem Hofe neuen Glanz und gab ihm ein frischeres Leben. Die Marquise von Montespan war zwar noch immer der Mittelpunkt aller Aufmerksamkeiten, allein sie hörte doch bereits auf, zu gefallen, und die wilden Ausbrüche ihres Schmerzes gewannen ihr das Herz nicht zurück, das sich von ihr wandte. Indes verblieb sie, als Oberintendantin des Hofstaates der Königin und durch ihre Kinder an den König gefesselt, bei Hofe. Es wurden auch alle äusseren Zeichen ihrer bevorzugten Stellung gewahrt, sie fand jedoch darin keinen Trost. Der König, den es traurig stimmte, ihr Kummer zu bereiten, suchte mehr und mehr in der Unterhaltung mit Frau von Maintenon eine Zerstreuung, die ihm seine Beziehungen zu der früheren Favoritin nicht mehr boten.

Der König war damals in einer recht peinlichen Lage: Frau von Montespan zu verlassen fiel ihm schwer, für Fräulein von Fontange war er in Liebe entbrannt, und Frau von Maintenon's Unterhaltung war für ihn und seine gequälte Seele unentbehrlich geworden. Diese drei Nebenbuhlerinnen

in seiner Gunst versetzten den gesamten Hof in zweifelvolle Aufregung. Es ist anerkennenswert, dass die öffentlichen Angelegenheiten vom König inmitten dieser Verwirrungen nicht vernachlässigt wurden und dass die Verwaltung keine Störung fand. Nichts zeigt meines Erachtens so deutlich, dass Ludwig XIV ebenso pflichtbewusst wie gefühlvoll war.

Ich bin sogar der Meinung, dass diese Vorgänge bei Hofe, welche in keiner Weise mit den Staatsgeschäften kollidierten, gar nichts mit der eigentlichen Geschichtsschreibung zu thun haben, wenn dieses grosse Zeitalter nicht alles Detail interessant machte und wenn nicht so viele Geschichtsschreiber zuvor schon den Schleier dieser Geheimnisse gelüftet und so viele die Thatsachen entstellt hätten.



Johann Baptist Colbert, Marquis de Seignelay, Staatsminister.
(Porträt von Cl. Lefebvre. Versailler Galerie.)

Die junge, schöne Demoiselle de Fontange, welche dem König 1680 einen Sohn schenkte und mit dem Herzogstitel ausgezeichnet wurde, schloss Frau von Maintenon von der ersten Stelle aus, die sie erst später einnehmen sollte. Die Herzogin von Fontange und ihr Sohn starben beide bereits 1681.

Die Montespan hatte nun zwar keine offizielle Rivalin mehr neben sich, allein der König war für sie erkaltet und ihrer Klagen überdrüssig: sind die Männer einmal über die Jugendjahre hinaus, so sehen sie sich meist nach der Gesellschaft einer entgegenkommenden Frau um, und es macht die Last der Geschäfte diesen Trost zu etwas Unentbehrlichem.

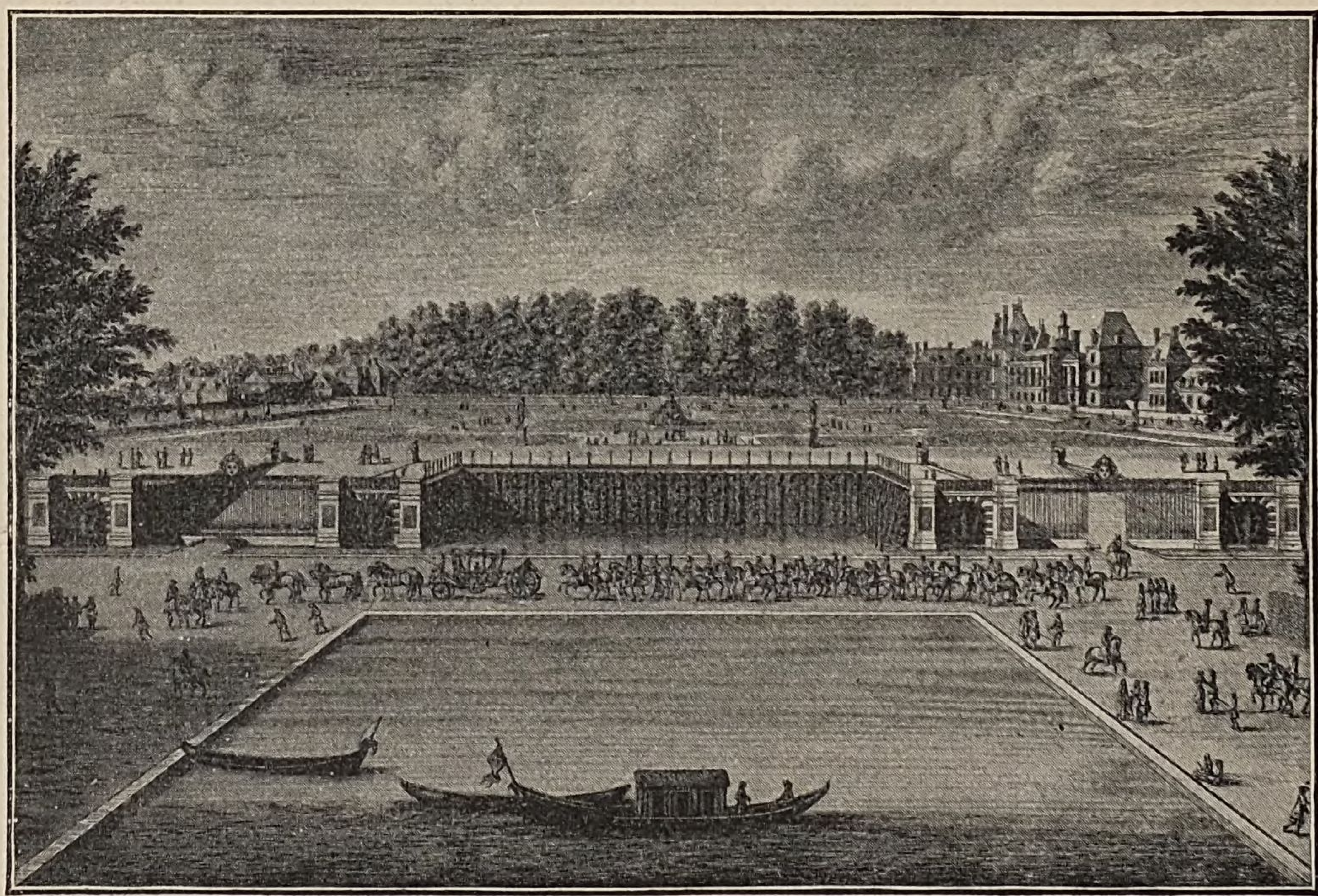
Frau von Maintenon, die neue Favoritin, war sich der geheimen Macht, welche sie besass, wohl bewusst, und während sie sich von Tag zu Tag in derselben mehr festsetzte, verfuhr sie mit jener Kunst, die den Frauen so leicht und natürlich von der Hand geht und den Männern durchaus nicht missfällt.

Sie schrieb eines Tages an Frau von Frontenac, ihre Cousine, welche sie in ihre intimsten Verhältnisse eingeweiht hatte: „Ich lasse ihn stets betrübt von mir gehen, aber nie verzweifelt.“

Je mehr ihr Einfluss wuchs, desto unabwendbarer wurde der Sturz der

Montespan; dabei sahen sich die beiden Rivalinnen täglich — mit heimlichem Groll, in oberflächlicher Vertraulichkeit, wie ihre Gespräche verrieten. Sie verabredeten, dass eine jede ein genaues Tagebuch über die Vorgänge am Hofe führen sollte; M$^{me}$ de Montespan fand ausserdem in ihren letzten Lebensjahren Freude daran, im Kreise von Freunden einiges aus diesen Aufzeichnungen vorzulesen.

Was den Einfluss der Frau von Maintenon besonders förderte, war die andachtsvolle Frömmigkeit, welche sie mit ihren Intriguen zu verbinden wusste.



Das Versailler Schloss um 1674.
Südliche Fassade, Orangerieterrasse, das sogenannte Schweizer Bassin. Nach einem Kupferstich von Israel Sylvestre.)

Der König hatte Gewissensbisse darüber, dass er zu einer verheirateten Frau in einem Liebesverhältnis stand, und diese wurden um so schärfer, je mehr überhaupt das Gefühl der Liebe in ihm erkaltete. So kam das denkwürdige Jahr 1685, in welchem das Edikt von Nantes aufgehoben wurde. Auf der einen Seite: ein Teil der Nation in verzweiflungsvoller Flucht; auf der anderen eine neue Serie von Festen in Versailles, neue Lustschlösser in Trianon und Marly und Parkanlagen, welche mit ihrer Kunst die Natur meisterten.

Nach der Vermählung ihrer Tochter, der Demoiselle de Nantes, mit dem Enkel des grossen Condé begann der Rückzug der Montespan vom Hofe.

Später verheiratete der König noch zwei andere Kinder, welche er mit ihr gehabt hatte, nämlich die Demoiselle de Blois mit dem Herzog von Chartres, dem späteren Regenten, und den Herzog von Maine mit Louise

Benedicta von Bourbon, einer Enkelin des grossen Condé und Schwester des Herrn Herzogs, eine Prinzessin, die wegen ihrer geistigen Anlagen und ihrer fördernden Liebe für die Kunst berühmt war.

Diejenigen, welche Beziehungen zum Palais royal oder Sceaux hatten, wissen wohl, wie irrtümlich die im Volke verbreiteten und in vielen Geschichtswerken weitergegebenen Gerüchte über diese beiden Ehen sind.

Vor der Hochzeit des Herrn Herzogs mit Fräulein de Nantes 1685 gab der Marquis von Seignelay zur Feier des freudigen Ereignisses in den Gärten von Sceaux, die von Le Nôtre ebenso geschmackvoll hergerichtet waren wie die von Versailles, dem Hofe ein grosses Fest. Man führte auf demselben Razine's Schäferidylle „der Friede" auf. Dann kam auch eine neue Reiterquadrille in Versailles zur Aufführung; der König entfaltete überhaupt einen Prunk, der alles bisher Dagewesene hinter sich liess. In den Salons von Marly hatte man einen Bazar eingerichtet, ausgestattet mit den kostbarsten und schönsten Erzeugnissen der damaligen Pariser Industrie. Die vier Kaufstellen des Bazars waren zugleich Darstellungen der vier Jahreszeiten. In der ersten waren Frau von Montespan und Monseigneur, in der zweiten Frau von Maintenon und der Herzog von Maine. Die beiden anderen wurden von den Neuvermählten gehalten, die eine vom Herrn Herzog mit M[me] de Thiange, die andere von der Frau Herzogin, welche zur Gefährtin die Herzogin von Chevreuse hatte. Die zur Teilnahme an dem Fest befohlenen Personen losten um die ausgestellten Sachen. Auf diese Weise machte der König seinem Hofe Geschenke. Die früher einmal bei einem grossen Fest (1656) von Mazarin veranstaltete Lotterie war weniger reich ausgestattet. Römische Kaiser sind die Erfinder solcher Lotterieen gewesen: keiner aber war unter ihnen, der den Prunk derselben mit so viel Feinheit und Geschmack ausgestattet hätte.



Das Ballett „Die Jugend". 1680.

(Eins der letzten, die im Park von Versailles getanzt wurden. Nach einem Kupferstich in der Sammlung Hennin.)

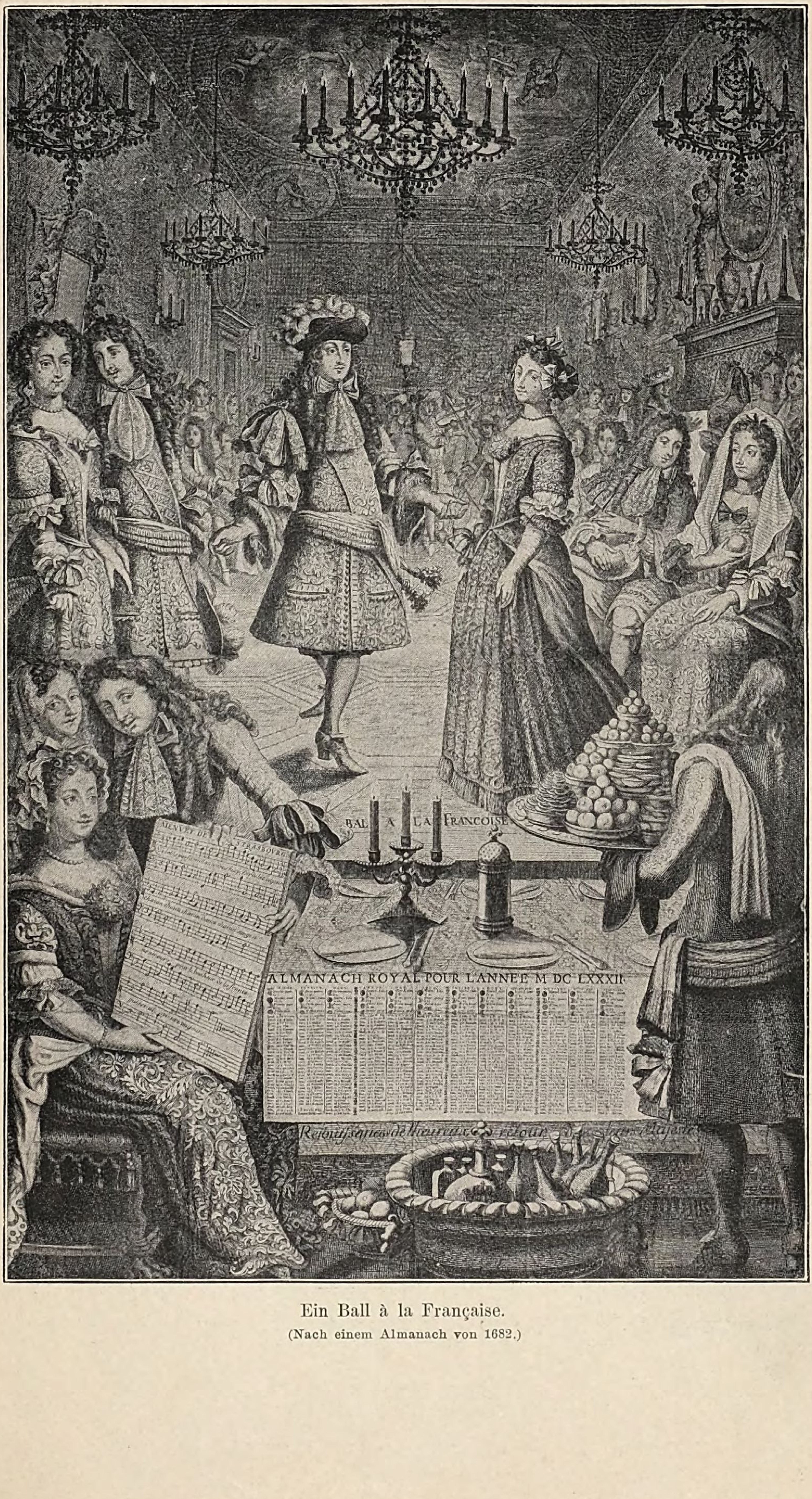
Nach Verheiratung ihrer Tochter lebte die Montespan vom Hofe zurückgezogen, aber auf grossem Fuss in Paris. Sie besass ein erkleckliches aus Leibrente bestehendes Einkommen, und der König liess ihr ausserdem ein Gnadengehalt von monatlich tausend Louisdor zahlen. In jedem Sommer verfügte sie sich nach Bourbon ins Bad und fand Vergnügen darin, Mädchen




Ein Salon zur Zeit Ludwig XIV.

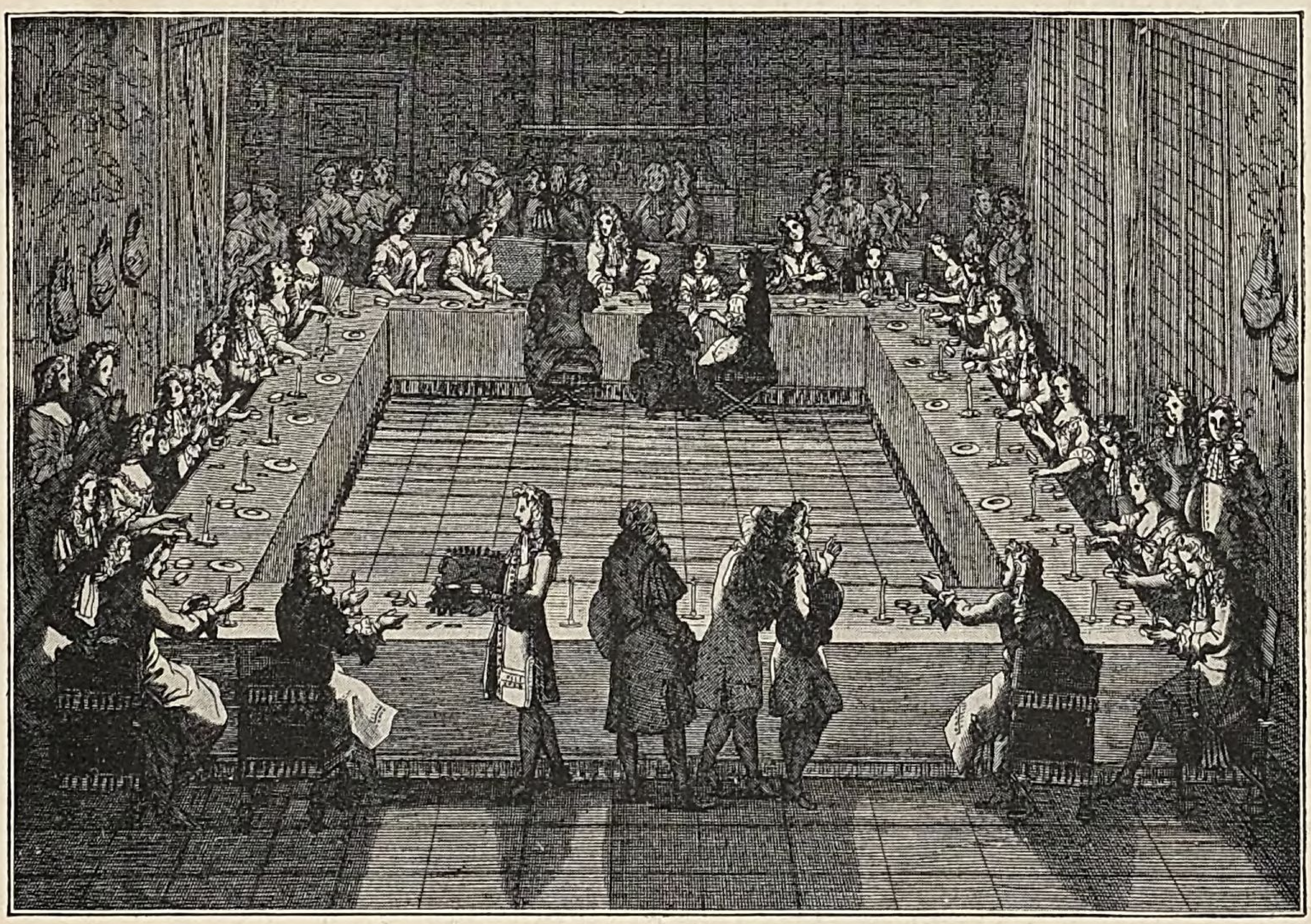
aus der dortigen Gegend zu verheiraten und auszustatten. Sie war über die Jahre hinaus, in denen die von tiefen Eindrücken bewegte Seele ihre Enttäuschung in Klostermauern vergräbt, und starb in Bourbon im Jahre 1707.

Ein Jahr nach der Verheiratung der Demoiselle de Nantes mit dem Herrn Herzog starb der Prinz Condé zu Fontainebleau im Alter von siebzig Jahren an einer Krankheit, die er sich in Folge von Anstrengungen auf einer Reise zur Frau Herzogin, die an den Blattern darniederlag, zugezogen hatte. Aus diesen trotz seines Zustandes unternommenen Reise, die ihm das Leben




Ein Ball à la Française.
(Nach einem Almanach von 1682.)

kostete, kann man ersehen, wie irrtümlich jene schon erwähnten Behauptungen sind, dass er gegen die Verheiratung seines Enkels mit der Tochter des Königs und der Montespan etwas einzuwenden gehabt habe. Diese Behauptungen wie viele andere ebenso erlogne kamen meist aus Holland. In einer „Geschichte des Prinzen Condé“, die ihrerseits aus einer solchen Quelle stammt, findet sich sogar die absurde Behauptung, der König habe Gefallen daran gefunden, bei jeder Gelegenheit den Prinzen herabzusetzen, es wäre demselben bei Gelegenheit der Verheiratung der Prinzessin Conti, einer Tochter der



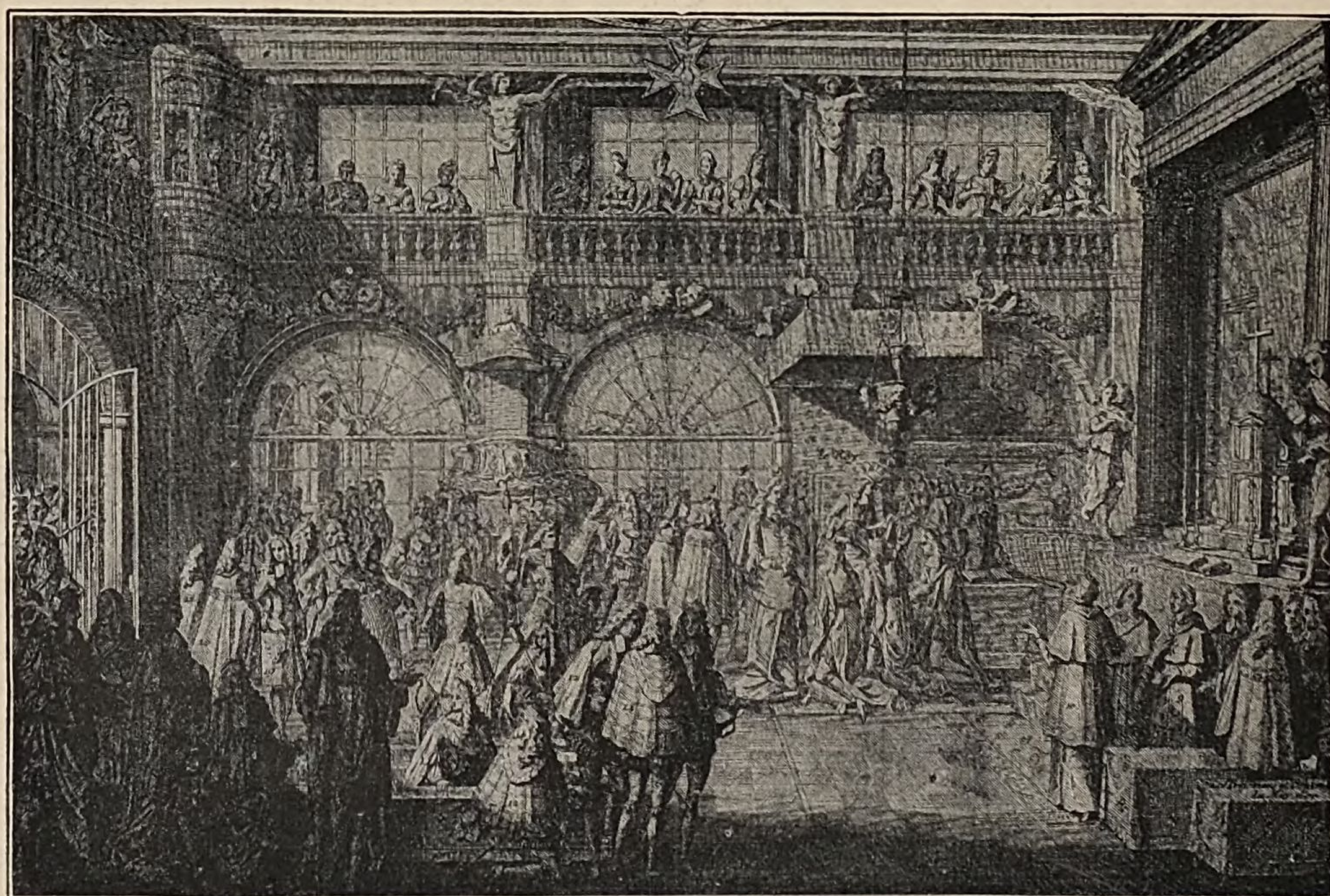
Die königliche Lotterie 1679. Die Hofgesellschaft beim Spiel.
(Kupferstich-Kabinett.)

La Vallière, vom Staatssekretär in der Anrede der Titel „hochgebietender“ Herr verweigert worden — als ob dies überhaupt ein Titel wäre, der den Prinzen von Geblüt beigelegt wurde. Der Verfasser einer in Frankreich selbst (Avignon) erschienenen Geschichte Ludwig XIV, der jene unzuverlässigen Denkwürdigkeiten zu Grunde liegen, muss sich doch in der That in arger Unwissenheit über den Ton an unserem Hofe und die Gebräuche desselben befunden haben, um derartige Ungereimtheiten nachsprechen zu können.

Nach Vermählung der Frau Herzogin und dem Zurücktritt ihrer Mutter gewann Frau von Maintenon mehr und mehr an Einfluss; sie erweckte neben der Liebe zugleich so viel Gewissensbedenken beim König, dass derselbe, dem Rat des Pater La Chaise folgend, sich mit ihr trauen liess. Die Feier fand

im Januar 1686 statt und zwar in jener kleinen Kapelle, die am Ende der Gemächer lag, welche später der Herzog von Burgund bewohnte. Ein gerichtliches Dokument über die Ehe wurde nicht ausgefertigt. Der Erzbischof von Paris, Harlay von Chanvalon, erteilte den kirchlichen Segen: es wohnte der Feier ausser dem Beichtvater, dem Herrn von Montchevreuil und dem ersten Kammerdiener Bontems niemand bei.

Es ist nicht erlaubt, dies Ereignis mit Stillschweigen zu übergehen, bezüglich der Namen, der Zeit und des Ortes sind aber viele Historiker im Irrtum.



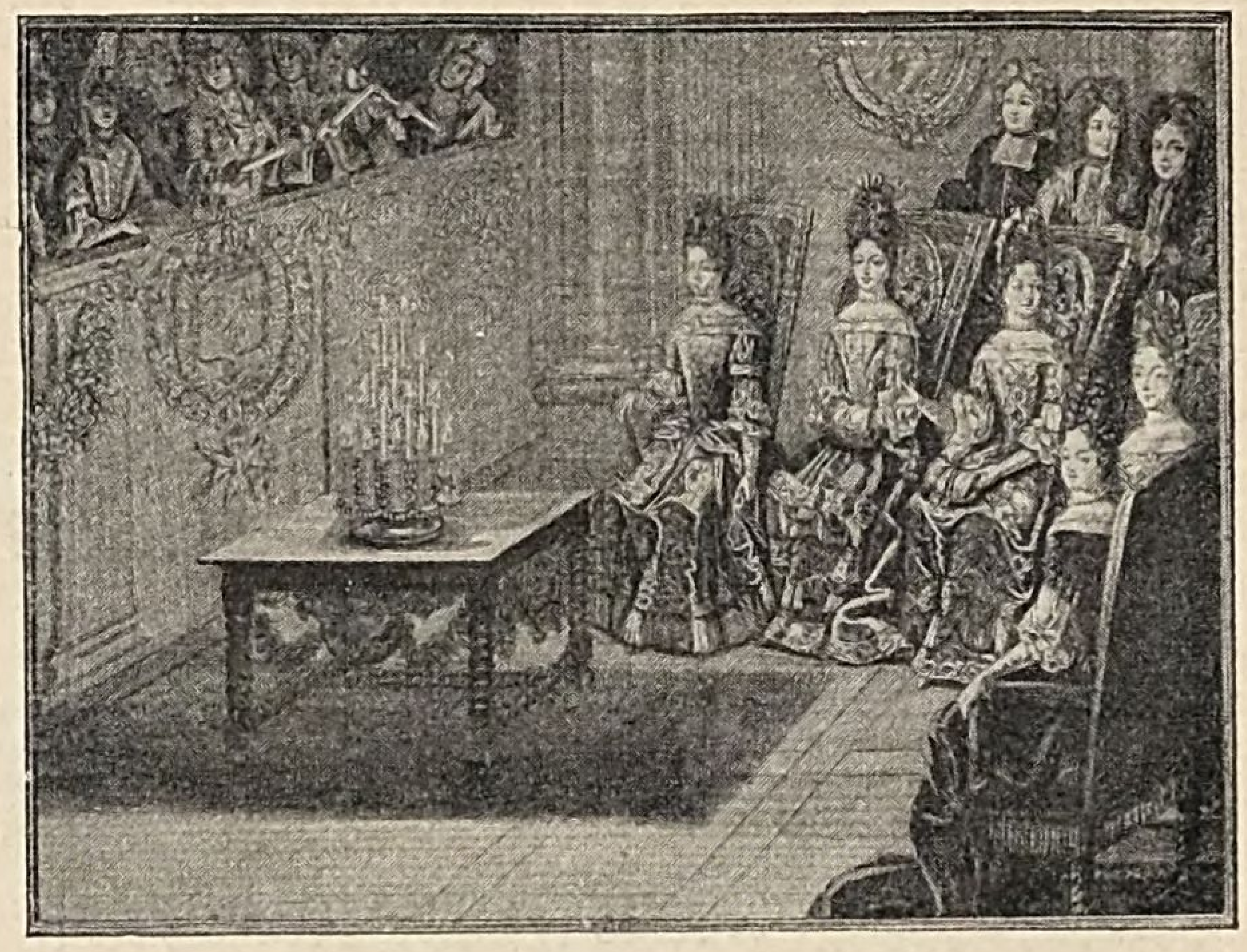
Die grosse Kapelle im Versailler Schloss.

(Nach einem Kupferstich, welcher eine Ceremonie der Ordensritter vom heiligen Geist darstellt. 1689. — Diese Kapelle war da, wo später der „Salon d'Hercule", sie wurde beseitigt nachdem der König die neue Schlosskirche hatte errichten lassen. Nach einem Bilde in der Sammlung Hennin.)

Der König stand in seinem achtundvierzigsten Lebensjahr, die Dame, welche er heiratete, in ihrem zweiundfünfzigsten. Der König, ruhmüberschüttet, wollte die Lasten der Regierung mit den Annehmlichkeiten eines friedlich stillen Daheims verschmelzen. Die Heirat legte ihm keinerlei Verpflichtungen auf, die seines Ranges unwürdig gewesen wären. Wenn Frau von Maintenon auch mit ihm verheiratet war, so galt sie darum doch nicht als Königin und genoss nur diejenigen öffentlichen Ehrenbezeugungen, die ihr durch die auszeichnende Wahl des Königs zustanden.

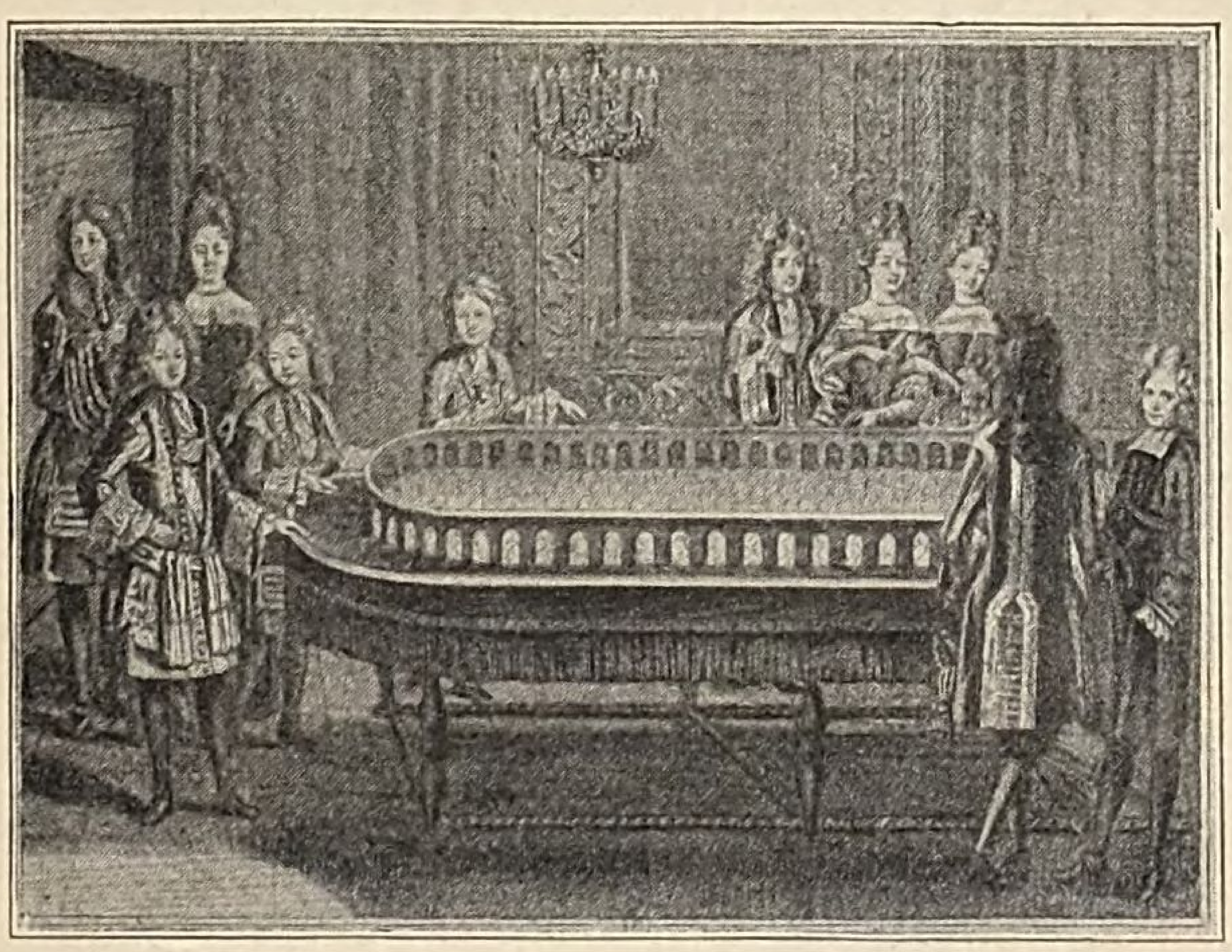
Das Schicksal der Frau von Maintenon ist ein höchst merkwürdiges, obwohl die Geschichte nicht arm an noch grösseren und noch auffälligeren Glücksfällen ist, die mit noch kleineren Anfängen einsetzten. Die Marquise

von Saint-Sebastien, welche Victor Amadeus, König von Sardinien, heiratete, war nicht mehr als Frau von Maintenon, Katharina I von Russland sogar viel weniger, und die erste Gemahlin Jacob II von England stand, den in Europa herrschenden Vorurteilen nach, tief unter ihr.



Das Leben am Hofe 1694: Die königliche Familie beim Konzert.
(Kupferstich von Trouvain aus dem Werke: „Die königlichen Gemächer.")

Frau von Maintenon stammte aus gutem Hause, sie war die Enkelin Theodor Agrippa d'Aubigné's, welcher zu den Kammerherren Heinrich IV zählte; ihr Vater, Constant d'Aubigné, hatte sich in Carolina ansiedeln wollen, wurde aber, da er sich deshalb an die Engländer gewandt hatte, im Schloss la Trompette eingekerkert; Fräulein von Cardillac, die Tochter des aus der Gegend von Bordeaux stammenden Gouverneurs, befreite ihn, 1627 heiratete er dieselbe und führte sie nach Carolina. Nach Verlauf einiger Jahre kehrte er jedoch nach Frankreich zurück; er und seine Frau aber wurden in Niort (Poitou) gefangen gesetzt. In diesem Gefängnis erblickte 1635 Françoise d'Aubigné das Licht der Welt — so wurde ihr schweres Missgeschick und höchstes Glück zu teil. Im Alter von drei Jahren wieder nach Amerika zurückgekehrt, wäre sie beinah, als sie infolge der Nachlässigkeit eines Sklaven am Strande vergessen war, einer Schlange zum Opfer gefallen. Als zwölfjährige Waise wurde sie nach Europa zurückgebracht und fand bei einer Verwandten, der Frau von Neuïllant, der Mutter der Herzogin von Navailles, Aufnahme; da sie von dieser sehr hart behandelt wurde, war sie glücklich, im Jahre 1651 dem um ihre Hand anhaltenden Dichter Scarron zum Altar folgen zu können. Scarron stammte aus einer alten Richterfamilie,



Das Leben am Hofe: Die Kinder des Königs bei dem Spiel „Trou Madame".
(Kupferstich von Trouvain.)

die durch ihre Verschwägerungen mit vornehmen Familien bekannt war; er war Possendichter, nach oben wenig beachtet, nach unten beliebt. Immerhin war es ein Glück für Fräulein d'Aubigné, den, wenn auch verkrüppelten und gelähmten Mann, der ausserdem nur ein sehr bescheidenes Vermögen besass, heiraten zu können. Dazu war es erforderlich, dass sie dem Protestantismus, dem Bekenntnis der Ihrigen, entsagte, sie war schön und geistreich und ragte daher bald über ihre Umgebung empor. Die beste Gesellschaft von Paris stellte



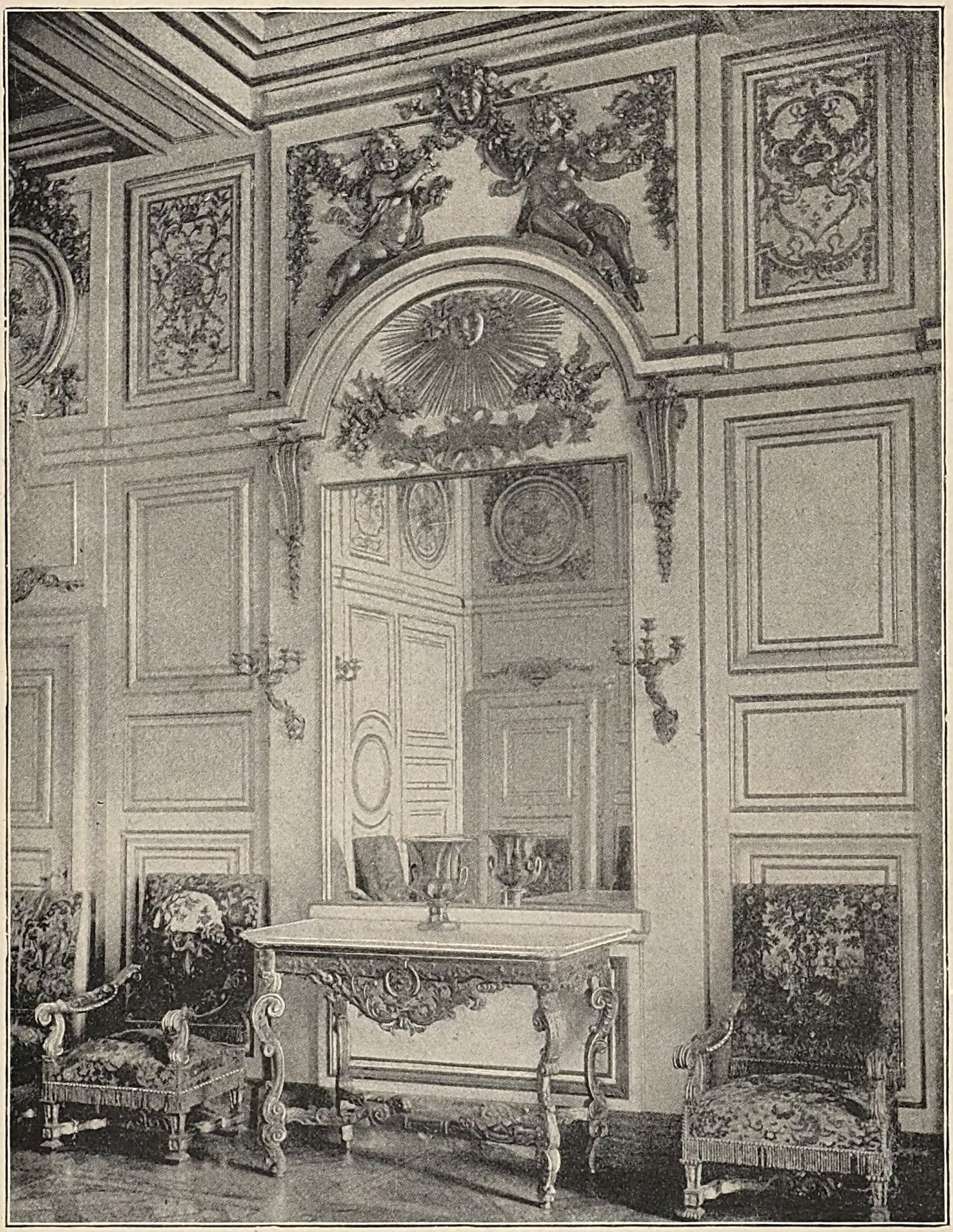
Die Taufe des Herzogs von Burgund.
(Nach einem Stich von Larmessin.)

sich in ihrem Häuschen ein, und diese Zeit ihrer Jugend war wohl die glücklichste ihres Lebens.

Als 1660 ihr Gatte gestorben war, richtete sie ein vielfach wiederholtes Gesuch an den König um Bewilligung einer Pension von 1500 Francs, welche ihr Mann bei Lebzeiten bezogen hatte. Der König antwortete erst nach Jahren, indem er ihr 2000 Francs bewilligte, und schrieb: „Ich habe Sie lange warten lassen, Madame, aber Sie haben so viele Freunde, und ich wollte doch der einzige sein, der sich um Sie verdient macht."

Der Kardinal Fleury war es, der mir diese Geschichte, die er zu wiederholen liebte, erzählt hat, er fügte wohl auch hinzu, der König habe ihm die nämliche Artigkeit gesagt, als er ihm das Bistum Frejus verlieh.

Aus Briefen der Frau von Maintenon geht übrigens hervor, dass sie



Zimmer im Schloss zu Fontainebleau, welches Ludwig XIV 1685 gemeinschaftlich mit Madame de Maintenon bewohnte. Die Wände sind geschmückt mit dem königlichen Wappen und dem verschlungenen L.

die Unterstützung, durch welche sie vor Not geschützt war, der Verwendung der Frau von Montespan verdankte. Als es sich einige Jahre später um die Erziehung des Herzogs von Maine, der bekanntlich ein Sohn der Montespan und des Königs war, handelte, erinnerte man sich ihrer. Allein erst 1672 wurde sie zur Leitung dieser in tiefes Geheimnis gehüllten Erziehung ausersehen. Sie selbst schrieb in einem ihrer Briefe:

„Wenn die Kinder dem König gehören, bin ich einverstanden: mit den Kindern der Frau von Montespan würde ich mich aber nicht ohne weiteres befassen. Der König muss es mir befehlen: das ist mein letztes Wort!"

Frau von Montespan hatte im Jahre 1672 erst zwei Kinder vom König: den Herzog von Maine und den Grafen von Vexin. Die Briefe, in denen die Maintenon von den beiden Kindern spricht, sind aus dem Jahre 1670, in welchem das eine noch nicht geboren war, die Briefe sind mithin offenbar untergeschoben; es sind überhaupt die Daten derselben vielfach falsch, so dass auch infolge dieser Ungenauigkeit an der Echtheit gezweifelt werden könnte, wenn dieselben nicht zugleich einen Ausdruck von Natürlichkeit und Unmittelbarkeit trügen, der kaum nachzuahmen sein dürfte.



Das Leben am Hofe: Eine Mahlzeit der Kinder des Königs.
(Kupferstich von Trouvain aus dem Werke: „Appartements royaux.")

Von grosser Wichtigkeit ist es übrigens nicht, zu wissen, in welchem Jahre die Erziehung der natürlichen Kinder Ludwigs der Frau von Maintenon übertragen wurde. — Die grosse Beachtung, welche man den kleinsten Thatsachen zuwandte, aber spiegelt sich in der Gewissenhaftigkeit, mit welcher man die Ereignisse dieser Geschichtsepoche zu verzeichnen bemüht war.

Der Herzog von Maine war mit einem missgestalteten Fuss geboren. Der erste königliche Leibarzt, Herr d'Aquin, war der Meinung, dass man das Kind nach Barèges ins Bad schicken solle. Man suchte nach einer zuverlässigen Persönlichkeit, der der Kleine anvertraut werden könne, und bei der Gelegenheit erinnerte sich Ludwig der Scarron; Louvois musste sich heimlich zu derselben verfügen, um ihr den Vorschlag zu machen. Seit der Zeit hatte sie die Aufsicht über die Erziehung des Herzogs von Maine, zu welchem Amte sie also, wie man sagte, nicht durch Frau von Montespan, sondern durch den König selbst berufen wurde. Sie schrieb in ihrer neuen Würde direkt

an den König, dem ihre Briefe ausserordentlich gefielen. Das ist der Anfang vom Glück der Frau von Maintenon, Zufälligkeiten thaten das übrige.

Der König, der sich anfänglich nicht an sie gewöhnen konnte, ja eine gewisse Abneigung gegen sie gefühlt hatte, fasste allmählich Vertrauen zu ihr, und dieses Vertrauen ging dann in Liebe über. Die Briefe, die von ihr existieren, sind ein viel wertvolleres Material für die Beurteilung, als man vielleicht denkt. Wir finden in ihnen eine Mischung von Religiosität und Galanterie, von Würde und Schwäche, wie sie oft in den Herzen der Menschen anzutreffen ist und auch bei Ludwig XIV vorhanden war. Die Maintenon war fromm und ehrgeizig zugleich, und nie kamen bei ihr diese beiden Eigenschaften in Konflikt, welche ihr Beichtvater Pater Gobelin durchaus billigte; voll Undank gegen Frau von Montespan verhehlte sie sich selbst dies Unrecht, und Gobelin, als feiner Höfling, störte sie nicht in ihrer Täuschung. Die Religion musste ihren verwelkten Reizen zu Hilfe kommen, dass sie ihre Wohlthäterin beiseite schieben und deren Nebenbuhlerin werden konnte.



Zwei „Demoiselles de Saint-Cyr". Elevinnen der 3. Klasse.
(Nach einem Stich von Bonnart.)

In diesem ersten Verkehr zwischen dem König und ihr zeigten sich bei ihm neben der Liebe allerhand Bedenklichkeiten, bei der Dame Ehrgeiz mit Frömmigkeit gepaart; in dieser Weise bestand er von 1681 bis 1686, dem Zeitpunkt der Verheiratung.

Ihre Erhebung zur Gemahlin war für Frau von Maintenon gleichbedeutend mit einem völlig zurückgezogenen Leben. An ihre Gemächer gefesselt, welche mit denen des Königs in demselben Stockwerk lagen, beschränkte sie sich auf den Verkehr mit zwei oder drei Damen, die ebenso eingezogen wie sie lebten, und auch dieser Verkehr war nichts weniger als lebhaft. Der König kam stets nach seinem Diner, sowie vor und nach dem Abendessen zu ihr und pflegte bis Mitternacht zu bleiben. Er verhandelte in ihrer Gegen-



Autotypie und Druck von Rud. Loës in Leipzig. Verlag und Eigenthum von Schmidt & Günther in Leipzig

Johanna Baptista d'Albert de Luynes, Gräfin von Verue.
Portrait, im Besitz des Grafen Reiset.

wart mit den Ministern, während sie sich mit Lektüre oder einer Handarbeit beschäftigte, ohne sich jedoch jemals in die Staatsgeschäfte zu mischen, von welchen sie keine Kenntnisse zu haben sich den Anschein gab; sie schien alles weit von sich zu weisen, was den Anschein einer Intrigue hätte haben können. Da sie weit mehr darauf bedacht war, ihrem Gebieter zu gefallen als zu herrschen, benutzte sie ihren Einfluss mit grösster Vorsicht und that nicht das geringste, um den Gliedern ihrer Familie hohe Würden und Ämter zu verschaffen. Ihr Bruder, der frühere General Graf d'Aubigné, wurde nicht einmal Marschall von Frankreich: das blaue Band des Ordens vom heiligen Geist und ein heimlicher Anteil an der Steuerpacht war alles, was er besass. Er sagte einmal zum Bruder der Frau von Montespan, dem Marschall Vivonne, er habe in klingender Münze seinen Marschallstab erhalten.


Geistliche Dame von Saint-Cyr.
(Nach einem Stich von Bonnar.)

Ihr Neffe, der Marquis von Villette, war nichts wie Geschwaderchef und Frau von Caylus, dessen Tochter, erhielt bei ihrer Verheiratung nur eine sehr geringe Aussteuer vom König. Als Frau von Maintenon ihre Nichte d'Aubigné mit dem Sohne des ersten Marschalls von Noailles vermählte, gab sie selbst ihr nur 200 000 Francs mit, im übrigen stattete der König sie aus. Sie nannte auch weiter nichts ihr eigen als das Landgut Maintenon, das sie für gelegentliche Geschenke des Königs gekauft hatte, — sie wollte, das man ihr ihre Erhebung in Berücksichtigung ihrer Uneigennützigkeit verzeihen möchte. Die zweite Frau des Marquis von Villette, die nachherige Frau von Bolingbroke, konnte nie etwas von ihr bekommen. Wie oft habe ich nicht diese Dame klagen hören über den geringen Eifer ihrer Cousine für ihre Familie: die Maintenon wollte mit ihrer Mässigung Staat machen, und ihre Familie habe das Opfer sein müssen, so sagte sie.

Frau von Maintenon that nichts, wodurch sie die Ansichten des Königs

hätte verletzen können. Sie wagte nicht einmal, den Marschall von Noailles gegen den Pater Le Tellier in Schutz zu nehmen. Für Racine hatte sie eine grosse Zuneigung, ihre Freundschaft aber gab ihr nicht einmal den Mut, den Dichter gegen das Missfallen des Königs in Schutz zu nehmen. Hingerissen von der Beredsamkeit, mit der ihr Racine im Jahre 1698 das Elend des Volkes geschildert hatte, bestimmte sie ihn, eine Denkschrift aufzusetzen, die die Mittel wider das Übel angeben sollte. Der König zeigte sich, nachdem er dieselbe gelesen hatte, verstimmt, und infolge dessen war die Maintenon so schwachherzig, ihm den anonym gebliebenen Verfasser zu nennen und ohne denselben irgendwie in Schutz zu nehmen. Racine, vielleicht noch



„Dorfhochzeit", Maskenball, aufgeführt zu Versailles vom Grossdauphin und von Hofleuten 1683.
(Nach einem Kupferstich aus damaliger Zeit.)

schwachherziger als seine Freundin, wurde aus Gram darüber so krank, dass er beinah gestorben wäre.

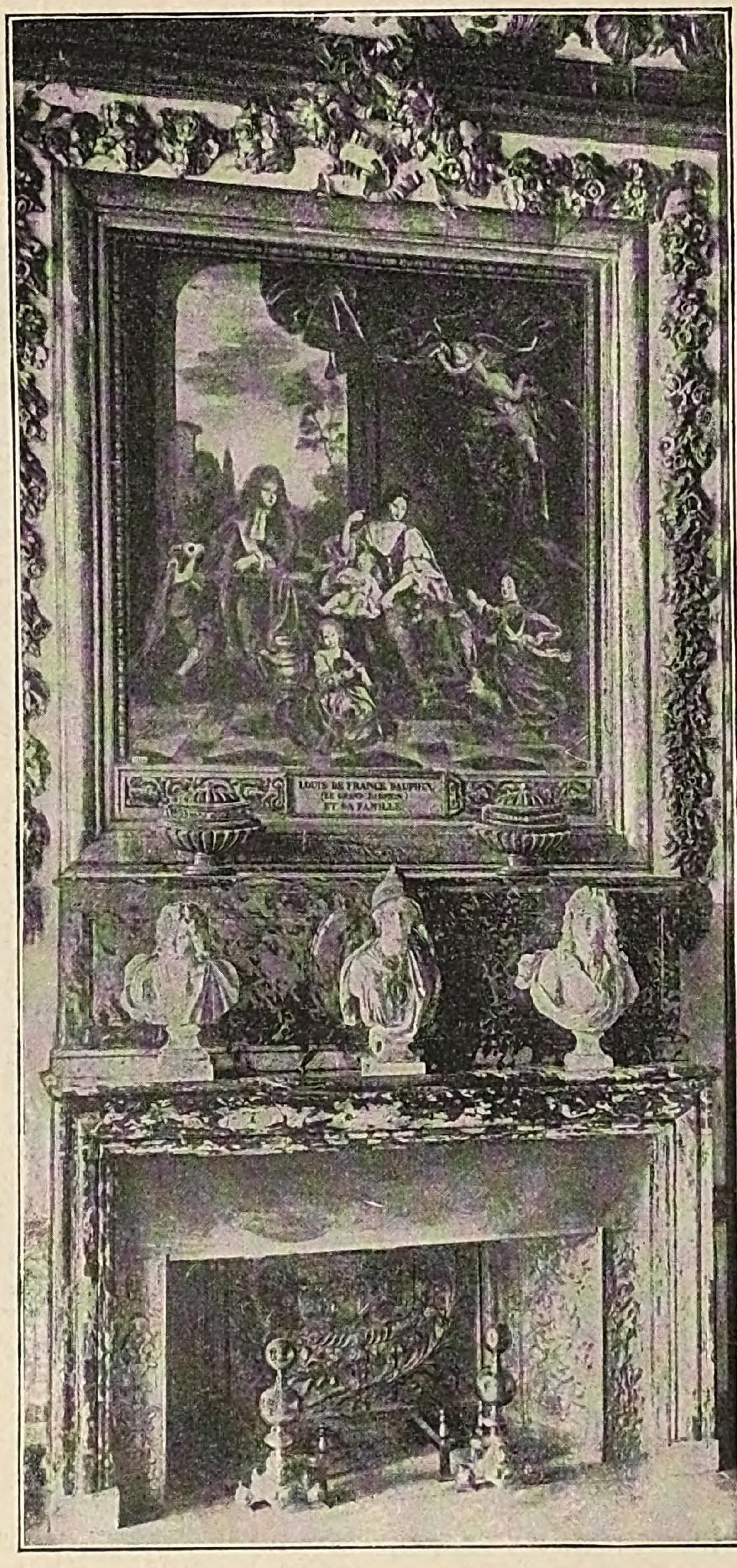
Dieselbe Charaktereigenschaft, die es ihr unmöglich machte, jemandem einen Dienst zu erweisen, war auch der Grund, dass sie niemandem schadete. Der Abbé Choisy erzählt, dass Louvois, der Minister, den König auf den Knieen gebeten habe, von einer Verheiratung mit der Witwe Scarron abzusehen. Das wusste Frau von Maintenon: sie hat aber nicht nur dem Minister verziehen, sondern beschwichtigte auch beim König zornige Aufwallungen, welche das barsche Wesen des Marquis zuweilen wachrief.

Ludwig wollte sich durch seine Verheiratung mit der Maintenon nur eine sympathische und dienstbereite Gefährtin sichern. Die einzige öffentliche Auszeichnung, welche ihr ihre Erhöhung eintrug, bestand darin, dass sie der Messe in der Loge beiwohnte, welche ausschliesslich für den König und die Königin bestimmt und mit allerhand goldenen Zieraten ausgeschmückt war. Die Frömmigkeit, welche sie auf den König übertrug und welcher die Ver-



Madame de Maintenon und ihre Nichte Mlle D'Aubigné, mit Saint-Cyr im Hintergrunde.
(Nach einem Originalgemälde von Ferdinand; früher in Saint-Cyr, jetzt in der Versailler Galerie.)

heiratung zum Teil zuzuschreiben ist, wurde mit der Zeit bei ihr zu einem tief innerlichen Gefühl, verstärkt noch durch das Alter und die Langeweile. Sie hatte sich gleich anfänglich bei dem Könige und dem Hofe als Ordensstifterin eingeführt, indem sie junge Mädchen aus vornehmen Häusern in Noisi zu einer kleinen Gemeinde vereinte, welcher der König die Einkünfte der Abtei von St. Denis überwies. Saint-Cyr wurde dann, 1686, am Ausgange des Versailler Schlossgartens erbaut. Die Maintenon traf Bestimmungen über jede Einzelheit dieser Anstalt; mit dem Bischof von Chartres, Godet Desmarets, entwarf sie die Hausordnung und wurde selbst die Superiorin der klösterlichen Anstalt. Sie verweilte oft stundenlang in derselben, und wenn ich behaupte, dass Langeweile sie dazu bestimmte, so behaupte ich nur etwas, was sie selbst gesagt hat. Sie schrieb nämlich an Frau von Maisonfort, von welcher in dem Kapitel über den Quietismus die Rede ist, folgendes:



Der Grossdauphin und seine Familie.

(Eine Kopie Delutel's [1692] nach dem Bilde von Mignard im Louvre. Saal der Garden der Königin. Versailler Galerie.)

„Ich wünschte, ich könnte Ihnen meine Erfahrungen leihen, Sie die Langeweile sehen lassen, welche die Grossen verzehrt, die Mühe, welche dieselben haben, ihre Tage auszufüllen. Merken Sie es denn nicht, dass ich vor Traurigkeit vergehe inmitten eines Glückes, das man sich nicht vorstellen zu können glaubt? Ich war jung und hübsch, habe die Freuden der Welt genossen, habe überall Zuneigung gefunden; habe mich dann in vorgerückten Jahren eines geistig regsamen Verkehrs, mich sogar der Gunst des Königs erfreut

— und doch, liebe Tochter, ich versichere Ihnen, hat das Alter nur eine entsetzliche Leere bei mir zurückgelassen.“

Wenn es irgend etwas giebt, den Ehrgeiz zu enttäuschen, so sind es diese Worte. Zu ihrem Bruder, dem Grafen d’Aubigné, äusserte die Maintenon, die sich doch eigentlich über nichts zu beklagen hatte, als höchstens über die Eintönigkeit ihres Daseins, eines Tages: „Ich kann es nicht mehr ertragen! Ich wünschte, ich wäre tot.“ Der Graf antwortet ihr mit der Frage: „Sie haben also die Gewissheit, den lieben Gott zu heiraten?“



Ludwig XIV, Gebieter über Land und Meer.
(Nach einer Allegorie von Chevardi.)

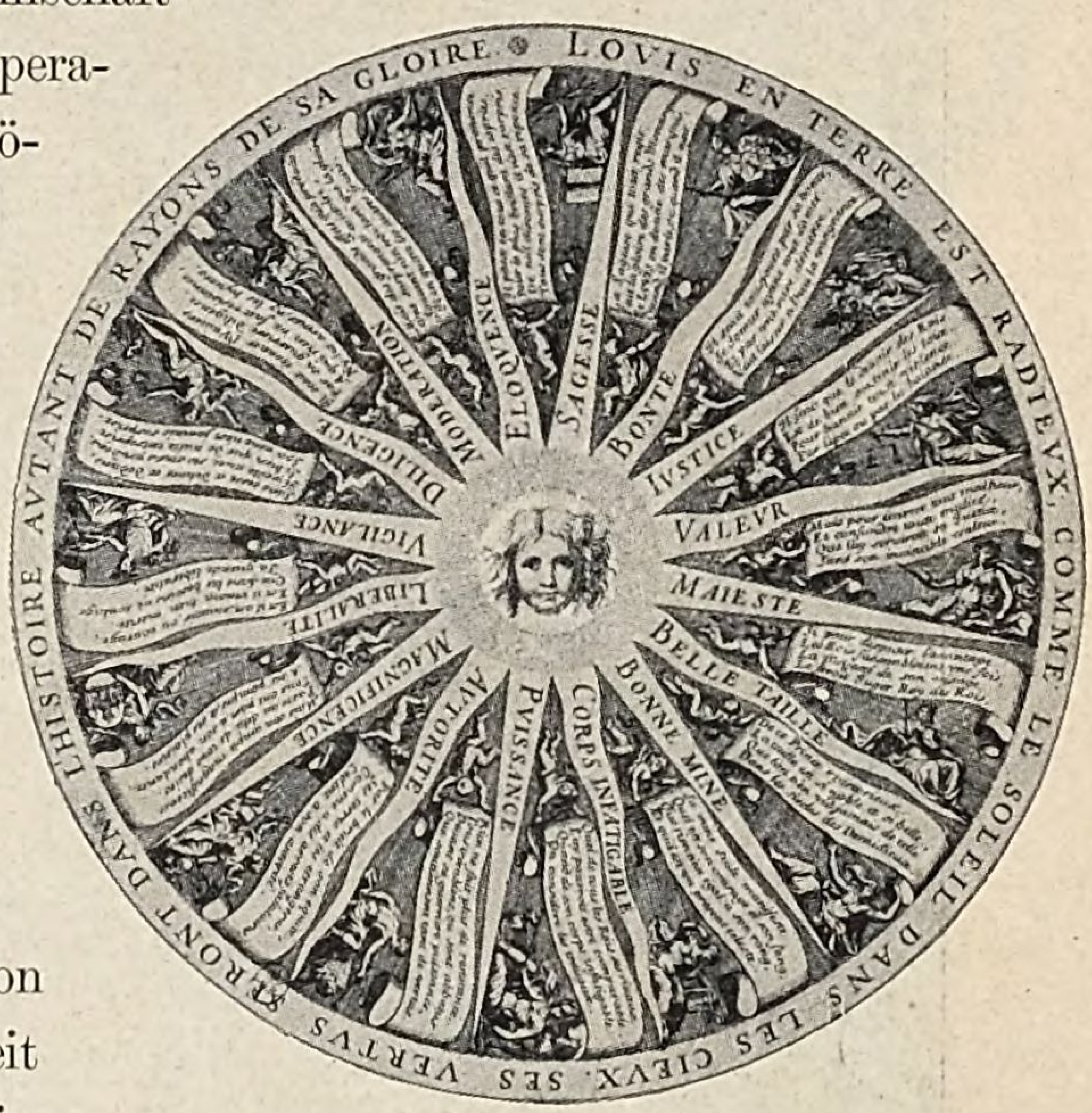
Nach des Königs Tode zog sie sich ganz nach Saint-Cyr zurück. Merkwürdig ist es, dass der König ihr sozusagen nichts hinterlassen hat; er empfahl sie nur dem Herzog von Orleans. Sie verlangte das nicht hohe Jahrgehalt von 80 000 Francs, das ihr auch pünktlich bis zu ihrem Tode gezahlt wurde, der am 15. April 1719 erfolgt ist.

Man hat geflissentlich auf ihrer Grabschrift den Namen Scarron weggelassen: dieser Name wäre keine Erniedrigung gewesen; dass man ihn fortliess: legt den Gedanken nahe, dass man es annahm.

Am Hofe wurde es immer stiller und ernster, je eingezogener der König und seine Gemahlin lebten; die schwere Krankheit, welche den König im Jahre 1686 heimsuchte, trug nicht wenig dazu bei, ihm die glänzenden Feste zu verleiden, die bis dahin in grosser Anzahl jedes Jahr stattgefunden hatten. Der König litt an einer Darmfistel. Die Chirurgie, welche unter seiner Regierung in Frankreich wie nirgends sonst in Europa Fortschritte gemacht hatte, war mit dieser Krankheit noch wenig vertraut: der Kardinal Richelieu war an derselben gestorben, weil er nicht richtig behandelt worden war. Die Lebensgefahr, in welcher der König schwebte, versetzte ganz Frankreich in Unruhe, das Volk drängte in die Kirchen und erflehte mit thränenden Augen

von Gott die Genesung ihres Gebieters. Dieses sich öffentlich zeigende allgemeine Mitleid glich jener Bestürzung, welche wir selbst erlebt haben, als 1744 sein Nachfolger in Metz in Lebensgefahr schwebte. Mögen aus solchen Vorgängen die Könige die Lehre ziehen, dass sie die Schuldner des Volkes sind, von dem sie so geliebt werden!

Sobald Ludwig die ersten Symptome seiner Erkrankung verspürte, suchte sein Chirurg, Herr Felix, in den Spitälern Kranke auf, die an demselben Übel wie der König litten. Er vereinigte sich mit den berühmtesten seiner Kollegen und ersann mit ihnen gemeinschaftlich Instrumente, welche für die Operation am tauglichsten wären. Der König unterzog sich derselben, ohne zu klagen. Er liess an dem Tage die Minister im Krankenzimmer arbeiten und erteilte am darauf folgenden den fremden Gesandten eine Audienz, damit die Nachricht von der Lebensgefahr, in welcher er schwebte, in den Beziehungen zu den europäischen Höfen keine Änderung hervorriefe. Mit seiner Standhaftigkeit im Ertragen von Schmerzen ging seine Freigebigkeit gegen den ersten Chirurgen Felix Hand in Hand. Er schenkte demselben ein Landgut, das über 50 000 Thaler Wert hatte.




Die Strahlen sind die Tugenden des Königs,
„Der der Erde Glanz und Wonne
Wie am Himmel hoch die Sonne“.
(Kupferstich zu Ehren Ludwig XIV.)

Seit dieser Erkrankung besuchte der König die Schauspiele nicht mehr. Auch die Dauphine, Maria von Bayern, die an einer auszehrenden Krankheit litt, der sie im Jahre 1690 erliegen sollte, war tiefsinnig geworden, lebte allen Vergnügungen fern und verliess ihre Gemächer nicht mehr. Diese Prinzessin war eine grosse Freundin der Litteratur, hat auch selbst Gedichte verfasst, zuletzt liebte sie nichts mehr als die Einsamkeit.

Von Saint-Cyr aber sollte eine neue Belebung geistiger Thätigkeit ausgehen. Frau von Maintenon richtete an Racine, der in Berücksichtigung seines jansenistischen Bekenntnisses auf das Theater verzichtet hatte, die Bitte, eine Tragödie zu schreiben, die von den Zöglingen von Saint-Cyr aufgeführt werden könne, und wünschte dazu einen der Bibel entlehnten Stoff. So schrieb denn Racine seine „Esther“. Das Stück wurde auch zunächst in

Saint-Cyr aufgeführt, kam im Winter von 1669 zu 1670 zu verschiedenenmalen auch in Versailles vor den König. Die Geistlichkeit, besonders Jesuiten, suchten um die Erlaubnis nach, der Aufführung des eigenartigen Werkes beiwohnen zu dürfen. Ist es nicht merkwürdig, dass es damals allgemein Beifall fand, während „Athalie", welche zwei Jahre später von denselben Personen aufgeführt wurde, fast gar keinen Erfolg hatte? Als lange nach dem Tode




Ludwig XIV im Jahr 1698, umgeben von allen Gliedern seiner Familie.
(Ein Almanachbild von Mariette: „Ruhmvoller Bestand der königlichen Familie.")

Racine's — die Parteileidenschaften hatten sich inzwischen beruhigt — „Athalie" — es war im Jahr 1717 — aufgeführt wurde, wurde das Stück mit verdientem Beifall aufgenommen; „Esther" dagegen, welche 1721 zur Aufführung kam, fand eine kalte Aufnahme und erschien nicht wieder auf der Bühne. Es waren damals ja keine Höflinge mehr vorhanden, welche in „Esther" Frau von Maintenon, in „Vasthi" die Montespan, in Haman Herrn von Louvois und in den geächteten Hebräern die von diesem Minister besonders verfolgten Hugenotten erkennen wollten. Das unparteiische Publikum hielt die Vorgänge, die das Stück schilderte, für uninteressant und unwahrscheinlich. Ein schwachsinniger König, der sechs Monate mit seiner Gemahlin zusammengelebt hat,

ohne zu wissen oder danach zu forschen, wer sie eigentlich ist, ein Minister, ebenso abgeschmackt wie barbarisch, der vom König die Vertilgung eines ganzen Volksstammes ohne Unterschied von Alter und Geschlecht fordert und zwar nur aus dem Grunde, weil man es an der schuldigen Ehrerbietung ihm gegenüber hat fehlen lassen, der dabei so thöricht ist, den Befehl zur Tötung aller Hebräer auf elf Monate später festzusetzen, ihnen dadurch Zeit zur Flucht gebend, ein König, der den betreffenden Befehl unterzeichnet und dann ohne allen Grund plötzlich seinen Günstling hängen lässt — welche Ungereimtheiten! Das Stück, das keine Handlung, keine Verwicklung zeigt, missfiel allen, die Geschmack und Urteil besassen.



Der Grossdauphin.
(Medaillonwachsbild im Besitz des Baron Pichon.)

Trotz dieser grossen Fehler sind einige Verse in dem Stück von einem höheren Werte als ganze Tragödien, die grossen Erfolg hatten!



Der Herzog von Burgund in den Armen seiner Amme.
(Nach einem damals weitverbreiteten Kupferstich.)

Diese die Bildung fördernden Zerstreuungen wurden wieder aufgenommen, als es sich um die Erziehung der Herzogin von Burgund, Adelaide von Savoyen, handelte, welche im Alter von elf Jahren nach Frankreich kam.

Es gehört zu den seltsamen Widersprüchen, denen wir in unseren Sitten begegnen, dass man öffentlichen Schauspielen eine gewisse Verachtung zollt, während man sie zugleich für die besten, fürstlicher Personen am würdigsten Belustigungen hält. In den Räumen, welche Frau von Maintenon bewohnte, wurde eine kleine Bühne errichtet, auf wel-



Die Herzogin von Burgund.

(Nach einer goldenen Medaille von 1701.)

cher die Herzogin von Burgund und der Herzog von Orleans mit Personen vom Hofe, welche Talent besassen, auftraten. Der berühmte Schauspieler Baron erteilte Unterricht und spielte ebenfalls mit. Der Kammerdiener des Königs Duché war der Verfasser der meisten hier zur Aufführung kommenden Stücke; für die Herzogin von Maine und deren Theater schrieb der Almosenier der Herzogin von Orleans, Abbé Gennest, die Stücke.

Es ist unter denen, welche Ludwig XIV tadeln, niemand, der in Abrede stellt, dass bis zur Schlacht bei Hochstädt, der König der allein mächtige, der einzige, beinah nach jeder Richtung hin wirklich grosse Monarch war: wenn Helden wie Sobiesky, wie die Könige von Schweden ihn auch in Bezug auf kriegerischen Ruhm übertrafen, als Monarch hatte er in der That seinesgleichen nicht. Auch muss man es anerkennen, dass er widrige Fügungen des Schicksals zu ertragen und wieder gut zu machen wusste. Er hatte unzweifelhaft manche Mängel, er hat Fehler begangen — aber würden die, welche ihn verurteilt haben, ihn erreicht haben, wenn sie an seiner Stelle gewesen wären?

Die Herzogin von Burgund entwickelte sich in Frankreich immer mehr zu ihrem Vorteil. Die Lobeserhebungen, welche man ihrer Schwester in Spanien spendete, waren ein Sporn für sie, sich zu vervollkommnen. Sie war nicht, was man vollkommen schön nennt, hatte aber bei einem klaren, ausdrucksvollem Blick ein vornehmes Wesen und war von edler Gestalt. Sie verstand es, diese Vorzüge durch ihren Witz und durch das lebhafte Verlangen, überall zu gefallen, noch besonders zu heben. Sie ist wie Henriette von England zum Vorbilde, zum Abgott des Hofes geworden, sie hatte ja zudem einen höheren Rang als jene, indem sie dem Thron so nahe stand; auch erwartete man in Frankreich vom Herzog von Burgund eine Regierung, wie sie den Weisen im Altertum vorschwebte, deren Strenge durch die Anmut der Prinzessin gemildert sein würde — man weiss, auf welche Weise all diese Hoffnungen zu schanden wurden: war es doch vom Schicksal bestimmt, dass Ludwig XIV seine ganze Familie durch frühzeitigen Tod sollte dahinraffen sehen. Seine Gemahlin starb im Alter von fünfundvierzig Jahren, sein Sohn wurde nur fünfzig Jahre alt, ein Jahr nach dem Tode des-



Die Herzogin von Burgund.

(Marmorbüste nach der Natur von Coysevox. Versailler Galerie.)

selben, im April 1712, wurden in die Gruft von Saint-Denis gebettet: sein Enkel, der Dauphin, Herzog von Burgund, dessen Gemahlin und deren ältester Sohn, Herzog der Bretagne; (das jüngste Kind, das später auf den Thron gelangen sollte, war, als es noch in der Wiege lag, dem Tode nahe.) Der Herzog von Berri, Bruder des Herzogs von Burgund, folgte diesem zwei Jahre später ins Jenseits, und seine Tochter wurde ungefähr um dieselbe Zeit abgerufen.



Die Herzogin von Burgund als Jägerin.
(Marmorstatue von Coysevox. Louvre.)

Am schmerzlichsten berührte den grossen König der Tod der Dauphine, Herzogin von Burgund, welche ihn durch die Anmut ihrer Erscheinung an die schönsten Jahre seiner Jugend erinnert hatte. Gleich bei ihrer ersten Begegnung hatte sie einen tiefen Eindruck auf ihn gemacht und war doch damals, 1696, als sie nach Frankreich kam, noch ganz klein.

„Ich habe sie,“ schrieb der König an Frau von Maintenon, „mitten durch die Menge geführt und sie zuweilen dadurch, dass ich die Fackeln ihrem Gesichte näher bringen liess, deutlich sehen lassen. Sie zeigte sich bei dieser Gelegenheit voll Anmut und Bescheidenheit. So gelangten wir endlich in ihr Gemach, in welchem die Menschen dicht gedrängt standen und man vor Hitze ersticken konnte. Ich habe sie von Zeit zu Zeit denen gezeigt, welche herzutraten, und habe sie dabei aufs genaueste beobachtet, um Ihnen berichten zu können, was ich bemerkte. Sie hat die grösste Anmut, die reizendste Gestalt, die ich je gesehen habe, zum Malen schön war ihre Kleidung, ihre Frisur; lebhafte, schöne Augen, herrliche, schwarze Pupillen; der Teint ist weiss und rosig und so, wie man ihn nur wünschen kann. Sie hat das schönste blonde Haar, was man sich denken kann, es ist von

grosser Fülle. Sie ist mager, wie es ihr Alter bedingt, ihr Mund rosig mit kräftigen Lippen, die Zähne sind weiss, aber zu lang und ungleichmässig, die Hände, hübsch geformt, haben noch die Hautfärbung, wie sie dem jugendlichen Alter entspricht. Ihre Verbeugungen macht sie schlecht, in italienischer Art; hat überhaupt im Äusseren viel von einer Italienerin, aber sie gefällt, das habe ich aller Welt angesehen. Was mich betrifft, ich bin vollkommen zufrieden. Um mich Ihnen gegenüber in meiner gewohnten Art auszudrücken: ich finde sie ganz nach Wunsch, und es würde mir nicht lieb sein, wenn sie hübscher wäre. Alles an ihr gefällt, nur ihre Art, sich zu verbeugen, nicht. Nach dem Souper spreche ich noch weiter mit Ihnen. Ich vergass Ihnen zu sagen, dass sie für ihr Alter eher klein als gross ist."

Dieser erste Eindruck wandelte sich bald in eine warme Zuneigung, und die kleine Herzogin hatte das Herz das Königs bald ganz erobert. Saint-Simon entwirft uns folgendes reizende Bild:

„In der Öffentlichkeit ernst, gemessen, respektvoll und etwas schüchtern, befreundet mit M^me^ de Maintenon, welche sie „ma tante" nannte, um Rang und Freundschaft sinnig miteinander zu verschmelzen, im Kreise Vertrauter geschwätzig, singend und springend, bald auf dieser, bald auf jener Stuhllehne, um mit den im Fauteuil Sitzenden zu plaudern, bald auch sich ihnen auf die Kniee setzend; den Eintretenden um den Hals fallen, sie küssen, mit ihnen tändeln, sie necken, am Kinn zupfen, Bekannten die Briefe durchstöbern, dieselben teilweise lesen und über den Inhalt plaudern — das liebte sie, das war so ihre Art!

Eines Abends, es war in Fontainebleau und gleich nach dem Souper, die Prinzessinnen mit ihren Damen, der König mit der kleinen Herzogin befanden sich in einem und demselben Gemach, bemerkte die letztere, dass während sie alle mögliche Idiome nachahmte und allerhand Kindereien trieb, um den König zu amüsieren, die Frau Herzogin und die Frau Prinzessin Conti sich verstohlene Zeichen machten und dabei geringschätzig und mit wegwerfenden Mienen die Achseln zuckten. Als der König sich bald darauf wie gewöhnlich in ein anderes Zimmer verfügt hatte, um seine Hunde zu füttern, eilte die Kleine auf M^me^ de Saint-Simon und M^me^ de Levi zu, reichte jeder eine Hand und bemerkte mit einem vielsagenden Blick nach der Frau Herzogin und der M^me^ de Conti hin: „Haben Sie gesehen, haben Sie gesehen? Ich weiss recht gut, dass alles, was ich sagte, nur dummes Zeug und ungeschickt war. Aber er hat das Lärmen gern und solche Sachen zerstreuen ihn."

Sie lehrte also dem König sozusagen das Glück und die Kunst, Grossvater zu sein: ihr Unterricht hatte auch in der That den besten Erfolg. Der

König musste sie stets um sich haben. Im Innern seiner Gemächer fehlte sie ihm, sowie er sie an Vergnügungen ausserhalb teilnehmen liess. Wenn bei seinem vor der Öffentlichkeit stattfindenden Souper die Prinzessin Adelaide, was übrigens selten der Fall war, fehlte, lag stets ein ernster Ausdruck auf den Zügen des Königs, und es herrschte tiefes Schweigen. Obwohl ihr selbst jene auswärtigen Zerstreuungen recht waren, so nahm sie an denselben doch nur auf ausdrücklichen Befehl teil. Sie war stets darauf bedacht,




Ein Arzt von Ruf in seinem Konsultationszimmer.
(Aus einem damaligen Almanach.)

zugegen zu sein, wenn der König fortging oder eintraf; gab es im Winter Bälle oder im Sommer Vergnügungspartien, welche sie für die Nacht in Anspruch nahmen, so wusste sie es stets so einzurichten, dass sie bei der Hand war, sowie der König erwachte, um ihn zu umarmen und ihm Bericht zu erstatten.

Sie war geradezu unschön, mit hängenden Backen, vorstehender Stirn, einer unbedeutenden Nase, mit breiten Lippen. Ihre Haare waren kastanienbraun, die fein gezogenen Augenbrauen, die Augen selbst aber konnte man in ihrem lebhaften Ausdruck als die denkbar schönsten bezeichnen, sie hatte lückenhafte und verdorbene Zähne, über welche sie selbst gern spottete, dazu aber einen sehr schönen Teint, schwachen, aber scharf geformten Busen,

einen langen Hals mit einem Anflug von Kropf, der ihr nicht übel stand, eine sehr gefällige Haltung des Kopfes, etwas Graziös-Vornehmes im Blick, ein ausdrucksvolles Lächeln und — die Bewegungen einer Göttin! Eine schlanke, geschmeidige Taille gab ihnen eine unvergleichliche Anmut, und im allgemeinen kann man nur sagen, dass sie ausserordentlich gefiel. Sie war graziös, nicht nur in ihren Bewegungen, sondern auch in ihren Manieren, ihrer Redeweise, dabei doch natürlich und einfach in ihrem Wesen, von grosser Naivetät, die, da sie ein Ausdruck ihrer Individualität war, entzückte. Ihre ungezwungene Art, sich zu geben, teilte sich denen mit, die in ihre Nähe kamen; sanft, etwas scheu, aber geschickt, gutherzig und stets befürchtend, jemandem weh zu thun, dabei leichtlebig, und lebhaft, freier Anschauungen fähig, schien der Zwang der Etikette sie doch nicht zu belästigen; Gefälligkeiten und Aufmerksamkeiten waren ihr natürliches Bedürfnis und wurden ihrem Hof vor allem zu teil.




Philipp von Orleans, Herzog von Chartres.
(Ritter der Orden des Königs im grossen Kostüm. Nach einem Kupferstich der damaligen Zeit.)

Sie gefiel gern, selbst den gleichgültigsten Personen, ohne dass sie danach zu streben schien. Man war stets der Meinung, dass sie ganz und ausschliesslich denen angehörte, mit denen sie gerade verkehrte. In ihrer Munterkeit, bei ihrem lebhaften Temperament interessierte sie sich für alles, sie glich in ihrer leicht beweglichen Gestalt einer Nymphe, einem Wirbelwinde, der zu gleicher Zeit hier und dort ist, sie verbreitete Leben und Bewegung, wo immer sie hinkam. So war sie auch die Seele aller Festlichkeiten und fand viel Beifall durch die Kunstfertigkeit ihres Tanzes. Sie war eine Freundin des Spiels, unterhielt sich wohl auch bei kleinem Spiel, aber gab dem grossen den Vorzug und war dabei die Liebenswürdigkeit selbst. Ebenso sehr war sie auch für ernste Lektüre eingenommen und beschäftigte sich gern mit den unterrichteten Damen ihrer

Umgebung. Auf ihre Gesundheit war sie sehr bedacht und auch stets eifrig bemüht, für Madame de Maintenon und den König in dieser Beziehung Sorge zu tragen.

Man kann danach ungefähr ermessen, in welch tiefen Schmerz den König, die königliche Familie und den gesamten Hof ihr Tod stürzte.

Mit der liebenswürdigen Prinzessin verschwand Freude und Lust; es war vorbei mit Vergnügungen und Zerstreuungen, es schien, als wären die Grazien vom Hofe verschwunden; finstere Wolken senkten sich herab. Niemals wurde wohl eine Prinzessin so sehr vermisst, und keine war wohl je der Trauer so würdig.“ —

Dies ist der Nekrolog, welchen Saint-Simon der Prinzessin weiht und welcher hoch über dem Bossuet's steht: „Es blieb ein tiefer, bitterer Schmerz und mit ihm eine Leere zurück, welche nichts mehr ausfüllen konnte.“




Das Laboratorium eines Alchimisten.
(Nach einem Kupferstich in dem Werke: „Berühmte Sprichwörter“ von Lagniet.)

Die Zeit der Trauer hinterliess einen so tiefen Eindruck, dass ich noch während der Minderjährigkeit Ludwig XV Leute nur mit Thränen in den Augen von diesen Verlusten sprechen hörte. Am meisten beklagenswert aber schien der Verlust dessen, dem die Krone hätte zufallen müssen. Der Argwohn, welcher sich beim Tode der Madame und Marie Louise von Spanien gezeigt hatte, trat mit grosser Bestimmtheit von neuem auf, erklärlich wohl aus dem Übermass des Schmerzes, aber darum doch nicht zu entschuldigen. In dem Gedanken, dass auf verbrecherischem Wege so viele Mitglieder der königlichen Familie beiseite geschafft wären und man den am Leben gelassen hatte, der der Rächer werden konnte, lag etwas ganz Unvernünftiges, Wahnsinniges. Die Krankheit, der der Dauphin, Herzog von Burgund, dessen Gemahlin und dessen ältester Sohn zum Opfer fielen, war ein epidemisches Scharlachfieber; es erlagen demselben in Paris während eines Monats über fünfhundert Personen. Befallen wurden von den zum Hofe gehörigen Personen auch der Herzog von Bourbon, Enkel des Prinzen Condé, der Herzog von La Trimouille, Frau von La Vrillière, Frau von Listenai; der Marquis Gondrin, Sohn des Herzogs von Antin, starb innerhalb von zwei Tagen, und seine Gemahlin, welche später Gräfin von Toulouse wurde,

war dem Tode nahe. Die Seuche suchte ganz Frankreich heim, in Lothringen fielen ihr die älteren Brüder jenes Herzogs von Lothringen zum Opfer, der eines Tages Kaiser werden und dem Hause Österreich neuen Ruhm verleihen sollte.

Trotzdem stellte ein Arzt Namens Boudin, ein unwissender und dreister Charlatan, die Behauptung auf, man begriffe in Fachkreisen diese Art von Krankheiten nicht: dadurch wurde den wildesten Redereien Thor und Thür geöffnet.

Der Herzog Philipp von Orleans, Neffe Ludwig XIV, war ein eifriger Forscher im Gebiet der Chemie und besass ein eigenes Laboratorium. Das allein war genügend, um ihn zu verdächtigen. Die über ihn umlaufenden Gerüchte waren abscheulich, unglaublich. Verschiedenartige Flugschriften und einzelne Ereignisse würden diese Gerüchte für immer als wahrscheinlich erhalten haben, wenn nicht Fachleute sich daran gemacht hätten, sie zu widerlegen. Ich darf mir die Erklärung erlauben, dass ich, von den ungerechten Urteilen der Menschen schmerzlich berührt, Nachforschungen aller Art angestellt habe, um die Wahrheit zu ergründen. Man höre, was der Marquis von Canillac, der Ehrenwertesten einer, ein treu ergebener Freund des Prinzen, über den er sich zu beklagen später allen Grund hatte, mir über die Sache mitgeteilt hat.



Guy Patin.
(Typus eines Pariser Arztes. Nach einem Kupferstich von Masson.)

Canillac besuchte den Prinzen zur Zeit, als die Gerüchte über ihn umgingen, in seinem Palais; er fand ihn in Thränen, vor Verzweiflung wie geistesabwesend, auf dem Teppich hingestreckt. Des Prinzen Famulus, der Chemiker Humbert, verfügte sich sofort in die Bastille, um sich als Gefangenen zu stellen, aber es fehlte der Befehl zu seiner Aufnahme, und er wurde abgewiesen. Nun verlangte der Prinz selbst, ganz ausser sich vor Aufregung und Schmerz, die Überführung ins Gefängnis. Er wollte auf Grund gerichtlicher Verhandlungen seine Schuldlosigkeit nachgewiesen wissen, und mit seinen Bitten verbanden sich die seiner Mutter. So wurde denn die lettre de cachet



Autotypie und Druck von Rud. Loës in Leipzig. Verlag und Eigenthum von Schmidt & Günther in Leipzig.

Johann de la Bruyère.
Gemälde auf Kupfer, aufbewahrt im Museum zu Versailles.

ausgefertigt, allein die Unterschrift darunter fehlte. Der Marquis de Canillac hatte so viel ruhige Überlegenheit bewahrt, dass er die Folgen eines so verzweifelten Schrittes voraussah, und es gelang ihm auch, die Mutter dahin zu bringen, dass sie sich dem Haftbefehl widersetzte. Der Monarch, der seine Zustimmung gegeben, und sein Neffe, der die Bitte gestellt hatte, waren beide gleich unglücklich.

* * *

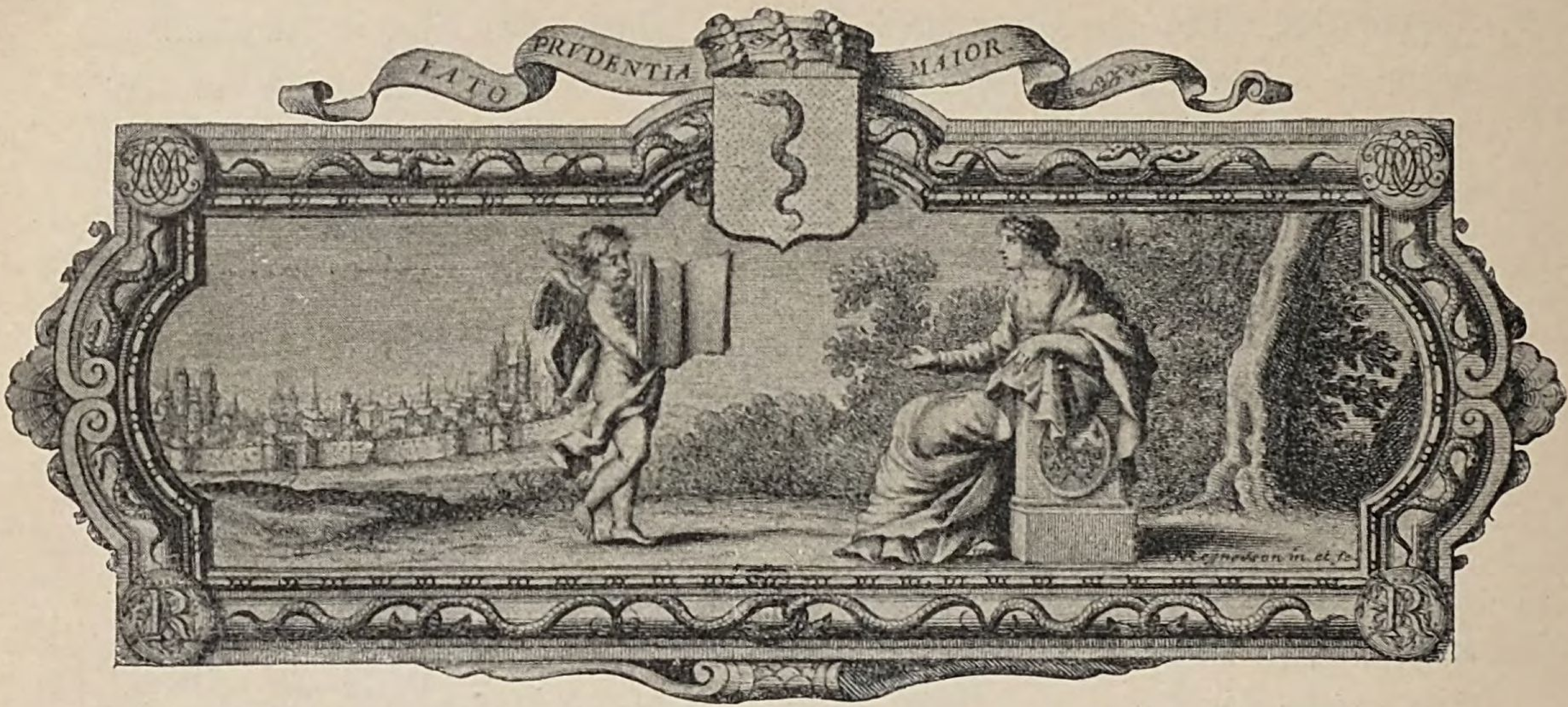
Voltaire that Recht, dass er den Herzog von Orleans gegen diese ungerechten Verdächtigungen verteidigt; Saint-Simon thut desgleichen, geleitet sowohl von Freundschaft wie von Gerechtigkeitsgefühl. Saint-Simon stellt auch fest, in welchem Umfange die Gerüchte im Publikum Glauben fanden. „Ich erfuhr bei Zeiten, was über den Herzog gesagt wurde: es war erst ein Flüstern von Ohr zu Ohr, dabei aber blieb es nicht, denn bald war der ganze Hof voll von hässlichen Gerüchten, dann Paris, die Provinzen, sie drangen in die entlegensten Winkel, in von der Welt abgeschlossene Klöster, überschritten die Landesgrenzen und wurden ruchbar im Auslande, alle Völker Europas sprachen von den Missethaten Orleans'."



OVS estes priez d'assister au Convoy, Service & Enterrement de defunct Monsieur Gagot, Bourgeois de Paris. & Agent des affaires de la Fabrique de S. Severin, decedé en sa mayson rue S. Jullien le Pauvre; Qui se fera Samedy 9 jour de Janvier 1677 à neuf heures du matin en ladite Eglise sa Parroisse où il sera inhumé: Où les Dames se trouveront, s'il leur plaist.

Eine Einladung zum Begräbnis aus dem siebzehnten Jahrhundert.

(Kupferstich-Kabinett. Sammlung Hennin.)




Die Weisheit triumphiert über das Schicksal.
(Erfunden und gestochen von Regnesson.)

## IV.

# Der Niedergang: das Alter des Königs, sein Tod.



Ludwig XIV im Jahr 1690.
(Nach einer Münze mit den acht gekrönten Buchstaben L.)

Ludwig XIV verstand es, in der Öffentlichkeit seinen tiefen Kummer zu verstecken: er liess sich wie gewöhnlich viel sehen. Im geheimen aber drückte ihn das Unglück schwer danieder, der Gram rief bei ihm krampfhafte Zustände hervor. Man bedenke, dass die schweren häuslichen Schicksalsschläge ihn inmitten eines unglücklichen Krieges und zu einer Zeit trafen, in der das Land viel Not litt. Man sah es ihm nicht an, dass er von diesen Widerwärtigkeiten bewältigt werde.

Der Rest seines Lebens war traurig. Infolge der Zerrüttung der Finanzen, die er nicht abwenden konnte, machte er sich Feinde, und sein blindes Vertrauen in den Jesuitenpater Le Tellier, einen Mann von sehr heftigem Charakter, entfremdete ihm die Gemüter noch mehr. Das Publikum, das über seine Maitressen stets ein Auge zugedrückt hatte, mochte ihm den Pater nicht verzeihen. In den letzten drei Jahren seines Lebens verdarb er nach der Meinung der meisten alles, was er Grosses und Denkwürdiges geschaffen hatte.

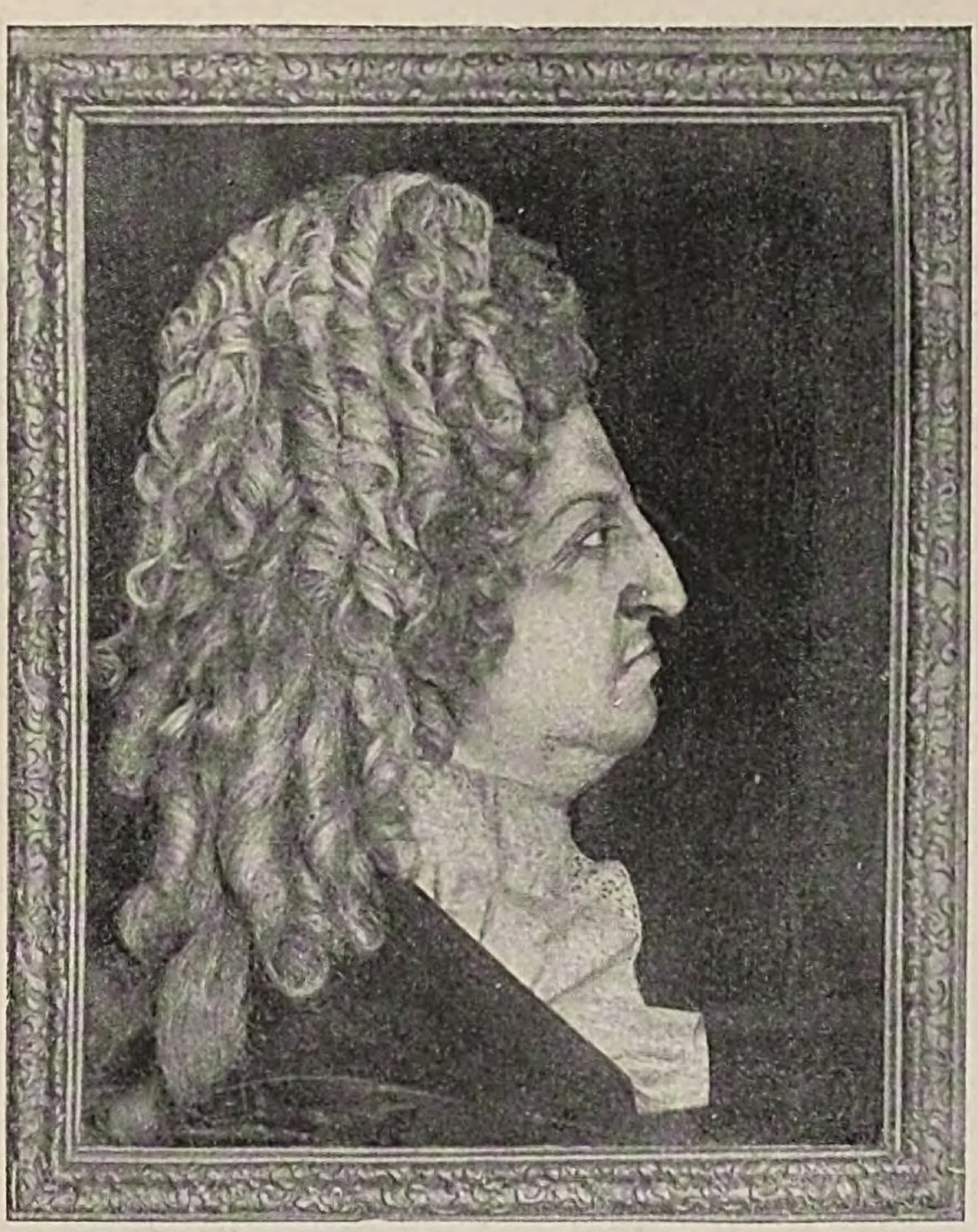
Beinah all seine Kinder waren ihm entrissen, und so kam es, dass er seine ganze Liebe dem Herzog von Maine und dem Grafen von Toulouse, seinen legitimierten Söhnen, zuwendete und durch eine Ordre, welche 1714 vom Parlament ohne weiteres zur Kenntnis genommen wurde, als Erben der Krone bestimmte, falls kein Prinz von Geblüt mehr vorhanden sein sollte. Er begegnete ja dadurch zugleich einer seltsamen Grausamkeit der socialen




Wie der Mann, so die Rede.
(Ein satirischer Stich: „Das Ende hochmütiger Fürsten.“ Holland.)

Gesetzgebung, nach welcher die ausser der Ehe geborenen Kinder aller Rechte an der väterlichen Erbschaft eo ipso verlustig sind: er glaubte für sein eigenes Fleisch und Blut eben das thun zu können, was er für mehrere seiner Unterthanen gethan hatte. Namentlich glaubte er, für zwei seiner Kinder anordnen zu sollen, was er, ohne irgend welchen Widerstand zu finden, für die Prinzen aus dem Hause Lothringen beim Parlament erwirkt hatte.

Im Jahre 1715 wurden alsdann die Bastarde auch den Prinzen von Geblüt im Range gleich gestellt — es ist bekannt, dass diese später gegen die Legitimierten einen Prozess anstrengten; die letzteren beanspruchten die



Ludwig XIV im Alter.
(Wachsbild von Antonius Benoist aus dem Jahr 1706. Versailles. Gemach des Königs.)

ihnen und ihren Kindern von Ludwig XIV zugesicherte Stellung. Was ihre weitere Nachkommenschaft betrifft, so wird deren Rang wohl sehr von den Zeitumständen, von ihrem Verdienst und ihrem Glück abhängen.

Nach der Rückkehr von Marly im August 1715 erkrankte der König und sollte nicht wieder genesen; die Beine schwollen an, und es zeigte sich der Brand. Der englische Gesandte, Graf Stair, machte damals eine Wette nach englischer Mode, indem er wettete, der König werde den September nicht überleben. Der Herzog von Orleans, der während des Aufenthaltes in Marly ganz allein zurückgeblieben war, sah nun plötzlich den ganzen Hof sich in seinem Palais einstellen. Als jedoch in den Tagen der Krankheit ein Quacksalber dem König ein Arcanum verordnet hatte, das die Kräfte etwas belebte, so dass der König wieder mit Appetit ass, wurde es wieder still in der Umgebung des Herzogs. „Wenn der König,“ so äusserte der Herzog zu einem Vertrauten, „noch einmal mit Appetit isst, so werden wir niemand mehr um uns haben.“ Die Krankheit des Königs aber nahm einen tödlichen Verlauf. Es waren Massnahmen getroffen, um dem Herzog von Orleans die Regentschaft mit unumschränkter Vollmacht zu sichern. Der König hatte ihm dieselbe in seinem beim Parlament hin-



Die Erziehung der „Kinder Frankreichs.“
(Allegorie, in Wasserfarben ausgeführt. Kupferstich-Kabinett.)

terlegten Testament nur in beschränkter Weise zugesprochen, indem er ihn nur zum Präsidenten eines Regentschaftsrates eingesetzt hatte, in welchem er die ausschlaggebende Stimme haben sollte, hatte ihm aber mündlich die Versicherung gegeben, er habe ihm alle Rechte vorbehalten, die seine Geburt ihm verleihe. Der König wusste wohl nichts davon, dass ein Fundamentalgesetz existiere, welches während der Minderjährigkeit des Erben eine unumschränkte Macht eingesetzt haben will. Diese schrankenlose Autorität kann allerdings gemissbraucht werden und ist daher gefährlich. Der König glaubte, dass, da ihm im Leben ein so unbedingter Gehorsam geworden war, man



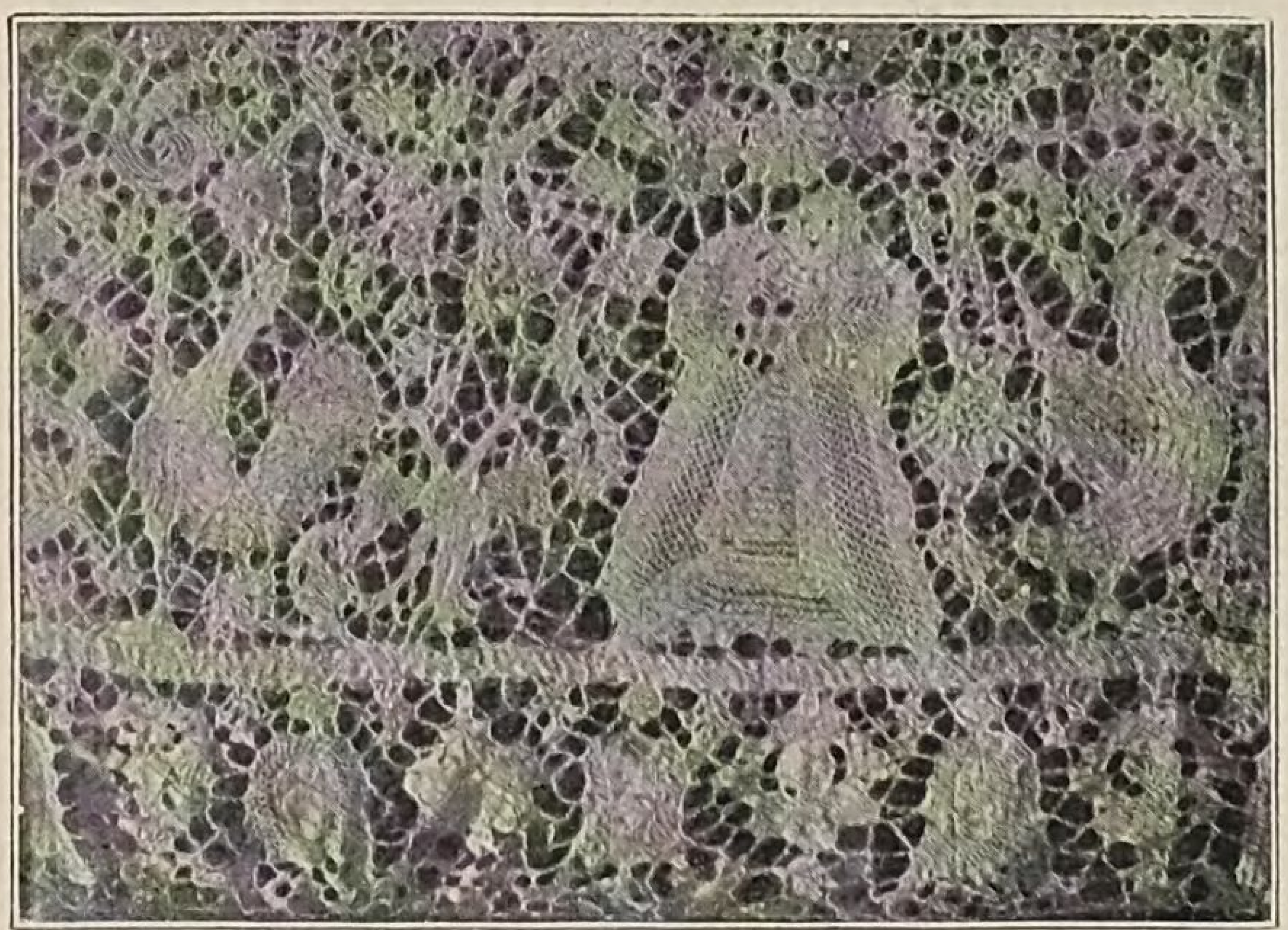
Exzesse, begangen von den Franzosen in der Pfalz.
(Holländische Satire auf: die Schrecken des Krieges.)

ihm denselben auch nach dem Tode bewahren würde — wobei er vergass, dass das Testament seines eigenen Vaters für nichtig erklärt worden war.

Es ist allgemein bekannt, mit welcher Seelengrösse Ludwig XIV den Tod herannahen sah (1. September 1715). Zu Frau von Maintenon gewendet sagte er: „Ich hatte geglaubt, das Sterben wäre schwerer;“ seine Diener fragte er: „Warum weint ihr? Habt ihr gedacht, ich wäre unsterblich?“ Er erteilte über vielerlei Dinge mit grosser Ruhe noch letzte Befehle, die Trauerfeierlichkeiten mit eingeschlossen. Übrigens stirbt der, der viele Zeugen seines Todes hat, gewöhnlich mit Mut. Ludwig XIII hatte während seiner letzten Krankheit das „De Profundis“ in Musik gesetzt, das man bei seinem Tode singen sollte. Die Seelenstärke, mit welcher Ludwig XIV seinem Ende entgegensah, entbehrte jedoch aller jener Prahlerei, die in seinem Leben sonst zu Tage getreten war; er gestand sogar seine Fehler ein. Sein Nach-

folger hat die denkwürdigen Worte, welche der Sterbende an ihn richtete, auf ein Blatt Papier niedergeschrieben und, solange er lebte, dasselbe unter seinem Kopfkissen verwahrt. Die Worte aber lauten anders, als sie in den Geschichtswerken verzeichnet stehen. Nachstehend folgen dieselben wortgetreu:

„Sie werden bald König eines grossen Reiches sein. Ich empfehle Ihnen vor allem, nie Ihre Pflichten gegen Gott aus den Augen zu lassen. Seien Sie stets eingedenk, dass Sie ihm alles verdanken, was Sie sind. Suchen Sie Frieden mit den Nachbarn zu halten. Ich habe den Krieg zu sehr geliebt, ahmen Sie mir darin nicht nach und auch nicht in den grossen Ausgaben, welche ich gemacht habe. Nehmen Sie bei jeder Gelegenheit Rat an, und suchen Sie nach dem Besten. Erleichtern Sie des Volkes Lasten, sobald es möglich ist, und führen Sie aus, was ich leider selbst nicht auszuführen vermochte, u. s. w."



Spitzenbettdecke im Gebrauch Ludwig XIV.
(Liegt noch heute über dem Bett. Schloss zu Versailles.)

Diese Worte haben nichts von jener Engherzigkeit und Befangenheit, welche man ihnen in manchen Denkwürdigkeiten nachsagen möchte.

Man hat sich über den König aufgehalten, dass er in den letzten Jahren seines Lebens Reliquien bei sich getragen habe. Diesen allerdings unziemlichen, heute völlig abgekommenen Brauch hatte ihm sein weniger als er freiherziger Beichtvater aufgenötigt, um ihn um so lenksamer zu machen. Diese Reliquien, welche Ludwig XIV zu tragen die Schwäche hatte, waren ihm durch Frau von Maintenon beschafft worden.

Des Königs Tod war ruhmreich wie sein Leben; er wurde aber doch nicht in dem Umfang beweint, wie er es verdiente. Die Vorliebe für alles Neue, die bevorstehende Zeit der Minderjährigkeit, in welcher jeder sein Glück zu machen hoffte, der Streit wegen der staatlichen Einrichtungen, welcher die Gemüter erhitzte — das alles trug zusammen dazu bei, dass die Nachricht von seinem Tode mehr als gleichgültig aufgenommen wurde. Dasselbe Volk, welches 1686 den Himmel unter Thränen um die Wiederherstellung seines Herrschers angerufen hatte, folgte jetzt dem Leichenzuge des Königs, indem es völlig andere Gesinnungen zur Schau trug.

Es wird erzählt, Anna von Österreich habe dem König, als er noch ganz klein war, eines Tages gesagt: „Mein Sohn, werde deinem Grossvater,

aber nicht deinem Vater ähnlich.“ Als der Kleine den Grund wissen wollte, sagte die Mutter: „Weil man beim Tode Heinrich IV weinte, beim Tode Ludwig XIII aber lachte.“

Es ist gegen Ludwig XIV der Vorwurf der Kleinlichkeit und Härte in seinem Verhalten gegen die Jansenisten, des Stolzes und Hochmutes bei seinem Auftreten auswärtigen Mächten, der Schwäche gewissen Frauen gegenüber, allzu grosser Strenge in persönlichen Angelegenheiten, leichtsinniger Kriegserklärungen, der Verwüstung der Pfalz und der Verfolgung der Protestanten erhoben worden, allein bei einer schliesslichen Abwägung überwiegen doch seine grossen Eigenschaften und Thaten seine Fehler. Die Zeit, welche die Urteile zu läutern pflegt, hat seinem Ruhm ihr Siegel aufgedrückt; trotz allem, was gegen ihn geschrieben worden ist, wird sein Name nicht ohne Achtung genannt und mit diesem Namen ist die Erinnerung an ein ewig denkwürdiges Zeitalter innig verbunden.

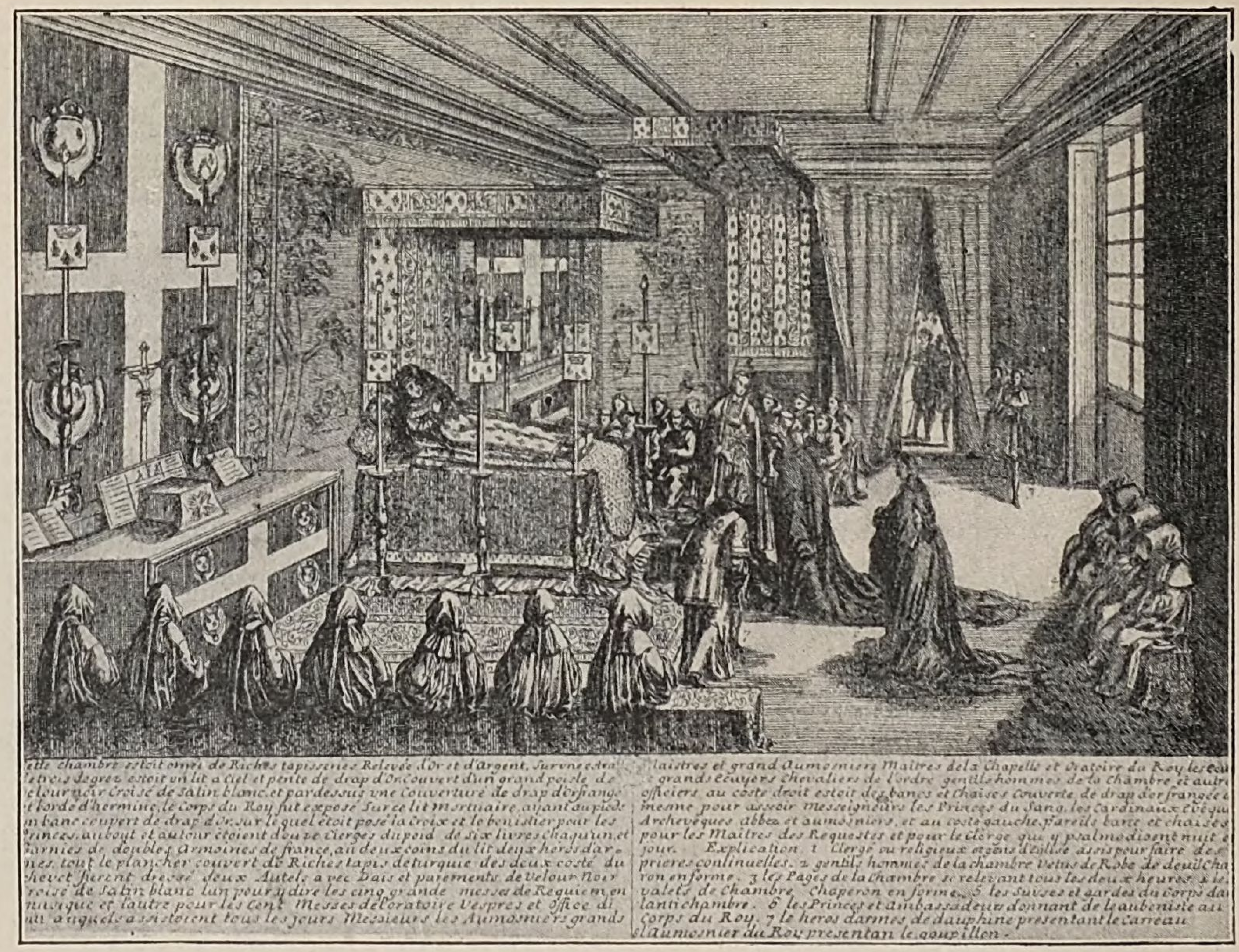


Holländische Karikatur: Ludwig XIV in den Armen von Weibern und Priestern sterbend.

Wenn man das Privatleben des Königs ins Auge fasst, so muss man sagen: er war allzu sehr von seiner Bedeutung eingenommen, aber dabei leutselig; er gestand der Mutter keine Anteilnahme an der Regierung zu, aber er kam seinen Pflichten als Sohn nach und beobachtete gegen seine Gemahlin stets alle äusseren Formen. Er war ein guter Vater und guter Gebieter voll Ehrbarkeit in der Öffentlichkeit, in seinem Kabinett fleissig, in den Geschäften pünktlich. Er hatte ein richtiges Urteil, sprach gefällig und wusste Liebenswürdigkeit und Hoheit miteinander zu verbinden.

An anderer Stelle habe ich schon darauf aufmerksam gemacht, dass der König gewisse Worte, welche man ihm in den Mund gelegt hat, wohl nie gesprochen hat. Wenn er z. B., als einst sein erster Kammerherr und der Oberkämmerer sich um die Ehre stritten, ihn zu bedienen, gesagt haben soll: „Was liegt daran, welcher von meinen Bedienten mir aufwartet“, so ist

zu bemerken, dass man eine so unpassende Äusserung einem Herrn, der so höflich und zuvorkommend war, wie Ludwig XIV, nicht zutrauen kann, ebensowenig wie die andere Bemerkung, welche er dem Herzog von La Rochefoucauld eines Tages gemacht haben soll, als dieser über seine Schulden klagte: „Warum wenden Sie sich nicht an Ihre Freunde?“ Seine Worte haben wohl auch in diesem Falle ganz anders gelautet, denn sie waren mit einem Geschenk von 50 000 Thalern verbunden.



Die Leiche Ludwig XIV auf dem Paradebett.

(Nach einem verbreiteten Kupferstich aus dem Jahre 1715.)

Ebensowenig entspricht es der Wahrheit, dass er dem Herzog geschrieben hat: „Ich beglückwünsche Sie als Freund zu der Würde eines Oberkämmerers, welche ich Ihnen als König verleihe.“ Es giebt Historiker, welche dem König diese Zuschrift zur besonderen Ehre anrechnen, sie fühlen dabei aber nicht heraus, wie wenig zart, wie geradezu roh es wäre, jemandem, dessen Gebieter man ist, dies besonders noch zu sagen. Am Platze wären solche Redensarten einem Empörer gegenüber; Heinrich IV hätte so zum Herzog von Mayenne, vor seiner Aussöhnung mit demselben reden können. Der Kabinettssekretär Rose hatte den Brief, wie er mitgeteilt, geschrieben, der König aber zu viel Feingefühl, um ihn befördern zu lassen.

Sein richtiger Takt war auch Veranlassung, dass er die prahlerischen



ICY EST LE CORPS DE LOUIS ·14· PAR LA GRACE DE DIEU ROY DE FRANCE ET DE NAVARRE TRÉS CHRESTIEN; DECEDÉ EN SON CHASTEAU DE VERSAILLES LE PREMIER JOUR DE SEPTEMBRE · 1715 ·

REQUIESCAT IN PACE

Faksimile der Inschrift auf dem Sarge Ludwig XIV in Saint-Denis.

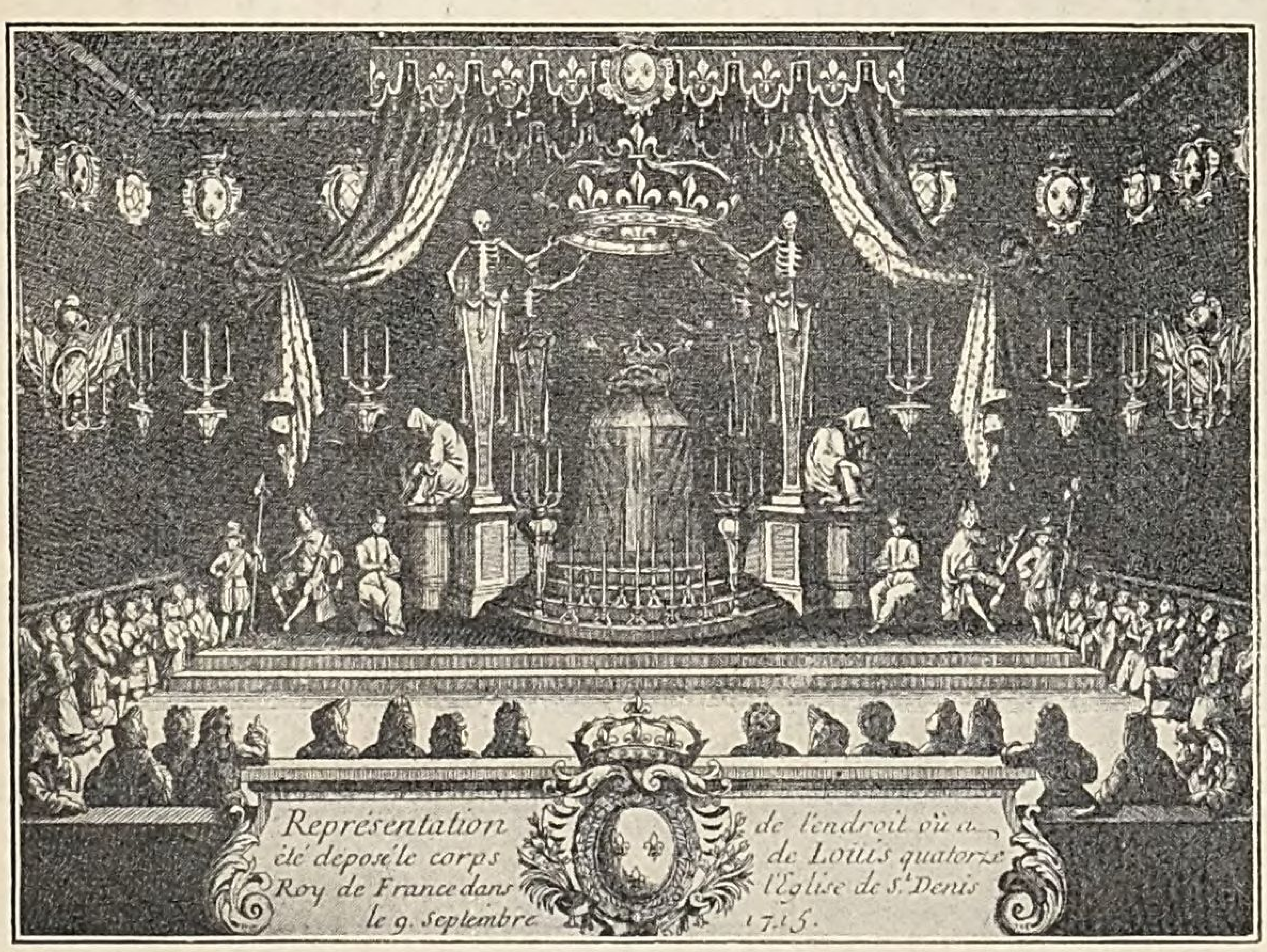
Inschriften entfernen liess, mit denen der Akademiker Charpentier die Gemälde Lebrun's in der Versailler Galerie ausgestattet hatte. Hier einige Proben: „Der kaum glaubhafte Übergang über den Rhein“; „die wunderbare Eroberung von Valenciennes“. Charpentier hatte ja recht darin, dass er die vaterländischen Denkmäler mit Inschriften schmücken wollte, nur waren die Lobhudeleien nicht am Platze.

Es sind einige Antworten und Aussprüche des Königs gesammelt worden, allein dieselben besagen nicht viel. Man behauptet, er habe, als er den Beschluss gefasst hatte, den Calvinismus in Frankreich zu beseitigen, gesagt: „Mein Grossvater liebte die Huguenotten und fürchtete sie nicht. Mein Vater liebte sie nicht und fürchtete sie. Ich liebe sie weder, noch fürchte ich sie.“

Als der König 1658 dem Bittschriftenberichterstatter, Herrn von Lamoignon, die Stelle eines ersten Präsidenten am Pariser Parlament verliehen hatte, sagte er demselben:

„Wenn ich einen grösseren Ehrenmann, einen würdigeren Unterthan gekannt hätte, so würde ich ihn gewählt haben.“

Beinahe derselben Redewendung bediente er sich dem Kardinal von Noailles gegenüber, als er demselben das Erzbisthum Paris verlieh. Diese Worte haben das Gute, dass sie wahr sind und eine Aufmunterung zur Tugend enthalten.

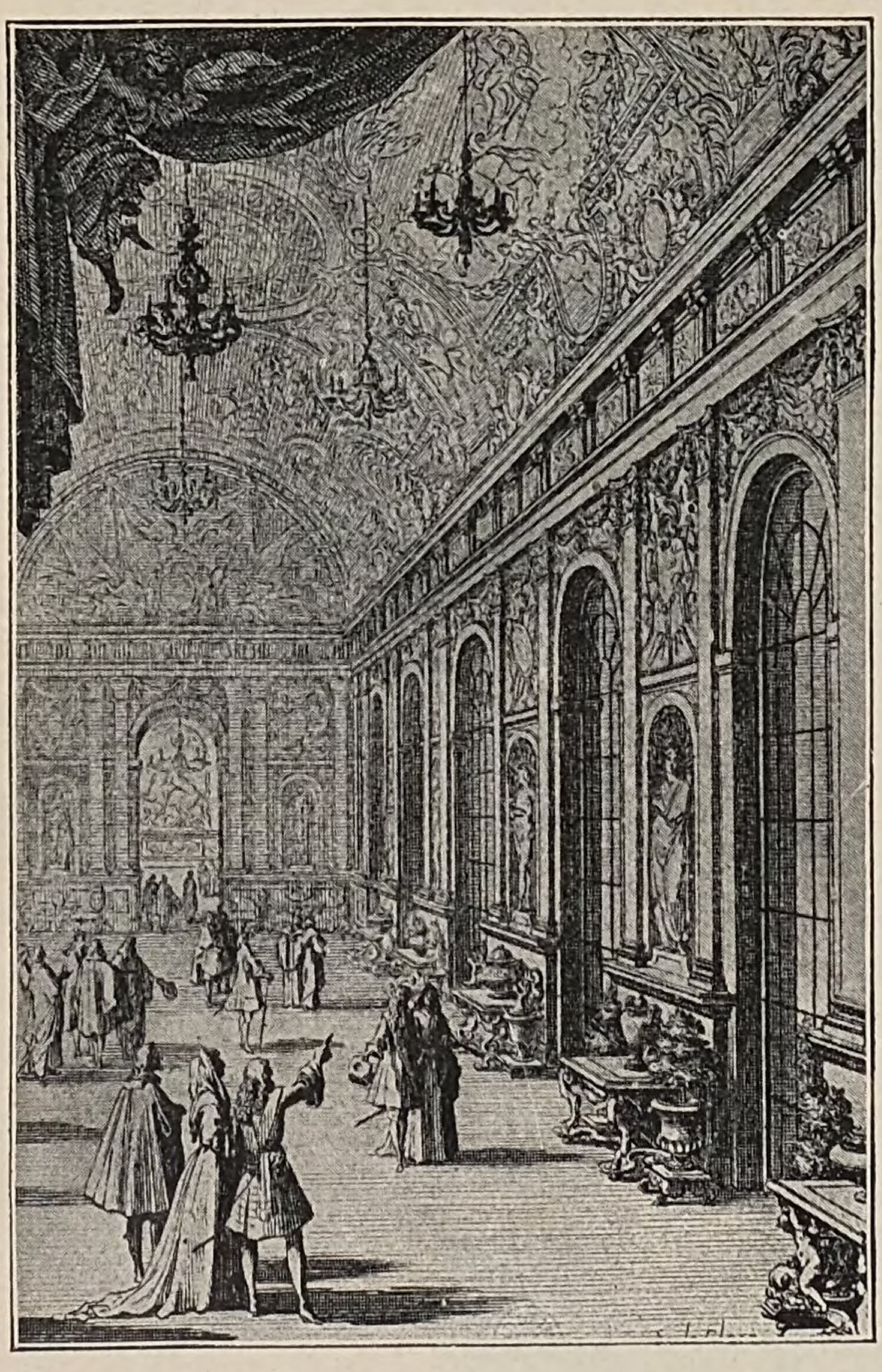



Totenfeier für Ludwig XIV in Saint-Denis.

Es wird erzählt, dass ein vorwitziger Geistlicher den König in Versailles eines Tages von der Kanzel herab näher bezeichnete — eine Verwegen-

heit, die keinem Privatmanne, geschweige denn einem Könige gegenüber erlaubt wäre. Ludwig XIV soll dem eifrigen Kanzelredner nichts weiter gesagt haben, als: „Lieber Pater, ich nehme gern meinen Teil aus Ihrem Sermon, wünsche aber nicht, dass er mir zugeteilt werde.“ Ob das Wort gefallen ist oder nicht, jedenfalls kann es als Lehre dienen.

Der König drückte sich stets in vornehmer Weise, klar und kurz aus; er war stets bemüht, vor der Öffentlichkeit als Souverän zu reden und zu handeln. Als der Herzog von Anjou sich zur Abreise nach Spanien anschickte, um den spanischen Thron zu besteigen, sagte er ihm, um den Bund zu bezeichnen, welcher fortan beide Nationen vereinen sollte:

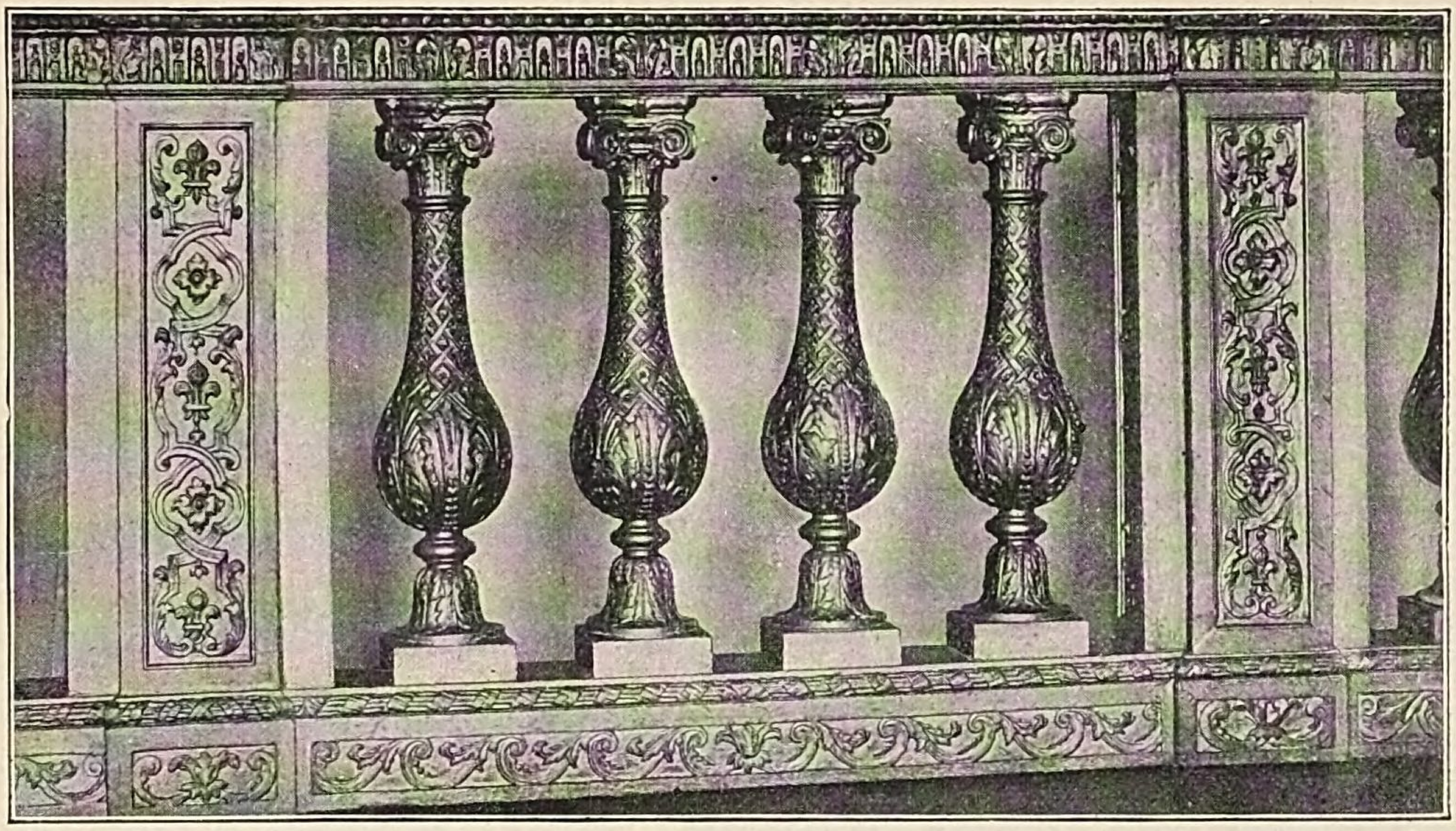


Die Spiegelgalerie in Versailles, wie sie zur Glanzzeit der Regierung Ludwig XIV aussah.
(Nach einem Stich von Sebastian Leclerc.)

„Es giebt keine Pyrenäen mehr!“

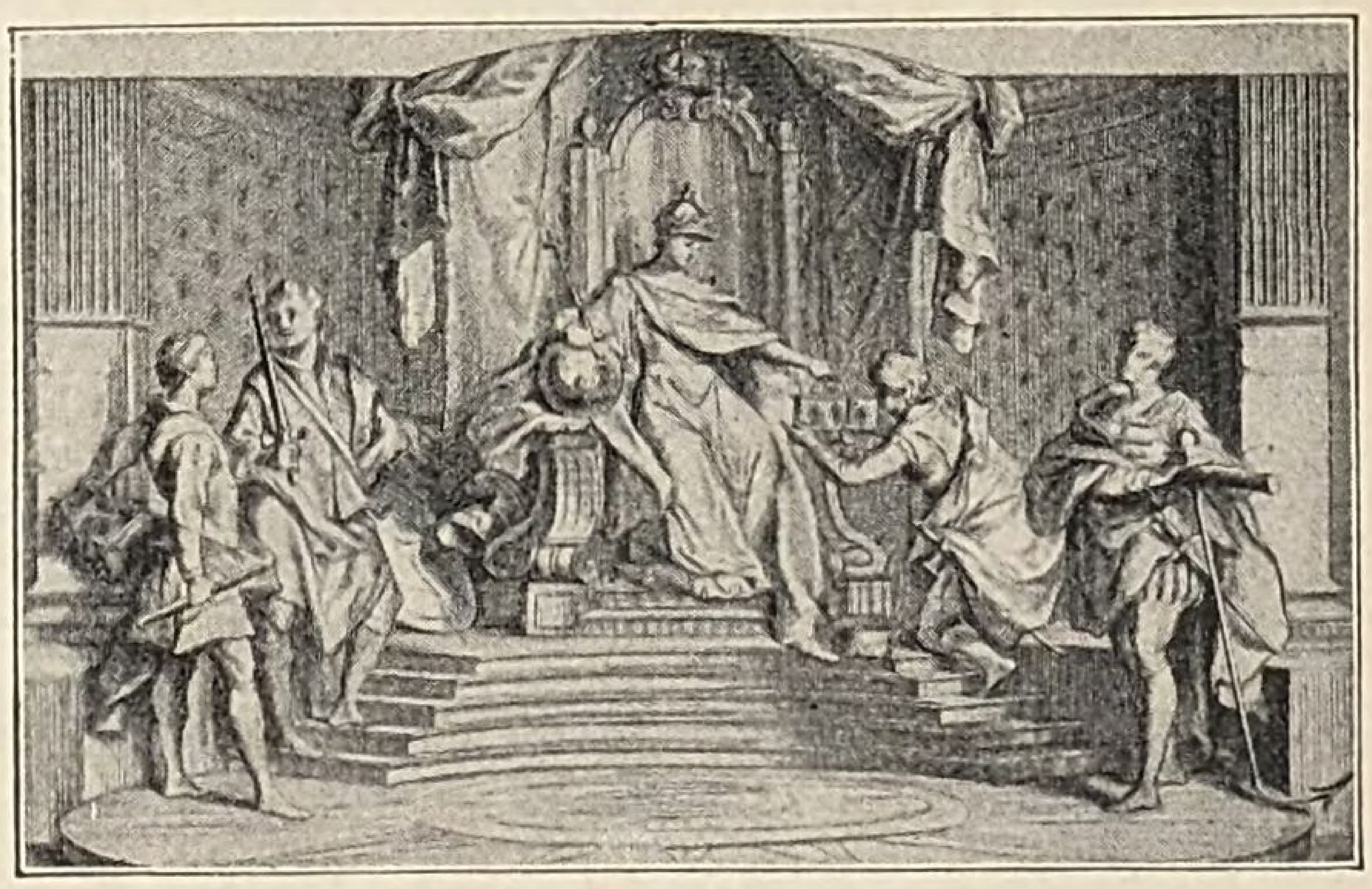
Nichts aber kennzeichnet wohl seinen Charakter besser, als nachstehende Denkschrift, die, durchweg von seiner eigenen Hand geschrieben, vorhanden ist:

„Die Könige sind oft veranlasst, Dinge zu thun, die ihnen widerstreben und ihr Gefühl verletzen; sie sollen es lieben, Freude zu bereiten, kommen aber häufig in die Lage, Leute zu bestrafen, weil das Interesse des Staates allem anderen vorangeht. Man soll seiner Neigung Gewalt anthun und sich in wichtigen Dingen nicht der Gefahr des Vorwurfs aussetzen, dass etwas hätte besser gemacht werden können, dass Privatinteressen einen abgehalten und die Absichten durchkreuzt haben, die man zum Besten des Wohles, der Grösse und der Macht des Staates hätte im Auge haben sollen. Es treten häufig Ereignise ein, welche einem Sorgen bereiten; es handelt sich zuweilen um Dinge von sehr delicater Natur, bei denen es schwierig ist, einen Ausweg zu finden, denn man hat verworrene Vorstellungen. Solange dies aber der Fall ist, möge man einen Entschluss aufschieben; hat man jedoch einem



Balustrade vor dem Bett Ludwig XIV.
(Vergoldete Holzbildhauerei.)

Gegenstande seine volle Aufmerksamkeit zugewendet und glaubt, den besten Ausweg gefunden zu haben, so soll man ihn auch einschlagen. Dadurch habe ich bei meinen Unternehmungen oft Erfolg gehabt. Die Fehler, welche ich beging und welche mir grosse Sorgen bereitet haben, wurden aus Gefälligkeit begangen, oder weil ich mich allzu willfährig von den Ansichten anderer bestimmen liess. Nichts ist so gefährlich wie Schwäche, gleichviel welchen Ursachen sie entspringt. Um andere zu beherrschen, soll man sich über sie erheben und, nachdem man auf alles gehört hat, was von hier- und dorther kommt, sich nach wohlerwogenem Urteil ohne Aufschub entscheiden, indem man stets eingedenk ist, dass man nichts anordnen oder thun soll, was des Ranges unwürdig ist, den man einnimmt, oder im Widerspruch steht mit der Grösse des Staates. Die Fürsten, welche gute Absichten und einige Kenntnisse von ihren Geschäften haben, sei es aus Erfahrung, sei es durch Studium, sei es aus Eifer, sich nützlich zu machen, finden so vieles vor, wodurch sie sich vorteilhaft bekannt machen können; sie sollen auf alles Sorgfalt verwenden, und für alles Sinn haben, sich dabei vor sich selbst in acht nehmen, ihre Neigungen überwachen und stets vor ihren Natur-



Ludwig XIV als Bewahrer des Siegels. 1672.
(Sebastian Leclerc.)

anlagen auf der Hut sein. Das Herrscheramt ist ein umfangreiches, es ist ehrenvoll, es ist lohnend für den, der sich würdig fühlt, alles, wozu es verpflichtet, wohl ausführen zu können — allein es ist nicht frei von Kummer, Mühen und Sorgen. Die Ungewissheit macht einen zuweilen verzweifeln, hat man aber die gebührende Zeit zur Untersuchung einer Sache verwendet, so muss man sich auch entscheiden und das thun, was man für das Beste hält.

Wer stets den Staat bei dem, was er thut, im Auge hat, thut für sich selbst das Beste, denn des einen Wohl ist der Ruhm des anderen; steht der Staat gross, glücklich und machtvoll da, so ist das der Stolz dessen, der Veranlassung dazu gab, und er soll mehr als seine Unterthanen die Annehmlichkeiten des Lebens geniessen. Hat man einen Fehler begangen, so soll man ihn so schnell als möglich wieder gut machen und sich darin von keiner Rücksicht, auch von keiner Gutherzigkeit, stören lassen.



Audienz der siamesischen Gesandtschaft.
(Nach einem von Nolin damals veröffentlichten Kupferstich.)

Im Jahre 1671 starb ein Mann, dem die Geschäfte eines Staatssekretärs für die auswärtigen Angelegenheiten oblagen. Es war ein talentvoller Mann, aber nicht ohne Fehler; es war niemand bei seinem Tode vorhanden, der ihn hätte ersetzen können.

Ich überlegte hin und her, wem ich das erledigte Amt übertragen sollte; endlich schien mir der Geeignetste ein Mann zu sein, welcher schon längere Zeit Gesandter gewesen war.

Ich beschied ihn zu mir, und meine Wahl wurde, was nicht immer zutrifft, allgemein gebilligt. Ich führte ihn selbst in sein Amt ein; ich kannte ihn nur nach dem Ruf, dessen er sich erfreute, und aus der Gewandtheit, mit welcher er die ihm erteilten Aufträge ausgeführt hatte. Das ihm nunmehr verliehene Amt erwies sich aber doch zu schwierig und zu umfangreich für ihn. Ich habe die Vorteile nicht alle ausgenutzt, die sich mir damals boten, nur aus Gefälligkeit und Gutherzigkeit. Ich musste ihm schliesslich befehlen, zurückzutreten, weil das, was er geschäftlich veranlasste, des Nachdrucks und der Gerechtigkeit ermangelte, welche die Ausführung der Befehle eines Königs von Frankreich erforderte. Hätte ich mich früher zu seiner Entlassung entschlossen, so hätte ich den Schaden vermieden, den ich erlitt und mir den Vorwurf erspart, dass meine Nachsicht für ihn einen Nachteil für den Staat zur Folge hatte. Ich erwähne diese Einzelheiten, um ein Beispiel zu geben von dem, was ich vorher gesagt habe.“

Dieses wertvolle, bisher fast unbekannte Dokument bezeugt vor der Nachwelt die Geradheit und Seelengrösse Ludwig XIV. Möchte man nicht behaupten, dass er selbst allzu streng mit sich zu Gerichte ging und dass er sich mit Rücksicht auf Herrn Pomponne, um den es sich hier handelt, nichts vorzuwerfen hatte, da die früheren Dienste und der Ruf dieses Herrn ihn zu der Wahl, die auch eine allgemeine Billigung fand, bestimmten. Verurteilt der König sich selbst wegen der Wahl des Herrn von Pomponne, der das Glück hatte, während der glorreichsten Zeit der Regierung im Amte zu sein, was musste er sich da bezüglich des Herrn von Chamillart sagen, dessen Ministerium so unheilvoll war und allseitig heftig getadelt wurde?



Ludwig XIV in der Rüstung.
(Nach einem Gemälde aus der Rigaud'schen Schule. Versailler Galerie.)

Der König hat mehrere Aufzeichnungen obiger Art gemacht, teils um sich selbst Rechenschaft zu geben, teils um dem Dauphin, dem Herzog von Burgund, Lehren zu erteilen. Seine Betrachtungen schliessen sich stets an Geschehenes. Der Vollkommenheit, die er doch zu erreichen so sehr wünschte, würde er allerdings näher gekommen sein, wenn er sich eine Philosophie hätte aneignen können, welche über Politik und landläufigen Vorurteilen gestanden hätte: eine Philosophie, wie man sie im Laufe langer Jahrhunderte nur vereinzelt bei wenigen Fürsten antrifft, was aber verzeihlich erscheint, wenn man bedenkt, dass sie auch unter Privatleuten nur wenig verbreitet ist.




Höfische Sitte in Frankreich.
(Titelblatt eines Buches, welches 1658 in Deutschland erschienen ist.)

Es möge hier noch ein Teil der Lehren

folgen, die Ludwig seinem Enkel Philipp V bei dessen Abreise nach Spanien mitgab. Er schrieb sie in Hast und nachlässig nieder, wodurch man in die Lage kommt, richtigere Schlüsse in Bezug auf seinen Seelenzustand zu machen, als dies aus einstudierten Reden möglich wäre. Er zeigt sich in diesen Instruktionen als Vater und als König:

„Liebe die Spanier und alle Deinem Thron und Deiner Person ergebenen Unterthanen. Bevorzuge nicht diejenigen, welche Dir am eifrigsten schmeicheln;




Die Freude des französischen Volkes, als ihm unter der Regierung Ludwig XIV der Friede wieder beschert wurde.
(Aus einem damaligen Almanach.)

achte dagegen diejenigen, die Dir um des Guten willen wagen zu missfallen: sie sind Deine wahren Freunde!

Mache deine Unterthanen glücklich und führe Kriege nur dann, wenn Du dazu gezwungen wirst und die Gründe beraten und reiflich erwogen hast.

Achte darauf, dass Deine Finanzen in gutem Stande sind. Wache über Indien und Deinen Flotten. Habe den Handel im Auge. Lebe in enger Beziehung mit Frankreich, denn es ist für beide Mächte ein Einvernehmen von Vorteil: gegen beide vereint wird der Widerstand unmöglich.

Bist Du zum Kriege gezwungen, so tritt selbst an die Spitze Deines Heeres.

Sei bedacht darauf, Deine Truppen in gutem Stande zu halten, und fange mit denen in Flandern an.

Vernachlässige nie Deine Geschäfte um des Vergnügens willen, entwirf Dir eine Lebensordnung, die die Zeit bestimmt, welche der Erholung und Zerstreuung gehören soll.

Unter diesen giebt es keine, die so harmlos wäre wie die Jagd und das Leben auf einem Landhause, vorausgesetzt dass dies nicht zu viel Kosten verursacht.

Wende all Deine Aufmerksamkeit den Staatsgeschäften zu; höre im Anfang möglichst viel, ehe Du entscheidest.



Monseigneur der Herzog von Anjou, von Ludwig XIV zum König von Spanien erklärt.
(Nach einem Almanach von 1701.)

Sobald Du an Kenntnissen zugenommen hast, bedenke, dass Dir die Entscheidung zukommt. So erfahren Du aber auch sein magst, höre stets alle Ansichten und Urteile Deiner Ratgeber, bevor Du die Entscheidung triffst.

Thue alles, was in Deinen Kräften steht, dass Du die hervorragendsten Männer genau kennen lernst und Dich ihrer gegebenenfalls bedienen kannst.

Achte darauf, dass die Vicekönige und Gouverneure stets geborene Spanier sind.

Sei freundlich gegen jedermann, sage niemandem etwas Kränkendes, zeichne die Leute von Stand und Verdienst besonders aus.

Zeige Dich erkenntlich gegen den verstorbenen König und gegen alle, welche dafür eintraten, dass Du sein Nachfolger wurdest.

Setze Vertrauen in den Kardinal Portocarrero und zeige ihm, wie sehr Du Dich ihm verpflichtet fühlst für sein Verhalten.

Ich glaube, Du musst den Gesandten, der zuerst als Unterthan zu Dir zu sprechen berufen war, in hervorragender Weise belohnen.

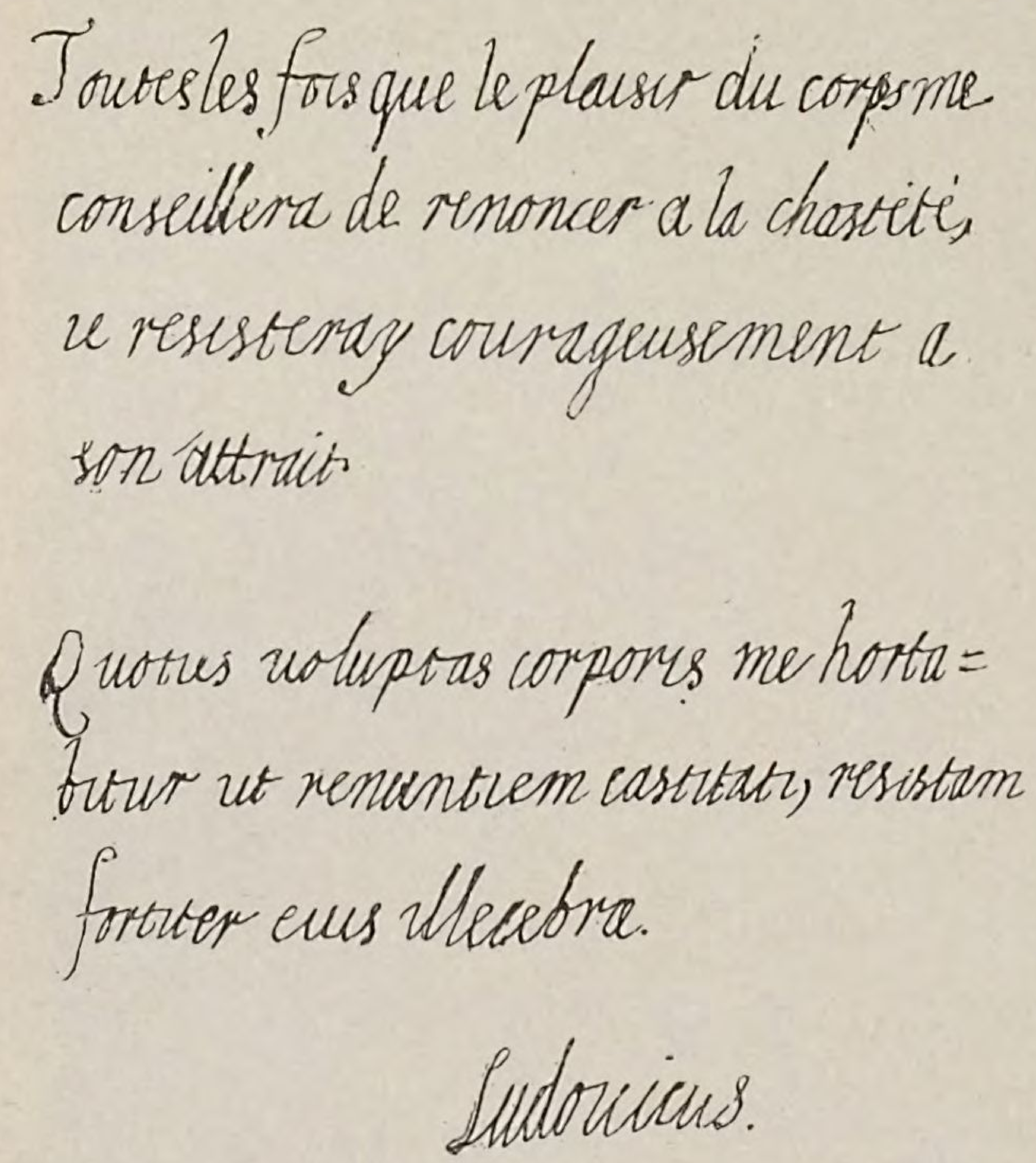
Vergiss auch Bedmar nicht, der ein verdienter Mann und wohl imstande ist, Dir Dienste zu erweisen.

Habe ein volles Zutrauen zum Herzog von Harcourt. Er ist geschickt und redlich und wird Dir, was Dich persönlich angeht, die besten Ratschläge geben.

Halte alle Franzosen in Zucht und Ordnung.

Behandle Deine Diener gut, gestatte ihnen aber keine Vertraulichkeiten und schenke ihnen nicht Dein Vertrauen. Behalte sie, solange sie ordentlich sind, entlasse sie beim geringsten Fehler, den sie begehen, und nimm sie nie in Schutz gegen die Spanier.

Mit der Königin-Witwe beschränke Deinen Verkehr auf das Notwendigste. Trachte dahin, dass sie Madrid verlässt, aber in Spanien bleibt. Wo immer sie sein mag, beobachte ihr Verhalten und verhindere, dass sie sich in irgend welche Staatsangelegenheit mische. Und traue denen nicht, welche allzu viel mit ihr verkehren.


Toutes les fois que le plaisir du corps me conseillera de renoncer a la chasteté, je resisteray courageusement a son attrait

Quoties voluptas corporis me hortabitur ut renuntiem castitati, resistam fortiter eius illecebrae.

Ludovicus.

Faksimile der Handschrift Ludwig XIV als Knabe von 13 Jahren.

(Aus einer Sammlung lateinischer Aufsätze, die der König dem Grafen Béthume geschenkt hat. Nationalbibliothek: französische Manuskripte.)

Bewahre Deinen Verwandten Deine Liebe und gedenke des Kummers, den es ihnen verursachte, Dich scheiden zu sehen. Bleibe, gleichviel, ob es sich um wichtige oder unwichtige Dinge handelt, mit ihnen in regem Verkehr. Fordere von uns, was Du brauchst oder haben möchtest und was Du in deinem Lande nicht hast. Wir werden Dir gegenüber dasselbe thun.

Vergiss nie, dass Du Franzose bist, und denke an das, was Dir passieren kann. Hast Du die Thronfolge durch Nachkommen erledigt, so gehe nach



Autotypie und Druck von Rud. Loës in Leipzig. Verlag und Eigenthum von Schmidt & Günther in Leipzig.

Die Marquise de Sévigné.
Ein Pastellbild von R. Nanteuil, im Besitz des Grafen Laubespin.

Mailand und nach Flandern. Dort wird sich Gelegenheit zu einem Wiedersehen mit uns finden. Inzwischen aber besuche Catalonien, Arragonien und andere Teile Spaniens. Siehe zu, was Du für Ceuta thun kannst.

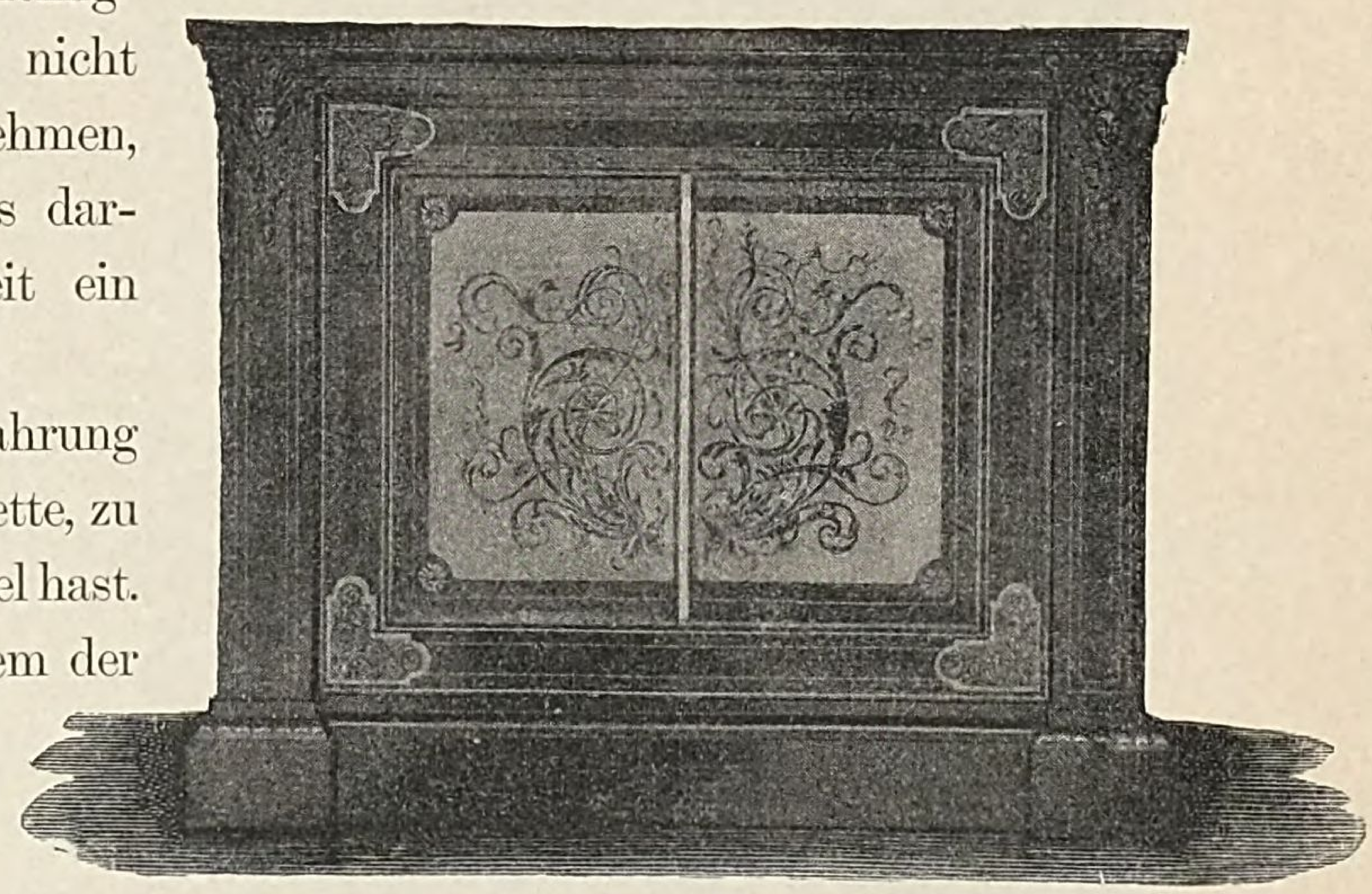
Wirf etwas Geld unter das Volk so wie Du in Spanien bist, besonders aber bei Deinem Einzuge in Madrid.

Zeige kein Befremden ungewohnten Persönlichkeiten gegenüber; spotte nicht über sie. Es hat jedes Land seine Eigentümlichkeiten, und bald wirst Du Dich an das gewöhnt haben, was Dir seltsam vorkam.

Vermeide es, soviel Du kannst, denen Deine Gunst zuzuwenden, die Geld dafür ausgaben. Gieb am richtigen Fleck und gieb reichlich, nimm nie Geschenke an, höchstens Kleinigkeiten. Kannst Du jedoch nicht umhin, ein Geschenk anzunehmen, so mache denen, welche es darbrachten, nach einiger Zeit ein wertvolleres Gegengeschenk.

Halte Dir zur Aufbewahrung Deines Privatgeldes eine Kasette, zu welcher Du allein den Schlüssel hast.

Ich schliesse mit einem der wichtigsten Ratschläge, die ich Dir erteilen könnte: lass niemanden Herr über Dich sein, mache niemanden zu Deinem Premierminister. Höre und frage — aber entscheide selbst. Gott, welcher Dich zum König machte, wird Dir die Einsicht geben, deren Du bedarfst: wenn nur Deine Absichten gut sind."



Schrank, sogenanntes Kabinett, von Boulle.
(Nationalmuseum für Mobilien. Aus dem Schloss zu Fontainebleau.)

Ludwig XIV hatte mehr gesunden Verstand und ernste Gesinnungsart als schlagenden Witz. Verlangt man denn von einem Könige, dass er Denkwürdiges sage oder dass er Denkwürdiges vollbringe? Das notwendigste Erfordernis bei einem hochstehenden Mann ist, dass er niemand aus seiner Gegenwart unzufrieden entlässt und dass er sich bei allen, die sich ihm nahen, beliebt macht. Man kann nicht in jedem Augenblick etwas Gutes thun, man kann aber stets etwas sagen, was angenehm ist. Bei Ludwig XIV war dies zu einer glücklichen Angewohnheit geworden. Im Verkehr mit seinem Hofe entfaltete er alles, was nur die Majestät an Liebenswürdigkeit aufzubieten vermag, dabei erniedrigte er sich nicht, denn was er that, um zu gefallen, that er mit vornehmer Feinheit. Er war namentlich Frauen gegenüber voller

Aufmerksamkeiten und Höflichkeit und beeinflusste die Hofleute dadurch aufs vorteilhafteste, er versäumte keine Gelegenheit, den Männern Dinge zu sagen, die ihrer Eigenliebe schmeichelten, zum Wetteifer anregten und lange in der Erinnerung haften blieben.

Eines Tages machte die damals noch ganz junge Herzogin von Burgund mit lauter Stimme beim Souper scherzhafte Bemerkungen über einen Offizier, welcher sehr hässlich war.

„Ich halte ihn, Madame," rief mit noch lauterer Stimme der König, der ihre Worte gehört hatte, „für den schönsten Mann meines Königreiches, denn er ist einer der Bravsten!"



Ein Offizier, der kein Hofmann war: „Der Herr Johann Bart."
(Nach einem bekannten Kupferstich von Bonnart.)

Ein höherer Offizier, der ein etwas barsches Wesen hatte und dasselbe auch während seines Aufenthaltes bei Hofe nicht ablegte, hatte in einer Schlacht einen Arm verloren und beklagte sich einst beim König, von welchem er bereits ein hohes Gnadengeld erhalten hatte.

„Ich möchte," so sagte er, „ich hätte auch den anderen Arm verloren, und brauchte Ew. Majestät nicht mehr zu dienen."

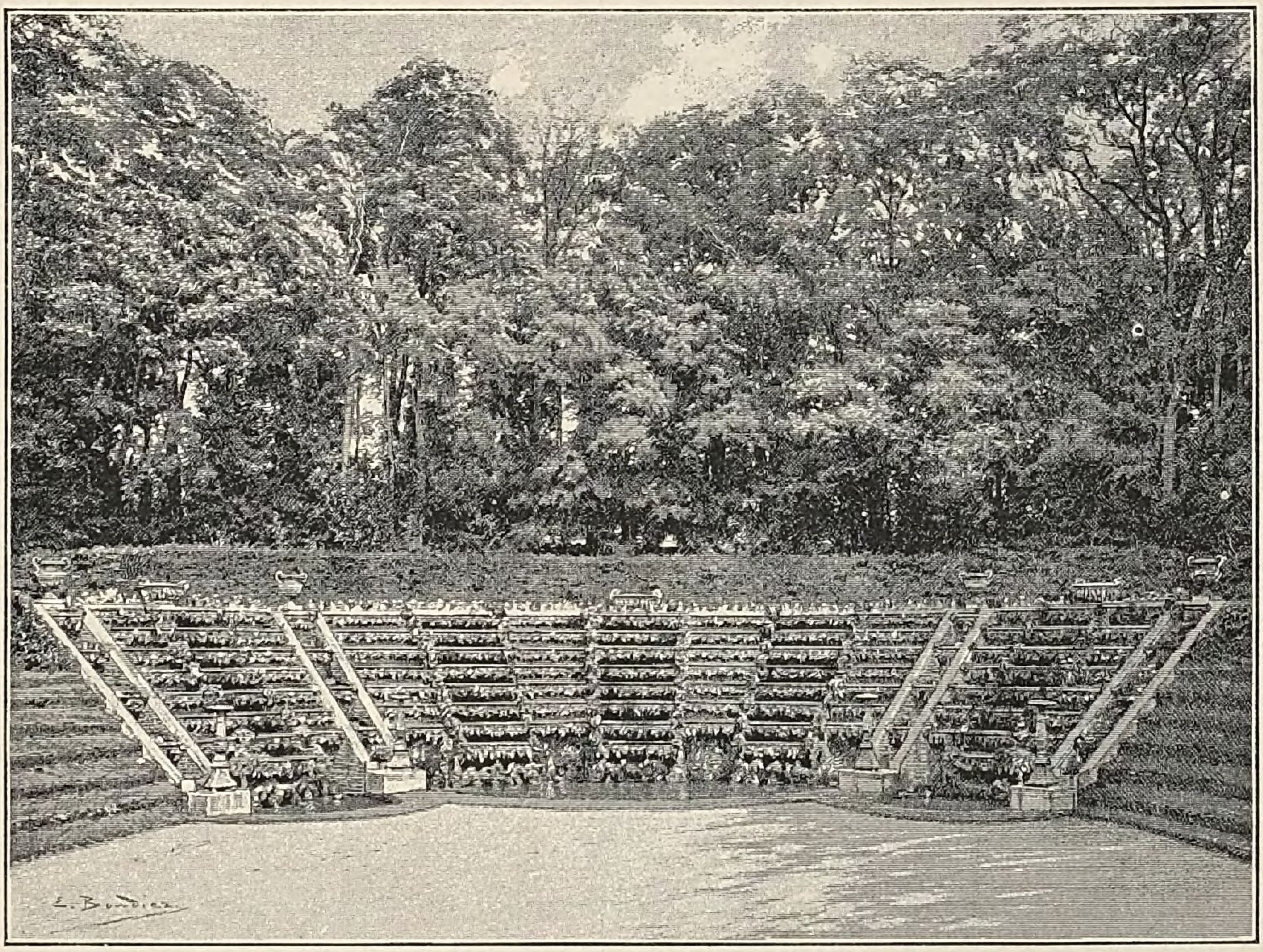
„Das würde mir Ihretwegen ebenso leid thun wie meinetwegen," gab der König zur Antwort und fertigte dem Offizier abermals eine Zuweisung aus.

Es fiel dem König in der That schwer, jemandem etwas Unangenehmes zu sagen, das ja im Munde eines Königs einem tödlichen Geschoss gleich wirken kann: er erlaubte sich nicht einmal die harmlosesten Scherze — Privatpersonen sind nicht so zurückhaltend mit bittern und gefährlichen Spöttereien.

Der König fand an sinnigen Einfällen, hübschen Liedern und dergleichen viel Gefallen und verstand sich auch darauf. Zuweilen parodierte er wohl auch aus dem Stegreif Arien, welche gerade Mode waren. Man sieht daraus, dass kleinere geistige Unterhaltungen am Hofe beliebt waren, dass der König an denselben teilnahm und dass er im Innern seiner Ge-

mächer als Mensch ebensogut zu leben wusste, wie er auf der Weltbühne als Monarch aufzutreten verstand.

Sein in betreff des Marquis von Barbezieux an den Erzbischof von Rheims gerichteter Brief macht, obwohl er ziemlich nachlässig geschrieben ist, ihm vielleicht mehr Ehre, als die sinnreichsten Einfälle gethan haben würden. Er hatte dem noch jungen Marquis die Stelle als Kriegsminister, welche Barbezieux' Vater, der bekannte Louvois, inne gehabt hatte, verliehen.



Der „Ballsaal" im Park von Versailles; hergerichtet 1680.
(Zeichnung nach der Natur von Boudier.)

Da er mit dem Verhalten des neuen Ministers gleich anfänglich nicht zufrieden war, so versuchte er etwas Besseres aus ihm zu machen, ohne ihn dadurch zu demütigen. So kam es, dass er an Barbezieux' Onkel, den Erzbischof von Rheims, schrieb und denselben bat, er möge seinen Neffen warnen. Es redet aus dem Brief das Wohlwollen eines Vaters ebenso wie die in alles eingeweihte Umsicht des Herrschers. In dem Briefe steht:

„Ich weiss, was ich dem Andenken des Herrn von Louvois schuldig bin, wenn jedoch Ihr Neffe sein Verhalten nicht ändert, werde ich mich genötigt sehen, einen entscheidenden Schritt zu thun. Dies würde ich zu meinem Leidwesen thun müssen. Er hat Fähigkeiten, macht jedoch keinen guten Gebrauch von denselben. Er giebt den Prinzen allzu häufig Soupers,

anstatt bei der Arbeit zu sein; seiner Vergnügungen wegen vernachlässigt er die Geschäfte, lässt die Offiziere in den Vorzimmern warten, spricht mit Überhebung, sogar zuweilen in harten Worten zu ihnen."

So viel habe ich von dem Briefe, den ich im Original gesehen und gelesen habe, im Gedächtnis behalten. Er beweist, dass der König sich nicht von seinen Ministern beherrschen liess, wie man vielfach glaubt, sondern dass er dieselben sich gefügig zu machen verstand.

Er hörte Lobeserhebungen gern, und das ist bei einem Fürsten gut, damit er sich bestrebe, dieselben zu verdienen, aber sie waren ihm nicht recht, wenn sie übertrieben waren.



Marmorvase.
(Im Park von Versailles.)

Als ihm die Akademie, welche ihm über ihre jährlichen Preisschriften Bericht zu erstatten hatte, eine solche über das Thema „Welche von all den Tugenden des Königs verdient den Vorzug?" vorlegte, wurde er verlegen, er wollte nicht zugeben, dass ein solches Thema gestellt werde. Er liess die Lobreden Quinault's hingehen — aber das war in den schönsten Tagen seines Ruhmes, zu einer Zeit, da der glückberauschte Zustand des Volkes den seinigen entschuldigte. Virgil und Horaz besangen aus Dankbarkeit den Augustus, Ovid aus Schwäche, sie überschütteten den Cäsaren mit Lobsprüchen, die, wenn man an die Proscriptionen denkt, weit weniger am Platze waren.

Wenn Corneille im Vorzimmer des Kardinal Richelieu zu den Hofjunkern gesagt hätte: „Sagen Sie dem Herrn Kardinal, dass ich mich auf Verse besser verstehe als er", so würde ihm der Kardinal nie verziehen haben — als Despréaux bei einer Streitfrage über Verse, welche der König gut fand, Despréaux aber verwarf, obige Worte zu König Ludwig sagte, bemerkte dieser ruhig: „Despréaux hat wohl recht; er versteht mehr davon als ich."

Beim Herzog von Vendôme wohnte in Versailles Villiers, der philosophische Sonderling und Lebemann, welcher cynischen Freimut für etwas Verdienstliches hielt: man hatte ihm den Spitznamen Villiers-Vendôme gegeben. Er genierte sich nicht, in lauten Worten den Geschmack des Königs in Bezug auf Musik, Architektur, Malerei und Gartenanlagen zu tadeln. Liess der König ein neues Boskett anlegen, ein Gemach einrichten, eine Fontaine herstellen — gleich war Villiers bei der Hand, um alles schlecht zu finden und seinen Tadel in unpassender Form von sich zu geben.

„Ich begreife nicht,“ meinte der König, „dass Villiers gerade mein Haus zum Aufenthalt gewählt hat, in welchem er sich über alles moquiert.“

Als er Villiers eines Tages im Park von Versailles begegnete, fragte er ihn, indem er auf eine der neuen Anlagen wies.

„Ehbien! Hat diese Anlage das Glück, Ihnen zu gefallen?“

„Nein,“ erwiderte Villiers kurz und trocken.

„Es giebt aber doch Leute,“ fuhr der König fort, „die nicht so ganz unzufrieden damit sind.“

„Das ist schon möglich, es hat ja jeder seine eigene Meinung,“ erwiderte der Philosoph und der König lachend:

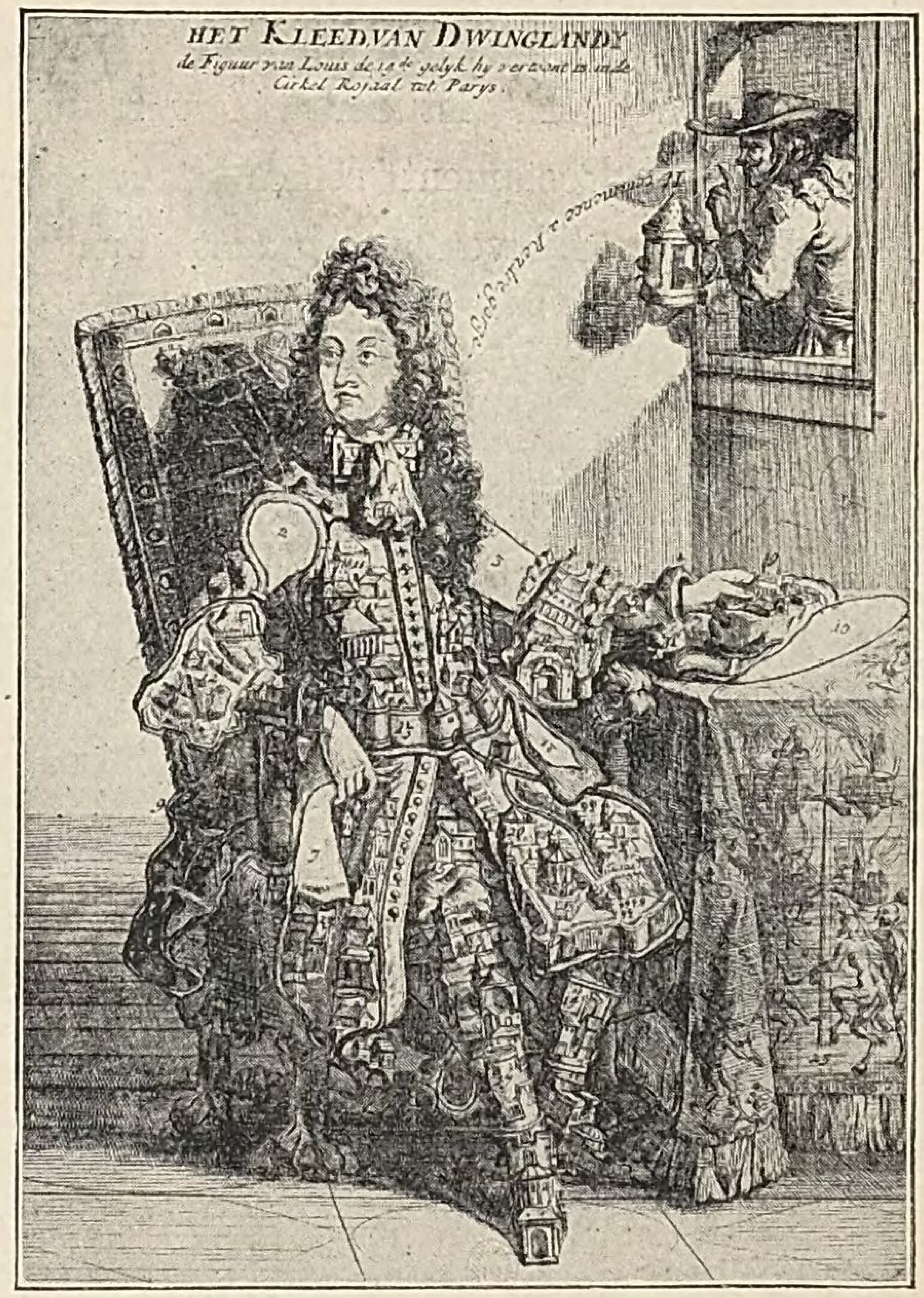
„Jedem kann man es nicht recht machen.“

Als Ludwig eines Tages Triktrak spielte, stellten sich über irgend einen Vorfall beim Spiel Zweifel ein und es wurde hin und her gestritten. Die umstehenden Höflinge aber beobachteten tiefes Schweigen. Da trat Graf Grammont ein.

„Entscheiden Sie,“ rief ihm der König zu.

„Sie sind es, Sire, der unrecht hat,“ sagte der Graf.

„Und wie kommen Sie dazu, mir Unrecht zu geben, ehe Sie überhaupt wissen, um was es sich handelt?“



Das eroberte Gewand.

(Ludwig XIV, bekleidet mit den festen Plätzen, welche er erobert hat. Nach einer holländischen Karikatur. 1693.)

„Es entgeht Ihnen, Sire, dass alle diese Herren, falls ein Zweifel nur irgend erfindlich gewesen wäre, Ihnen denselben hätte zu gute kommen lassen.“

Der Herzog von Antin machte zu damaliger Zeit viel von sich reden, weil er den Leuten nichts Angenehmes sagte, sondern that, was ihnen angenehm war. Der König war in Petit Bourg zur Nacht abgestiegen und hatte sich tadelnd darüber Ausgesprochen, dass eine Allee von hohen Bäumen die Aussicht nach dem Fluss hin verdecke. Wie erstaunt er, als er am anderen Morgen beim Erwachen die malerischen Ufer des Flusses sieht! Der

Herzog, welcher die Bäume während der Nacht hatte fällen lassen, bemerkte: „Ew. Majestät haben die Bäume verurteilt, deshalb sind dieselben beseitigt!“

Dieser nämliche Herzog von Antin hatte eines Tages bemerkt, dass ein ziemlich umfangreiches Gehölz am Ende des Kanals von Fontainebleau dem König missfiel, er wusste es gelegentlich eines Spazierganges dahin zu bringen, dass der König Befehl zur Beseitigung des Waldes gab. Antin, der bereits sämtliche Bäume hatte vorher ansägen lassen, gab ein Zeichen, und mit Gekrach brach der ganze Wald zusammen — das sind Züge eines geistreichen Höflings, aber keines Schmeichlers.

Ludwig XIV ist der Vorwurf unerträglichen Stolzes gemacht worden, weil an dem Postament seines Standbildes auf der Place des Victoires in Ketten gelegte Sklaven angebracht sind, aber weder dieses noch das Denkmal auf der Place Vendôme sind auf seinen Befehl errichtet worden. Das erstere ist ein Zeichen der Dankbarkeit des ersten Marschall de la Feuillade für seinen Souverän. Es kostete dem Errichter 500 000 Francs, nach heutigem Gelde etwa eine Million; die Stadt gab für die Herstellung des Platzes etwa ebensoviel aus. Man thut dem König ebensosehr Unrecht, wenn man ihm die prahlerische Grossartigkeit des Denkmals zum Vorwurf macht, wie wenn man in der Hochherzigkeit de la Feuillade's Eitelkeit, wenn man in diesem Herrn einen Schmeichler erblicken wollte.



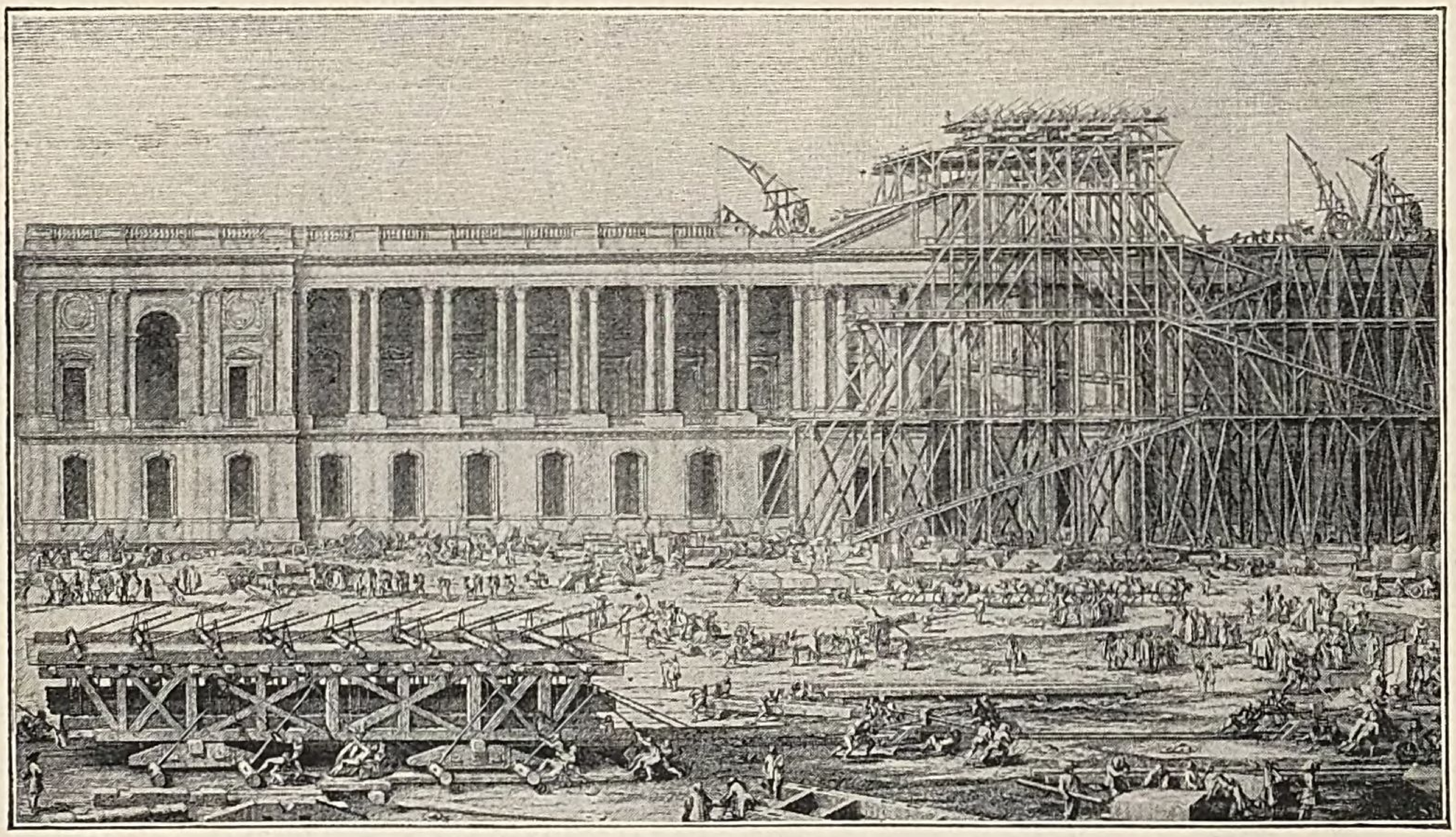
Die königliche Bibliothek zu Paris.
(Vignette in einem Almanach von 1676.)

Es wurde damals von den „Sklaven“ gar viel gesprochen, sie könnten ja aber ebensogut, „bewältigte Laster“, z. B. das abgeschaffte Duell, die Ketzerei u. a. bezeichnen. Die Inschriften handeln von der Verbindung der Meere, dem Frieden zu Nimwegen, sie behandeln mehr die Wohlthaten des Königs als seine Siege. Auch ist es unter Bildhauern ein alter Brauch, am Sockel fürstlicher Standbilder Sklaven anzubringen; besser wäre es freilich, es träten an die Stelle der Sklaven freie, glückliche Bürger; sieht man doch auch zu Füssen des guten Heinrich IV, Ludwig XIII Sklaven; man erblickt Sklaven am Denkmal Ferdinands von Medici in Livorno, der doch kein Volk in Ketten legte, man erblickt sie in Berlin am Denkmal eines Kurfürsten, der wohl die Schweden zurückschlug, aber keine Eroberungen machte.

Die Nachbarn der Franzosen, wie diese selbst haben in der ungerechtesten Weise Ludwig XIV für diesen Bildhauerbrauch verantwortlich gemacht. Die Inschrift „viro immortali“ ist auch als ein Zeichen götzendienerischer Anbetung verschrieen worden, als ob damit etwas anderes ausgedrückt

wäre, als die Unsterblichkeit des Ruhmes. Die Inschrift, welche Viviani an seinem Hause in Florenz anbringen liess: Aedes a Deo data klingt weit schlimmer und sie ist doch nur eine Anspielung auf den Beinamen Deodatus und den Vers Virgil's „deus nobis haec otia fecit."

Was nun das Denkmal auf dem Vedômeplatz anbelangt, so ist dasselbe von der Stadt errichtet worden. Die lateinischen Inschriften an den Seiten des Sockels enthalten Schmeicheleien, die plumper sind als die an dem Monument des Place des Victoires. Sie besagen, dass Ludwig XIV immer nur widerwillig zu den Waffen gegriffen habe. Dieser Unwahrheit hat er



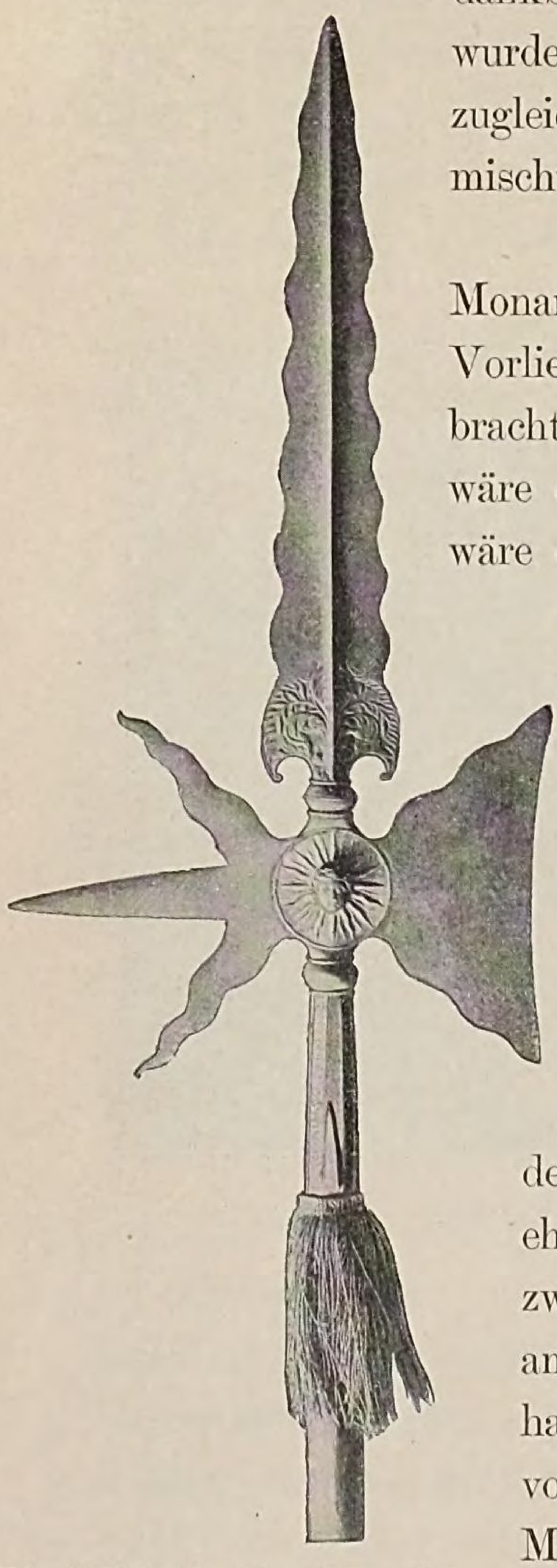
Die Kolonnade vom Louvre während ihrer Erbauung.
(Nach einem Stich von Leclerc.)

selbst auf seinem Totenbette in feierlichen Worten widersprochen, und man wird sich derselben länger erinnern als jener ihm wohl völlig unbekannt gebliebenen Inschrift, die man nur als Ausdruck einer der Gelehrten unwürdigen Speichelleckerei ansehen sollte.

Der König hatte die Baulichkeiten auf diesem Platze für seine öffentliche Bibiothek bestimmt, auf drei Seiten wurde der Platz von dem gewaltigen Neubau eines Palastes umfasst, der immer höher stieg, als die Unglücksfälle von 1701 die Stadt nötigten, Privathäuser auf den vorhandenen Ruinen zu errichten. So ist das Louvre nicht vollendet worden und die Springbrunnen und der Obelisk, welche Colbert dem Portale Perrault's gegenüber errichten wollte, sind nur in Zeichnungen vorhanden: das schöne Portal Saint-Gervais' ist unausgeführt geblieben. Die meisten Baudenkmäler von Paris erwecken Bedauern.

Im Volke wünschte man, der König hätte die Gebäude an diesem Platz für die öffentliche Bibliothek bestimmt, das Louvre in seiner Hauptstadt dem Versailler Schloss vorgezogen, welches vom Herzog von Créqui als „ein Günstling ohne Verdienst“ bezeichnet wurde. Die Nachwelt ist voll dankbarer Bewunderung für das Grosse, was geschaffen wurde; sieht man aber, wie Grossartiges und Mangelhaftes zugleich Ludwig in Bezug auf sein Landschloss schuf, so mischt sich Tadel der Bewunderung.

Aus dem Gesagten erhellt zur Genüge, dass dieser Monarch für alles Grosse und für den Ruhm eine besondere Vorliebe hatte. Ein Fürst, der wie er Denkwürdiges vollbracht hat und dabei einfach und bescheiden geblieben wäre, wäre der Grösste, der erste unter allen Königen — Ludwig wäre der zweite gewesen!



Die Hellebarde Nr. 90 von der schottischen Garde Ludwig XIV mit dem Schild des „Roi Soleil.“ Sammlung des Herrn Carl Rossigneux.)

Wenn man hört, dass Ludwig XIV auf dem Sterbebett bereute, sich leichtsinnig in Kriege gestürzt zu haben, so wird man zugeben, dass er nicht nach dem Erfolge urteilte, denn von all seinen Kriegen war der gerechteste und am wenigsten zu vermeidende der Krieg von 1701 — es war der einzig unheilvolle.

Seiner Ehe entsprangen ausser Monseigneur noch zwei Söhne und drei Töchter, die jedoch in den Kinderjahren starben. In Bezug auf seine aussereheliche Nachkommenschaft war er glücklicher: nur zwei seiner Bastarde starben in der Wiege, acht blieben am Leben, wurden legitimiert und fünf von ihnen hatten Nachkommenschaft. Er hatte ausserdem noch von einem Edelfräulein, welches zur Umgebung der Montespan gehörte, eine Tochter, die jedoch nicht legitimiert und an einen Herrn de la Queue aus der Umgegend von Versailles verheiratet wurde.

Man vermutet ausserdem — und zwar mit viel Wahrscheinlichkeit — dass eine Nonne in der Abtei von Moret eine Tochter Ludwig's war. Sie hatte einen dunkelbraunen Teint, sah ihm aber frappant ähnlich. Sie erhielt eine Dotation von 20 000 Thalern, als sie in das Kloster eintrat. Die hohe Meinung, welche diese Nonne in Bezug auf ihre Abkunft hatte, flösste ihr einen Stolz ein, über welchen sich ihre Oberinnen bitter beklagten. Frau von Maintenon besuchte einmal auf einer Reise das Kloster

und that, was sie konnte, um der Übermütigen Bescheidenheit beizubringen und ihr alles auszureden, was sie so hochmütig machte.

„Madame,“ bemerkte die Nonne, „die Mühe, welche sich eine Dame von Ihrem Range nimmt, eigens hierher zu kommen und mir auseinanderzusetzen, dass ich nicht die Tochter des Königs bin, bestärkt nur meine Überzeugung, dass ich es bin.“

Im Kloster von Moret wird noch heute diese Anekdote erzählt.

Diese kleinen Einzelheiten könnten den Philosophen abschrecken, allein die Neugier, diese allgemein menschliche Schwäche, hört fast auf, eine Schwäche zu sein, wenn sie Zeiten und Menschen betrifft, die die Blicke der Nachwelt auf sich ziehen.




Ludwig XIV und die Damen des Hofes bei der Huldigung Strassburgs.
(Aus einem damaligen Almanach.)

# LUDWIG XIV

UND SEINE

# MINISTER.




Kupferstich zur Erinnerung an die Einverleibung der Franche-Comté. (1679.)




Ludwig XIV in seinem Arbeitskabinett.
(Befehle an seine Minister erteilend. Fide et obsequio: entworfen von S. Leclerc.)

# I.

# Die Regierung des Innern. Die Justiz. Der Handel. Gesetze. Militärische Disciplin. Marine u. s. w.




Eie Medaille von 1680: Die Aushebung der Matrosen; gefertigt von Molart.

Man ist Männern, die der Öffentlichkeit angehören und ihrer Zeit Wohlthaten erwiesen haben, die Pflicht schuldig, den Punkt besonders ins Auge zu fassen, von welchem sie ausgingen, um die Veränderungen, die sie in ihrem Lande veranlasst haben, richtig zu würdigen. Die Nachwelt ist ihnen, selbst wenn sie übertroffen worden sind, unauslöschlichen Dank schuldig für das edle, von ihnen gegebene Beispiel: Dieser Ruhm ist ja ihr einziger Lohn.

Unzweifelhaft strebte auch Ludwig XIV nach diesem Ruhme, da er gleich nach Beginn seiner selbständigen Regierung die Reichseinrichtungen zu reformieren, seinen Hof zu verfeinern, die Künste zu fördern suchte.

Er machte es sich zum Gesetz, nicht nur regelmässig mit jedem einzelnen seiner Minister zusammenzuarbeiten, sondern auch jedem Manne von bekanntem Namen eine Audienz zu bewilligen und zu gestatten, dass jeder Privatmann Bitten und Vorschläge an ihn richte. Diese Bittgesuche wurden anfangs von einem besonderen Beamten, dem „Requetenmeister“ entgegengenommen, der sie mit Randbemerkungen versah; später gingen sie direkt

in die Bureaux der Minister. Vorschläge wurden einer Prüfung des Rates unterzogen und diejenigen Personen, von welchen sie ausgingen, mehrmals zugezogen, um mit den Ministern in Anwesenheit des Königs die Vorschläge des näheren zu erörtern. Es entstand auf diese Weise zwischen dem Thron und dem Volk ein Verkehr, der trotz der absoluten Regierungsform bestehen konnte.

Ludwig XIV gewöhnte sich an die Arbeit, zu der er sich selbst erzog; sie war ihm neu und beschwerlich, da verführerische Vergnügen ihn fort und fort zu verhindern schienen. Er schrieb selbst die Depeschen an die Gesandten, entwarf auch eigenhändig wichtige Erlasse und unterfertigte kein Schriftstück mit seinem Namen, das er sich nicht erst hätte vorlesen lassen.



Der König seinen Unterthanen Audienzen erteilend.
(Nach einem bekannten Kupferstich von 1667.)

Als Colbert nach dem Sturze Fouquet's in die Finanzen wieder Ordnung gebracht hatte, erliess der König alle aus den Jahren 1647 bis 1656 rückständigen Steuern, dem dritten Stande aber noch drei Millionen dazu. Es wurden die lästigsten Steuern im Betrage von jährlich 500 000 Thalern gänzlich abgeschafft. Der Abbé de Choisy muss schlecht unterrichtet oder sehr ungerecht gewesen sein, denn er behauptet, die Steuerquote sei nicht herabgesetzt worden: sie wurde durch Steuererlasse vermindert und durch bessere Ordnung erst erhöht!

Die Bemühungen des Oberpräsidenten von Bellièvre, unterstützt durch die Freigebigkeit der Herzogin von Aiguillon und verschiedener Bürger, hatten die Einrichtung eines allgemeinen Krankenhauses zur Folge. Der König erweiterte dasselbe und liess in allen grösseren Städten Frankreichs ähnliche Anstalten einführen.

Die bisher unwegsamen Landstrassen wurden ausgebessert und nach und nach so vervollkommnet, dass sie unter der Regierung Ludwig XV die Bewunderung der Frankreich besuchenden Fremden erweckten. Zu welchem Thore von Paris man jetzt hinausfährt, man fährt fünfzig bis sechzig Meilen, einige wenige Stellen ausgenommen, auf guten, mit Bäumen eingefassten Wegen. Waren die von den Römern angelegten Strassen dauerhafter, so waren sie doch nicht so breit, nicht so schön.

Das Genie Colbert's wandte sich hauptsächlich dem Handel zu, welcher



„Die kaufmännische Gesellschaft.“
(Münze, gestochen von Mauger 1664 zu Ehren der Gründung der „Indischen Compagnie“.)

bisher wenig entfaltet war und für welchen grosse Gesichtspunkte ganz fehlten. Engländer und Holländer versahen mit ihren Schiffen den ganzen Handel Frankreichs: die Holländer beluden in unseren Häfen ihre Schiffe mit unseren Landeserzeugnissen und beförderten dieselben nach allen Teilen Europas.

Im Jahre 1662 wurde zum erstenmal den Franzosen der „Schiffszoll“ durch königliche Verfügung erlassen, den alle fremden Schiffe zahlen mussten. Es wurden den Franzosen alle möglichen Erleichterungen gewährt, ihre Waren selbst und mit geringeren Unkosten befördern zu können. Daraus entwickelte sich allmählich ein lebhafterer Seeverkehr. Es wurde der noch heute bestehende sogenannte „Handelsrat“ errichtet, er trat unter Vorsitz des Königs alle vierzehn Tage zusammen.

Dünkirchen und Marseille wurden Freihäfen, dadurch zog sich der Handel der Levante nach Marseille, der nordische Handel nach Dünkirchen.

Eine westindische Compagnie trat 1664 ins Leben und bald darauf eine ostindische. Vor dieser Zeit war der in Frankreich auftretende Luxus der holländischen Industrie zinspflichtig. Die Vertreter des alten, furchtsamen, auch unklugen und beengten Systems der Staatsökonomie ereiferten sich vergeblich gegen einen Handel, in welchem fortwährend das „schöne Geld, welches doch fortbesteht, gegen Dinge ausgetauscht werden sollte, welche schnell vergänglich sind“. Sie bedachten nicht, dass die indischen Waren, die unentbehrlich waren, um weit höheren Preis dem Auslande hätten abgekauft werden müssen. Es ist ja sehr richtig, dass mehr bares Geld nach Ostindien geht, als von dort zurückfliesst: Europa wird dadurch ärmer. Aber das Geld kommt zu uns aus Mexiko oder Peru und stellt den Preis



Barmherzige Schwester (fille de la charité) den Kranken Hülfe bringend.
(Nach einem Stich von Bonnart.)

unserer nach Cadix geschafften Landesprodukte dar, und von diesem Gelde bleibt in Frankreich mehr zurück, als es an Ostindien abgiebt.

Der König überwies der ostindischen Compagnie mehr als sechs Millionen nach heutigem Gelde und forderte die reichen Leute auf, sich zu beteiligen: die Königin, die Prinzen, der Hofstaat steuerten zwei Millionen, die höheren Gerichtshöfe 1 200 000 Livres, die Steuerpächter zwei Millionen, die Kaufmannschaft 650 000 Livres bei. Die ganze Nation unterstützte die Pläne des Königs.

Diese Handelsgesellschaft bestand fort, trotzdem 1694 die Holländer Pondichery wegnahmen und der indische Handel dadurch erheblich litt; er erholte sich unter der Regentschaft des Herzogs von Orleans wieder.




Die Spinne und die Fliege. (Der Herr und der Bauer.)
(Satirischer Kupferstich von Lagniet, die Faulheit der Edelleute geisselnd.)

Pondichery wurde später die Rivalin Batavias, aber diese vom grossen Colbert mit ausserordentlicher Mühe und Geduld gegründete indische Compagnie war jahrelang eine der ergiebigsten Hilfsquellen des Königreichs; 1669 wurde auch noch eine „nordische Handelsgesellschaft“ gegründet und der König stellte ihr ebenfalls bedeutende Kapitalien zur Verfügung. Es zeigte sich damals, dass der Handel nichts Entwürdigendes hat, denn die vornehmsten Häuser beteiligten sich, dem Beispiel des Monarchen folgend.

Die Fonds der westindischen Compagnie bestanden zu einem Zehntel aus den Geldern, welche der König bewilligt hatte.

Er gewährte per Exporttonne dreissig, per Importtonne vierzig Francs. Alle, welche in den Häfen Frankreichs Schiffe bauen liessen, erhielten fünf Livres für jede Tonne Frachtgewicht des erbauten Schiffes.

Man kann sich nicht genug wundern, wenn der Abbé de Choisy in seinen Momoiren diese Einrichtungen tadelt. Wir von heute wissen, was Colbert für das Wohl des Landes gethan, damals aber hatte man dafür kein Verständnis: Colbert quälte sich für Undankbare! Man war in Paris mehr entrüstet über die Unterdrückung der seit 1656 allzu niedrigen Preise der




Autotypie und Druck von Rud. Loës in Leipzig. Verlag und Eigenthum von Schmidt & Günther in Leipzig.

Gabriel Nicolas de la Reynie.
(Nach P. Mignard.)

Stadthausrente und über die Annulierung der vom vorhergehenden Ministerium verschwenderisch ausgegebenen Anweisungen auf die Schatzkammer, als man für das Gute empfänglich war, das Colbert dem Gemeinwohl erwies — der Spiessbürger hatte eben den Vortritt vor dem höheren Staatsbürger, den Allgemeinvorteil hatten nur wenige im Auge. Es ist ja genugsam bekannt, wie sehr Eigennutz die Augen blendet und den Geist lähmt; ich spreche nicht nur vom Eigennutz des einzelnen Handeltreibenden, sondern von dem einer ganzen Kommune, einer ganzen Stadt. Die plumpe Antwort eines Kaufmanns mit Namen Hazon, welche derselbe dem ihn um Rat fragenden Minister gab, habe ich in meiner Jugend noch oft gehört:

„Sie haben," sagte Hazon, „den Wagen nach einer Seite hin umgestürzt gefunden; Sie haben ihn nach der anderen Seite hin umgeworfen."



Ein französischer Kaufmann.
(Nach S. Leclerc aus: „Conditions de la vie humaine.")

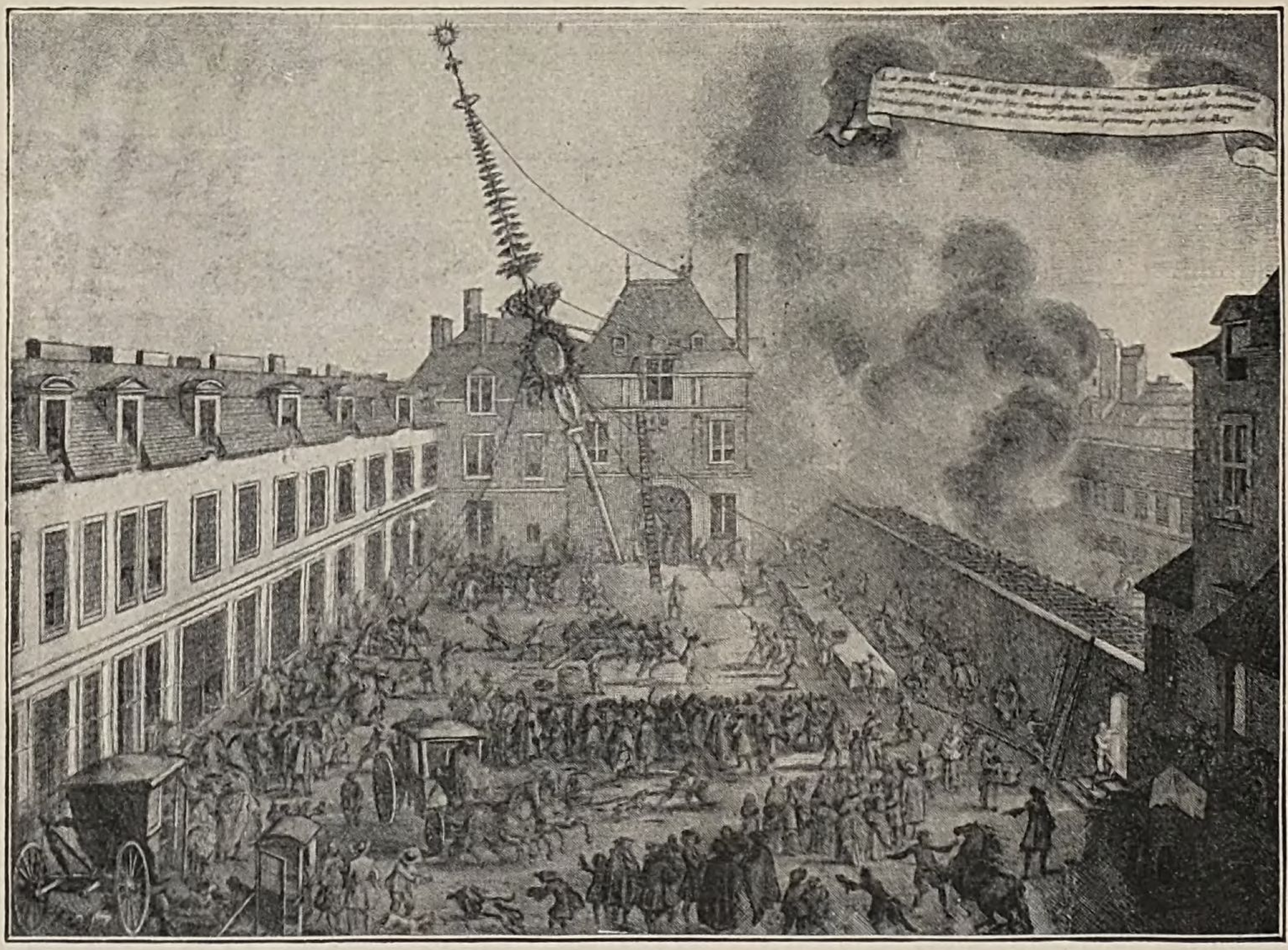
Man findet diese Worte auch bei Moréri.

Erst die philosophische Richtung späterer Jahre räumte mit solchen Vorurteilen im französischen Volke auf, und es wurde dem Andenken Colbert's die gebührende Gerechtigkeit zu teil.

Colbert war von der nämlichen Pflichttreue wie der Herzog von Sulli, hatte aber einen umfassenderen Blick als dieser. Sulli verstand es zu sparen, jener ertragreiche Gründungen zu machen; Sulli hatte seit dem Frieden von Vervins nur auf strenge Sparsamkeit zu achten, Colbert musste für die Kriege von 1667 und 1672 in kürzester Zeit Geld schaffen. Heinrich IV unterstützte Sulli's Sparsamkeitssystem, die Prachtliebe Ludwig XIV aber machte oft Striche durch Colbert's Rechnungen. Trotzdem wurden unter ihm umfassende Neuerungen eingeführt, wie die Zinsermässigung für die Staatsanleihen; die Bestimmung eines Fünfprozentzinssatzes im Privatverkehr (1665) war ein Beweis für den reichlicher gewordenen Geldumsatz. Colbert wollte Frank-

reich bereichern, es zugleich aber auch stärker bevölkern. Heiraten in den Kreisen der Landbevölkerung wurden möglichst gefördert, und zwar dadurch, dass man jedem Bauern, der mit zwanzig Jahren einen eigenen Hausstand gründete, auf fünf Jahre die Steuern erliess. Väter von zehn Kindern waren ganz steuerfrei, weil sie durch die Arbeit ihrer Abkommen dem Staate mehr Vorteil brachten, als es ihnen durch Entrichtung ihrer Steuern möglich gewesen wäre — diese Bestimmung hätte man sollen für immer bestehen lassen!

Von 1663 bis 1672, während der Dauer dieses Ministeriums, wurde



Ein Fest in der Gobelinfabrik zu Ehren Lebrun's.
(Nach einem Kupferstich von S. Leclerc, auf dem man auch die baulichen Zustände damaliger Zeit sieht. 1676.)

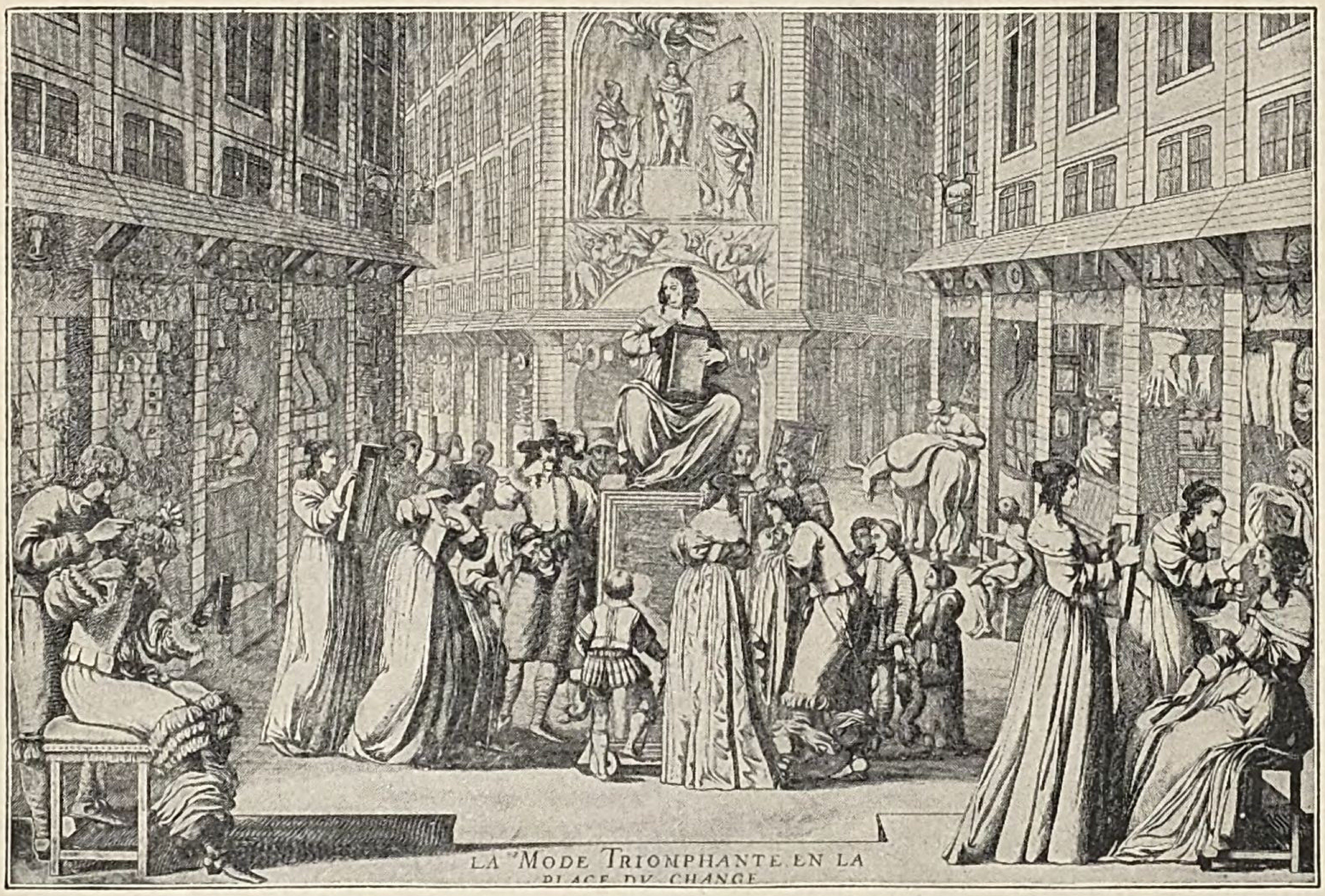
beinahe jedes Jahr irgend etwas Neues, gewerblich Vorteilhaftes eingeführt.

Die feineren Tuche, die früher aus England oder Holland bezogen wurden, wurden jetzt in Abbeville fabriziert. Der König zahlte aus seiner Tasche dem Fabrikanten, abgesehen von zahlreichen Gratifikationen, zweitausend Livres für jeden in Gang befindlichen Webstuhl. Im Jahre 1669 gab es in Frankreich bereits 44 200 Webstühle für Wollwaren.

Die Seidenmanufakturen, bei denen Verbesserungen eingeführt waren, erzielten damals einen Umsatz von über fünfzig Millionen Livres und der Nutzen, welchen man daraus zog, überstieg nicht nur bedeutend den Kaufpreis der Rohseide, sondern die Fabrikanten legten sich auch auf die Kultur des

Maulbeerbaumes und wurden dadurch in den Stand gesetzt, die ausländische Seide allmählich zu entbehren.

Vom Jahre 1666 an verstand man es auch, in Frankreich Spiegel herzustellen, welche den venetianischen durchaus gleichkamen. Venedig hatte bisher mit diesem Artikel ganz Europa versorgt, die Spiegel wurden jetzt bei uns von einer Grösse und Schönheit angefertigt wie nirgend sonst. Die Teppichweberei der Savonnerie liess die persischen und türkischen Artikel weit hinter sich; die flandrischen Tapetenstickereien mussten unseren Gobelins




Trachten des siebzehnten Jahrhunderts.
(Nach einem Kupferstich damaliger Zeit; „Die Mode triumphierend auf dem Wechselplatz").

den Vorrang lassen. Die damals schon sehr grosse Gobelinmanufaktur beschäftigte 800 Arbeiter, von denen 300 in den Baulichkeiten selbst wohnten. Die tüchtigsten Maler lieferten Zeichnungen für die Arbeiten oder liessen nach den Mustern altitalienischer Meister die Gewebe herstellen. Es wurden in der Fabrik auch wunderbare Mosaikgewebe hergestellt, die wohl das Vollkommenste in ihrer Art waren.

Eine zweite ähnliche Fabrik wurde in Beauvais angelegt; der Unternehmer erhielt eine Subvention vom König im Betrage von 60 000 Livres, er beschäftigte 300 Arbeiter.

Die Spitzenklöppelei ernährte in Frankreich 1600 Frauen, man liess aus Venedig dreissig, aus Flandern 200 Lehrmeisterinnen kommen, sie erhielten 36 000 Francs.

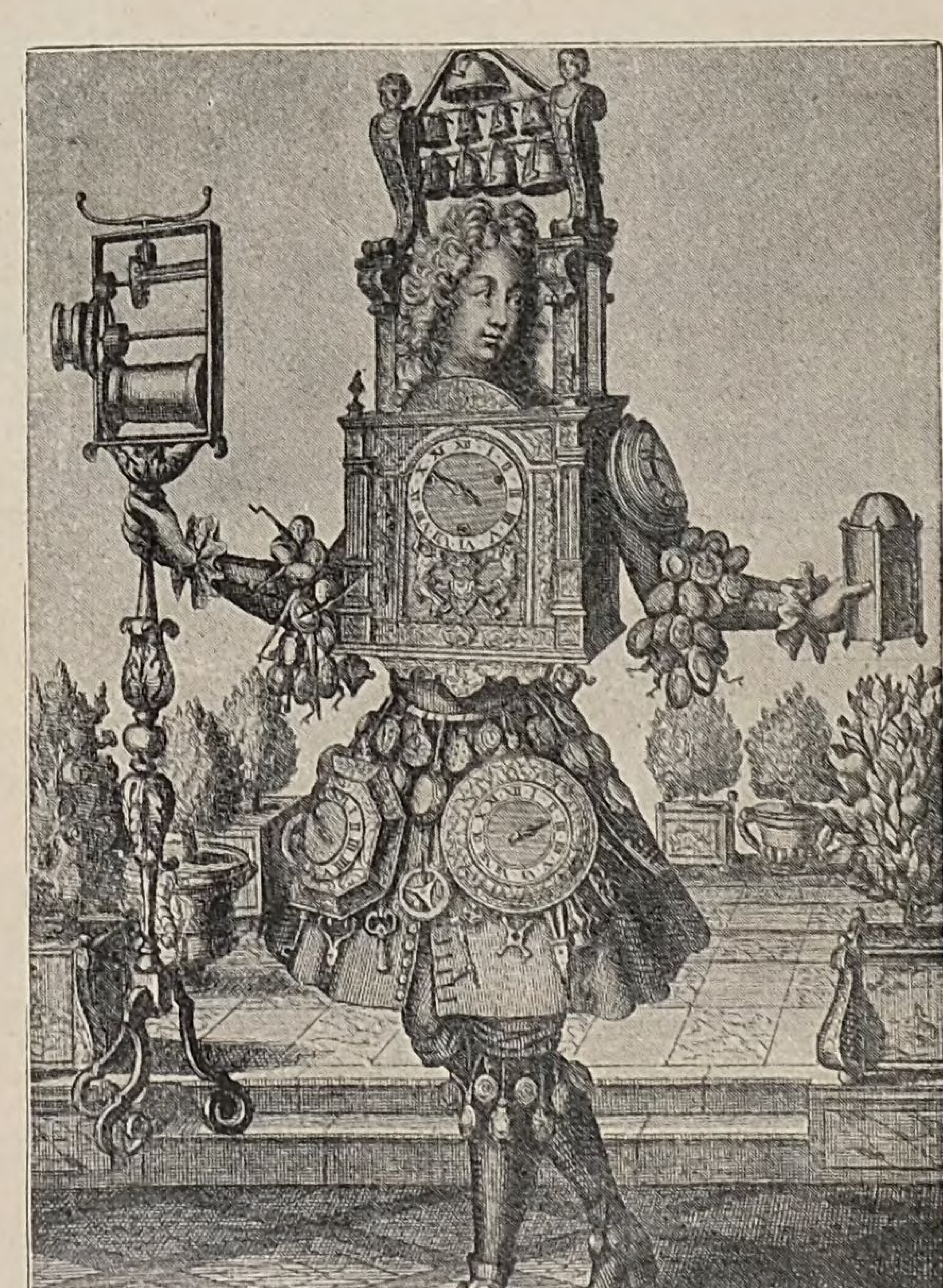


Münze, gestochen von Molart zur Erinnerung an die Vergrösserung von Paris 1670.

Den Webereien von Sedan, den Tapetenwirkereien von Aubusson, welche herabgekommen waren, wurde aufgeholfen. Die Seidenstickerei in Gold und Silber nahm in Lyon und Tours einen grossartigen Aufschwung.

Es ist bekannt, dass der Minister in England jene sinnreiche Maschine erstand, mittels welcher Strümpfe unendlich viel schneller hergestellt werden als mit der Hand. Weissblech, Stahl, Steingut, das Maroquinleder, was bisher vom Auslande bezogen worden war, wurde jetzt alles in Frankreich fabriziert. Die Calvinisten besassen das Geheimnis der Weissblech- und Stahlfabrikation und nahmen, als sie 1686 Frankreich verliessen, das Geheimnis mit; sie verschafften den fremden Nationen auch hiermit, wie noch mit vielem anderen, Vorteil.

Der König verausgabte jährlich für den Ankauf von geschmackvollen im Lande angefertigten Artikeln 800 000 Livres, er verwendete dieselben zu Geschenken.



Der Uhrmacher.

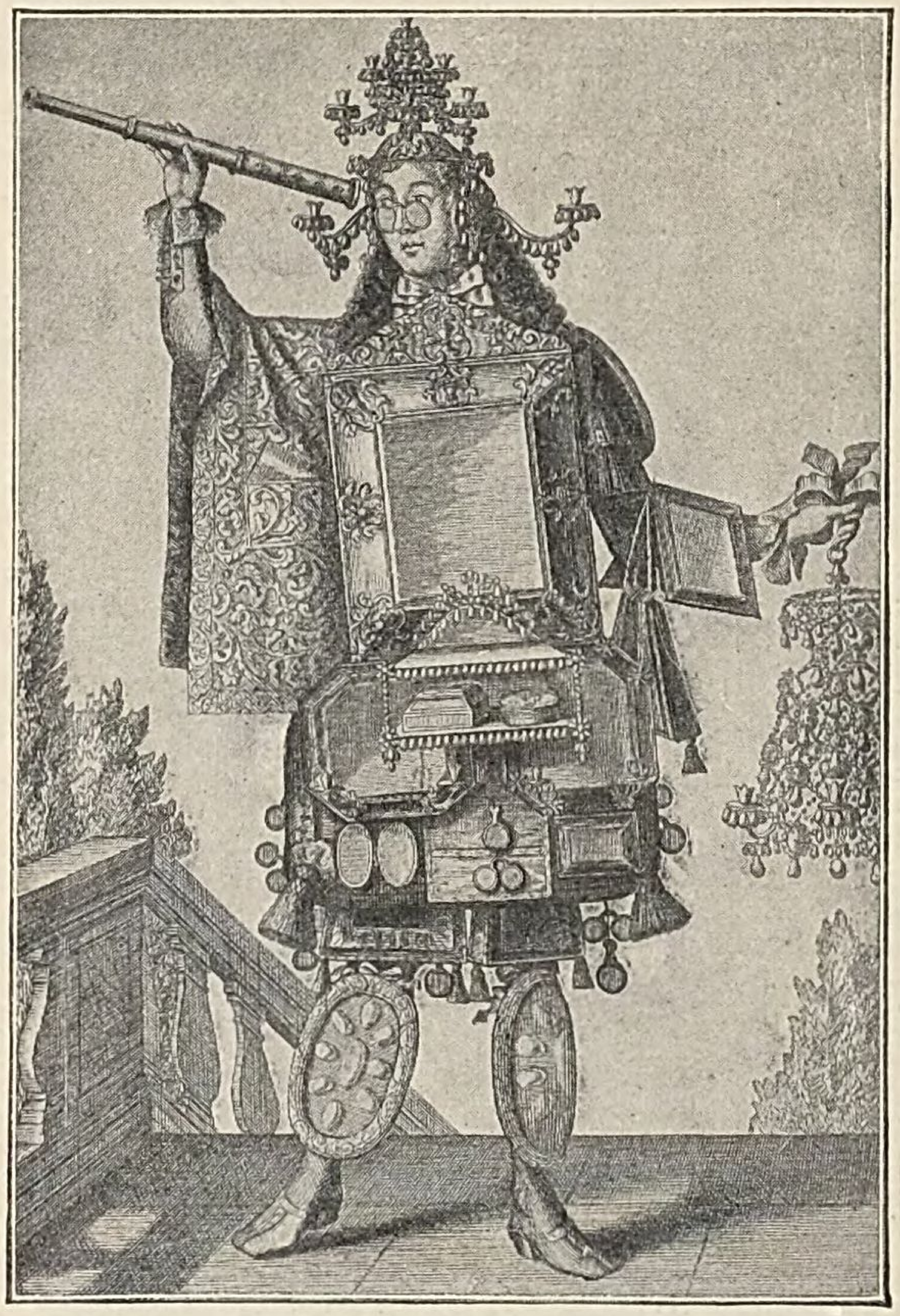
(Zeichnung von Bonnart: Gegenstände der Uhrmacherkunst des siebzehnten Jahrhunderts.)

Paris war damals bei weitem nicht, was es heute ist: die Stadt war nicht sicher, nicht reinlich, es fehlte nachts an Beleuchtung; man fing an, für Strassenreinigung zu sorgen, die Strassen wurden gepflastert, zwei neue Brücken gebaut, die alten ausgebessert, zum Schutz der Bürger wurden Wachmannschaften zu Fuss und zu Pferde eingeführt, für die Beleuchtung 5000 Laternen angeschafft. Der König sorgte für alles, indem er die erforderlichen Gelder anwies. Im Jahre 1667 setzte er ein Polizeiamt ein.

Alle diese Neuerungen sind erst lange nachher von den grossen Städten Europas eingeführt worden, haben jedoch ihr Vorbild nicht erreicht. Es hat keine

zweite Stadt ein Pflaster wie Paris und sogar Rom muss sich noch ohne Beleuchtung behelfen.

Es begann sich eben alles der Vollkommenheit zu nähern. Der zweite Polizeichef, welchen Paris hatte, erwarb sich einen Ruf, der ihm einen Platz unter den ihrer Zeit zur Zierde gereichenden Männern sichert. Es war ein überaus fähiger Mann, auch trat er später in das Ministerium, er wäre auch unzweifelhaft ein tüchtiger Feldherr geworden. Das Amt als Polizeichef war eigentlich unter seinem Stande und seinen Verdiensten, allein dieses Amt gerade machte ihn berühmter als seine vielfach beengte spätere und nur kurze Zeit dauernde Stellung als Minister, die ihm gegen das Ende seines Lebens verliehen wurde.



Der Spiegelhändler.
(Zeichnung von Bonnart. Das Kostüm ist aus Spiegeln, Lüstern etc. zusammengesetzt.)

Es muss hier bemerkt werden, dass Herr d'Argenson nicht etwa der einzige Spross altadligen Geschlechtes war, der bei der Justiz ein Amt bekleidete. Frankreich ist vielleicht das einzige Land, in welchem der alte Adel sich den Rechtswissenschaften zuwendete; beinah alle anderen Staaten sind infolge althergebrachter Vorurteile noch unbekannt mit dem, was der Beruf eines Justizbeamten Erhabenes hat.

Vom Jahre 1661 an baute der König am Louvre, an den Schlössern von St. Germain und Versailles. Nach seinem Vorbilde führten Privatleute in Paris zahlreiche, prächtige und mit allen modernen Bequemlichkeiten ausgestattete Bauten aus. Die Zahl derselben stieg derartig, dass in der Gegend des Palais royal und um St. Sulpice herum zwei neue Städte erstanden, welche die Altstadt an Schönheit weit übertrafen. Um jene Zeit wurden auch die prunkvollen, mit Spiegeln geschmückten und in Federn hängenden Kutschwagen erfunden: ein damaliger Pariser Bürger fuhr mit grösserem Aufwand durch die Stadt als im alten Rom triumphierende Feldherren zum



Die neue Polizei in Paris, eingeführt durch La Reynie.
(Nach einem anonymen Stich der damaligen Zeit.)

Kapitol. Diese luxuriösen Fuhrwerke verbreiteten sich bald über ganz Europa, so dass sie heute kein Luxusgegenstand mehr sind.

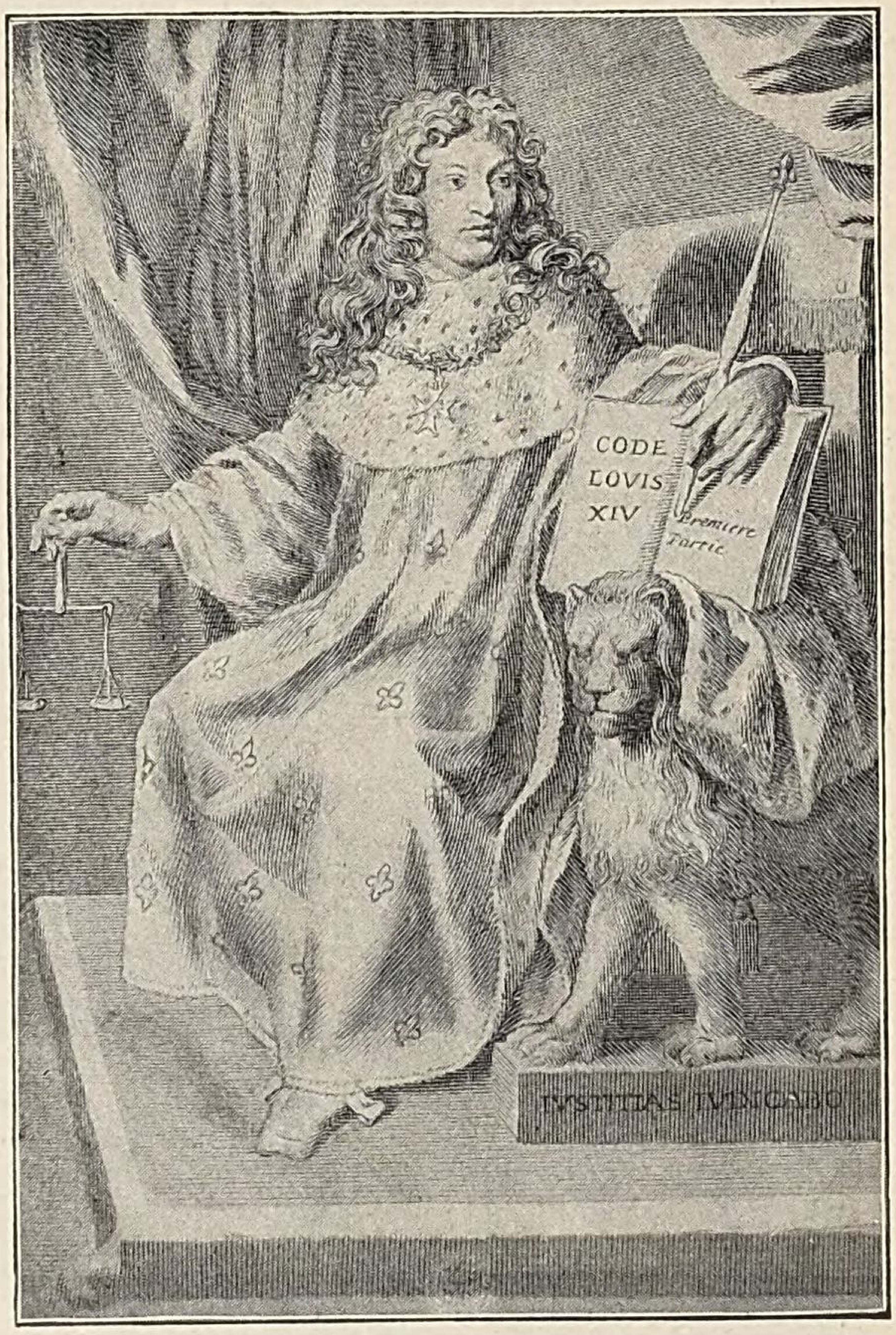
Für die Architektur hatte König Ludwig viel Sinn, ebenso wie für Gartenbaukunst und Bildhauerei, dabei hatte er nur Edles, Grosses im Auge.



Eine alte Strasse in Paris: die Bärenstrasse (rue aux ours). Siebzehntes Jahrhundert.
(Nach einem Stich von Lepautre 1661.)

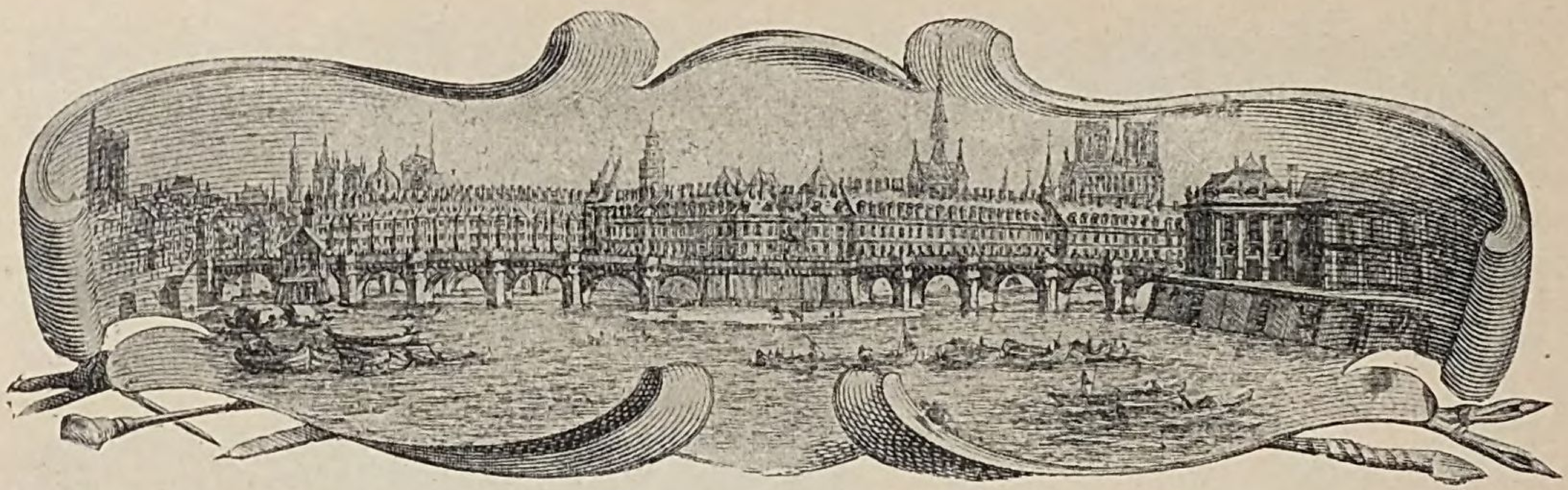
Zur Zeit als Colbert — es war 1664 — an die Spitze der Abteilung für Bauten trat, die man als das eigentliche Ministerium der schönen Künste bezeichnen kann, fanden die Pläne des Monarchen lebhafte Förderung. Das erste, worauf es ankam, war die Vollendung des Louvre. François Mansard, einer der grössten Architekten, die Frankreich gehabt hat, wurde mit dem Ausbau betraut. Mansard erklärte sich nur unter der Bedingung dazu bereit, dass man es ihm überlasse, alles, was ihm fehlerhaft in der Ausführung erschiene, abzuändern. Dieses Misstrauen Mansard's gegen sich selbst würde aber zu übermässigen Ausgaben Veranlassung gegeben haben man sah daher von ihm ab; und berief den Cavaliere Bernini aus Rom, dessen Namen durch die Kolonnaden vor der Peterskirche, durch das Reiterstandbild Konstantin's und den Navonebrunnen berühmt war. Es wurden ihm für die Reise nach Frankreich Wagen und Pferde zur Verfügung gestellt, er wurde nach Frankreich geleitet wie ein Mann, welcher dem Lande Ehre zu machen, sich einfindet! Er empfing ausser

pro Tag fünf Louisdor für seinen achtmonatlichen Aufenthalt 50 000 Thaler, ausserdem noch eine Pension von 2000 Thalern für sich selbst und von 500 für seinen Sohn. Man sieht: die Freigebigkeit Ludwig's gegen Bernini war grösser als die Franz I gegen Raphael. Aus Dankbarkeit verfertigte der italienische Meister später das Reiterstandbild Ludwig XIV in Versailles. Als er, der einzige Künstler, welcher würdig befunden war, für Ludwig zu arbeiten, in grossem Gepränge in Paris eintraf, war er von der Zeichnung der Fassade des Louvre nach St. Germain L'Auxerrois hin, die nach ihrer Vollendung eins der herrlichsten Denkmäler der Baukunst wurde, ganz benommen. Der von Louis Le Vau und Dorbay ausgeführte Plan rührte von Claude Perrault her, der auch die Maschinen erfand, mit denen die zweiundfünfzig Fuss langen, den Fries dieses wunderbaren Gebäudes bildenden Quadern bewegt wurden. Kein Palast in Rom hat ein Portal aufzuweisen, das dem des Louvre zu vergleichen wäre! Man verdankt es eben jenem Perrault, welchen Boileau lächerlich zu machen versucht hat. Die berühmten italienischen Villen stehen nach dem Erachten aller Reisenden auch dem in seiner Art einzigem Schlosse von Maisons nach, welches François Mansard nur mit geringen Kosten erbaut hat. Bernini wurde grossartig belohnt, verdiente es aber nicht, denn er hat nur Zeichnungen geliefert, welche niemals ausgeführt wurden.



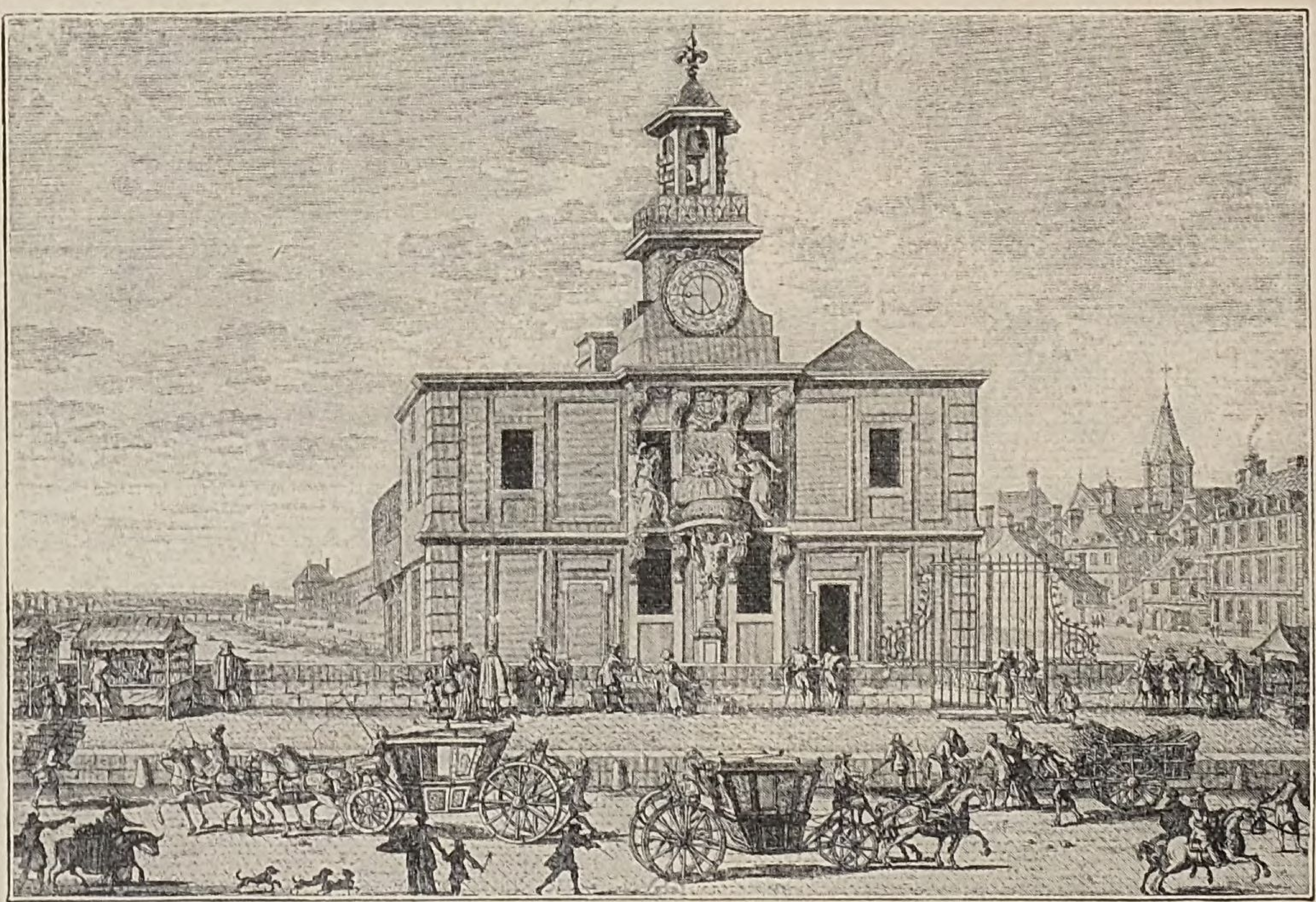

Eine Allegorie; Kupferstich von Mellan zu Ehren der Publizierung des „code Louis XIV". 1667.

Während der König am Louvre bauen liess, was viele Millionen kostete, während er die Stadt Versailles anlegen, Trianon und Marly errichten und zahllose andere Baulichkeiten verschönern liess, begann er, gleichzeitig mit der Errichtung der Akademie der Wissenschaften, 1666 den Bau der Sternwarte. Der durch seine Nützlichkeit, seine Grösse und die Schwierigkeit der Herstellung berühmteste Bau aber war der Languedockanal, der die beiden



Paris im siebzehnten Jahrhundert.
(Aussicht vom Pont neuf, von J. Sylvestre.)

Meere verbindet und sich in den zur Aufnahme seines Wassers hergerichteten Hafen von Cette ergiesst. Angefangen wurde das imposante Werk 1663 und ohne Unterbrechung bis zum Jahre 1684 fortgeführt. Der Brunnen der



Der Brunnen der Samariterin.
(Paris zu Ende der Regierung Ludwig XIV. Die Strassen sind gepflastert, Karossen fahren hin und her. Nach einem Stich vom Jahre 1712.)

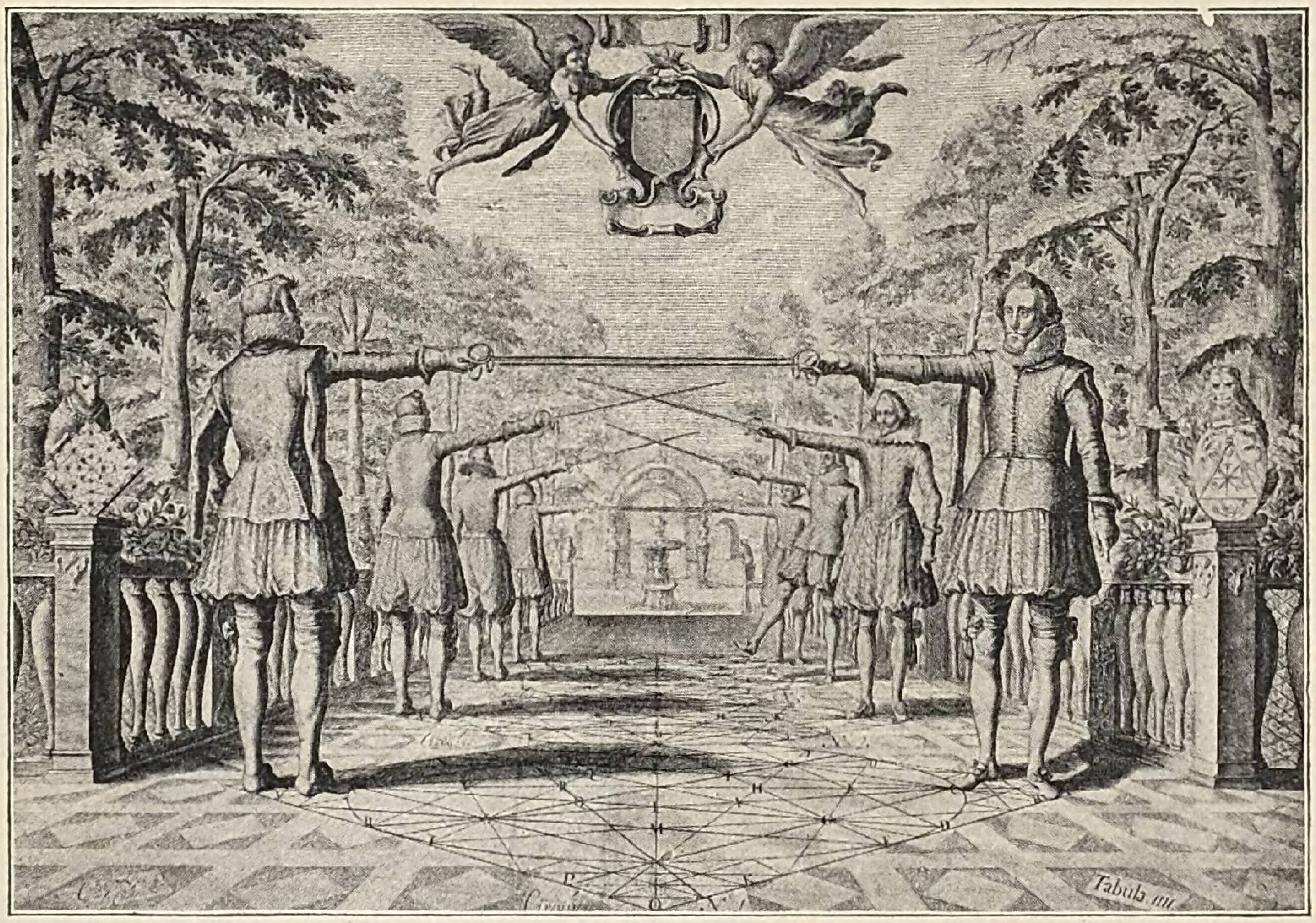
Invalidenkaserne, nebst der Kapelle, der schönsten in ganz Paris, und die zuletzt errichteten Gebäude von St. Cyr würden allein schon hinreichen, um das Andenken Ludwig's in Ehren zu halten.

Viertausend Soldaten und eine grosse Anzahl von Offizieren, die in jenem Hause einen Trost im Alter, Pflege ihrer Wunden und Versorgung fanden, zweihundertfünfzig junge Mädchen adligen Standes, denen in dem

anderen Gebäude eine ihrer würdige Erziehung zu teil wurde, feiern dankbar den Monarchen.

Das Fräuleinstift von Saint-Cyr wurde noch später übertroffen von der Erziehungsanstalt für fünfhundert junge Edelleute, welche Ludwig XV stiftete.

Ludwig XIV wollte noch Grösseres vollbringen, was von allgemeinem Nutzen gewesen wäre, aber schwer durchzuführen war, nämlich die Vervollkommnung der Gesetze. Er liess den Kanzler Séguier, die Herren Lamoignon,




Das methodische Fechten.
(Nach einem damaligen Stich.)

Talon, Bignon, vor allen auch den Staatsrat Pussort daran arbeiten; zuweilen nahm er persönlich an ihren Beratungen teil. In das Jahr 1667 fielen mit seinen ersten Eroberungen auch seine ersten Gesetze. Es erschien zunächst das Civilgesetzbuch, dann folgten jedesmal im Lauf eines Jahres: das Fischerei-, das Förstereigesetz, ein Gesetz über Fabrikordnung, das Strafgesetz, das Handels- und das Marinegesetz. Es wurden sogar die Neger in den Kolonien, die bisher noch ausserhalb allgemeiner Menschenrechte standen, mit einer besonderen Gesetzgebung bedacht.

Es ist eine eingehende Kenntnis der Rechtswissenschaften kein unumgängliches Erfordernis für einen Souverän, Ludwig aber war mit den wichtigsten Landesgesetzen vertraut, er hatte den Geist derselben erfasst und wusste sie



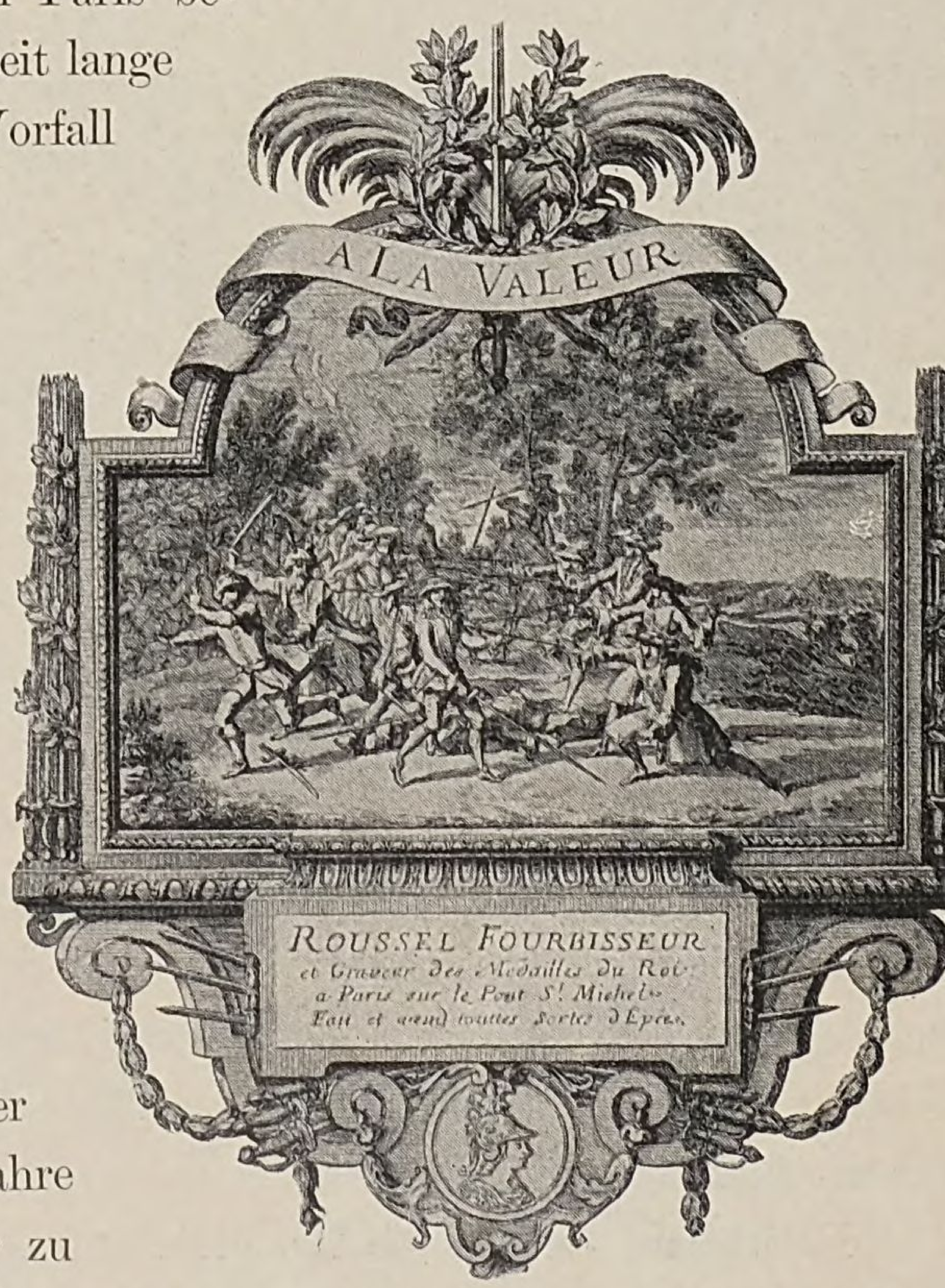
Das Verbot der Zweikämpfe.
(Medaillon von Desjardins; Louvre.)

nach Umständen zur Geltung zu bringen oder auch zu mildern. Häufig sprach er über Prozesse von Privatpersonen sein Urteil aus, nicht allein in der Sitzung der Staatsräte, sondern auch im sogenannten conseil des parties (Beratung der Anwälte). Es sind zwei Urteilssprüche von ihm vorhanden, in denen er gegen sich selbst entschied.

In einem Falle handelte es sich — es war im Jahre 1680 — um einen Prozess zwischen ihm und einigen Pariser Bürgersleuten, welche auf ihm gehörigen Grund und Boden Bauten aufgeführt hatten. Er gab seine Entscheidung dahin ab, dass die Leute ihre Häuser behalten sollten und er ihnen die Grundstücke abtrat.

Im anderen Fall waren einem persischen Kaufmann Namens Roupli von Steuerbeamten Waren mit Beschlag belegt worden. Der König verfügte, es solle dem Manne alles zurückgegeben werden, er schenkte demselben noch 3000 Thaler dazu. Voll Bewunderung und Dankbarkeit kehrte der Perser in seine Heimat zurück. Als ich in späteren Jahren zufällig dem persischen Gesandten Mehemet Rizabeg in Paris begegnete, erfuhr ich, dass man seit lange schon in Persien über den Vorfall unterrichtet war.

Die Abschaffung des Zweikampfes aber war wohl eine der grössten Wohlthaten, welche Ludwig XIV dem Staat erwies. Diese Kämpfe waren von den Parlamenten sowohl wie von der Kirche gutgeheissen; obwohl Heinrich IV sie bereits verboten hatte, war die verwerfliche Sitte doch sehr verbreitet. Das berühmt gewordene Duell von La Frette — vier gegen vier — veranlasste Ludwig, vom Jahre 1663 an keine Nachsicht mehr zu üben. Seine heilsame Strenge führte denn nach und nach eine Änderung




Ein Duell im siebzehnten Jahrhundert.
(Zeichnung von Simpol und Lepautre als Aushängeschild für einen Schwertfeger.)

herbei und fremde Nationen, bei denen dieselbe Unsitte herrschte, folgten dem gegebenen Beispiel. Es kommen zur Zeit in Europa hundertmal weniger Duelle vor als zur Zeit Ludwig XIII.

Trat Ludwig XIV als Gesetzgeber seines Volkes auf, er wurde auch der Organisator seines Heeres. Vor ihm waren uniformierte Truppen unbekannt, er befahl gleich im ersten Jahre seiner Regierung, dass die einzelnen Regimenter durch die Farben der Röcke und anderweitige Kennzeichen sich voneinander unterscheiden sollten — auch diese Einrichtungen ahmten andere Nationen alsbald nach. Er führte die Rangstufe der Brigadiers ein, organisierte die Abteilungen, welche die Haustruppen bilden, in der Weise, wie sie noch



Musketier, das Pulver aus der Flasche in den Lauf schüttend.



Grenadier, die Granate werfend.



Musketier, das Bajonett aufsteckend.

(Nach dem in Farben ausgeführten Bilderwerk „Théorie militaire" von Manesson 1715. In der Bibliothek zu Versailles.)

heute sind. Die frühere Leibwache Mazarin's wandelte er in zwei Musketiercompagnien in der Stärke von je 250 Mann um und gab ihnen die Uniformen, welche sie noch heute tragen.

Der Connetablerang wurde abgeschafft und nach dem Tode des Herzogs von Epernon auch kein Generaloberst der Infanterie mehr ernannt. Diese Chargen erschienen dem König mit zu grosser Selbständigkeit ausgestattet: er wollte allein der Herr sein. Der Marschall Grammont, der unter Epernon die Garden als Oberst kommandiert hatte, holte jetzt seine Befehle direkt vom König, er war der erste, dem dieser Rang, „Oberst der Garden" als Titel verliehen wurde. Persönlich ernannte der König vor der Front des Regimentes diese Offiziere, indem er ihnen mit eigener Hand einen vergoldeten Ringkragen und eine Pike — als die letzteren abgeschafft waren, einen Sponton — überreichte. Auch führte er als besondere Waffengattung Grena-

diere ein, indem er zunächst jeder Compagnie vier Grenadiere beigab, später erhielt jedes Regiment eine besondere Grenadiercompagnie. Die Garden aber bekamen zwei Compagnien; heute haben wir bei jedem Bataillon eine. Der König vermehrte auch die Dragoner und setzte einen Generalobersten (der Kavallerie) an ihre Spitze. Auch errichtete er 1667 Gestüte, welche zu einem wichtigen Hilfsmittel für die Kavallerie und später nur allzu sehr wieder vernachlässigt wurden.



Reitstudien.
(Nach einer Zeichnung von Van der Meulen. In der Gobelinmanufaktur.)

Auch ist der Gebrauch des aufgepflanzten Bajonetts von Ludwig XIV eingeführt worden. Allerdings hatte man sich des Bajonetts auch schon vordem zuweilen bedient; es gab aber nur wenig Abteilungen, die mit der Waffe umzugehen wussten. Man kannte keine Gleichmässigkeit in der Verwendung, das Exercitium mit derselben war noch unbekannt — es stand alles im Belieben des betreffenden Führers: die Pike galt für die furchtbarste Waffe. Das erste Regiment, welches mit Bajonetten ausgerüstet und im Gebrauch regelmässig unterwiesen wurde, war das 1671 errichtete Füsilierregiment.

Ebenso ist dem König die Organisation der Artillerie zu verdanken, wie sie noch heute besteht. Er gründete Artillerieschulen zu Douai, Metz und Strassburg; jedes Artillerieregiment hatte später Offiziere, welche selb-

ständig Belagerungen zu leiten im Stande waren. Die Magazine wurden reichlich mit allem Kriegsbedarf versorgt, es wurden jährlich 800 000 Pfund Pulver auf dieselben verteilt. Es wurde auch ein Bombardierregiment errichtet, ferner ein Regiment Husaren; die letztere Truppengattung existierte bis dahin nur in ausländischen Heeren.

Im Jahre 1688 wurden dreissig Regimenter Landmilizen eingeführt, welche die Kommunen gestellen und ausrüsten mussten. Diese Milizen übten sich im Gebrauch der Waffen, ohne dabei die Feldarbeit zu vernachlässigen.

In einer grossen Anzahl von Grenzstädten gab es aus jungen Edelleuten bestehende Compagnien, die Herren wurden unterwiesen in der Mathematik, der Zeichenkunst und in militärischen Übungen und thaten Dienst als gemeine Soldaten. Nach zehn Jahren aber war man dieser nur schwer in Zucht zu haltenden Jugend überdrüssig. Das Ingenieurcorps, welches der König gleichfalls ins Leben rief und mit besonderen Instruktionen versah, blieb bestehen und wird immer bestehen bleiben.

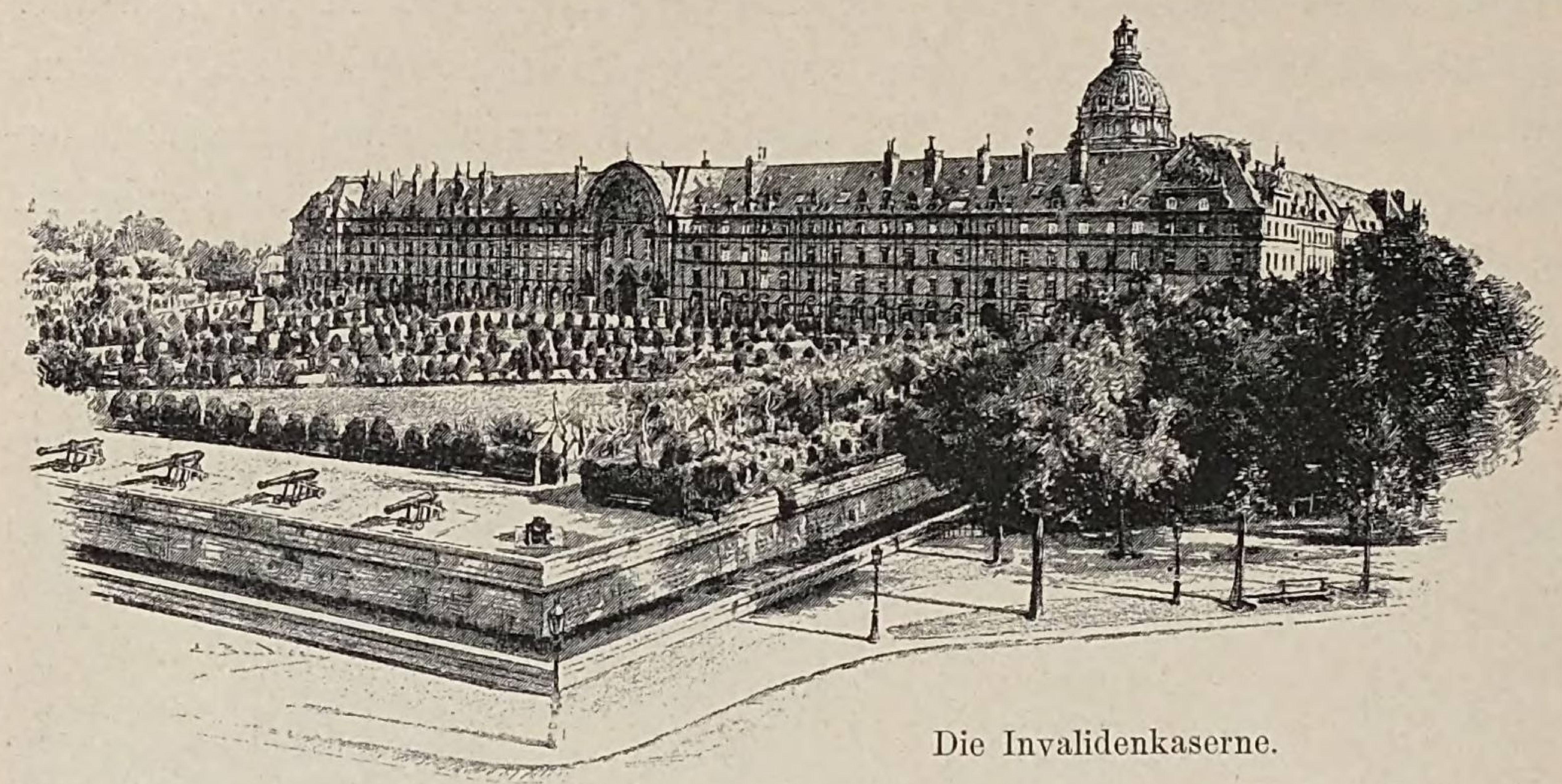


Pikeniere beim Exerzieren.
(Nach S. Leclerc: „Conditions de la vie humaine.“)

Die Befestigungskunst wurde zu Ludwig's Zeiten vom Marschall Vauban und seinen Schülern, die den Grafen Pagan noch übertrafen, zur Vollkommenheit gebracht. Vauban erbaute und vervollkommnete 150 feste Plätze.

Zur Aufrechterhaltung der Disciplin im Heere wurden Generalinspektoren, und später Direktoren eingeführt, denen es oblag, über den Zustand der Truppen Bericht zu erstatten, aus den Berichten sollte auch zu ersehen sein, ob die Kriegskommissare ihren Verbindlichkeiten entsprochen hätten.

Der König stiftete den Orden des heiligen Ludwig, eine Ehrenauszeichnung, welche mehr begehrt war als Geld und Würden. Die Invalidenkaserne endlich brachte den Lohn aller Mühen; in dieser Stiftung



Die Invalidenkaserne.

glaubte der König eine Sicherheit zu haben, dass man ihm mit Aufopferung diene.

Vom Jahre 1672 an zählte das königliche Heer 180 000 Mann regulärer Truppen, eine Zahl, welche mit der Zunahme der Feinde Frankreichs und unter Hinzurechnung der Marinetruppen auf 450 000 Mann unter Waffen stieg.

Vor Ludwig XIV kannte man so starke Armeen nicht, der Feind stellte ihm auch keine an Zahl gleichen gegenüber, er musste erst mehrere vereinigen. Der König war auch der erste, der in Friedenszeiten ein Bild vom Kriege und Unterweisung in der Kriegskunst zu geben anordnete. Im Jahre 1698 wurden 70 000 Mann zusammengezogen — bei Compiègne — um taktische Bewegungen auszuführen — er hatte dabei hauptsächlich die Belehrung seiner drei Enkel im Auge. Der bei dieser Gelegenheit entfaltete Luxus machte allerdings aus den ernsten Übungen ein pomphaftes militärisches Fest.



Der König Befehl zur Befestigung der Grenzstädte erteilend.
(Nach einem Kupferstich von 1680.)

Eine Bestätigung dieser von Voltaire der Organisation des französischen Heeres, wie der König und Louvois sie schufen, gewidmeten Lobpreisung finden wir in einem gewiss über allem Verdacht stehenden Zeugnis.

Der Gesandte Preussens, Spanheim, der sich sehr dafür interessierte, die militärische

Stärke Frankreichs im Jahre 1692, als ein Konflikt zwischen beiden Staaten drohte, zu ermitteln, berichtete, dass die Überlegenheit nicht nur in der Anzahl und der Qualität der Truppen, sondern auch im Werte der Offiziere, namentlich tüchtiger Generale liege; es sei dies eine Folge des Eifers, mit welchem sich der französische Adel und die französische Jugend überhaupt, sobald sie die Waffen zu tragen imstande sei, der Armee zuwende. Fördernd hierin wirke die grosse Sorgfalt, welche man unter dieser Regierung den Kriegsmagazinen und den Bestimmungen zuwende, welche die Ausbildung der Truppen in Friedenszeiten und Übungen in der militärischen Kunst bezwecken. Es werde auf die Aufrechthaltung der



Medaillon zur Erinnerung an die Stiftung von Kadettencompagnien.
(Entworfen von Bérain, 22. Juni 1682.)



Die französische Artillerie in Batterien formiert.
(Nach einem Stich in Leclerc's Werk: „Die Kriege Ludwig XIV.“ 28. Febr. 1674.)

Disciplin, eine fortwährende Thätigkeit der Truppen, welche vom Nichtsthun, von Ausschweifung und der Versäumnis der Dienstpflicht abhalte, streng ge-



Zwei höhere Offiziere.
(Nach einer Zeichnung von Van der Meulen; im Museum der Gobelinfabrik.)

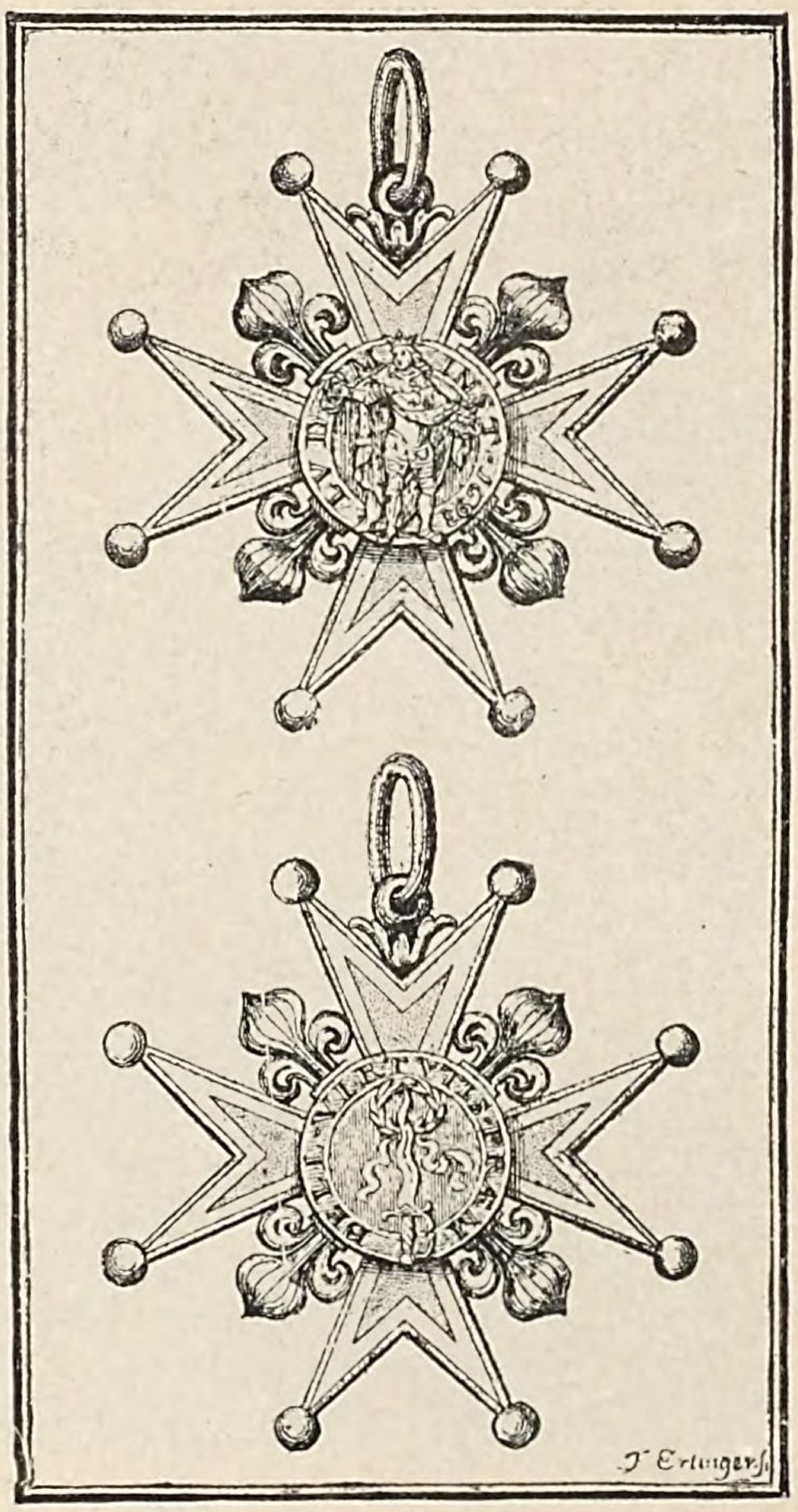
sehen. Es ist nicht notwendig, fügt Spanheim hinzu, hier ausführlich von den Bestimmungen oder den eingeführten Gebräuchen zu reden, welche den Zweck haben, Offiziere und Mannschaften zu bilden, zumal sie ohnehin allgemein bekannt sind, und welche die Nachbarstaaten nachzuahmen und in



Autotypie und Druck von Rud. Loës in Leipzig. Verlag und Eigenthum von Schmidt & Günther in Leipzig.

Henriette von England, Herzogin von Orleans.
(Gemälde aus der Sammlung des Grafen von Home in England.)

ihren Armeen einzuführen versucht haben. Es giebt keinen mit einer Garnison belegten Ort in Frankreich, in welchem nicht die Schulung für den Krieg mit dem grössten Eifer und mit aller Sorgfalt betrieben würde, an welchem nicht ausgewählte Offiziere für den Unterricht bestimmt wären. Von demselben Gesichtspunkt ausgehend hat man schon seit zehn oder zwölf Jahren Kadettencompagnien errichtet, bestehend aus jungen Edelleuten, welche in Anstalten untergebracht und in militärischen Übungen unterrichtet werden: sie bilden eine Art von Pflanzschule für junge Offiziere.



Kreuz des St. Ludwigordens.

Hinzu kommen noch die häufigen Revuen, bald kleinere wie die über die Haustruppen, bald grössere wie die, welche 1683 Veranlassung zu einer Reise des Königs gab, und welche unweit Dijon über 1200 Mann Reiterei und in der Nähe der Saar über 22 000 Mann gemischter Truppen stattfand. Ich habe beide mit angesehen, da ich Befehl erhalten hatte, dem König auf seiner Inspektionsreise zu folgen.“

Dieser günstigen Beurteilung der militärischen Einrichtungen Frankreichs fügt Spanheim noch eine wohlverdiente Anerkennung des administrativen Talentes hinzu, welches Louvois an den Tag legte: „Die Höhe der Streitkräfte Frankreichs und der Zustand derselben sind eine Folge der guten und grossen Ordnung, welche in Bezug auf Unterkunft und Verpflegung, in Bezug auf Pünktlichkeit der Soldzahlungen, die allerdings nicht bedeutend sind, in Bezug auf die Verteilung der Magazine, die mit Mundvorräten wie mit Kriegsbedarf angefüllt sind, in Bezug auf die Sorge für Kranke und Verwundete, in Bezug auf Fourage herrscht; zu all diesen verschiedenen Zweigen des Heerwesens sind besondere Armeeintendanten, Kommissare, Kämmerer, Zahlmeister u. s. w. bestimmt, welche dem Kriegsminister Louvois, der nicht der Mann ist, ihnen Fehler nachzusehen, verantwortlich sind. Für den Transport der Artillerie und für alles, was dazu gehört, bestehen ebenso sorgfältige Einrichtungen und Massregeln.“

Es wird gut sein, dieses lobende Urteil, welches sich mit dem Voltaire's deckt, vor Augen zu haben, wenn man die heftigen Bemerkungen Saint-Simon's, mit denen derselbe sich gegen Louvois und die militärischen Einrichtungen Ludwig XIV wendet, anhört.

Das Urteil Saint-Simon's hat etwas Leidenschaftliches, hier einige Züge: „Louvois ging so weit, dass er jeden Vornehmen, jeden Herren des kleinen



Scenen aus dem Soldatenleben.
(Ein französisches Lager im siebzehnten Jahrhundert von S. Leclerc: „Die Kriege Ludwig XIV.“ 1672.)

Adels zum Volk stempelte, dessen Militärpflicht ihm lieferte, was er brauchte. Unter dem Vorwande, dass man erst lernen müsse, ehe man kommandieren könne, wurden die adligen Lehrlinge zunächst bei der Garde unter dem Namen Kadetten eingestellt. Der Unterricht war nur ein Vorwand, hinter welchem sich die Absicht versteckte, die zum Befehlen Geborenen mit denen, welche ihnen zu gehorchen und zu dienen berufen sind, in einen Topf zu thun.

Die ersten Herren des Landes wurden unter Soldaten, welche auf Avancement dienten, gemischt, ja schlimmer noch mit Leuten, die nichts waren, nichts hatten, aber durch Beziehungen zu einem Minister oder auf Grund

von Gunstbezeugungen Obersten oder dergleichen waren. Trotz dieser üblen Verhältnisse mussten die Edelleute entweder Dienste nehmen oder gewärtig sein, in Ungnade zu fallen und verfolgt zu werden; diese Verfolgungen mochten sich auch auf die ganze Familie ausdehnen. Das war ein Brandmal, welches dem gesamten Adel, auch dem höchsten, aufgedrückt wurde.

Louvois redete dem König vor, dass Standesunterschiede einen gemeinen Mann, der vielleicht in Bezug auf militärische Qualifikation sehr hervorrage, verstimmten; es müsse für das Kriegshandwerk eine vollkommene Gleich-



Französische Pikeniere beim Angriff auf einen festen Platz.
(Belagerung von Tournai: S. Leclerc.)

berechtigung und Gleichheit bestehen; er schlug dem König zugleich eine Rangordnung vor, die den Titel „l'ordre du tableau" führte, wonach ein Avancement fortan nur durch Ernennung erfolgen sollte. Dieser Vorschlag, der dem König durchaus willkommen, beseitigte aber, wie man sich denken kann, jegliches Streben, jeden Eifer und schreckte davon ab, sich irgend welche Mühe zu geben. Das ging so weit, dass man sich damit beruhigte, seinen Dienst zu thun, sich auszuruhen, in Trägheit zu verharren oder Vergnügungen aufzusuchen.

Bis dahin waren die Generäle Herren über ihre Truppenabteilung gewesen, solange der Feldzug dauerte. Louvois entzog ihnen diese Autorität und wollte, dass sie dem Oberbefehlshaber, der an Anciennatät über ihnen stand, Ordre parierten.

Das ist noch nicht alles. Je mehr Truppen da waren, desto mehr

gab es ja auch Regimenter, desto mehr Obersten. Die Obersten kommandierten ihre Regimenter, bestimmten alle Einzelheiten und nach ihren Entschlüssen wurden die Offiziere gewählt und befördert. Sie waren verantwortlich für ihre Regimenter, es machte ihnen Ehre, wenn dieselben gut montiert und gut im Stande waren. Von dieser Selbständigkeit aber wollte Louvois nichts wissen. Er ernannte Inspekteure, denen er die Autorität der Obersten zu-



Die französische Flotte in Schlachtordnung. Schlacht von Agouste 1676.
(S. Leclerc: „Les guerres de Louis XIV".)

wies, so dass diese in ihren Regimentern nichts mehr galten und an Ansehen verloren. Es war ja nötig, dass der König eine genaue und detaillierte Kenntnis vom Zustande seiner Truppen habe, die Inspekteure aber, welche die Truppen nur ein- oder zweimal im Jahre sahen — jeder hatte deren viele zu inspizieren — konnten dieselben unmöglich in der Weise kennen wie die Obersten. Innerhalb von zwei Jahren hatten sie meistens gewechselt, so dass sie fast nie genau mit den Truppenteilen bekannt waren und der eine das, was der andere eingeführt hatte, abschaffte — die Truppen wussten zuletzt nicht mehr, woran sie waren."

Saint-Simon tadelt mit derselben Schärfe die Revuen, welche der König auf Veranlassung Louvois' abhielt:

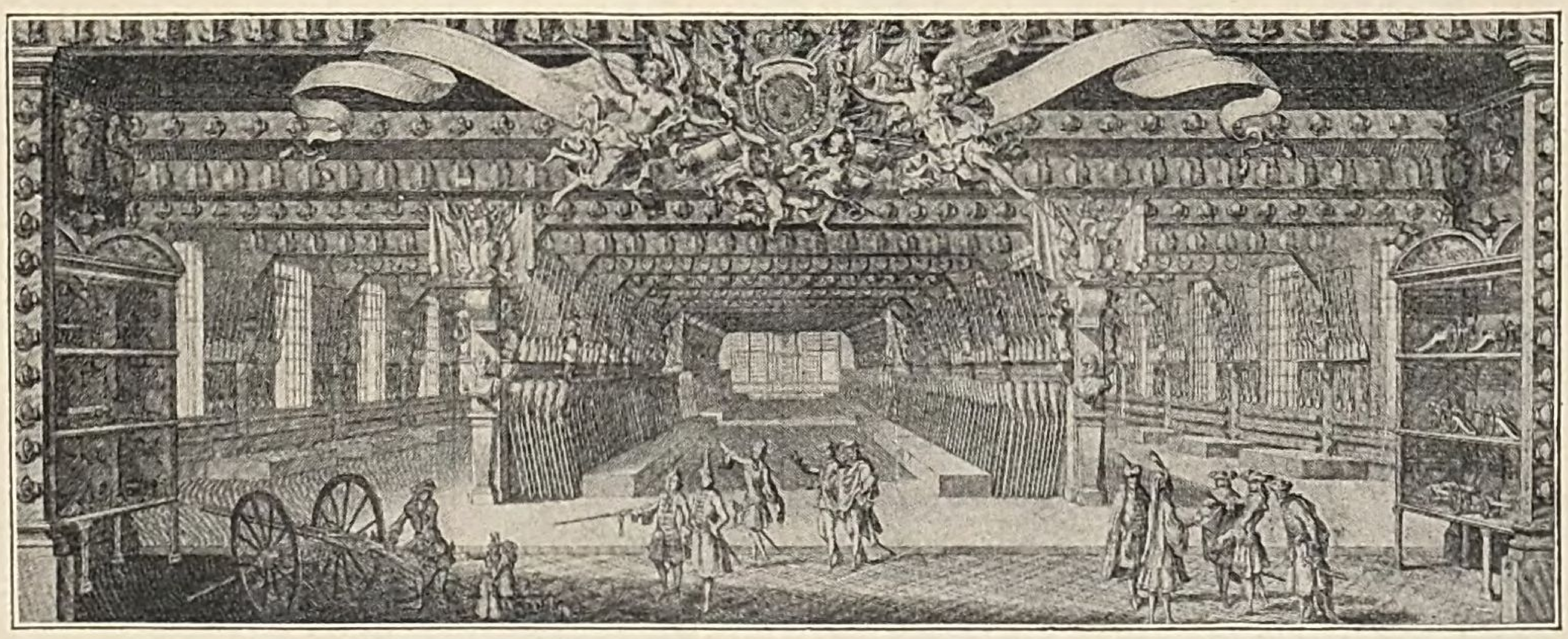
„Dieser hochmütige Prunk im Lager von Compiègne, der für die vielen Truppen, aus denen es bestand, so verderblich war, war ein Unding, besonders nach Beendigung eines zehnjährigen Krieges, es war ein Delirium der Eitelkeit, welches nur den Neid Europas von neuem stachelte und nur Vorwände bot, um Frankreich und die Person des Königs zur Zielscheibe von Angriffen zu machen."




Porträt Ruyter's.

(Von Michel Mouzyn, nach einem Stich aus damaliger Zeit. Nationalbibliothek.)

Es war wirklich böser Wille, alles schlecht zu finden, was Louvois that und was vom König gebilligt wurde. Der Grund aber liegt darin, dass Saint-Simon als Herzog und Pair die Empfindungen des Adels gegen den Minister bürgerlicher Herkunft, der ihn zum Gehorsam, zu Botmässigkeit und Unterwürfigkeit genötigt hatte, teilte. Voltaire hatte die entgegengesetzten Beweggründe, indem er ein Mitthun des Bürgerstandes an den militärischen Erfolgen des Königtums feiern wollte. Die Neubildung der Marine bot ihm Veranlassung zu anderweiten Lobeserhebungen.



Das Zeughaus in Paris 1684.

(Nach einem Kupferstich aus damaliger Zeit, gefertigt zu Ehren der siamesischen Gesandtschaft.)

Mit derselben Umsicht, mit welcher Ludwig XIV sich ein starkes und wohlgeschultes Landheer schuf, ehe er noch in Kriege verwickelt war, ging er auch daran, sich die Herrschaft zur See zu sichern. Es wurden zunächst die wenigen vorhandenen Schiffe ausgebessert; der Kardinal Mazarin hatte sie in den Häfen einer völligen Verwahrlosung überlassen; auch wurden in Holland und Schweden Schiffe aufgekauft, so dass bereits im dritten Jahre seiner Regierung der König eine Flotte ins Meer schicken konnte, um an der afrikanischen Küste bei Grigeri sich die ersten Lorbeeren zu holen. Der Herzog von Beaufort verjagte 1665 die Seeräuberschiffe von den Meeren und




Die Freude der Franzosen über den wiedererlangten Frieden.
(Nach einem Almanach aus damaliger Zeit.)

zwei Jahre nachher hatte Frankreich eine Flotte von sechzig Kriegsschiffen. Das aber war nur der Anfang; neue Verordnungen erschienen, neue Anstrengungen wurden gemacht, denn der König fühlte bereits seine Kraft und wollte nicht, dass seine Schiffe die Flagge streichen sollten vor der Englands. Vergebens bestand die Regierung Karl II auf diesem alten Vorrecht, das den Engländern durch Gewalt, Zeit und ihre industrielle Entwickelung zugefallen war.

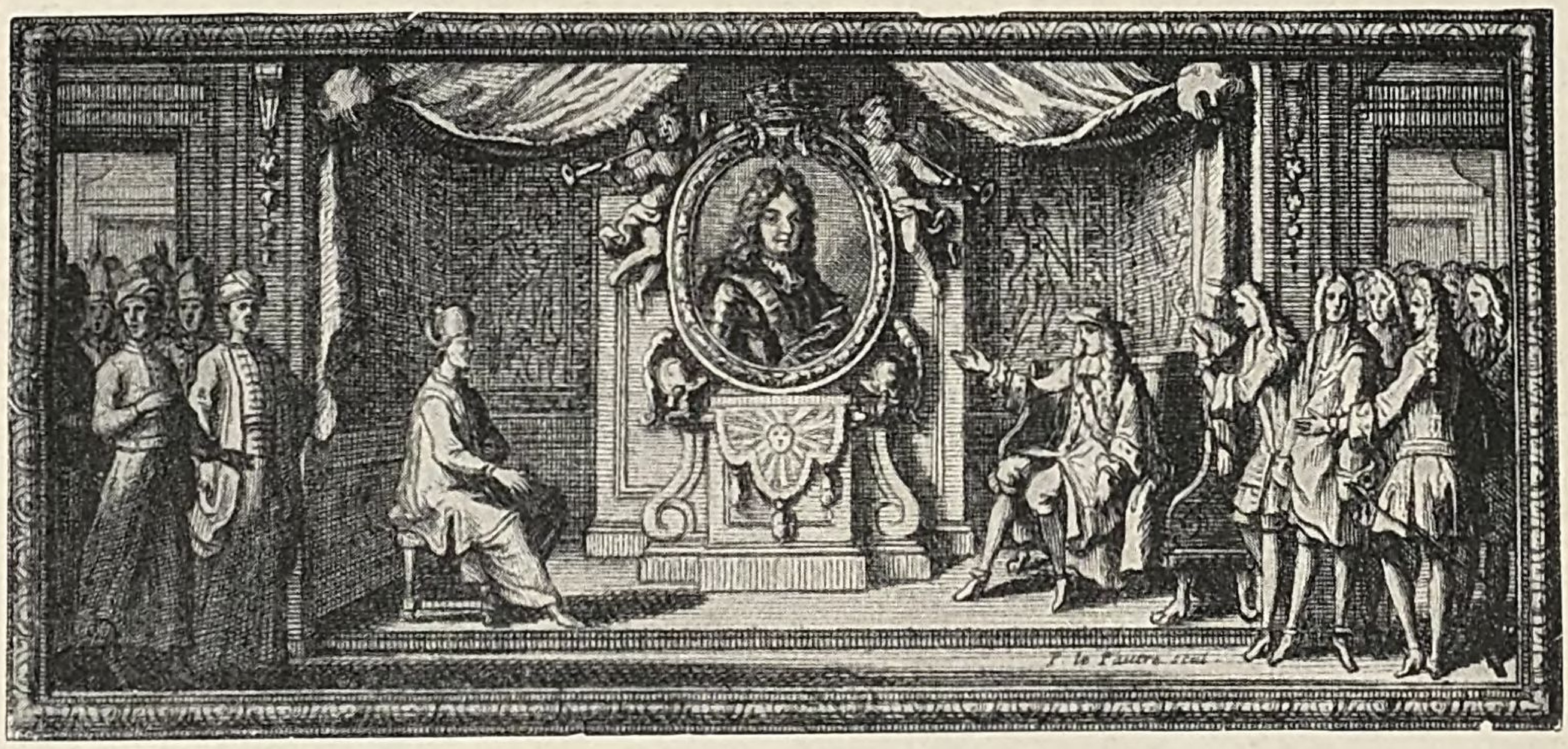
Ludwig schrieb seinem Gesandten, dem Grafen d'Estrades: „Der König von England und sein Kanzler mögen sich von meiner Seemacht einen Begriff machen, welchen sie wollen, mein Herz aber kennen sie nicht; ich kenne, sobald es sich um die Ehre handelt, keine Rücksicht.“

Er deutete damit an, was er durchzuführen im Begriff stand; die Engländer aber gaben dem Recht und der Festigkeit Ludwig XIV den Vortritt vor ihrer Anmassung, und beide Nationen traten fortan zur See als gleichberechtigt auf. Während der König hier auf Gleichstellung drang, forderte er zugleich in Spanien den Vortritt, der ihm 1662 auch zugestanden wurde,

kraft dessen die spanischen Schiffe vor den französischen die Flagge zu senken hatten.

Inzwischen aber wurde mit grossem Eifer an der Errichtung einer Kriegsmarine gearbeitet, welche imstande sein sollte, dem Gefühl des Stolzes auch einen thatsächlichen Hintergrund zu geben. In der Mündung der Charente wurde der Hafen und die Stadt Rochefort angelegt; es wurden Matrosen angeworben, die teils auf Handelsschiffen, teils an Bord der königlichen Kriegsschiffe verwendet werden sollten, und es waren in kurzer Zeit 60 000 seetüchtige Leute vorhanden.

Es wurden in den Seestädten Kommissionen, welche über Schiffsbauangelegenheiten zu beraten hatten, eingesetzt, es wurden in Rochefort, Brest,



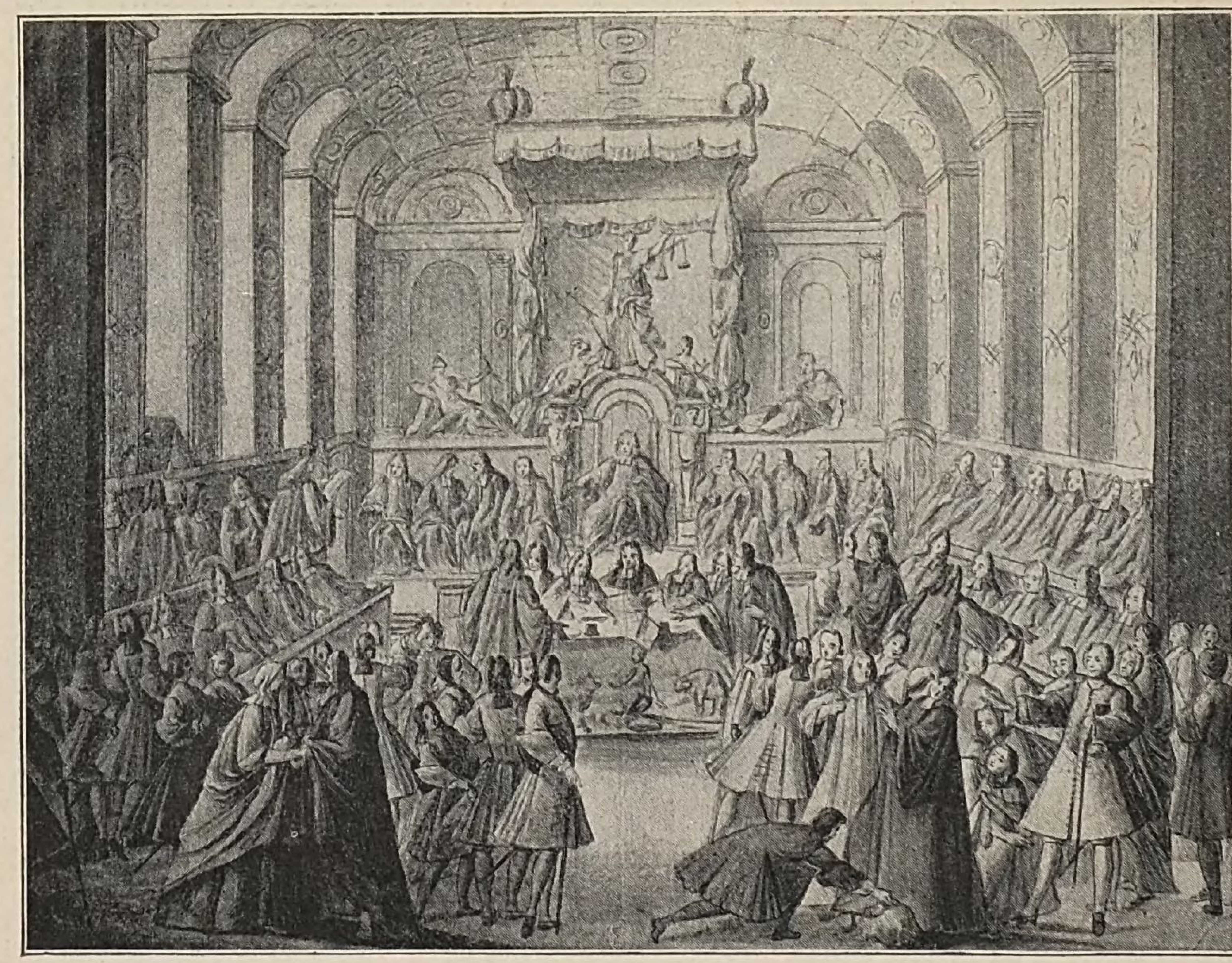
„Mein Herr und Gebieter sieht alles."

(Worte Lionne's, die er 1669 an auswärtige Gesandte richtete. Stich von Lepautre.)

Toulon, Dünkirchen und Havre grosse Arsenale erbaut, und 1671 gab es bereits sechzig Linienschiffe und vierzig Fregatten; im Jahre 1681 sind, die Lichterschiffe mit eingerechnet, 198 Kriegsfahrzeuge vorhanden: es liegen in den Häfen dreissig bereits ausgerüstete oder der vollständigen Ausrüstung entgegengehende Galeeren.

Die Schiffe sind mit 11 000, die Galeeren mit 3000 Mann regulärer Truppen bemannt; es sind ausserdem, für den Marinedienst verpflichtet, 66 000 Mann vorhanden. Unter diesen befanden sich 1000 Edelleute oder junge Männer aus guten Familien, welche als Soldaten auf den Schiffen ihre Übungen machten und in allem Erforderlichem unterwiesen wurden — sie hiessen „Seekadetten" und waren dasselbe wie die in den Compagnien zu Lande dienenden jungen Leute; eingeführt waren die Seekadetten schon 1671, aber damals nur in geringer Zahl. Aus diesem Institut der Seekadetten gingen die besten Seeoffiziere hervor.

Bis dahin gab es bei der französischen Marine keinen Befehlshaber mit dem Titel „Marschall von Frankreich", woraus man ersehen kann, wie sehr dieser Zweig der militärischen Organisation Frankreichs vernachlässigt worden war. Der erste, der bei der Marine den Titel als Marschall erhielt, war Jean d'Estrées, der ihn 1681 erhielt — durch Verleihung von Titeln den Wetteifer unter den Offizieren zu beleben, liess sich, wie es scheint, der König sehr angelegen sein.

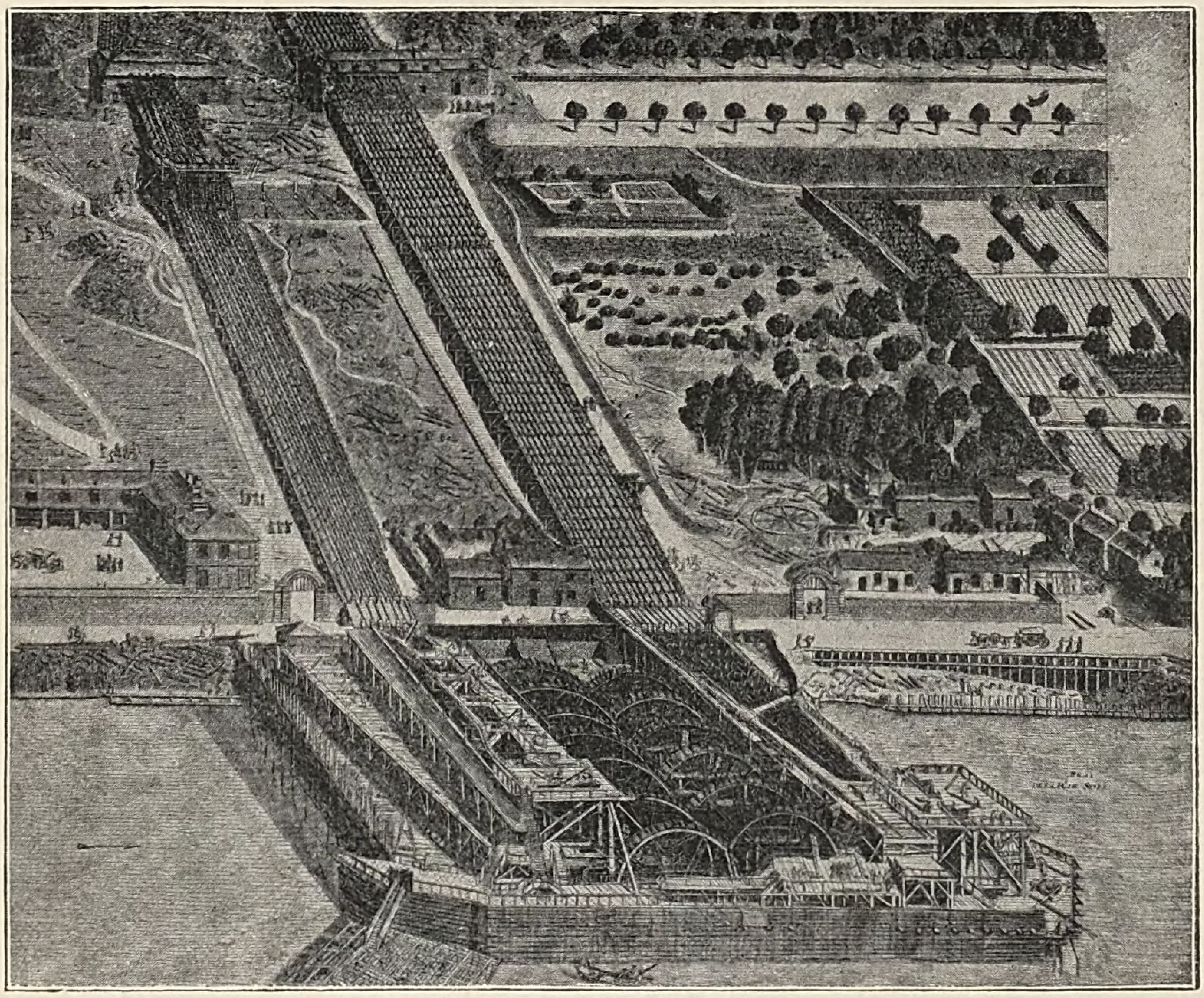


Die Ränkesucht.
(Ein satirischer Kupferstich. Kupferstichkabinett.)

Die französische Flotte ging mit Vorteil aus allen Seeschlachten hervor, nur das Treffen bei La Hogue im Jahre 1692 war unglücklich; in demselben griff, auf Grund eines ihm vom Hofe zugegangenen Befehles, der Graf von Tourville mit vierundvierzig Schiffen die verbündete Flotte der Engländer und Holländer, welche neunzig Schiffe zählte, an. Er musste der Übermacht weichen und verlor vierzehn Schiffe ersten Ranges, die man auf den Sand laufen und verbrennen liess, damit sie nicht vom Feinde genommen würden.

Trotz dieses Unfalles bewährte sich die französische Seemacht während des ganzen Erbfolgekrieges. Der Kardinal Fleury vernachlässigte sie leider wieder während der Musse eines langen Friedens, welche man doch zu ihrer Vervollkommnung hätte verwenden sollen.

Die Seemacht war ein wesentlicher Schutz unseres Handels. Die dahinsiechenden Kolonien Martinique, St. Domingo und Kanada begannen sich jetzt zu entwickeln und wurden für den Staat einträglich; von 1635 bis 1665 waren sie nur eine Last gewesen. Im Jahre 1664 entsandte der König eine Expedition behufs Kolonisierung nach Cayenne und nach Madagaskar. Er that alles, um den Schaden wieder auszugleichen, den Frankreich sich selbst



Marly's Maschinerien.

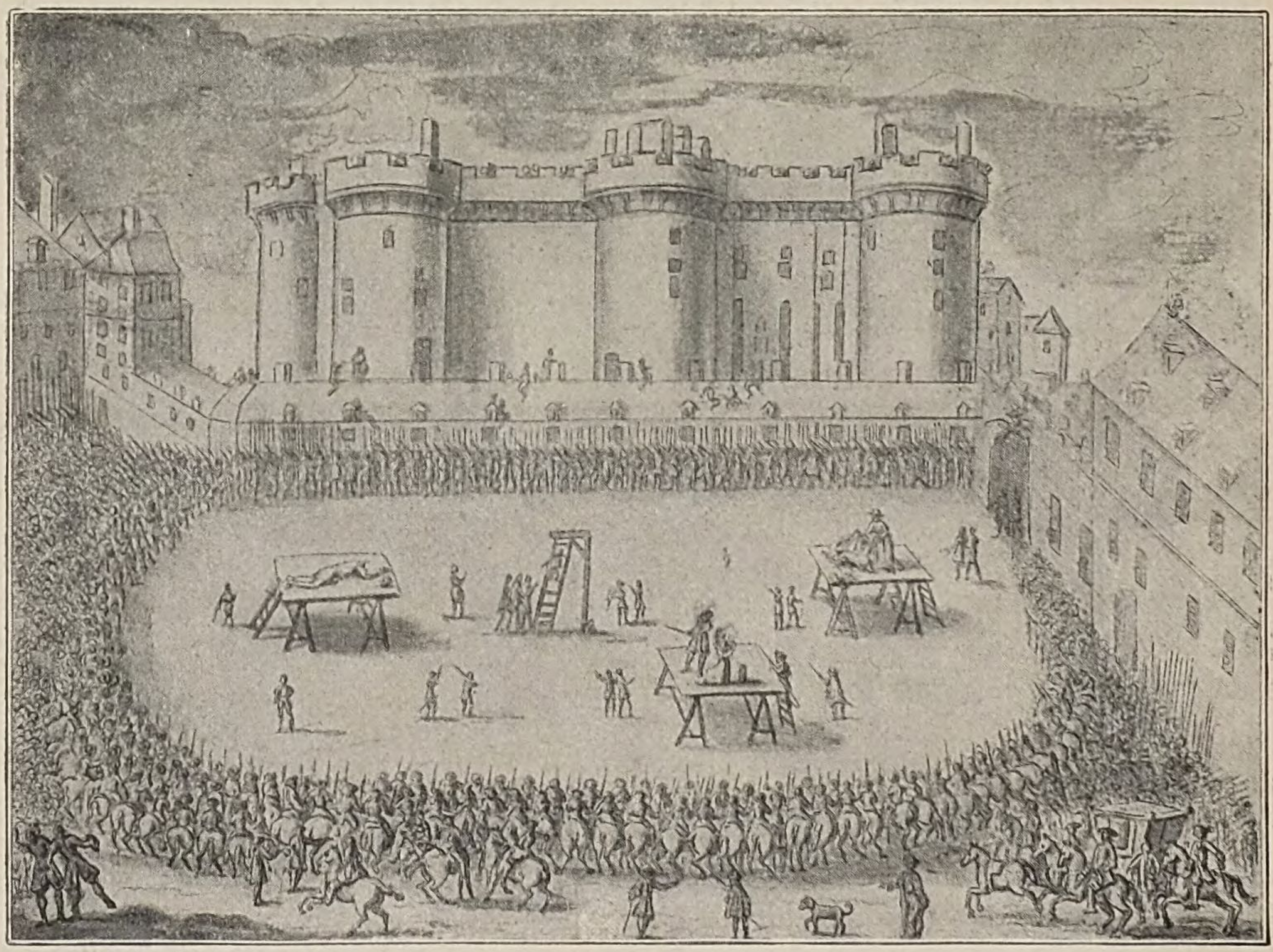
(Nach einem damaligen Stich, veröffentlicht von Baillieul.)

durch eine so lange Vernachlässigung seiner Seemacht zugefügt hatte, während andere Nationen Niederlassungen an allen Enden der Welt gegründet hatten. —

Man ersieht aus diesem allgemeinen Überblick, welche Veränderungen Ludwig XIV vornahm: sie waren von Nutzen, denn sie bestehen noch heute. Seine Minister unterstützten ihn in edlem Wetteifer. Die Einzelheiten sind offenbar ihr Werk: die Gesamtausführung aber und die allgemeine Anordnung kommt dem König zu gute. Schwerlich wären die Gesetze revidiert, Mannszucht im Heere, Polizei in den grossen Städten eingeführt, schwerlich wären Flotten erbaut, Künste und Gewerbe aufgemuntert worden, wenn nicht ein Gebieter dagewesen wäre, der in Übereinstimmung mit seinen Ministern grosse

Pläne im Auge gehabt und die Ausführung derselben mit festem Willen verfolgt hätte.

Sein Ruhm war dem König gleichbedeutend mit dem Gedeihen Frankreichs, er sah Frankreich nicht mit den Augen an, wie ein Gutsherr sein Landgut, aus dem er so viel wie möglich herauspressen will, um herrlich in der Welt zu leben: ein König, der den Ruhm liebt, liebt das öffentliche Wohl! Ludwig hatte 1698 keinen Colbert, keinen Louvois mehr, als er zur



Die Todesstrafe des Chevalier de Rohan.
(Nach einer Aquarelle im Kupferstichkabinett.)

Unterweisung des Herzogs von Burgund Verfügung traf, dass jeder Provinzialvorstand eine Beschreibung der Provinz einzureichen habe. Auf diesem Wege allein konnte man an oberster Stelle eine genaue Kenntnis des Landes und zuverlässige Angaben über die Bevölkerung erlangen. Die Anordnung war jedenfalls von Nutzen, obwohl die Berufenen nicht allesamt mit dem Eifer und der Sorgfalt den an sie gestellten Anforderungen entsprachen, wie Herr Lamoignon de Bâville. Wäre den Absichten des Königs in Bezug auf jede Provinz in derselben Weise entsprochen worden, in der dieser Beamte über das Languedoc berichtete, so würden wir eine Sammlung von Denkschriften besitzen, die den schönsten Ruhm des Jahrhunderts bilden würde.

Einzelne sind ja recht gut abgefasst, allein der Plan schlug doch im

ganzen fehl, weil der Prospekt, der den Provinzen übermittelt war, verschiedene Vorschriften enthielt. Wünschenswert wäre es gewesen, dass der leitende Provinzialbeamte ein Verzeichnis der Bewohner jedes Steuerbezirkes, der Edelleute, Bürger, Bauern, Handwerker und Arbeiter, sowie des Viehbestandes, dass er Angaben über den Wert der Ländereien, je nachdem sie gut, mittelmässig oder schlecht waren, über die Geistlichkeit, je nachdem sie aus Weltpriestern oder Ordensleuten bestand, über die Einkünfte derselben, ebenso wie über die der Stadt- und Landgemeinden eingeliefert hätte.

In der Mehrzahl der Eingaben ist alles bunt durcheinander gemischt, einzelnes ist kaum erörtert oder ungenau dargestellt, so dass man mühsam die Angaben zusammensuchen muss, deren man bedarf und die ein Minister bei der Hand haben und mit einem Blick übersehen muss, um sich schnell über Kräfte, Bedürfnisse und Hilfsquellen eines Distriktes Auskunft verschaffen zu können.

Der Plan war gewiss vortrefflich und eine gleichmässige Ausführung desselben wäre von dem allergrössten Nutzen gewesen. —



Demoiselle de Rethel im Kostüm einer Dame aus der Provinz.

(Siebzehntes Jahrhundert. Nach einem Kupferstich von Saint-Jean.)

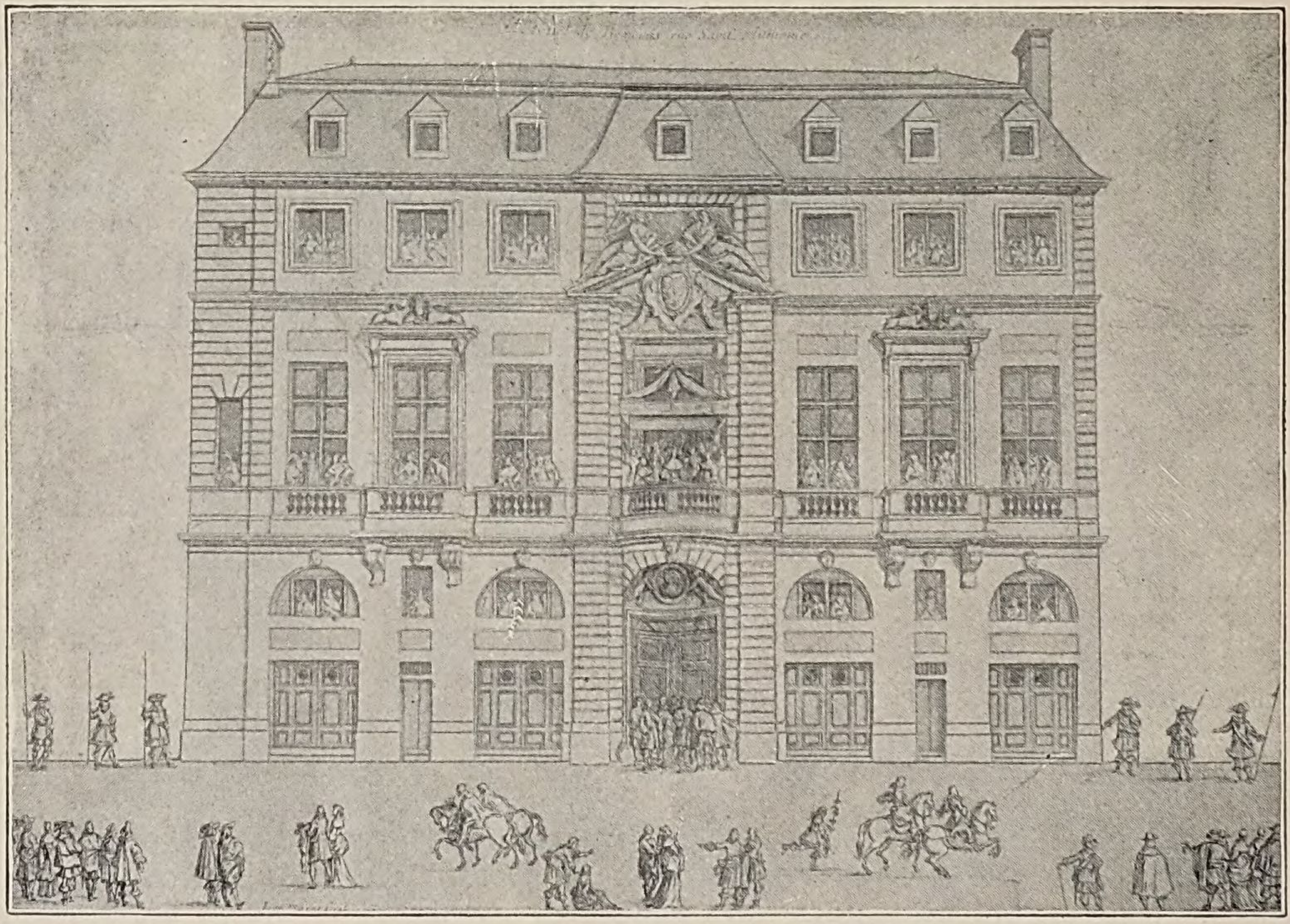
Das ist im allgemeinen das, was Ludwig XIV vollbrachte oder zu vollbringen versuchte, um sein Land in einen blühenden Zustand zu bringen. Man kann doch, wie mir scheint, diese Arbeiten, diese Mühewaltungen nicht ohne ein Gefühl der Dankbarkeit ins Auge fassen und ohne sich ergriffen zu fühlen von der Liebe für die allgemeine Wohlfahrt, von der sie diktiert sind.

Man vergegenwärtige sich nur, in welchem Zustande Frankreich zur Zeit der Fronde war und was es heute ist. Ludwig XIV hat seinem Volke mehr Gutes erwiesen als zwanzig von seinen Vorgängern zusammengenommen, — allein er that doch nicht alles, was er hätte thun können!

Der Krieg, welcher im Frieden von Ryswick seinen Abschluss fand,

veranlasste den Niedergang des blühenden und sich bereits ausbreitenden Handels, dessen Begründer Colbert war; der spanische Erbfolgekrieg vernichtete den Handel vollends.

Hätte der König die enormen Summen, welche die Wasserleitungen und jene später aufgegebenen unnützen Anlagen von Maintenon kosteten — sie sollten Wasser nach Versailles leiten — auf die Verschönerung von Paris, auf die Vollendung des Louvre verwendet, hätte er nur den fünften Teil des Geldes, welches die zum Teil recht schwierigen Anlagen in Versailles



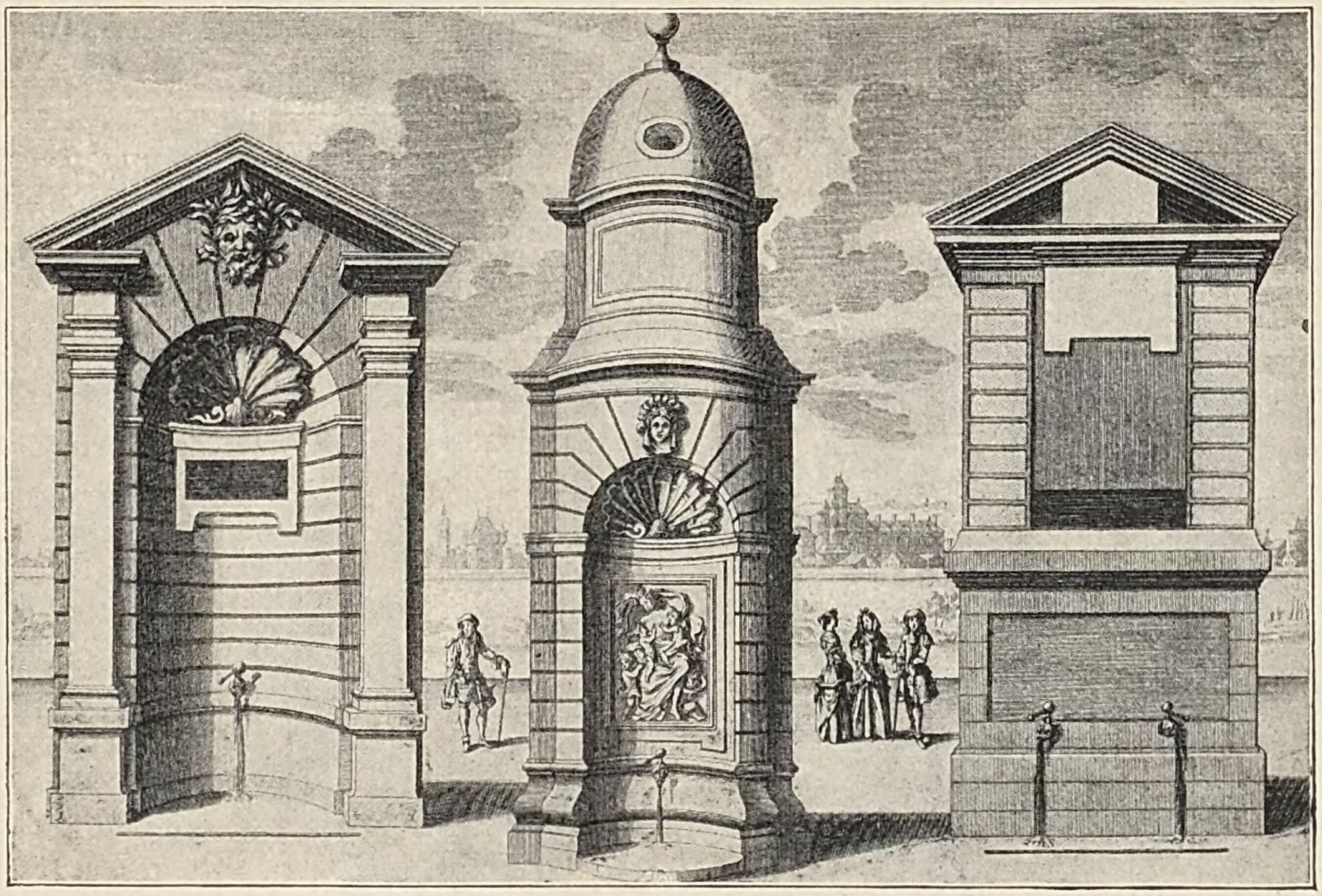
Das Haus der Mme de Beauvais, Paris, St. Antoine-Strasse.
(Nach einem Stich von Marot.)

verschlangen, in Paris verausgabt, so würde die ganze Stadt so schön geworden sein, wie es jetzt nur das Tuilerienviertel und Pont royal sind: Paris wäre dann die schönste Stadt der Welt geworden.

Die Revidierung der Gesetze war gewiss ein grosser Schritt zu Besserem, allein den Advokatenkniffen vermochte man doch nicht den Garaus zu machen. Man beabsichtigte, ein einheitliches Gerichtsverfahren einzuführen, was auch in Bezug auf Kriminalfälle und Handelsangelegenheiten geschah; in Bezug auf bürgerliches Recht aber, namentlich Besitzfragen, unterblieb. Es ist ein beklagenswerter Übelstand, dass ein und dasselbe Tribunal nach hundert verschiedenen Bestimmungen urteilen kann. Es bestehen als Überreste aus der Feudalzeit allerhand zweideutige, lästige und dem Allgemeinwohl schädliche

Sonderrechte, welche am Grund und Boden haften: es sind die Trümmer eines gotischen Baues.

Ich verlange durchaus nicht, dass ein und dasselbe Gesetz für alle Stände im Staate gelten soll, denn ich bin mir wohl bewusst, dass die Gebräuche beim Adel, beim Klerus und Beamtenstande, bei den Ackerbauern verschieden sind, allein wünschenswert ist es, dass wenigstens für jeden Stand ein und dasselbe Gesetz im Lande gelte und dass das, was in der Champagne Recht ist, in der Bretagne nicht Unrecht sei. Gleichförmigkeit in



Verschiedene öffentliche Brunnen: am Thor von Saint-Denis, an der Charité und bei den Saints-Pères.

jedem Zweige der Verwaltung ist gewiss zu wünschen, durch Schwierigkeiten hätte man sich nicht sollen abschrecken lassen.

Ludwig XIV hätte nicht zu dem gefährlichen Auskunftsmittel der Steuerverpachtung, zu dem er durch die beständige Vorwegnahme seiner Einkünfte gezwungen war, greifen sollen. Er hätte auch nicht in den Irrthum verfallen sollen, dass sein Wille ein zwingender Grund sei, um eine Million Menschen zu einem Glaubenswechsel zu veranlassen — alsdann hätte Frankreich nicht so viele seiner Bürger verloren.

Trotz aller Erschütterungen und Verluste ist dieses Land aber immer noch eins der blühendsten der Erde und zwar deshalb, weil das Gute, das Ludwig XIV ihm erwies, fortbestand, das Schlechte aber, das in jenen bewegten Zeiten vielleicht kaum zu vermeiden war, wieder ausgeglichen wurde.

Die Nachwelt, die Richterin der Könige, deren Urteil diese stets vor Augen haben sollten, wird, wenn sie die Vorzüge und Fehler dieses Monarchen gegeneinander abwiegt, zur Erkenntnis kommen, dass Ludwig, der zu seinen Lebzeiten vielleicht allzu sehr gepriesen wurde, es doch wohl verdient, gerühmt zu werden, und dass er des Standbildes würdig ist, dass man ihm in Montpellier errichtete und mit einer lateinischen Inschrift versah, welche besagt: „Ludwig, dem Grossen — nach seinem Tode.“ Don Ustaritz, ein Staatsmann, der über den Handel und die Finanzen Spaniens ein Buch geschrieben hat, nennt Ludwig XIV einen „ausserordentlichen Menschen“.



Kupferne Theekanne.
(Sammlung des Herrn Edmund Guérin.)

Die vielen Veränderungen im System der Regierung, in den Staatseinrichtungen änderten natürlicherweise auch die Sitten. Der Geist der Zwietracht, des Hasses und des Aufruhrs, welcher die Zeit Franz II kennzeichnet, verwandelte sich in einen Wetteifer, dem Könige Dienste zu erweisen. Da die Grossgrundbesitzer nicht mehr auf ihren Gütern festklebten, die Gouverneure der Provinzen keine Ämter mehr zu vergeben hatten, so war ein jeder darauf bedacht, die Gunst des Souveräns zu erlangen. Der Staat wurde dadurch zu einem einheitlichen Ganzen: alle Fäden liefen in einem Mittelpunkt zusammen. Dadurch wurde zugleich der Hof alle Parteiungen und Verschwörungen los, die sein und des Staates Wohlergehen so viele Jahre lang gestört hatten. Es gab unter der Regierung Ludwig XIV nur eine einzige Verschwörung, sie fiel in das Jahr 1674 und war angezettelt von einem liederlichen und verschuldeten Edelmann aus der Normandie Namens La Tréaumont, dem sich ein Angehöriger des Hauses Rohan, ein junger Mann, der wohl Mut, aber wenig Einfluss besass, angeschlossen hatte. Rohan war Oberjägermeister von Frankreich; der Stolz und die Härte Louvois' hatten ihn derart empört, dass er nach einer Audienz, welche er bei demselben gehabt hatte, ganz ausser sich bei dem Herrn von Caumartin vorsprach und, sich auf ein Ruhebett werfend, ausrief: „Dieser . . . Louvois muss sterben oder ich.“ Caumartin sah anfänglich in diesen Worten

nichts als einen Zornausbruch; als aber der Chevalier de Rohan ihn bald darauf fragte, ob er glaube, dass die Bevölkerung der Normandie der derzeitigen Regierung zugethan wäre, ahnte Caumartin, dass sein Gast sich mit unlauteren Gedanken trüge, und gab ihm zur Antwort: „Die Zeiten der Fronde sind vorbei. Glauben Sie mir, Sie werden sich selbst nur zu Grunde richten und bei niemand Bedauern finden.“

Auf Rohan machten diese Worte jedoch keinen Eindruck, er stürzte sich blindlings in die Verschwörung La Tréaumont's. An derselben beteiligten sich auch noch der Chevalier de Preaux, der ein Neffe La Tréaumont's und von diesem verleitet war — er seinerseits hatte die Geliebte seines Onkels, die Marquise de Villiers, verleitet. Die Verschwörer hatten weder die Absicht, noch hofften sie, sich im Lande eine Partei zu bilden; was sie beabsichtigten war, Quilleboeuf an die Holländer zu verschachern und den Feind in die Normandie zu locken: es handelte sich also lediglich um gemeinen Verrat.



Der innere Hof des Rathauses zu Paris mit der Statue Ludwig XIV, welche 1687 errichtet ward.

Die Hinrichtung der ganzen Gesellschaft war das Ende vom Liede, war der Abschluss einer ebenso unsinnigen wie nutzlosen, verbrecherischen That, deren man sich heut kaum noch erinnert.

Kamen auch sonst wohl hin und wieder kleine Revolten in den Provinzen vor, sie waren doch ohne grössere Bedeutung und konnten leicht unterdrückt werden. Selbst die Hugenotten verhielten sich bis zu der Zeit, da man anfing ihre Gotteshäuser zu zerstören, ganz still.

Es gelang dem König, aus einer rebellischen und wildbewegten Bevölkerungsmasse ein ruhiges, friedliebendes Volk zu machen, das nur noch auswärtigen Feinden gefährlich war, nachdem es hundert Jahre lang durch innere gefährliche Kämpfe sich selbst zerfleischt hatte. Es zeigte sich allmählich eine Verfeinerung der Sitten, ohne dass dadurch dem persönlichen Mute des einzelnen Abbruch geschehen wäre.

Die Häuser, welche die grands seigneurs in Paris erbauen liessen oder ankauften, und die Gemahlinnen derselben, die eine passende Lebensweise zu führen begannen, riefen jene Pflanzstätten feiner gesellschaftlicher Formen ins Leben, die nach und nach die jungen Männer dem Wirtshausleben abwendig machten, das doch nur eine wüste Liederlichkeit im Gefolge hatte. Die Sitten pflegen von Kleinigkeiten abzuhängen, so gab z. B. die Mode,

durch die engen Strassen von Paris zu reiten, häufig Veranlassung zu blutigen Auftritten; diese hörten auf, sowie die Mode abgeschafft war. Der feinere Anstand, der von den Damen ausging, verfeinerte den gesellschaftlichen Ton, und die Lektüre, die sie zu pflegen begannen, erweiterte ihre Kenntnisse. Verrat und Zwietracht, die in Zeiten innerer Unruhen als nicht entehrend angesehen werden, waren bald völlig verschwunden und in Vergessenheit geraten. Die grausigen Thaten einer Brinvilliers, einer Voisin sind nur als




Das ruhmreiche Paris und das glänzende Auftreten seiner Bürger zur Zeit der Regierung Ludwig XIV.

(Kupferstich von Jollain 1692.)

vorüberziehende Wolken an einem sich klärenden Himmel anzusehen: es wäre ja ebenso gewagt, eine ganze Nation wegen einiger Aufsehen und Schrecken erregender Verbrechen eines oder des anderen Individuums zu verdammen, als es lächerlich wäre, wegen der Tugenden eines La Trappe eine Nation von allen Fehlern freizusprechen.

In allen Berufsarten zeigten sich bisher gewisse Gebrechen. Die Soldaten und die jungen Leute, die sich dem Soldatenstande widmen wollten, trugen ein reizbares, heftiges Wesen zur Schau, die richterlichen Beamten waren von Schrecken erregender Pedanterie, wozu die Sitte, stets in der Robe zu erscheinen, nicht wenig beitrug. Alles, was zur Universität oder dem Stande der Ärzte zählte, zeigte ähnliche Verzerrungen. Die Kaufleute gingen

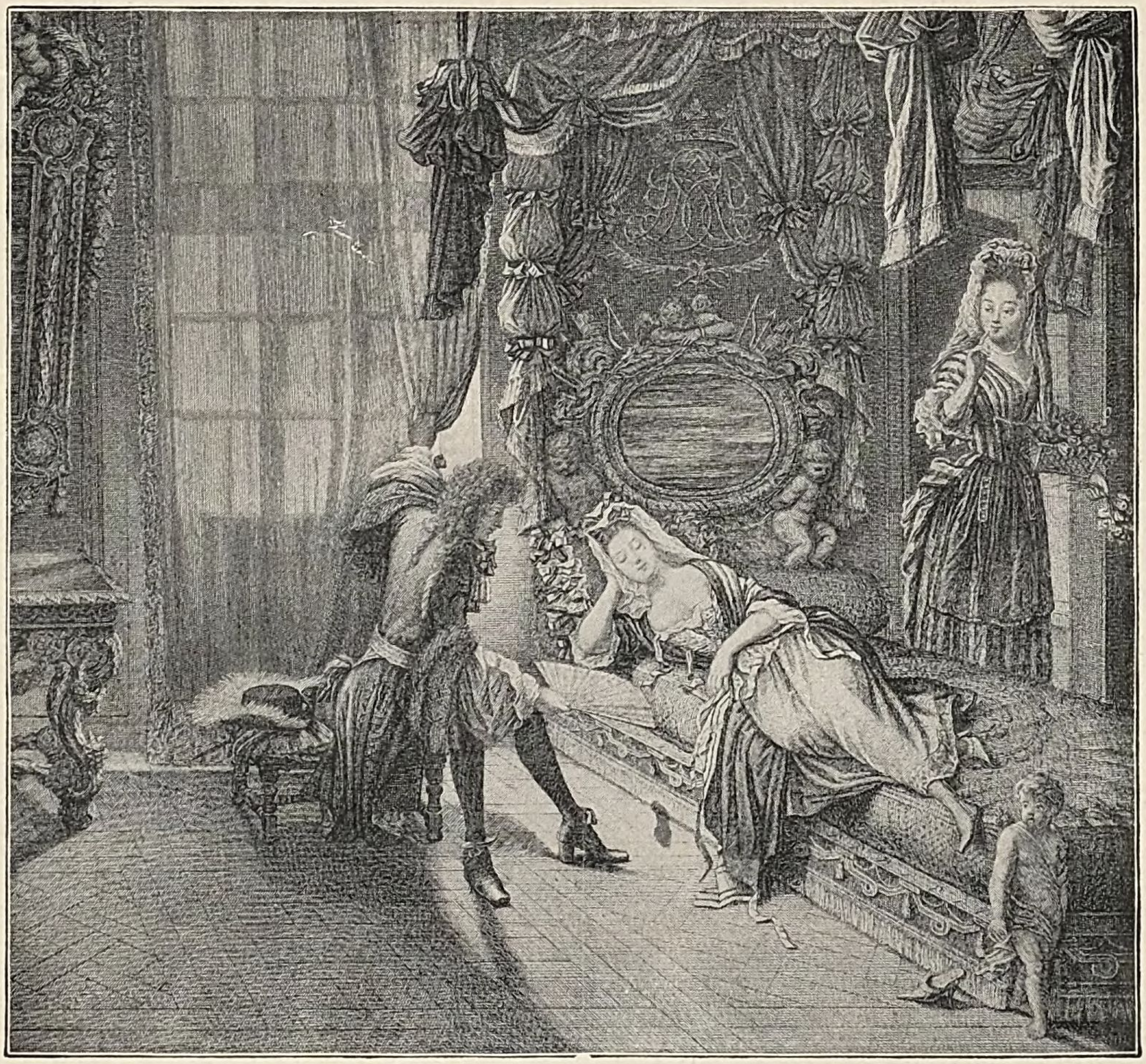



Autotypie und Druck von Rud. Loës in Leipzig. Verlag und Eigenthum von Schmidt & Günther in Leipzig.

Der Herzog von Bourgogne besucht die Prinzessin von Savoyen bei der Toilette.

in kurzen Roben daher, wenn sie Versammlungen oder Audienzen bei den Ministern hatten, die reichsten unter ihnen waren anmassende Tölpel.

Allmählich riefen die gesellschaftlichen Vereinigungen, die Theater, die öffentlichen Spaziergänge, bei denen man sich zu begegnen und zu begrüssen pflegte, eine Änderung hervor und mit den feineren Formen glichen sich die



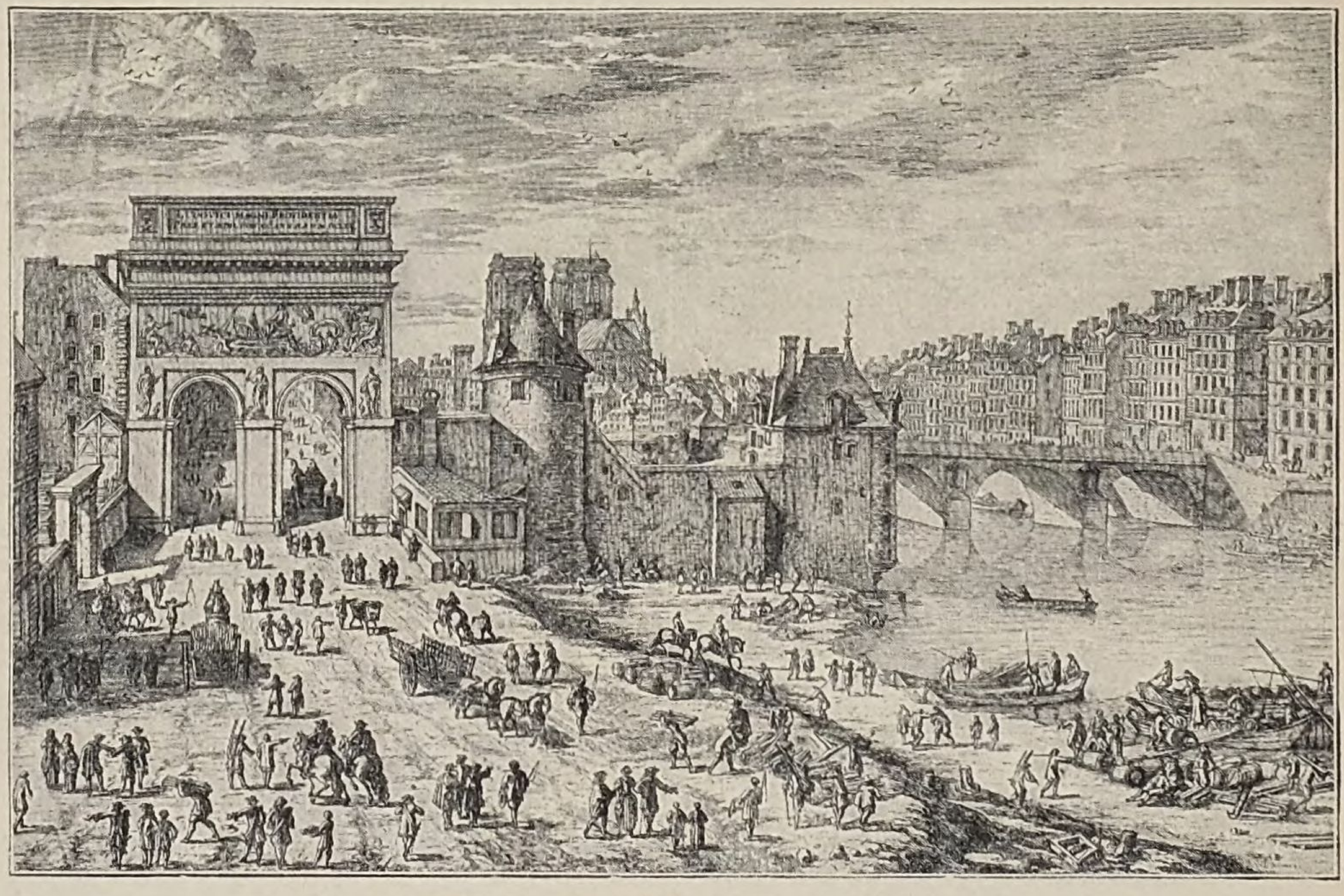
Der Luxus im siebzehnten Jahrhundert. Vornehme Dame auf einem Engelbett liegend.
(Nach einem Stich von Saint-Jean.)

Unterschiede der Stände mehr und mehr aus. Jetzt spürt man sogar in den Werkstätten, dass Artigkeit und Höflichkeit auch in die unteren Stände eingedrungen sind. In den Provinzen kann man dieselben Vorgänge beobachten.

Schliesslich ist man dahin gelangt, Luxus nur da zu entfalten, wo es sich um Bequemlichkeiten und äussere Annehmlichkeiten handelt. Die frühere Masse von Pagen und Dienern ist verschwunden, die inneren häuslichen Einrichtungen aber sind behaglicher geworden. Der äussere Pomp, der hohle Prunk ist nur den Nationen geblieben, bei denen man sich lediglich darauf versteht, Ostentation zu treiben, während die Kunst, zu leben, ihnen unbekannt blieb.

Die grosse Leichtigkeit in Bezug auf gesellschaftlichen Verkehr, die allgemeine Umgänglichkeit, die geistige Kultur haben Paris zu einer Stadt gemacht, die nach Rom und Athen zur Zeit ihrer Blüte wohl die angenehmste sein dürfte.

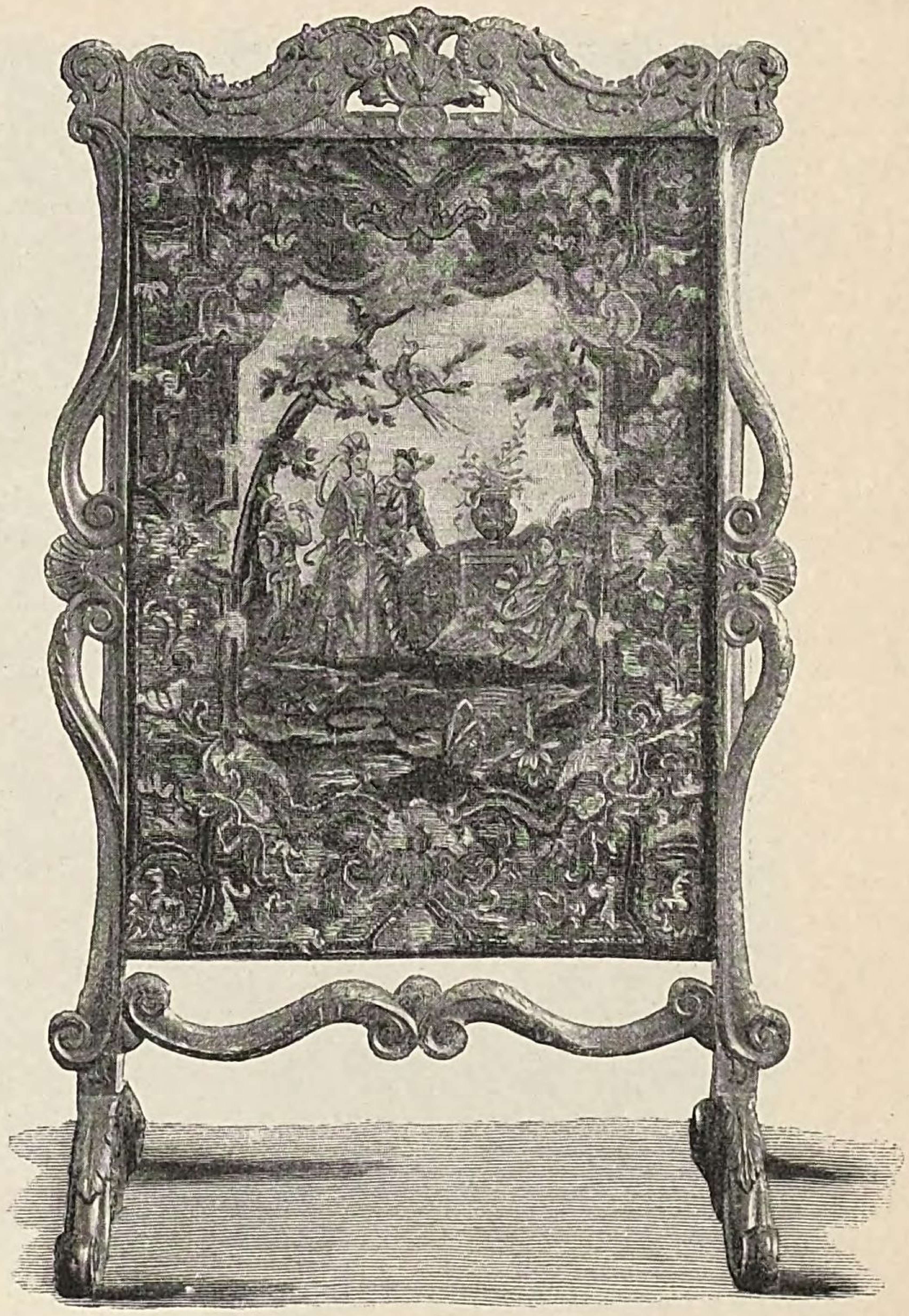
Die grosse Menge wissenschaftlicher und der Kunst geweihter Hilfsmittel, welche hier allen Neigungen und Bedürfnissen leicht zur Hand liegen, die Ansammlung so vieler nützlicher und interessanter Gegenstände in Verbindung mit dem urbanen, gastfreien Wesen der Pariser, hat eine grosse Anzahl von Fremden herbeigelockt, um diese Heimat der Geselligkeit und des feinen Tons kennen zu lernen und in ihm Aufenthalt zu nehmen. Wenn



Das Saint-Bernard-Thor von Paris, der Insel Saint-Louis gegenüber.
(Nach einem Stich von Pérelle.)

dabei zugleich einzelne Eingeborene Paris den Rücken wenden, so sind dies entweder Männer, welche durch ihre Talente nach anderen Wirkungsstätten berufen werden, mithin ebenfalls ehrendes Zeugnis für ihre Vaterstadt ablegen, oder es ist der Auswurf der Stadtbevölkerung, welcher das von der Nation erworbene Ansehen im Auslande ausnutzen möchte, oder es sind Auswanderer, die ihren Glauben dem Vaterlande vorziehen und Glück oder Unglück suchen wollen — ebenso wie ihre Vorfahren, die durch die Schmach, die man dem Andenken des grossen Heinrich anthat, als man sein ewig weises Gesetz, genannt das „Edikt von Nantes“, aufhob, aus Frankreich verscheucht wurden. Oder endlich es sind mit der Regierung Unzufriedene oder unter Anklage Stehende, die den harten Formen einer oft schlecht gehandhabten Justiz entschlüpfen — was ja in allen Ländern der Erde vorkommt.

Man hat behauptet, dass am Hofe nicht mehr so viel Selbstachtung und Hochherzigkeit zu finden wäre wie früher. Es sind allerdings die kleinen Tyrannen, wie sie zur Zeit der Fronde, unter Ludwig XIII und in früheren Jahrhunderten sich breit machten, nicht mehr vorhanden, allein es hat sich bei den Edelleuten, welche damals durch diese ihre allzu mächtig gewordenen Standesgenossen erniedrigt waren, der Edelsinn wiedereingefunden. Man findet jetzt Adlige und Bürger, welche es sich früher zur Ehre geschätzt haben würden, Bediente dieser Mächtigen zu sein, im Kriege als Kameraden derselben, vielleicht auch als deren Vorgesetzte. Je mehr der Dienst im Staate den Vorrang vor Titeln behauptet, desto besser ist es für den Staat.



Ofenschirm: Teppicharbeit aus dem siebzehnten Jahrhundert.
(Aus Fontainebleau. Nationalmuseum für Mobiliar.)

Das Zeitalter Ludwig XIV ist mit dem des Augustus verglichen worden, nicht als wären die Macht und die persönlichen Umstände beider Monarchen miteinander zu vergleichen — Rom und Augustus waren von weit höherer Bedeutung in der Welt als Ludwig XIV und Paris — man bedenke, dass Athen dem römischen Reiche in allen jenen Beziehungen gleichstand, deren Wert nichts zu thun hat mit Stärke und Macht; man bedenke auch, dass wenn heut nichts vorhanden ist, was dem alten Rom und Augustus gleich wäre, das gegenwärtige Europa das damalige römische Reich weitaus überragt. Zur Zeit des Augustus gab es nur eine einzige, heute giebt es verschiedene gesittete, aufgeklärte und kriegerische Nationen, welche den Griechen und Römern unbekannte Künste beherrschen. Unter diesen Nationen ist keine, die sich seit dem letzten Jahrhundert in jeder Hinsicht mehr hervorgethan hätte, als die, welche quasi von Ludwig XIV geschaffen wurde.

Diese überaus vorteilhafte Schilderung von Paris und seinem Bürgerstande, die wir zugleich als eine zuverlässige Darstellung der Sitten des siebzehnten Jahrhunderts auffassen können, erinnert an die berühmte Satire Labruyère's:

„Die Kaiser im alten Rom“ sagt er unter anderem, „haben keine so vor-



Der Luxus im siebzehnten Jahrhundert. Eine vornehme Dame im Hauskleide.
(Nach einem Stich von Saint-Jean.)

sorglichen, so angenehmen, gegen alle Unbilden, wie Wind, Regen, Staub, Sonne, geschützten Triumphe gehabt, wie ihn unsere Pariser Bourgeois zu feiern verstehen. Welcher Abstand zwischen heut und der Zeit des Packesels ihrer Vorväter! Diese verstanden es noch nicht, das Nötige zu entbehren, um das Überflüssige anschaffen zu können, verstanden es nicht, dem äusseren Gepränge den Vortritt vor dem Nützlichen zu geben. Man sah sie nie ein Licht anstecken, nie sich an einem kleinen Herdfeuer erwärmen. Sie standen nicht von schlechten Diners auf, um sich in Karossen zu werfen, sie waren noch der Überzeugung, dass der Mensch seine Beine zum Gehen habe, und

deshalb gingen sie. War es trockenes Wetter, so blieben sie sauber, wenn es feucht war, besudelten sie ihr Schuhwerk, genierten sich aber nicht, über Strassen und Gassen zu eilen wie der Jägersmann, der den Sturzacker passiert, oder der Soldat, der sich in den Schmutz des Laufgrabens stürzt.

Man war auch noch nicht auf den schönen Gedanken gekommen, zwei Mann an eine Sänfte zu spannen, und es gab sogar noch Magistratsbeamte, welche zu Fuss zur Sitzung gingen — mit derselben Grazie, mit der einst Augustus seine Beine benutzte, um das Kapitol zu erreichen. Zinn war es, das damals auf Tafeln und Schenktischen glänzte. Eisen und Kupfer auf den häuslichen Herden. Gold und Silber steckte in den Truhen. Frauen liessen sich von Frauen bedienen, nur Frauen sah man in den Küchen. Die schönen Titel „gouverneur“ und „gouvernante“ waren unseren Voreltern nicht unbekannt, sie wussten, wem man die Kinder der Könige und die Prinzen zur Erziehung anvertraute, sie aber liessen ihre Kinder an den Diensten des Gesindes teilnehmen und waren froh, dass sie selbst direkt über deren Erziehung wachen konnten. Sie rechneten sehr genau: ihre Ausgaben standen im Verhältnis zu ihren Einnahmen; die Anzüge ihrer Dienerschaft, ihre ganze häusliche Einrichtung, ihr Mobiliar, ihr Tisch, ihre Häuser in der Stadt und auf dem Lande, alles hing von ihren Einkünften ab. Es bestanden bei ihnen äussere Unterschiede, welche verhinderten, dass man die Frau eines beliebigen Privatmannes für die eines hohen Beamten hielt und den Lumpen oder Bedienten für einen Edelmann. Weniger bedacht darauf, ihr Erbe zu verzetteln oder zu vergrössern, suchten sie es zu erhalten; sie hinterliessen es unvermindert ihren Erben und gingen von einem in Mässigkeit geführten Leben zu einem stillen friedlichen Tod über. Sie sagten nicht: „Die Zeiten sind schwer, das Elend gross, das Geld rar“; sie hatten weniger wie wir und doch genug,



Eine Dame bürgerlichen Standes im Promenadenanzug.
(Nach einem Modeblatt.)

waren reicher in ihrer Sparsamkeit, ihrer Bescheidenheit, als in ihren Einkünften und ihren Gütern. Man war eben zu der Zeit durchdrungen von der Anschauung, dass das, was bei den Hochstehenden Glanz, Pomp und Repräsentation ist, bei dem Privatmann Verschwendung, Thorheit, Albernheit ist." —

Labruyère geht mit den Beschäftigungen der Pariserinnen und Pariser ebenso streng zu Gericht wie mit ihrem Luxus. Er ist kein Bewunderer der Mode gewordenen Promenade in bestimmten Stadtgegenden, wie Voltaire, auch nicht der Art, sich zu unterhalten. Das Urteil eines scharfen Beobachters aber ist doch nicht ohne Wert, und die Beispiele, die er anführt, sind auch wichtig für die Sittengeschichte damaliger Zeit:

„Man giebt sich in Paris, ohne es zuvor zu besprechen, zu bestimmter Stunde allabendlich ein öffentliches Rendezvous, sei es bei den Tuilerien oder anderswo, um sich gegenseitig ins Gesicht zu sehen und sich gegenseitig herabzusetzen. Man kann sich nun einmal dieser Leute, für die man doch nichts übrig hat und über die man sich aufhält, nicht entraten.

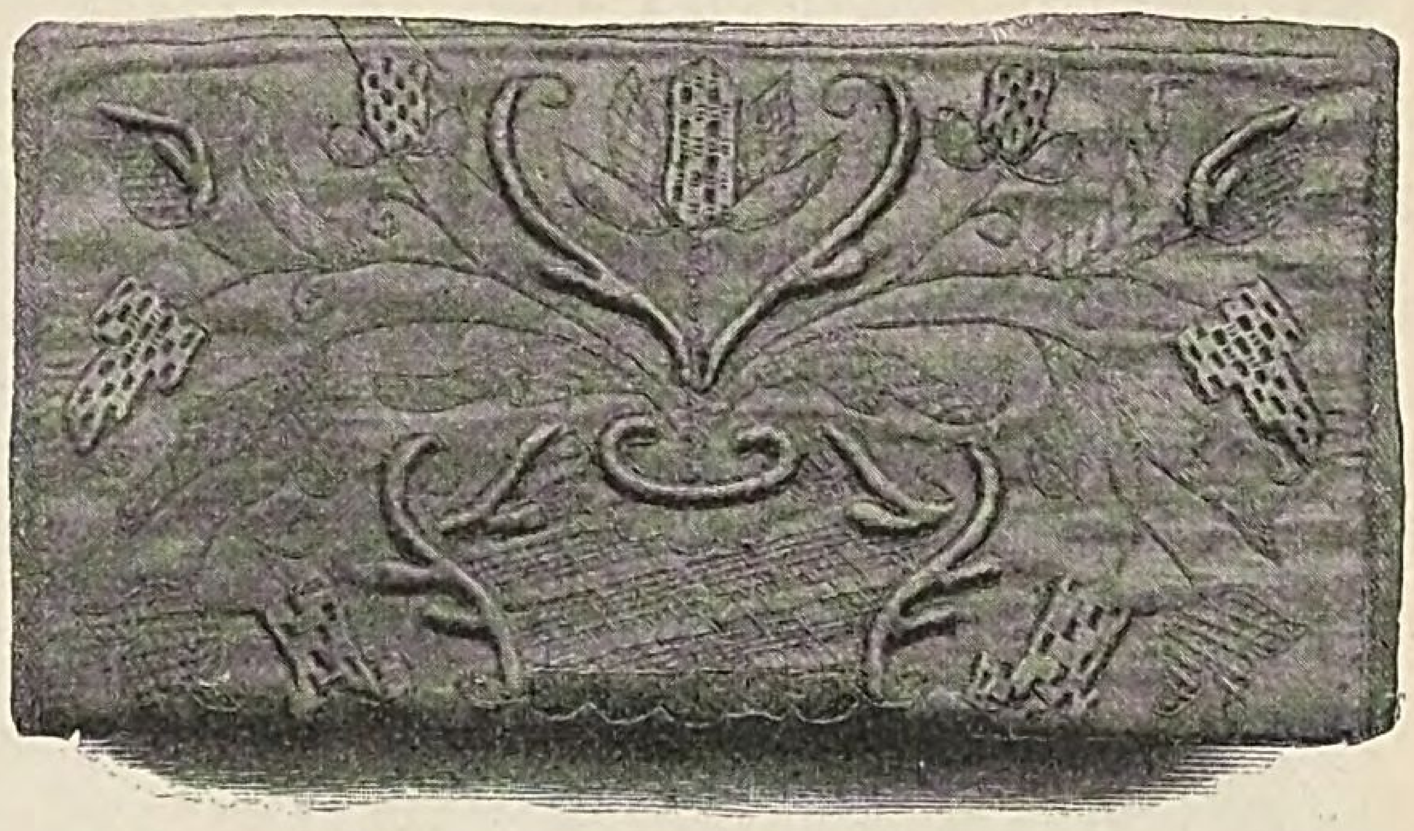
Man wartet aufeinander, indem man die öffentlichen Spazierwege entlang schlendert, es passiert einer vor dem anderen Revue, nichts entgeht den aufmerksamen Blicken, kein einziger Wagen, kein Wappen am Schlage, keine Livree, kein Pferd, alles wird mit boshafter Neugier in Augenschein genommen; und je nachdem Wagen und Dienerschaft aussehen, hat man Respekt oder Geringschätzung.

An diesen Orten der allgemeinen Begegnung, an denen die Frauen erscheinen, um einen wertvollen und schönen Stoff zu zeigen und für ihre Toiletten Erfolge zu erringen, promeniert man nicht miteinander der Unterhaltung wegen, man thut sich zusammen, um sich Plätze im Theater zu sichern, sich mit dem Publikum vertraut zu machen und sich gegen garstige Kritiker zu sichern. Man spricht zu einander, ohne sich in Wirklichkeit etwas zu sagen, oder man spricht auch nur für die Passanten. Um von denen bemerkt und gehört zu werden, die hoch in der Gunst des Tages stehen, spricht man mit verstärkten Stimmmitteln, macht lebhafte Gesten, plaudert mit Eifer, man neigt wohl auch in nachlässiger Weise in genialer Nonchalance den Kopf; man geht und kommt wieder. Alles auf die berechnet, die beobachten." —

Labruyère schildert des längeren die Schauspiele und sonstigen Vergnügen im damaligen Paris.

„Den Mann, sagst Du, habe ich schon irgendwo einmal gesehen; wo aber, das fällt Dir zu wissen schwer, seine Züge aber sind Dir doch so geläufig. Ich werde, wenn möglich, Deinem Gedächtnis zu Hilfe kommen.

War es nicht auf dem Boulevard, wo Du ihn sahst, in einem zweisitzigen Wagen, oder war es in der grossen Galerie der Tuilerien, oder auf dem Balkon im Theater? War es während der Messe, auf dem Ball oder bei Rambouillet? Wo solltest Du ihn nicht gesehen haben, Freund! Wo wäre der Mann nicht! Giebt es eine interessante Hinrichtung oder ein Feuerwerk, so steht er an einem Fenster des Stadthauses; wird irgend ein pomphafter Einzug erwartet, so steht er auf einer Zuschauertribüne, giebt es ein Karussel, da ist er gewiss dabei und hat seinen Platz im Amphitheater. Findet vor dem König ein Gesandtenempfang statt, so sieht er sich den Aufzug derselben an ebenso wie die Audienz selbst. Er steht mitten in dem Spalier, den das Publikum bildet, wenn die Gesandtenprozession zurückkehrt. Ebenso notwendig wie die Gegenwart des Kanzlers bei der Eidesleistung der Schweizer ist die seinige. Sein Gesicht sieht man im Almanach, wenn es sich darum handelt, das Publikum in einer Person darzustellen. Giebt es eine öffentliche Jagd — der Herr erscheint hoch zu Ross; ist von einem Lager, einer Revue die Rede — er ist in Ouilles, ist in Achères. Er schaut und schaut — er ist alt geworden im Bann des Schauens — er ist der Zuschauer von Profession! Er thut nichts von dem, was ein Mann thun soll, er weiss nichts von dem, was er wissen sollte. Er hat aber, wie er sagt, alles gesehen, was es zu sehen giebt, und der Tod wird ihm weiter keinen Kummer machen. Aber welch ein Verlust wäre derselbe für das Gemeinwesen! Wer wird nach ihm sagen: die Promenade ist aus, man erscheint nicht mehr — oder: die Kothlache von Vincennes trocknet ein, es wird dort nichts mehr ausgeschüttet. Wer wird ein Konzert anpreisen, ein Jahrmarktswunder? Wer wird dich benachrichtigen, dass gestern Beaumavielle mit Tode abgegangen ist, dass Rochois heiser ist und erst in acht Tagen wieder singen wird? Wer wird wie er den Bourgeois an seinem Wappen, der Livree des Kutschers erkennen? Wer wird noch fernerhin sagen: Scapin führt Lilienblüten? Wer wird mit grösserer Eitelkeit und grösserer Begeisterung den Namen einer simplen Bourgeoise aussprechen? Wer wird besser mit Schnurren versorgt sein? Wer wird den Frauen die „Galanten Nachrichten“ oder das „Journal für Liebende“ leihen? Wer wird es so wie er verstehen, bei Tisch einen ganzen Operndialog herzuleiern und



Täschchen von blauem Sammet mit Goldstickerei.
(Sammlung des Herrn Carl Rossigneux.)

den Zorn Rolands in einem Gässchen zu singen? Da es in Paris wie anderswo sehr einfältige, fahde, träge, beschäftigungslose Menschen giebt, wer sollte ihnen so sehr gefallen wie dieser!"

Man kann sich denken, wie die Manier der Pariser Bürger, es den grands seigneurs gleichzumachen, den Unwillen Saint-Simon's erregten. Er wendet sich besonders gegen die Minister Ludwigs, die Häupter dieser Bourgeois.

„Wo sie im Stastsdienste thätig waren," sagt er, „verfehlten sie nie, aus den Charaktereigenschaften Ludwigs Vorteil zu ziehen; sie stellten sich verliebt in seine Grösse, seine Machtvollkommenheit, um diese selbst auszuüben und niemandem zuzugestehen als sich selbst. Um jede Grösse neben sich zu verkleinern, überredeten sie den König, dass jede Machtvollkommenheit ausser der ihrigen, eine Verminderung der seinigen bedeute, und dadurch gelangten sie aus einer misslichen Lage in die, in welcher man sie heutzutage sieht.

Jedermann, grosse wie kleine Leute, mussten durch die Hände der Minister gehen, die auf diese Art zu absoluten Herren aller Angelegenheiten, der Gunstbezeugungen, der Vermögensverhälltnisse u. s. w. wurden und schliesslich alles unter ihre Füsse traten."

Verurteiler wie Bewunderer des Luxus, welcher sich bei der Pariser Bürgerschaft eingenistet hatte, stimmen darin überein, das hervorragende Verdienst der städtischen Behörden zu feiern, die das Beispiel gaben, die Vorzüge von Paris, welches sich zum Stolz des Gemeinwesens erweitert und verschönert, zu betonen.

Auch Labruyère vergleicht wie Voltaire Paris mit Athen und Rom:

„Man wird," sagt er, „von einer grossen Stadt hören, welche keine öffentlichen Plätze, keine Fontäne, keine Ruheplätze, keine Amphitheater, keine Säulengänge, keine öffentlichen Hallen hatte und doch eine staunenswerte Stadt war."

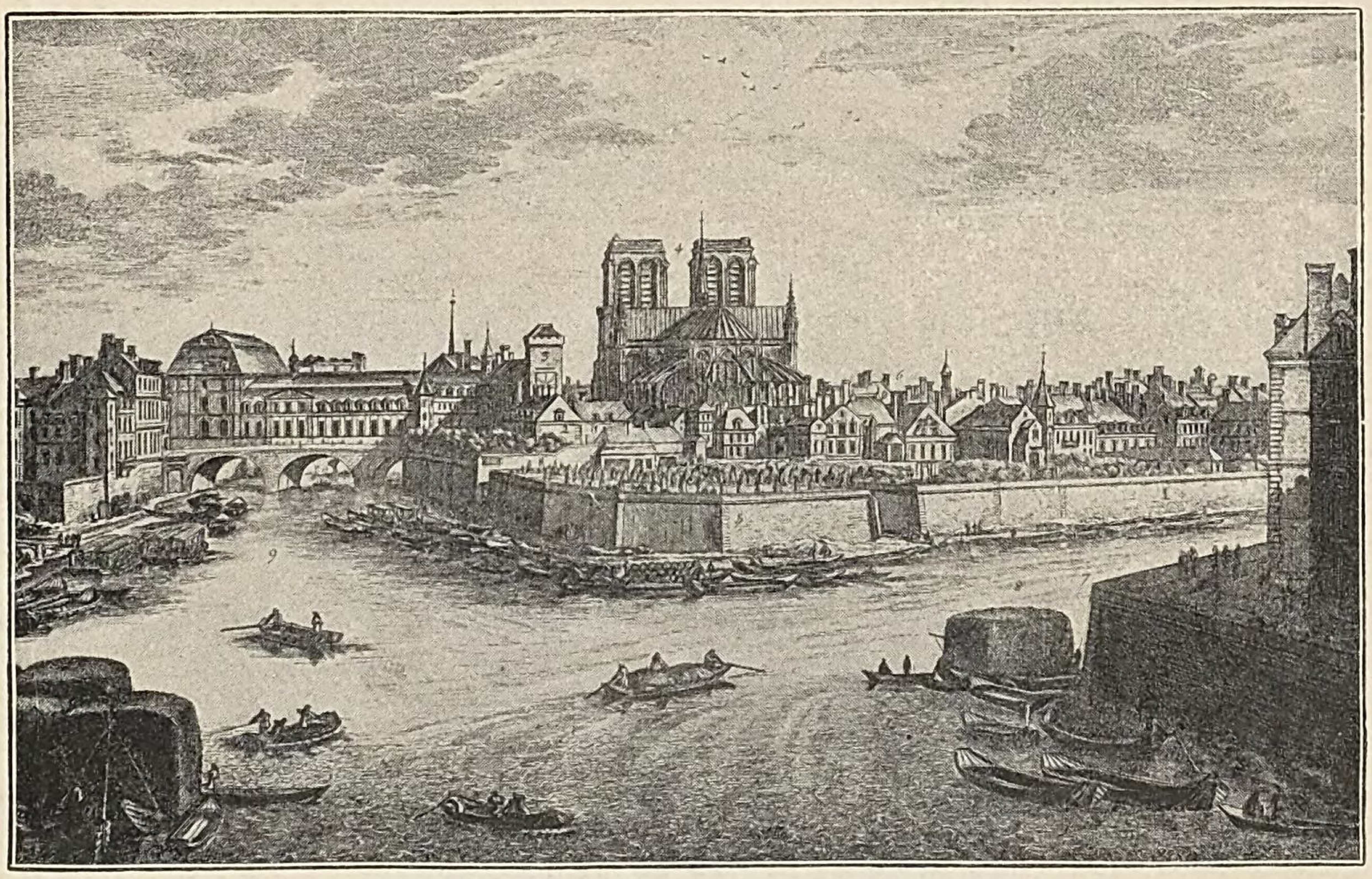
Saint-Simon zählt die vorgenommenen Verschönerungen auf, weist es aber von der Hand, dass dieselben Ludwig XIV zu verdanken waren:

„Die Stadt erbaute den Pont royal an Stelle des früheren Pont rouge, eine Brücke, die von Holz war. Die Invalidenkaserne, ein Prachtbau, wurde von Louvois errichtet. Man kann nicht in Abrede stellen, dass die Pracht dieses Gebäudes, welches Paris zur Zierde gereicht, der ganzen Welt in die Augen sticht. Der Vendômeplatz ist auch von Louvois, der ihn in Quadratform herstellen liess, um die königliche Bibliothek, die königliche Druckerei, die Akademie und den Staatsrat, der mit einem Miethhause vorlieb nehmen musste, unterzubringen. Das hätte ein nützliches und schönes Werk, ein

Denkmal der Zeit abgegeben; Louvois aber hatte kaum die Augen geschlossen, als der König Befehl gab, den Platz so zu gestalten, wie er heute vor uns liegt.

Was die schöne, weit über Paris hinaus bekannte Manufaktur der Gobelins betrifft, so sind die Baueinrichtungen, alle wie sie da sind, das Werk Colbert's, ebenso wie die Sternwarte und alle öffentlichen Gebäude — wahr ist es ja, dass der König sie bezahlt hat, aber die Ehre steht anderen zu.“

Diese den Ministern Louvois und Colbert dargebrachten Lobeserhebungen rühren bei Saint-Simon nur daher, weil er den Vorwurf betonen will, den



Paris vom Pont de la Tournelle aus gesehen: Die Seine, Notredame und die Gärten der „Isle du Palais“.
(Kupferstich von Pérelle und Mariette.)

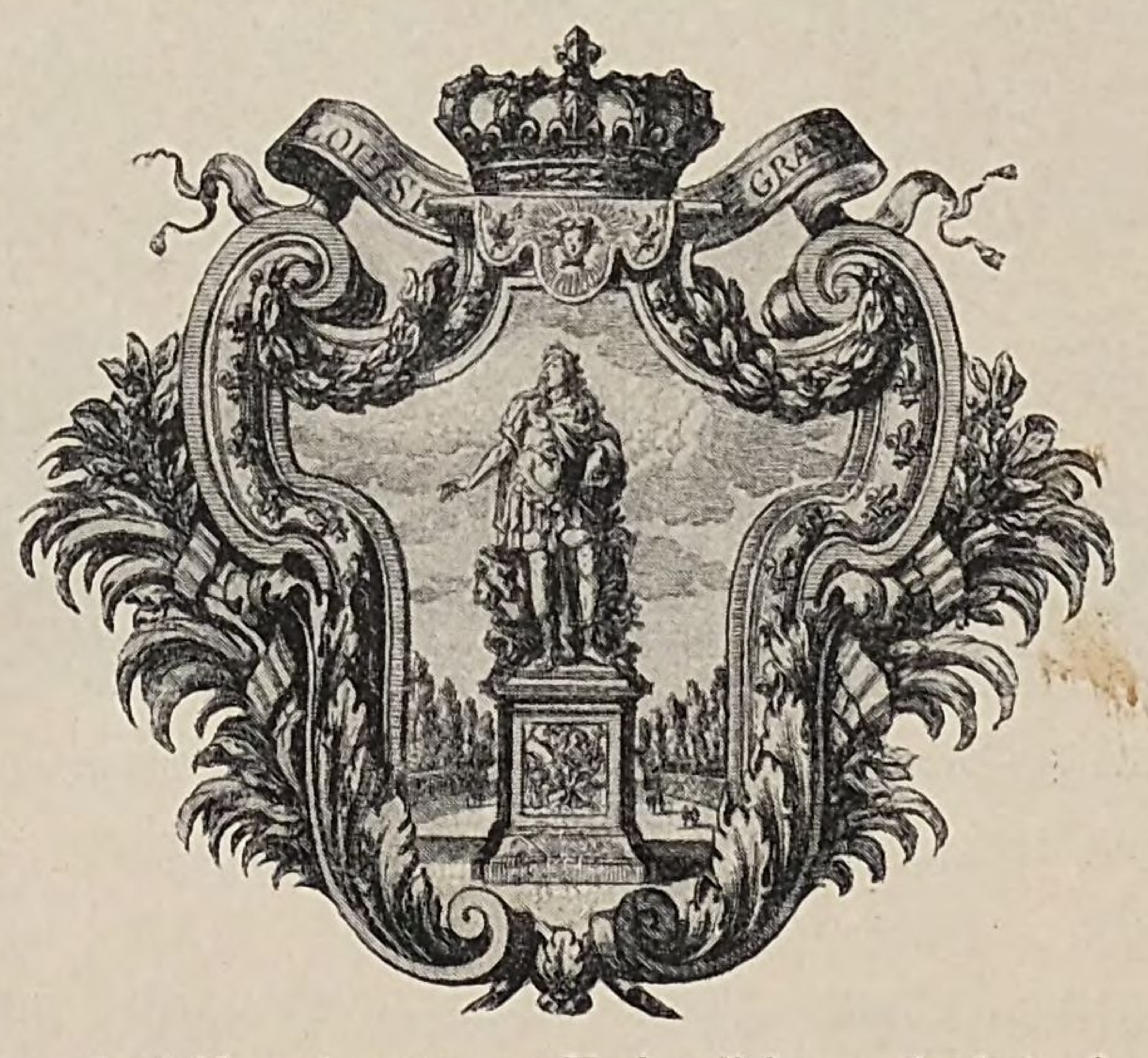
er neben Voltaire dem König macht, Paris um Versailles, Marly und Trianon vernachlässigt zu haben. Alle Pariser des XVII. Jahrhunderts führten übrigens dieselbe Klage im Munde. Keiner aber hat so energische Worte gebraucht wie Saint-Simon.

„Der König vernachlässigte Saint-Germain, diesen Ort, der einzig in seiner Art ist mit seinen schönen Fernsichten, seinem prächtigen, dicht dabei gelegenen Walde, voll der herrlichsten Bäume, um Versailles' willen — das traurigste und wertloseste Besitztum, ohne Wald, ohne Fernsichten, ohne Wasser, ohne Erde, denn alles ist Sand oder Morast. Er that nichts für Paris, was demselben zum Schmuck oder zur Bequemlichkeit hätte gereichen können, mit Ausnahme der Erbauung des Pont royal.

Man würde kein Ende finden, die ungeheuren Fehler dieses ungeheuren

und ungeheuer kostspieligen Versailler Palastes zu tadeln und alles, was dazu gehört: die Orangerieen, die Treibhäuser, die Gemüsegärten, die Hunde- und Pferdeställe, die Kavalierhäuser, die zusammen eine Stadt bilden, in der es auch eine elende Schenke, eine Windmühle und das kleine Kartenhäuschen giebt, welches Ludwig XIII hatte bauen lassen, um nicht mehr auf Stroh zu schlafen.

Und dann Trianon, Clagny, erbaut für Madame de Montespan! Mit seinem Park, seinen Wasserkünsten, seinen Anlagen und endlich Marly — die Schlangen, die Kröten und die Frösche möchten sich lustig machen über diesen Geschmack eines Königs."



Ein Medaillon als Schlussvignette zur Verherrlichung „Ludwig des Grossen".



Giebel am neuen Zollamt zu Rouen.
(Allegorisches Relief von Couston, Handel und Schiffahrt darstellend.)

# II.

# Finanzen und Verordnungen.



Initiale von Fr. Chauveau.
(Aus dem Werke „Kopf- und Ringspiele“. Königliche Druckerei.)

Vergleicht man die Verwaltung Colbert's mit der seiner Vorgänger, so muss man den Mann lieb gewinnen, dessen Leiche ein verrückter Pöbelhaufe in Stücke reissen wollte.

Ihm verdanken die Franzosen ihre industrielle Entwickelung und ihren Handel, mit anderen Worten jenen Reichtum, dessen Quellen in Kriegen minder ergiebig, im Frieden aber in um so grösserer Fülle fliessen. Im Jahre 1672 war man noch voll thörichter Undankbarkeit, indem man Colbert für die Schwächen verantwortlich machen wollte, die sich im Nervensystem des Staates zeigten. Ein Herr Bois-Guillebert, Oberrichter im Amtsbezirk Rouen, veröffentlichte damals eine Schrift, betitelt „die Zerstückelung Frankreichs“ in zwei kleinen Bänden. Es wird darin behauptet, seit 1660 wäre alles in Verfall geraten. Das Gegenteil aber war die Wahrheit: nie zuvor war Frankreich in so blühendem Zustande wie in der Zeit vom Tode Mazarin's bis zum Kriege von 1689, und auch während dieses Krieges erhielt sich der Staatskörper, der damals allerdings zu erkranken begann; er erhielt sich nur infolge der Kraft und Stärke, welche Colbert seinen Gliedern eingeflösst hatte. Der Verfasser jener Schrift sagt, das Grundeigentum habe sich seit 1660 um 1500 Millionen verringert. Nichts ist falscher. Trotzdem überzeugt er viele von der Richtigkeit seiner lächerlichen Argumente. Liest man doch auch in England, und zwar

zur Zeit seiner höchsten Blüthe, in hundert Zeitungen, dass der Staat ruiniert sei!

In Frankreich war es noch leichter als irgendwo anders die Finanzverwaltung schlecht zu machen und in der öffentlichen Meinung herabzusetzen. Das Ministerium war verhasst infolge der Steuern, auch herrschten im Publikum in Bezug auf Staatsfinanzielles ebenso grosse Vorurteile, ebensoviel Unwissenheit wie im Bereich der Philosophie.



Johann Baptist Colbert.
(Büste von Desjardins; Louvre.)

Sehr spät ist man nach dieser Richtung hin einsichtsvoller geworden; hörte man doch noch im Jahre 1718 den Herzog von Orleans vor versammeltem Parlament erklären, „dass der innere Wert einer Mark Silber fünfundzwanzig Livres betrage“ — als ob es einen anderen „inneren“ Wert gäbe als den des Gewichtes und des Feingehaltes. So kenntnisreich im übrigen der Herzog von Orleans war, er nahm keinen Anstand, vor dem Parlament einen solchen Unsinn auszusprechen.

Colbert übernahm das Finanzdepartement, ausgerüstet mit einem reichen Schatz von Kenntnissen und ausgestattet mit seltenem Genie. Wie Sulli begann er damit, dass er Missbräuche und die grossartigen Veruntreuungen abstellte. Im Einnahmebudget wurde das Verfahren möglichst vereinfacht durch eine ans Wunderbare grenzende Sparsamkeit, der königliche Schatz vermehrt, dabei aber zugleich der Steuerdruck ermässigt. Aus dem denkwürdigen Erlass vom Jahre 1664 kann man ersehen, dass alljährlich eine Million zur Förderung von Industrie und Handel disponibel war. Das platte Land, bisher der Ausbeutung der Steuerpächter preisgegeben, wurde von ihm in seiner Entwickelung derartig gefördert, dass, als englische Kaufleute sich 1667 an den französischen Gesandten in London, einen Bruder Colbert's, wandten mit dem Anerbieten, irisches Vieh nach Frankreich und Pökelfleisch nach den Kolonien zu liefern, der Generalkontroleur ihnen den Bescheid geben konnte: Frankreich verkaufe die erwähnten Artikel schon seit vier Jahren an das Ausland.

Es hatte der Einsetzung einer Kriminalbehörde und anderer grosser Reformen bedurft, um dies Ziel zu erreichen. Colbert war genötigt, über acht Millionen Renten auf die Stadt zu begleichen, er zog sie gegen Rück-

zahlung des Ankaufspreises ein. Diese Veränderungen erforderten natürlich besondere Erlasse. Dem Parlament aber stand seit Franz I das Bestätigungsrecht zu. Man hatte vorgeschlagen, die Rententitel nur bei der Rentkammer registrieren zu lassen, das alte Herkommen aber behielt die Oberhand. Der König erschien 1664 in Person im Parlament, um seine Edikte durchzusetzen.



Wucherer und Finanzpächter von den Blitzen der königlichen Gerechtigkeit getroffen.
(Satirischer Kupferstich von 1711: „Die Wucherer nehmen Reissaus.")

Es kam ihm die Zeit der Fronde nicht aus dem Sinn, er hatte stets die gegen einen Kardinal und Premierminister ausgesprochene Ächtung vor Augen und alle jene Beschlüsse, durch die der königliche Schatz mit Beschlag belegt, das Geld und die bewegliche Habe der der Krone ergebenen Bürger eingezogen war.

Da diese Ausschreitungen alle infolge der Edikte erfolgt waren, befahl der König im Jahr 1667, dass das Parlament innerhalb von acht Tagen nach Erlass eines Ediktes seine Gegenvorstellungen mache; 1673 wurde der Befehl

in Erinnerung gebracht. Es kam während der ganzen Regierung Ludwig XIV keine Vorstellung seitens eines Parlamentes (Obergerichtshofes) vor, ausgenommen in dem unglücklichen Jahre 1709, als das Parlament von Paris — ohne Erfolg — wegen des Schadens vorstellig wurde, den der Finanzminister durch Änderung des Gold- und Silberwertes dem Staate verursacht haben sollte.




Das Bureau eines Steuereinnehmers im siebzehnten Jahrhundert.

(Steuerpflichtige erlegen die Kopfsteuer. Nach einem Stich aus damaliger Zeit. 1709.)

Es waren beinah alle Bürger der Überzeugung, dass, wenn das Parlament bei seiner genauen Sachkenntnis sich darauf beschränkt hätte, den Monarchen auf die traurige Lage und die Bedürfnisse des Volkes, auf die Gefahren einer Steuererhöhung und die noch grösseren Gefahren des Verkaufs der Steuern an betrügerische, das Volk aussaugende Unternehmer aufmerksam zu machen, die Vorstellungen ein vortreffliches, geheiligtes Auskunftsmittel für den Staat, einen Zügel für die Habgier der Steuerpächter und eine Belehrung für die Minister abgegeben haben würden.

Aber der Missbrauch, der mit diesem heilsamen Vorstellungsrecht getrieben wurde, hatte den König derart in Harnisch gebracht, dass er nur den Missbrauch sah. Die Entrüstung, die in ihm fortlebte, veranlasste ihn sogar, sich am 13. August 1669 nochmals persönlich im Parlament einzustellen und zwar um die Adelsprivilegien zu widerrufen, welche er 1644 während seiner Minderjährigkeit Mitgliedern der Parlamente gewährt hatte.

Diesem Edikt zum Trotze, das in Gegenwart des Monarchen gut geheissen war, erhielt sich der Brauch, dass alle diejenigen, deren Väter zwanzig Jahre hindurch einem Parlament angehört hatten, mit anderen Worten eine Richterstelle an diesen obersten Gerichtshöfen bekleidet hatten oder im Amte gestorben waren, eo ipso alle Rechte Adliger genossen.

Indem der König eine der ersten Beamtenkategorien demütigte, wollte er zugleich dem Adel, der das Land verteidigt, und dem Stande der Ackerbauern, der es ernährt, einen Dienst erweisen. Durch den Erlass vom Jahre 1666 hatte er jedem Edelmann, welcher Vater von zwölf Kindern war, eine Pension von 2000 Francs — nach heutigem Gelde nahe an 4000 Francs — und dem, der zehn Kinder hatte, eine solche von 1000 Francs zugesichert. Die Hälfte dieses Gnadengeschenkes war den Stadtbewohnern zugesichert,



Bauern bei Tische.
(Nach einem Bilde der Gebrüder Le Nain. Louvre.)

welche zehn Kinder hatten und ausserdem von der „la taille“ bezeichneten Steuer frei waren, Steuerzahlern, welche Vater von zehn Kindern waren, wurden die Steuern erlassen.

Colbert that übrigens nicht alles, was er hätte thun können und thun wollte. Die Menschen standen im allgemeinen noch auf keiner besonders hohen Kulturstufe — grosse Missbräuche zeigten sich noch in jedem grossen Staat. Willkühr bei Verteilung der Steuern, die Vielartigkeit der Einfuhrzölle, der Grenzzoll zwischen den einzelnen Provinzen, die Ungleichheit der Maasse und Gewichte in den verschiedenen Städten und viele andere Gebrechen in den Staatseinrichtungen schienen einstweilen unheilbar.

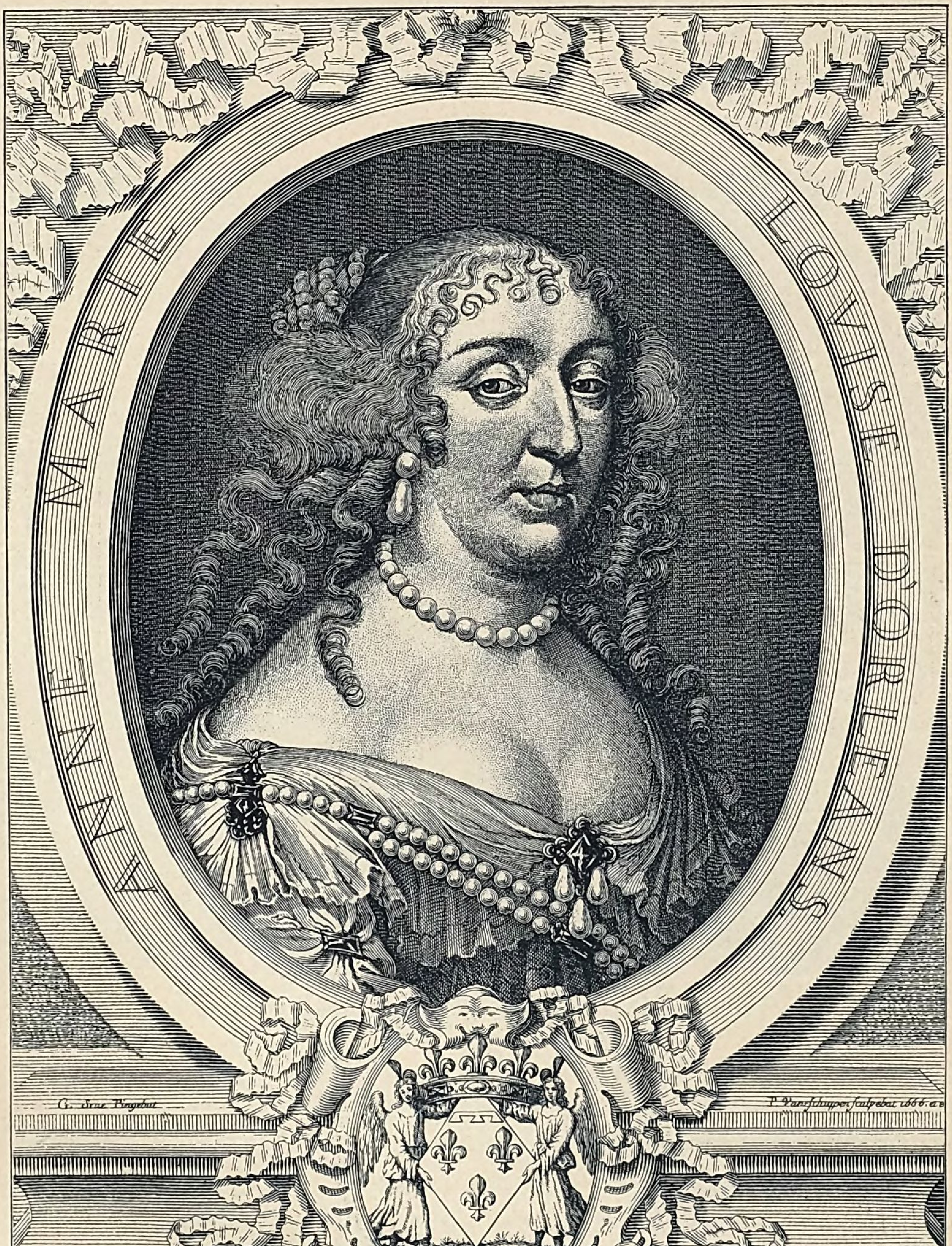
Der Hauptvorwurf, der gegen Colbert erhoben wird, ist der, dass er die Getreideausfuhr nicht förderte: es ging schon seit langer Zeit kein französisches Getreide mehr über die Grenzen. Unter Richelieu war der Ackerbau in Frankreich vernachlässigt worden, schlimmer wurde es während der Kriege. Im Jahre 1661 kam noch eine Hungersnot hinzu, die den Ackerbau vollends vernichtete; allein die Natur im Verein mit der Arbeit gleicht bereitwillig alles wieder aus. In diesem Notjahre erliess das Parlament eine Verordnung, welche zwar im Princip richtig erschien, aber von ebenso verderblichen Folgen war, wie jene, welche dieser Körperschaft während des Bürgerkrieges abgenötigt worden waren: es wurde nämlich den Kaufleuten bei schwerer Strafe verboten, Gesellschaften für den Getreidehandel zu bilden, ebenso wie es Privatleuten untersagt wurde, Getreidevorräte anzuhäufen. Was während einer vorübergehenden Teuerung ganz am Platze war, wurde auf die Dauer verderblich und entmutigte die Ackerbauer. Die Aufhebung einer solchen Verordnung in kritischen Zeiten und bei den herrschenden Vorurteilen aber hätte einen Aufstand des Volkes herbeiführen können. So blieb dem Minister kein anderer Ausweg als dem Auslande Getreide, das ihm in guten Jahren Frankreich geliefert hatte, für schweres Geld wieder abzukaufen. Das Volk wurde dadurch allerdings ernährt, aber diese Ernährung kostete dem Staat ungeheure Summen, und nur die grosse Ordnung, welche Colbert bereits im Finanzdepartement eingeführt hatte, war ein Ersatz für die Verluste.



Die Kornwucherer gezwungen, sich zu übergeben. Durch die Gerechtigkeit des Königs kehrt Überfluss ins Land zurück.

(Satirischer Kupferstich. 1695.)

Die Furcht vor einer abermaligen Teuerung veranlasste die Sperrung unserer Häfen für die Getreideausfuhr und jeder Intendant in seiner Provinz rechnete es sich als Verdienst an, Ausfuhr von Getreide in die Nachbarprovinzen zu verhindern. Auch in guten Jahren konnte niemand seine Ernte




Autotypie und Druck von Rud. Loës in Leipzig. Verlag und Eigenthum von Schmidt & Günther in Leipzig.

verkaufen, es sei denn, er habe dazu die ministerielle Erlaubnis. Diese ungeschickte Massregel schien durch gemachte Erfahrungen gerechtfertigt, man befürchtete, dass man bei Freigebung des Getreidehandels nochmals mit grossen Kosten die zur Ernährung notwendigsten Bodenprodukte vom Auslande werde kaufen müssen: aus Eigennutz oder Sorglosigkeit waren sie vordem von den Bauern um niedrige Preise verkauft worden.




Bureau für Gazetten und Kupferstiche oder „Adressenbureau“.
(Almanach von 1697. Sammlung Hennin.)

Der Bauer, der damals ängstlicher noch war wie der Minister, befürchtete, sich zu Grunde zu richten, wenn er Ernten zu erzielen suchte, die ihm keinen grossen Nutzen brachten, es wurde die Bebauung der Felder daher nicht so betrieben, wie sie hätte betrieben werden sollen. Während alle anderen Zweige seines Ressorts in Blüte standen, vernachlässigte Colbert diesen, den wichtigsten.

Das ist aber auch der einzige Makel in seiner Verwaltung, der Fehler, den er machte, ist freilich gross. Es liegt für ihn eine gewisse Entschuldigung in dem Umstande, — derselbe zeigt zugleich, wie schwierig es ist, die Vorurteile in der Verwaltung zu beseitigen —, dass der von allen einsichtsvollen Leuten als solcher erkannte Fehler hundert volle Jahre hindurch bestand

und erst im Jahre 1764, als ein aufgeklärter Minister Frankreich dem Elend entriss, abgestellt wurde: damals wurde der Getreidehandel mit einigen nur geringfügigen Einschränkungen, wie sie ja auch in England gebräuchlich sind, freigegeben.

Um für die Kosten von Kriegen, Bauten, Festen u. s. w. aufzukommen, musste Colbert im Jahre 1672 das wieder einführen, was er hatte völlig beseitigen wollen, nämlich gewisse Steuern, Renten, neue Ämter, Pfandbriefvermehrungen, das heisst alles das, was für einige Zeit einen Staat erhält, ihm aber für Jahrhunderte hinaus eine schwere Last auferlegt. Er wurde dem, was er sich vorgenommen hatte, abwendig gemacht: aus seinen noch vorhandenen Instruktionen an seine Beamten ist zu ersehen, dass er glaubte, der Reichtum eines Landes beruhe auf der Anzahl seiner Bewohner, beruhe im Ackerbau, Handel und in der Industrie. Der König, der nur sehr wenige eigene Güter besitzt und nur der Verwalter der Besitztümer seiner Unterthanen ist, kann nur durch leicht zu erhebende und gleichmässig verteilte Steuern reich sein.




„Ist die Frau untröstlich, ist der Mann vergnügt."
Ruhe für die Börse des Mannes.
(Satirischer Kupferstich über den Luxus der Frauen, gegen den sich ein Erlass des Königs vom 16. November 1700 richtet.)

Colbert hatte so grosse Furcht davor, der Staat könnte den Steuerpächtern in die Hände fallen, dass er einige Zeit nach Auflösung des schon erwähnten Gerichtshofes, den er wider sie hatte einsetzen lassen, den Ministerrat zu einem Erlass veranlasste, wodurch die, welche auf neue Steuern Geld vorstrecken möchten, mit Hinrichtung bedroht wurden. Er beabsichtigte dadurch — die Verordnung ist übrigens nie gedruckt erschienen — die Habgier der Geldleute zu zügeln. Allein er war bald nachher selber genötigt, sich der Geldleute zu bedienen, ohne dass er jenen Erlass widerrief: der König drängte und es musste unverzüglich Rat geschafft werden!

Diese durch Katharina von Medici aus Italien eingeführte Massnahme hatte in ihrer leichten Anwendbarkeit die Regierungen so bestochen, dass sie, nachdem sie in den glücklichen Jahren von Heinrich IV unterdrückt war, unter Ludwig XIII wieder eingeführt wurde und sich in den letzten Regierungsjahren Ludwig XIV so unheilvoll entwickelte.

Sulli, wie gesagt, bereicherte den Staat durch weise Sparsamkeit, welche durch einen ebenso ökonomischen wie tapferen König unterstützt wurde, der an der Spitze seines Heeres Soldat, seinem Volke gegenüber ein Vater war.



Französische Bauern entrüstet über den Zwang, Soldaten zu werden.
(Nach einem Kupferstich von 1705, der die erste Aushebung zur Miliz darstellt.)

Colbert erhielt den Staat trotz der Prachtliebe seines üppigen Gebieters, der alles daran setzte, um seiner Regierung möglichst viel äusseren Glanz zu verleihen.

Die Äusserung Le Tellier's dem Könige gegenüber, als dieser beschloss, Le Pelletier nach Colbert's Tode zum Finanzminister zu machen, ist vielen vielleicht unbekannt: „Sire,“ sagte Le Tellier, „er eignet sich nicht für das Amt.“ — „Warum nicht?“ fragte der König. — „Er ist nicht hartherzig genug.“ — „Aber ich will es nicht, dass man mein Volk hart behandle.“ — Der neue Finanzminister war ein wohlwollender und gerechter Mann; als aber 1688 der Krieg von neuem ausbrach und Frankreich sich gegen das Augsburger Bündnis, das heisst ganz Europa verteidigen musste, fühlte er eine Last auf seine Schultern gewälzt, die selbst seinem Vorgänger zu schwer erschienen

wäre. Jenes ebenso leichte wie verderbliche Auskunftsmittel, Geld zu leihen und dafür Renten anzuweisen, war das zunächst von ihm angewendete. Dann wollte man dem Luxus Schranken setzen, was in einem mit Fabriken vollgestopften Lande so viel heisst als die Industrie schädigen, den Umsatz verringern und nur in einem Staate angebracht erscheint, der seine Luxusartikel aus dem Auslande bezieht.

Es erschien der Befehl, alles Gerät aus massivem Silber, wie es damals bei den Grossen des Reiches in bedeutender Menge vorhanden war und als ein Zeichen grossen Wohlstandes anzusehen ist, in die Münze zu schaffen.



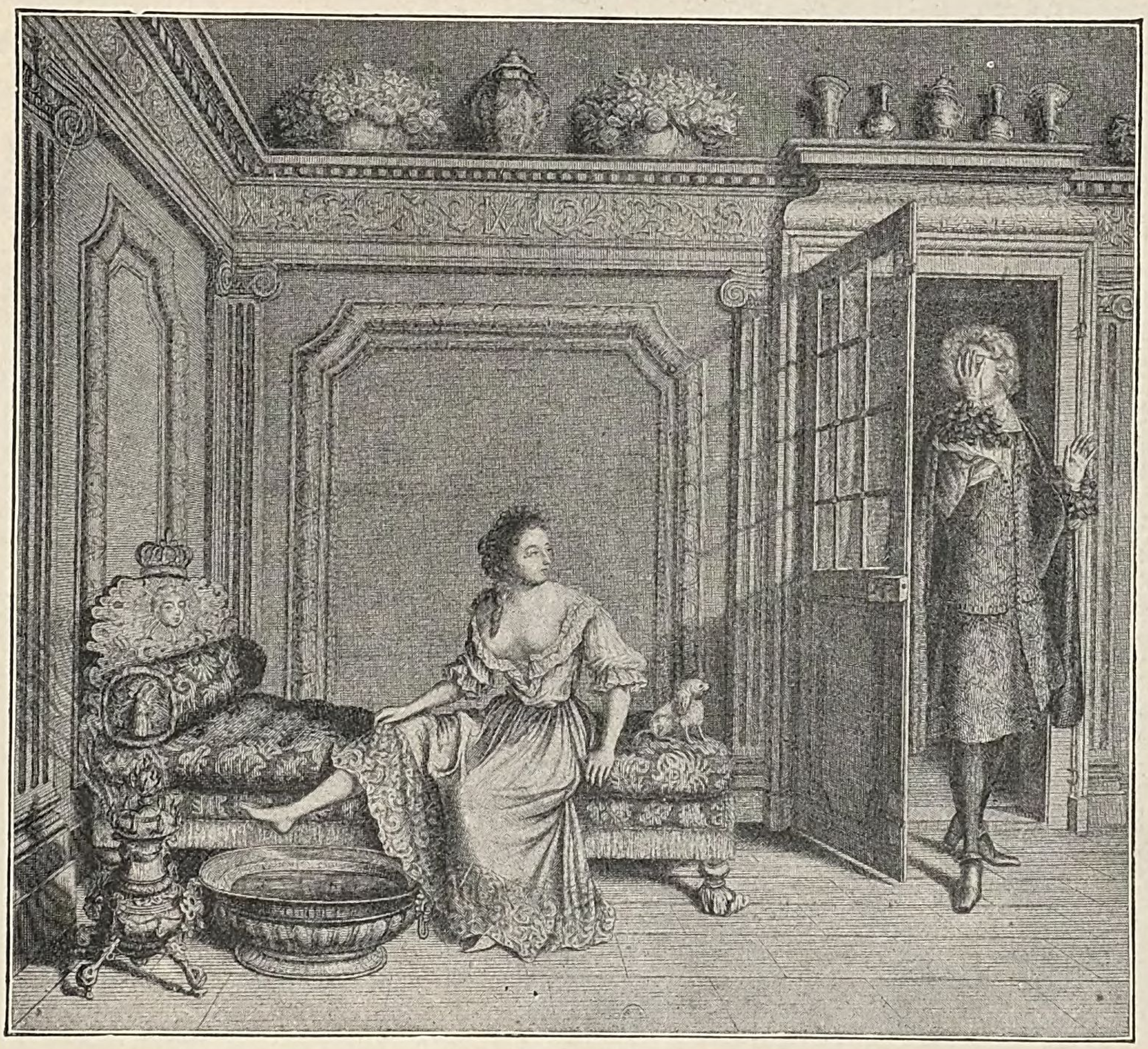
Die Greuel des Krieges. Gewaltthätigkeiten der Franzosen zur Zeit der Invasion von 1672.
(Holländischer Kupferstich.)

Der König ging mit gutem Beispiel voran; er entäusserte sich aller Tafeln, Sessel, Leuchter, sowie allen weiteren Silbergerätes; oft handelte es sich um Meisterwerke der Ciselierkunst Ballin's, die dieser ausgezeichnete Künstler nach Zeichnungen Lebrun's hergestellt hatte — zehn Millionen hatten die Sachen gekostet, eingeschmolzen lieferten sie drei Millionen. Das eingeschmolzene Silbergerät von Privatpersonen ergab weitere drei Millionen — eine schwache Hilfe!

Es wurde nun einer jener ungeheuren Fehler begangen, von dem erst in jüngster Zeit das Finanzministerium abliess: man verschlechterte die Münzen und nahm ungleichmässige Umprägungen vor, legte zum Beispiel den Thalern einen Wert bei, der zu dem der Viertelthaler in einem Missverhältnis stand, die Viertelthalerstücke waren nämlich stärker im Verhältnis zu den

Thalerstücken und die Folge war die, dass sie ins Ausland gingen, um dort zu Thalern umgeprägt zu werden; diese brachte man dann nach Frankreich zurück, wobei ein Gewinn abfiel. Ein Land, welches mehrmals derartige Erschütterungen durchgemacht hat und dabei doch in Macht fortbestehen kann, muss in sich eine grosse Lebenskraft haben!

Man war damals noch nicht gehörig unterrichtet, die Finanzwissenschaft



Ein Ruhebett von massivem Silber mit dem Wappen des Roi Soleil. Gegenstände der Goldschmiedekunst.

(Nach einem Stich von Saint-Jean, die Badestube einer vornehmen Dame darstellend.)

glich der Physik, sie beruhte lediglich auf hypothetischen Mutmassungen. Die Steuerpächter waren der Regierung gegenüber marktschreierische Betrüger, ihre Gaunereien kosteten dem Staat achtzig Millionen — eine zwanzigjährige angestrengte Arbeit war nötig, um diese Verluste auszugleichen.

In den Jahren 1691 und 1692 war die finanzielle Lage eine überaus traurige. Diejenigen, welche glaubten, das Versiegen aller ergiebigen Quellen der Verschwendung des Königs für Bauten, Feste und Kunstliebhabereien zuschreiben zu sollen, wussten nicht, dass gerade diese Ausgaben, welche die

Industrie fördern, einen Staat bereichern. Der Krieg ist es, der den öffentlichen Reichtum erschöpft, falls die gewonnene Beute ihm nicht wieder aufhelfen sollte. Mit Ausnahme der alten Römer aber kenne ich kein Volk, das auf die Dauer durch Siege reich geworden wäre. Italien war es im XVI. Jahrhundert nur infolge seines Handels, Holland würde kaum ein langes Bestehen gehabt haben, wenn es sich auf die Wegnahme der spanischen Silberflotten beschränkt hätte und es nicht in Indien eine Nährmutter und Stütze seines Ranges unter den Völkern gehabt hatte. England ist durch Krieg stets ärmer geworden, selbst als die französischen Flotten vernichtet waren, nur durch Handel hat es sich bereichert. Die algierischen Staaten, die sozusagen nichts besitzen, als was ihnen der Seeraub einträgt, sind armselig und elend.




Der französische Bauer, gezwungen, in den Krieg zu ziehen.
(Holländische Karikatur.)

Bei den europäischen Völkerschaften sind die Sieger nach beendeten Kriegen in wenigen Jahren ebenso herunter wie die Besiegten. Der Krieg ist ein Abgrund, in den die Kanäle des Wohlstandes stürzen und verschwinden. Das bare Geld, dieser Grundpfeiler allen Wohlstandes und allen Übels, das mit soviel Mühe in den Provinzen eingetrieben wird, fliesst in die Schatullen von unzähligen Steuerpächtern und ihren Angestellten; sie schiessen die erforderlichen Summen vor und erkaufen dadurch das Recht, das Volk auszuplündern im Namen seines Fürsten. Die Bürger fangen an, die Regierung als Feind zu betrachten, sie verstecken und vergraben ihr Geld, und der Staat gerät durch den beschränkten Geldumlauf in einen Zustand vollkommener Kraftlosigkeit. Ein schnell ergriffenes Hilfsmittel ersetzt nie eine feste, stetige und von langeher begründete Ordnung, welche unvorherzusehende Bedürfnisse schon im Auge hatte.

Im Jahre 1695 wurde in Frankreich die Kopfsteuer eingeführt, nach dem Ryswicker Frieden abgeschafft, hernach jedoch von neuem eingeführt. Der Generalkontrolleur Pontchartrain verkaufte 1696 Adelspatente für 2000 Thaler; etwa 500 Bürger legten sich solche zu — die Hilfe für den Staat war jedoch nur unbedeutend und vorübergehend, die Schmach hingegen hielt vor.



Goldmünze von 1644.
(Probemünze eines Louisd'or.)

Alle Edelleute — die alten wie die neuen — wurden angehalten, ihre Wappen eintragen zu lassen, und mussten die Erlaubnis, ihre Briefe mit ihrem Wappen siegeln zu dürfen, bezahlen. Dieses



Der „grosse Thomas", Charlatan und Pariser Zahnarzt.
(Nach einem Stich in der Sammlung Hennin.)

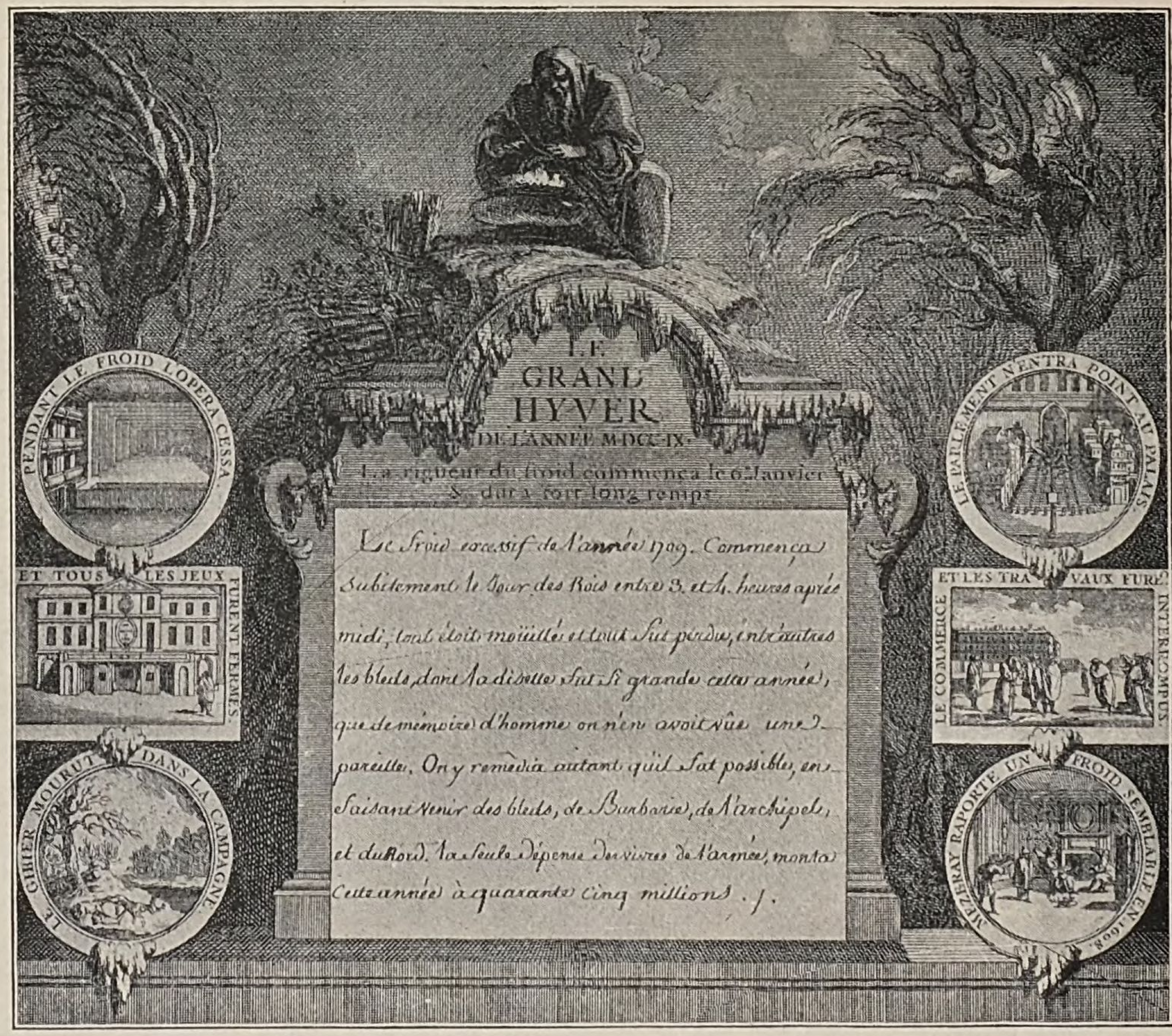
Geschäft nahmen ebenfalls die Zolleinnehmer in die Hand und streckten auch darauf Geld vor.

Die Regierung griff stets nur zu kleinlichen, erbärmlichen Mitteln, während das Land ihr doch ergiebige Hilfsquellen bot.

Den Zehnten wagte man erst im Jahre 1710 zu fordern. Im Gefolge vieler, schon drückender Abgaben erschien die Massregel jedoch allzu hart und man stand davon ab, sie mit ganzer Strenge durchzuführen: kaum fünfundzwanzig Millionen waren es, welche die Regierung per Jahr aus dieser Steuer zog, die Mark zu vierzig Francs gerechnet.

Colbert hatte den Zahlwert der Münzen nur wenig abgeändert: am besten ist es ja, ihn gar nicht anzurühren, denn das Gold und das Silber müssen als Tauschmittel durchaus unverändert verbleiben. Er hatte den Wert

einer Mark Silber von 26 Francs, wie er ihn bei seinem Amtsantritt vorgefunden hatte, auf nur 27 und 28 Francs erhöht. Nach ihm aber, in den letzten Regierungsjahren Ludwig XIV, steigerte man den Wert bis auf vierzig Francs — ein anderes verhängnisvolles Auskunftsmittel, durch das dem König zwar augenblicklich geholfen wurde, das ihn aber später zu Grunde richtete, denn statt einer Mark Silber erhielt er jetzt etwa die Hälfte. Wer




Der strenge Winter von 1709.
(Allegorie aus damaliger Zeit.)

ums Jahr 1668 sechsundzwanzig Livres schuldete, gab eine Mark, wer aber 1710 vierzig Livres schuldete, gab dasselbe, nämlich eine Mark. Spätere Herabsetzungen zerrütteten den geringen Handel, der noch vorhanden war, ebenso wie es die Erhöhung gethan hatte.

Man würde in der Ausgabe eines Kreditpapieres ein Auskunftsmittel gehabt haben, aber ein solches Papier hätte zu einer Zeit des Aufschwunges eingeführt werden müssen, um sich in Zeiten des Niederganges behaupten zu können.

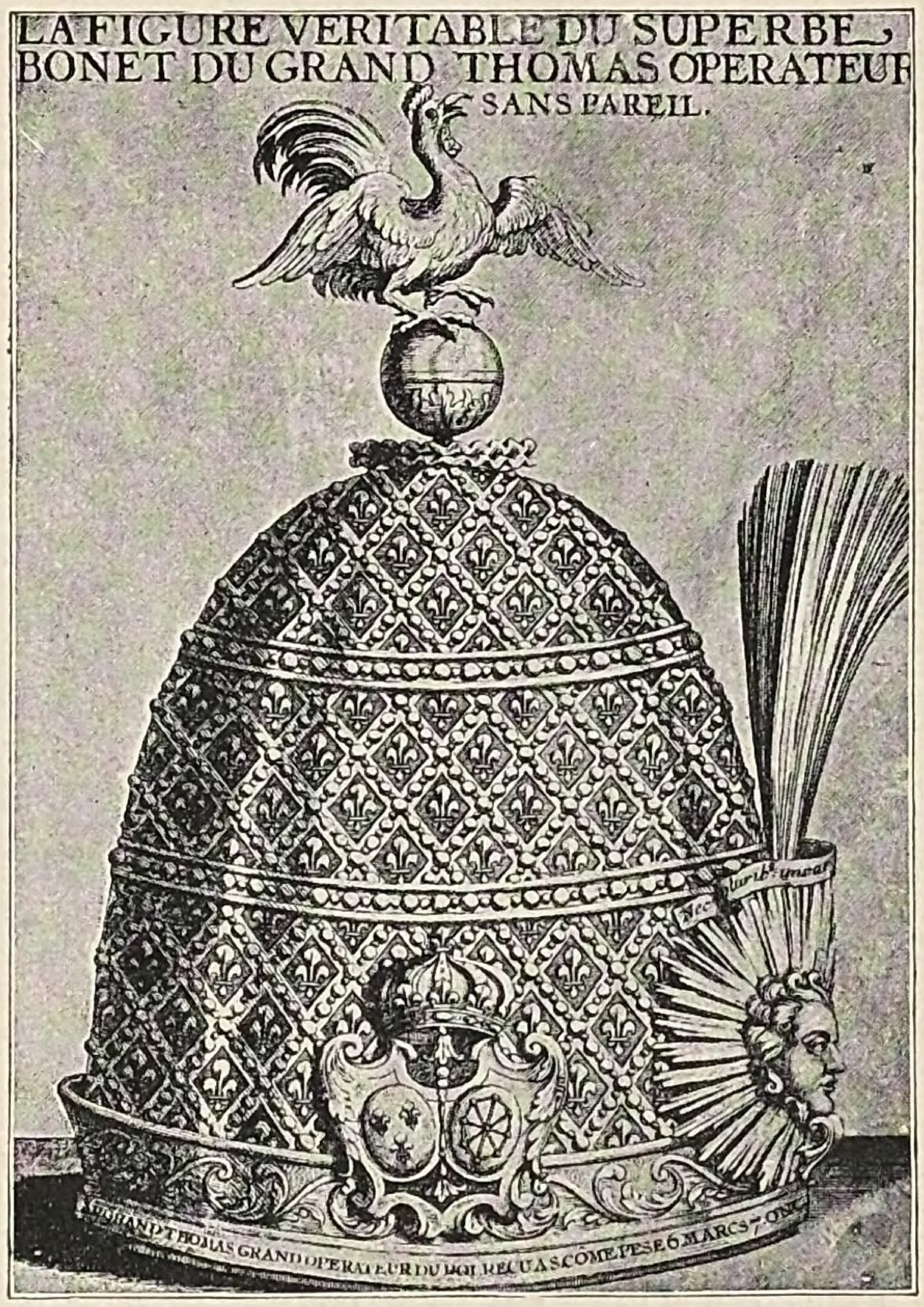
Der Minister Chamillart machte im Jahre 1706 den Anfang mit




Autotypie und Druck von Rud. Loës in Leipzig.
Verlag und Eigenthum von Schmidt & Günther in Leipzig.

Münzobligationen, Unterhaltsanweisungen, Verschreibungen aller Art zu bezahlen; da aber dieses sonderbare Papiergeld von den königlichen Kassen selber nicht angenommen wurde, geriet es bald nach seiner Ausgabe in Verruf. Man sah sich genötigt, mit der Aufnahme drückender Anleihen fortzufahren, vier Jahrgänge von den Einnahmen der Krone wurden meist vorweg verbraucht.

Dabei wurden noch, wie man es nannte, „aussergewöhnliche Geschäfte gemacht,“ das heisst, allerhand ganz lächerliche Würden und Ämter geschaffen, die von solchen Leuten gekauft wurden, welche sich der „taille“ benannten Besteuerung entziehen wollten, denn diese galt für erniedrigend — die Menschen sind ja eitel von der Geburt an und der hingeworfene Köder machte Narren aus vielen. Auch verlockte die mit den neuen Ämtern verbundene Einnahme viele, in schweren Zeiten ein solches zu kaufen, und sie überlegten nicht, dass in minder schweren Zeiten das Amt wieder erlöschen würde. Man erfand zum Beispiel um 1707 die Würde der „königlichen Fuhrräthe,“ der „königlichen Weinlieferanten“ — das trug 180 000 Livres ein. Man ernannte „königliche Registratoren“ und „Unterräte der Provinzialintendanturen“; man erfand „königliche Klafterholzforsträte“, „Polizeiräte“; man schuf den „Barbier-Perückenmacherstand,“ führte „Butterkontrolleure“ und „Salzbutterrevisoren“ ein — man lacht heute über solchen Unfug, damals aber hätte man darüber weinen können.




Kopfbedeckung des „grossen Thomas“, des Charlatans vom Pont neuf.
(Nach einem damaligen Kupferstich.)

Der Generalkontrolleur Demarets, ein Neffe des berühmten Colbert, der 1709 Nachfolger Chamillart's wurde, war nicht imstande, Übelstände zu beseitigen, welche durch die Umstände tief eingewurzelt waren.

Es schien, als ob die Natur sich ihrerseits anschicke, den Staat zu vernichten. Der harte Winter von 1709 zwang den König, dem Volke zu einer Zeit, da es sogar an Sold für die Truppen fehlte, Steuern im Betrage

von neun Milionen Livres zu erlassen. Der Preis der Lebensmittel erreichte eine solche Höhe, dass die Verpflegung der Truppen 45 Millionen verschlang. Die Gesamtausgabe für das Jahr 1709 belief sich auf 221 Millionen, die Einnahme betrug nur 49 Millionen!

Um den Staat vor dem Feinde zu retten, musste man ihn also zu Grunde richten!

Die finanzielle Zerrüttung nahm zuletzt derart zu, dass noch lange nach dem Frieden, das heisst 1715, der König genötigt war, für 32 Millionen Anweisungen auszugeben, um acht Millionen bar zu bekommen. Bei seinem Tode hinterliess er 2 Milliarden 600 Millionen Schulden à 28 Livres auf die Mark: auf diesen Stand war damals der Münzwert gesunken, was also nach dem Münzfuss von 1700 soviel ist wie 4 Milliarden und 500 Millionen.



Bäckerburschen auf ihren Geschäftstouren: Leute des Volkes geschlagen von Edelleuten, die zum Karussel nach Versailles ziehen.

Diese ungeheure Schuld wäre keine unerträgliche Last — und das ist vielleicht noch das Allersonderbarste dabei — gewesen, wenn es damals einen blühenden Handel, ein gut eingeführtes Kreditpapier und respektable Gesellschaften gegeben hätte, die sich wie in Schweden, England, Venedig, Holland für solches Papier verbürgt hätten. Hat ein sonst mächtiger Staat nur Schulden an sich selbst, so sind Vertrauen und Verkehr zur Salvierung hinreichend. Damals aber besass Frankreich nicht jene Spannkraft, die komplizierte Maschinerie, von der es erdrückt wurde, in Gang zu bringen.

Ludwig XIV verausgabte während seiner Regierung 18 Milliarden — das heisst per Jahr 330 Millionen nach heutigem Gelde, wenn man Erhöhung und Herabsetzung des Münzwertes miteinander ausgleicht.

Unter Colbert's Verwaltung beliefen sich die ständigen Einkünfte der Krone nur auf 117 Millionen zu 27 und später 28 Livres auf die Mark Silber. Das erforderliche Mehr wurde durch „ausserordentliche Geschäfte" herbeigeschafft.

Colbert, der ein grosser Gegner gewagter Operationen war, muss endlich doch stets seine Zuflucht dazu nehmen, denn die erforderlichen Summen mussten in grösster Eile herbeigeschafft werden. Zum Kriege des Jahres 1672 musste er 800 Millionen nach heutigem Gelde aufnehmen. Der König

besass nur sehr wenig von den ehemaligen Krongütern. Dieselben waren zwar von allen Parlamenten im Lande für unveräusserlich erklärt, sind aber doch bis auf wenige veräussert worden. Heute ist das Einkommen des Königs dem eines Bürgers gleich — es ist eine ewige Wiederkehr von Anleihen und Zahlungen. Der König schuldet den Bürgern unter der Bezeichnung „Rente auf das Stadthaus", mehr Millionen per Jahr, als je einer seiner Vorgänger aus den Kronbesitzungen gewonnen hat.

Um sich von der enormen Zunahme der Steuern und der Schulden einen Begriff zu machen und um sich über den Reichtum, den Umsatz und die gleichzeitige Zunahme von Mühe und Arbeit zu informieren, wolle man darauf achten, dass bei seinem Tode Franz I etwa 30000 Livres permanenter Rente auf das Stadthaus schuldete und dass bei Ludwig XIV Tode die Rentenschuld 45 Millionen betrug.



Die Mode von 1678.
(Dame im Jagdanzuge. Kupferstich von Bonnart.)

Diejenigen, welche sich die Mühe nahmen, die Einkünfte Ludwig XIV mit denen Ludwig XV zu vergleichen, haben herausgefunden, dass der erstere im Jahre 1683, dem Todesjahr Colbert's, bedeutend reicher war als sein Nachfolger im Jahre 1730 mit beinahe 200 Millionen. Das ist durchaus richtig, sobald man nur die fixen Einnahmen der Krone in Betracht zieht. Denn 117 Millionen, die Mark zu 28 Livres, sind mehr als 200 Millionen zu 49 Livres die Mark, auf welchen Betrag sich das Einkommen des Königs 1730 belief; es müssen zudem die durch die Anleihen der Krone vermehrten Lasten in Rechnung gezogen werden. Aber die Einkünfte des Königs, mit anderen Worten des Staates, sind seitdem ebenfalls gewachsen und die Finanzwissenschaft hat derartige Fortschritte gemacht, dass während des kostspieligen Krieges von 1741 der Kredit nicht einen Augenblick versagte. Man hat sich entschlossen, Amortisationsfonds, wie die Engländer sie haben, aufzubringen — wie ihre Philosophie, so hat man auch zum Teil



Ein Thaler von 1705 mit Insignien.
(Flandrischer Vereinsthaler.)



Thaler von 1709.
(Mit den drei Kronen, Vorderseite.)

ihr System der Finanzverwaltung annehmen müssen, und wenn sich in einem streng monarchischen Staat das Papiergeld einführen liesse, das den Reichtum Englands ja mindestens verdoppelt hat, so würde in Frankreich die Verwaltung ihre höchste Vollkommenheit erreicht haben — diese Vollkommenheit aber würde in unserer Monarchie nur allzu leicht zu Missbräuchen führen. Es gab im Jahre 1683 in Frankreich etwa 500 Millionen gemünztes Silber, 1730 1200 Millionen nach neuerem Werte: unter dem Ministerium Fleury aber war der Zahlungswert etwa doppelt so hoch als zur Zeit Colbert's. Daraus ist ersichtlich, dass seit Colbert's Tode Frankreich nur um etwa ein Sechstel an geprägtem Gelde reicher geworden ist. Nichts beweist zugleich so klar, wie sehr der von Colbert erschlossene Handel zugenommen hat, seit seine durch Kriege verstopften Kanäle wieder frei geworden sind. Die Industrie hat sich trotz der Auswanderung so vieler Handwerker, welche durch die Aufhebung des Ediktes von Nantes über die ganze Welt zerstreut wurden, verdoppelt: diese Industrie wächst von Tag zu Tag.




Die Mode von 1678.
(Dame im Sommerkostüm mit allen Einzelheiten, Fächer, Stock u. s. w.)

Die Nation ist jetzt zu noch grösseren Leistungen fähig als unter Ludwig XIV, weil Genie und Handel, sobald sie gefördert werden, sich kraftverbreitend entwickeln.

Wenn man die behaglichen Einrichtungen der bürgerlichen Häuser sieht, die grosse Anzahl hübscher Wohnstätten, die in Paris und in den Provinzen erstanden sind, wenn man die Equipagen und alle die Dinge, die man mit dem Namen Luxus bezeichnet, sieht, sollte man meinen, der Reichtum in Frankreich sei bedeutend grösser wie früher — allein dies alles ist doch mehr eine Frucht erfindungs-

reicher Thätigkeit als des Reichtums. Das bequeme, angenehme Wohnen kostet heute kaum mehr als unter Heinrich IV das schlechte und unbequeme Wohnen. Ein schöner Spiegel aus unseren heimischen Fabriken ist jetzt ein weit wohlfeilerer Zimmerschmuck, als jene kleinen Dinger, die man aus Venedig bezog. Unsere guten und schönen Stoffe sind weit weniger kostspielig als die des Auslandes, die wir früher hatten und die ihnen nicht einmal gleichkamen.

Nicht Silber und Gold schaffen ein angenehmes Dasein, sondern das Genie. Ein Volk, das weiter nichts besässe als jene Edelmetalle, würde doch sehr elend sein; ein Volk dagegen, welches ohne dieselben alle Bodenprodukte gut verwertet, würde das in Wirklichkeit reichste sein. Diesen Vorzug besitzt Frankreich und nebenbei hat es auch mehr gemünztes Metall, als für den Verkehr erforderlich ist.



Die Mode von 1678.
(Herr in Winterkleidung. Kupferstich von Bonnart.)

Nachdem die Industrie sich in den Städten vervollkommnet hat, hat sie sich auch über das platte Land verbreitet. Die Klagen über das Los der Bauern werden ja nie verstummen — man hört sie in allen Ländern der Welt, aber das Murren kommt meist nur von Müssiggängern her, die nur die Regierung verdammen möchten, aber das Volk nicht weiter beklagen. Freilich würden in jedem Lande diejenigen, die ihr Leben mit der Feldarbeit fristen müssen, falls sie Musse hätten, sich gegen die Erpressungen erheben, die ihnen einen Teil des Unterhalts rauben, sie würden die Notwendigkeit verwünschen, Steuern zu zahlen, die sie sich nicht selbst auferlegt haben, die Lasten zu tragen, ohne an den Vorteilen der übrigen Stände teilzunehmen.

Es ist nicht Sache des Geschichtsschreibers, zu untersuchen, wieviel das Volk beizutragen habe, ohne gedrückt zu werden, es ist nicht seines Amtes, den Punkt zu bestimmen, wo die Ausführung der Gesetze in einen Missbrauch der Gesetze umschlägt und die Abgaben zu Erpressungen werden — allein er muss zeigen, dass eine Stadt unmöglich in blühendem Zustande

sein kann, ohne dass sich das umliegende Land in günstigen Verhältnissen befindet, denn das Land ist es doch unzweifelhaft, welches die Stadt ernährt. Man hört zu bestimmten Tagen in allen Städten Frankreichs diejenigen laute Vorwürfe erheben, welchen ihr Beruf gestattet, öffentlich gegen den Luxus zu deklamieren. Es liegt auf der Hand, dass die Mittel zur Beschaffung dieses Luxus durch die fleissige Arbeit der Landleute beschafft werden — eine Arbeit, die sich stets gut bezahlt macht.



Dorfbewohner, oder der Bauer, zur mühevollen Arbeit geboren, „verachtet aber notwendig"; sein Zweck: bezahlter Frondienst.

(Nach einem satirischen Stich von Guérard.)

Es sind mehr Weinberge in Frankreich angelegt worden, dieselben sind auch besser gepflegt worden. Man hat Weine hergestellt, die man früher nicht kannte, zum Beispiel die sogenannten Champagneweine, denen man Farbe, Gehalt und Feuer des Burgunders zu geben verstanden hat und die mit erheblichem Vorteil an das Ausland verkauft werden. Die Vermehrung der natürlichen Weine hatte eine Vermehrung der Branntweine zur Folge. Der Gartenbau, die Kultur von Gemüse und Obst haben grosse Fortschritte gemacht und der Lebensmittelhandel mit den Kolonien infolge davon zugenommen.

Die Klagen, die zu jeder Zeit über das Elend des Landvolkes laut geworden sind, haben seitdem aufgehört, berechtigte zu sein. Auch macht man in diesen unüberlegten Klagen keinerlei Unterschied zwischen Bauer, Farmer oder Pächter und Tagelöhner; der letztere lebt lediglich von seiner Hände Arbeit: so ist es überall in der Welt: die grosse Mehrzahl der Menschen lebt von ihrer Hände Arbeit. Es giebt aber kaum ein Land in der Welt, in welchem Bauer und Pächter zufriedener leben als in gewissen Provinzen Frankreichs: nur England könnte ihm in dieser Beziehung den Rang streitig machen. Ein den Verhältnissen angemessener Zins, der in einigen Provinzen an Stelle willkürlicher Besteuerung getreten ist, hat wesent-

lich dazu beigetragen, den Besitzstand derjenigen Bauern sicher zu stellen, welche Äcker, Weinberge und Gärten ihr eigen nennen. Der Tagelöhner darf nur das Notwendige haben, denn sonst arbeitet er nicht: das liegt so in der menschlichen Natur. Die grosse Masse muss arm sein, sie braucht aber nicht elend zu sein.

Der Mittelstand ist durch seine Industrie reich geworden, Beamte und Hofleute sind jetzt weniger reich, weil, während das Geld sich nahezu um die Hälfte vermehrte, Besoldungen und Jahrgelder dieselben blieben, der Preis der Lebensmittel zugleich über das Doppelte gestiegen ist. Dies ist in allen Ländern Europas ebenso. Gebühren und Gehalt sind auf dem alten Fuss geblieben; ein Kurfürst, der mit seinen Staaten belehnt wird, zahlt dafür nur das, was sein Vorgänger zur Zeit Kaiser Karl IV gezahlt hat, er zahlt für die Ceremonie der Belehnung, wie im XIV. Jahrhundert, noch heut dem kaiserlichen Secretario nicht mehr als einen Thaler.



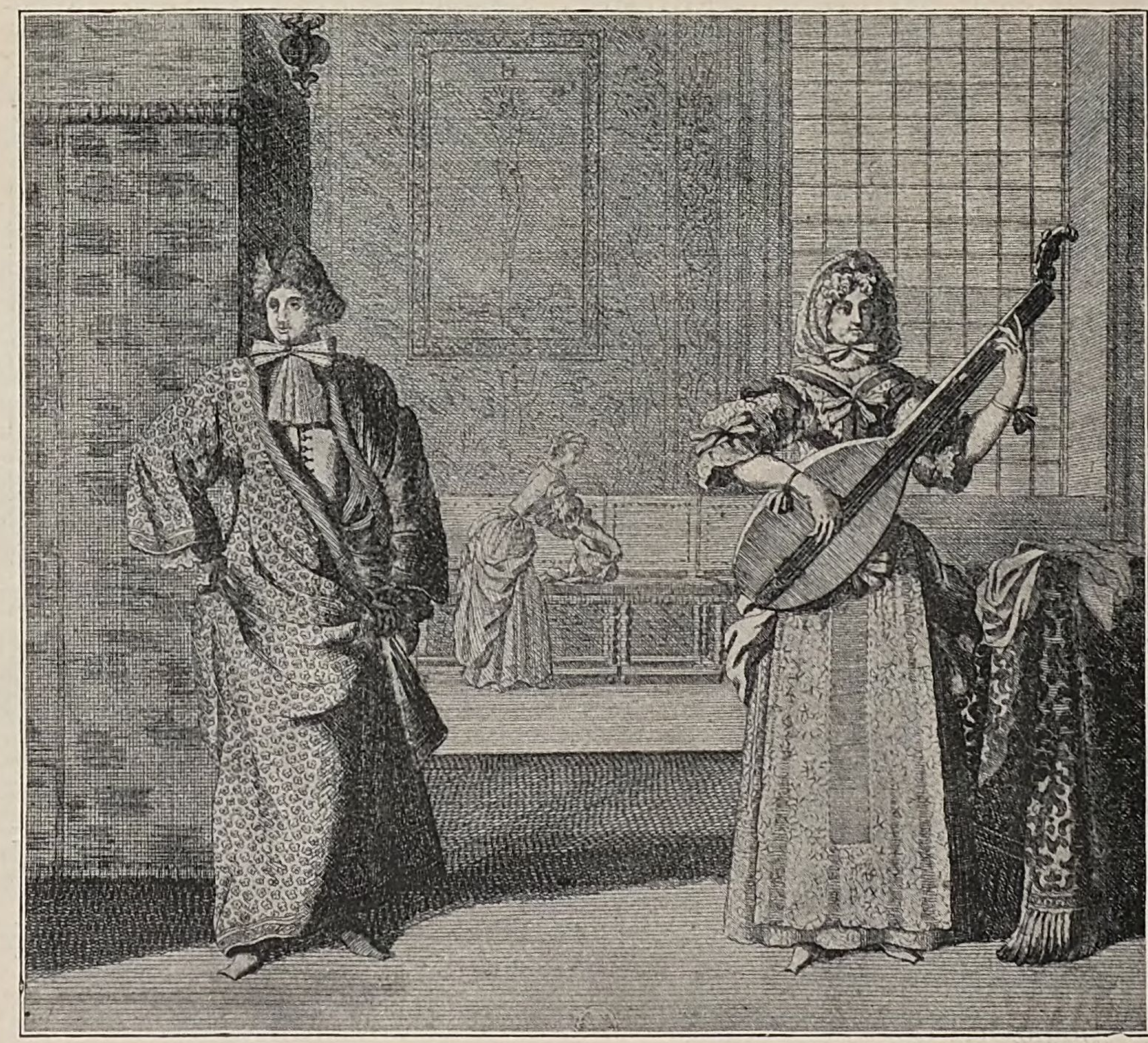

Der gepuderte Schosshund.

(Satire auf die Perücken.)

Noch auffälliger ist es, dass während alles: die Menge geprägten Geldes, Gold- und Silbermünzen, der Preis der Lebensmittel zugenommen hat, der Sold der Soldaten noch heut derselbe ist wie vor 200 Jahren: der Fusssoldat erhält fünf Sous, dasselbe, was zur Zeit Heinrich IV gezahlt wurde. Keiner unter dieser Masse unwissender Menschen, die ihr Leben so billig verkaufen, weiss, dass er, wenn man die Vermehrung der Münzen, die Verteuerung der Lebensmittel in Betracht zieht, ungefähr zwei Drittel weniger erhält als ein Fusssoldat des grossen Heinrich. Wüsste er es und verlangte er einen um zwei Drittel höheren Sold, so müsste ihm derselbe bewilligt werden. Dann käme es dahin, dass die europäischen Mächte um zwei Drittel weniger Truppen halten könnten! Die Streitkräfte würden sich wie früher das Gleichgewicht halten und Ackerbau und Fabriken Vorteil davon haben.

Man muss auch bedenken, dass der Profit beim Handel gestiegen ist, die Gehälter aller hohen Beamten am wirklichen Werte eingebüsst haben und sich daher beim Mittelstande mehr, bei den Grossen weniger Wohlstand und Überfluss zeigt.

Gerade dieser Umstand aber hat den Abstand zwischen den Menschen verringert. Früher blieb den Kleinen nichts übrig, als bei den Grossen Dienste

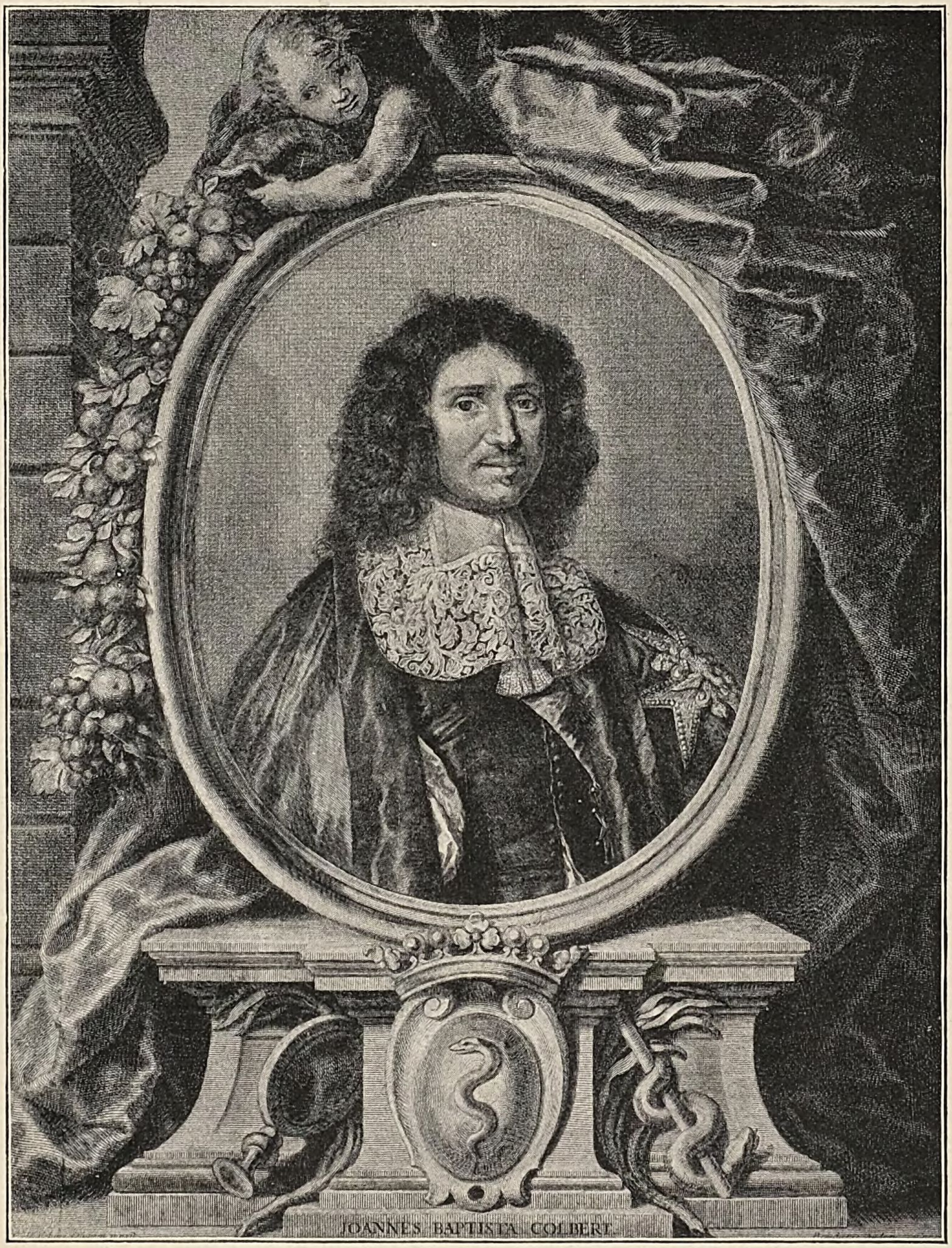


Das Innere eines Hauses im XVII. Jahrhundert.
(Mann und Frau im Hausrock. Anonymer Kupferstich; Sammlung Hennin.)

zu thun: heute hat die Industrie zahllose Wege erschlossen, die vor hundert Jahren unbekannt waren.

Wir kommen zu dem Schluss, dass, in welcher Weise immer die Finanzen verwaltet werden mögen, Frankreich in der Arbeit seiner etwa zwanzig Millionen zählenden Bewohner einen unschätzbaren Reichtum hat.

Aus diesen Auslassungen Voltaire's ist ersichtlich, dass derselbe kein besonderes Mitgefühl für die arbeitenden Volksklassen hatte. Was sollte




Johann Baptist Colbert.

(Nach dem Porträt von Le Febvre, gest. von Audran.

Frankreich wohl im Falle schlechter Verwaltung oder finanziellen Ruins beginnen, wenn diese Klassen es nicht durch ihre Arbeit erhielten? Würden sie arbeiten, wenn sie glücklich wären? fragt er — eine seltsame Socialphilosophie. Labruyère hat eine andere, wie aus seinen berühmt gewordenen Worten hervorgeht:

„Man sieht,“ so sagte er, „eine Art wilder Thiere, männlichen und weiblichen Geschlechtes, über das Land verbreitet, ganz braun und schwarz von der Sonne gebrannt; sie sind an die Scholle gebunden, die sie durchwühlen mit einer unbesieglichen Consequenz; sie haben etwas wie eine Sprache, und wenn sie sich auf die Füsse stellen, sieht man, dass sie menschliche Gesichtszüge haben und — in der That, es sind Menschen! Nachts ziehen sie sich in Schlupfwinkel zurück und geniessen schwarzes Brot, Wasser und Wurzelzeug. Sie ersparen anderen Menschen die Mühe zu säen, zu arbeiten, zu ernten, um zu leben. Sie verdienten wohl, dass es ihnen nicht an dem Brote fehle, für das sie gesät haben.“




Bürgerliche Einfachheit, wieder eingeführt in den Häusern durch den Friedenstifter oder den Stock der Ehemänner.

Alle Zeitgenossen von einem Ende des Landes bis zum anderen besprechen und beklagen das Elend der armen Volksklassen in Frankreich.

„Man brütet,“ sagt Guy Patin (1660), „über neuen Steuern; in Frankreich sterben überall die Armen Elends, sie gehen ein infolge von Bedrückung, Armut, Verzweiflung. Ich glaube, die Topinambur sind in ihrer Barbarei glücklicher, als es heutzutage die französischen Landbauer sind.“

„Die Bevölkerung des Landes seufzte,“ sagt in einer Rede ein königlicher Beamter, „in allen Provinzen unter den Händen der Steuerbeitreiber, und es schien beinah, als ob sie, ihre Person, als ob ihr Lebensblut dem brennenden Durste dieser Wichte nicht genüge. Das Elend dieser Armen hat seinen Höhepunkt erreicht, teils infolge der Fortdauer der Leiden, welche sie schon seit langer Zeit ertragen, teils infolge der Teuerung und immer härteren Not der letzten beiden Jahre.“

Dann erhebt auch, von Mitleid hingerissen im Jahre 1680 M$^{me}$ de Sévigné ihre Stimme zu Gunsten der Landbevölkerung und schreibt: „Ich

sehe nur Leute, welche mir Geld schuldig sind, die aber kein Stück Brot haben, die auf Stroh schlafen, die weinen.“

Zu Ende der Regierung Ludwig's durch das Elend der Kriege wurde die Lage dieser Leute immer noch verzweifelter.

„Alles“ — so sagt Vauban in seinen „Mussestunden“ — „was man das niedere Volk nennt, lebt von einem aus Gerste und Hafer gemachten Brote, in welchem die Fruchthülsen noch stecken, es giebt Brot, das man an den



Die Feldarbeit.
(Nach einem Bilde der Brüder Le Nain: „Die Heuernte.“ Louvre.)

eingebackenen Strohhalmen emporheben kann. Im allgemeinen essen sie kaum dreimal des Jahres Fleisch; ausserdem sind sie noch durch Darlehne belastet, welche ihnen in Gestalt von Korn oder Geld von den besser Gestellten gewährt wurden, deren Missbräuchen sie infolgedessen ausgesetzt sind. Auf einer nicht etwa ausgedehnten Fläche sieht man 511 verfallene und unbewohnbare Häuser, 248, die noch bewohnbar wären, in denen aber niemand wohnt, zusammen 759 Wohnstätten, die etwa den siebenten Teil des Ganzen bilden — ein erschreckender Beweis von der Abnahme der Bevölkerung.“

Saint-Simon aber richtet sich direkt an den König:

„Werden Sie, Sire,“ ruft er, „fortfahren, taub zu sein? Nie hatte ein König auch nur den vierten Teil Ihres Einkommens — Ihres, sage ich, weil

die Vermehrung ja in Ihre Regierungszeit fällt. Niemals machte ein König soviel Schulden mit so wenig Sicherheit und in solcher Masslosigkeit. Niemals hat es treuere, gehorsamere, unterwürfigere Unterthanen gegeben, die sogar, ihren Worten, ihren Gedanken Schweigen geboten. Niemals hat es einen Zustand der Erschöpfung gegeben, welcher dem Ew. Majestät und Ihres ganzen Staates gleichkäme.

Welche Schätze haben Ihnen die Minister zum Ausstreuen geliefert! Sie sind genötigt gewesen, dieselben überall zu suchen bis in den Knochen Ihrer Unterthanen, deren Mangel, deren Untergang die Felder brach liegen lässt, den Viehbestand vernichtet und den hartherzigen Steuereintreibern nichts lässt als ihre in Ruinen fallenden Häuser, deren Gebälk sie nehmen, um es für ein Nichts zu verkaufen.

Das sind, Sire, keine Übertreibungen!"

Saint-Simon entwirft noch einmal ein ähnliches Bild, wenn er 1725 sich an Fleury mit den Worten wendet:

„Man lebt in der Normandie von dem Unkraut, was auf den Feldern wächst. Ich spreche im Vertrauen und im geheimen als Franzose zum Franzosen, zu einem Bischof, einem Minister, dem einzigen Mann, der sich das Vertrauen des Königs erworben zu haben scheint, des Königs, der doch nur ein König ist, solange er ein Königreich hat und Unterthanen, der alt genug ist, an die Folgen zu denken und der, um der grösste König in Europa zu sein, doch nicht ein König von Bettlern aller Art sein und über ein Reich herrschen kann, das in ein Hospital Sterbender und Verzweifelnder umgewandelt ist."

Diese beredten Klagen haben noch in unserer Zeit Kopfschütteln hervorgerufen und es giebt Leute, welche mit Voltaire sich ein weniger düsteres Bild von den damaligen Bewohnern Frankreichs machen möchten. Die Empörung Vauban's aber und die Labruyère's flössen uns doch mehr Zutrauen ein als die selbstzufriedene Philosophie des Verfassers vom „Siècle de Louis XIV".



Der Bauer hinter dem Pfluge.

(Nach einer Denkmünze: zur Feier der Eroberung von Cambrai 1677.)




Kupferstich von S. Leclerc zur Verherrlichung Ludwig XIV. (1677.)



Fries von vergoldetem Stuck im Salon des „Oeil de boeuf“.
(Schloss zu Versailles; gefertigt von Van Clève.)

I.

# Die Wissenschaften.



Initiale von Fr. Chauveau.
(Aus dem Werk „Kopf- und Ringspiele“.)

Dieses glückliche Zeitalter, das Zeuge einer revolutionären Bewegung im menschlichen Geiste wurde, schien eigentlich gar nicht dazu besimmt zu sein, denn zur Zeit Ludwig XIII konnte man kaum annehmen, dass die Philosophie — um mit ihr anzufangen — sich aus dem Chaos, in welches sie gestürzt war, herausarbeiten werde.

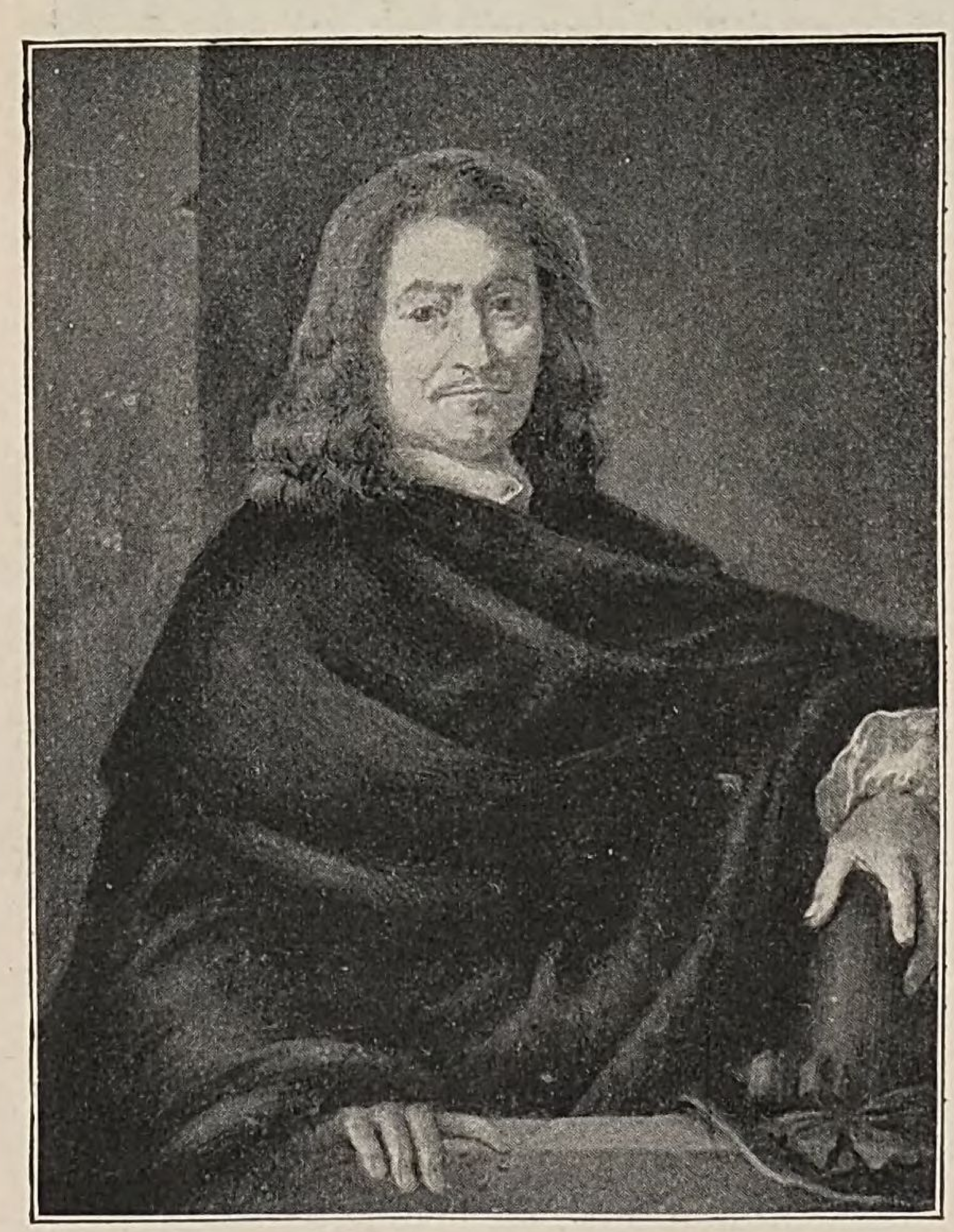
Die italienische, spanische, portugiesische Inquisition hatte die Irrlehren der Philosophie mit Glaubensdogmen verquickt, in Frankreich waren die Bürgerkriege, die calvinistischen Zänkereien auch gerade nicht geeignet, die Vernunft und Kultur zu pflegen, ebensowenig wie in England der Fanatismus der Zeit Cromwell's.

Nachdem der Domherr zu Thorn das alte längst in Vergessenheit geratene chaldäische Planetensystem wieder aufgefrischt hatte und dasselbe in Rom seine Verdammung gefunden hatte, nachdem die aus siebzehn Kardinälen bestehende Kongregation des heiligen Stuhles die Bewegung der Erde, ohne die eine Astronomie überhaupt undenkbar wäre, nicht nur für ketzerisch, sondern für unsinnig erklärt und der alte siebzigjährige, grosse Galilei Abbitte gethan hatte, da schien es in der That, als solle die Wahrheit auf Erden keine Stätte finden.

Der Kanzler Bacon hatte auf einen Pfad gewiesen, welchen man einschlagen sollte, Galilei das Gesetz fallender Körper gefunden, Torricelli sich Kenntnis von der Schwere der uns umgebenden Atmosphäre zu verschaffen gesucht, in Magdeburg war experimentiert worden, allein bei diesen Versuchen hatte es sein Bewenden und die Welt verharrte in ihrer alten Unwissenheit.

Da trat Descartes auf.

Er that allerdings das Gegenteil von dem, was er hätte thun sollen, denn anstatt die Natur zu ergründen, wollte er sie erraten — er war der grösste Mathematiker seiner Zeit — die Geometrie aber ändert den Geist nicht, den sie vorfindet, und Descartes blieb beim Erfinden. Dieser erste unter den Mathematikern schuf nur philosophische Romane. Ein Mann, der nichts auf Erfahrung gab, der sich nie auf Galilei berief, der ohne Materialien Bauten aufführen wollte, konnte nur Imaginäres schaffen.



Descartes; Porträt von S. Bourdon.
(Louvre.)

Was romanhaft und phantastisch an seinen Werken war, gefiel; die wenigen seiner Wahrheiten aber wurden anfänglich angegriffen. Schliesslich schlugen sie kraft der von ihm eingeführten Methode durch: früher nämlich hatte man keinen Ariadnefahden in dem Labyrinth, diesen lieferte er, nachdem er sich selbst verirrt hatte. Die Chimären der Peripatetiker zu zerstören, wenn es auch nur mit Hilfe anderer Chimären geschah, war immerhin ein Verdienst, das ihm gebührt. Es kämpfte Phantom gegen Phantom und beide fielen, über den Gefallenen aber erhob sich endlich die Vernunft. In Florenz gab es eine experimentierende Akademie, sie hiess Accademia del Cimento und war vom Kardinal Leopold Medici 1657 gegründet worden. Im Vaterlande der Künste sagte man sich, dass man nur dann die Geheimnisse der Natur ergründen könne, wenn man jedes einzeln einer genauen Prüfung unterzöge. Diese Akademie leistete nach Galilei zur Zeit Torricelli's wesentliche Dienste.

In England traten in den düsteren Jahren der Regierung Cromwell's

einige Philosophen zu einem Bunde zusammen, sie wollten, während der Bekenntnisfanatismus alle Wahrheit niedertrat, derselben einen Hort bieten und ihr nachforschen. Als Karl II dann auf den Thron seiner Väter zurückgerufen war, verlieh er der im Werden begriffenen Akademie ein Patent (1663) — das war alles.

Die königliche, oder richtiger gesagt die freie, wissenschaftliche Gesellschaft zu London arbeitete um der Ehre willen. Aus ihrem Schoss gingen Entdeckungen über das Licht, das Princip der Schwere, über die Aberration der Fixsterne, über transcendentale Geometrie und vieles andere hervor: lauter Entdeckungen, nach denen man dieses Zeitalter mit demselben Rechte wie man es das Ludwig XIV nannte, auch als „das Zeitalter der Engländer" bezeichnen könnte.



Ludwig XIV. Besuch im Museum der Naturkunde und Akademie der Wissenschaften.
(Nach einem Stich von S. Leclerc.)

Colbert, der auf diesen Ruhm Englands eifersüchtig war, wollte, dass auch die Franzosen an demselben teilnehmen sollten und veranlasste 1666 Ludwig XIV, die Gründung einer Akademie der Wissenschaften zu genehmigen. Dieselbe war bis 1699 eine freie, wie die englische und die bestehende „französische Akademie". Colbert berief aus Italien Domenico Cassini, aus Holland Huygens, aus Dänemark Römer und zahlte ihnen hohe Jahrgelder. Römer fand eine Bestimmung der Geschwindigkeit der Sonnenstrahlen, Huygens entdeckte den Ring des Saturn und einen der Trabanten, Cassini die vier anderen Trabanten. Huygens verdanken wir ausserdem, wenn nicht die erste Erfindung der Pendeluhren, so doch die Principien betreffs der regelmässigen Bewegung des Pendels. Allmählich erwarb man auch Kenntnisse in allen Zweigen der Physik, indem man von jedem bestimmten System absah. Das Publikum geriet über eine Chemie schier in Verwunderung, die weder nach einem „Stein der Weisen" noch nach einem „Lebenselexier" suchte, ebenso über Medikamente, welche unabhängig von den Mondphasen sein sollten.

Fäulnis hörte auf als Erzeugerin von Pflanzen und Tieren zu gelten. Die Wunder verschwanden mit der zunehmenden Erkenntnis der Natur, die man in all ihren Erzeugnissen und Vorgängen eifrig studierte.

Staunenswerte Fortschritte machte vor allem die Geographie. Kaum war die Sternwarte (1669) erbaut, als der König durch Cassini und Picard einen Meridian bestimmen liess. Nach Norden zu wurde derselbe 1683 durch La Hire weitergeführt, Cassini selbst verlängerte ihn 1770 bis an die äusserste Grenze des Roussillon: für die Astronomie ein schönes Denkmal, genügend allein, um das Jahrhundert unvergessen zu machen.



Johann Dominicus Cassini 1625—1712.
(Nach einem Stich von Cossin.)

Im Jahre 1672 wurden Naturforscher nach Cayenne geschickt, um dort Beobachtungen anzustellen. Diese Reise brachte die erste Kenntnis von einer Abplattung der Erde an den Polen, die später der grosse Newton noch besonders nachwies. Diese Expedition hatte jene anderen unter Ludwig XV zur Folge, die so berühmt wurden und zur Verherrlichung der Regierungszeit dieses Königs viel beitrugen.

Im Jahre 1700 wurde Tournefort nach der Levante geschickt, er sammelte dort Pflanzen, die eine Zierde des sogenannten „jardin royal" wurden, den man arg vernachlässigt hatte, der nun wieder zu Ehren kam und der heute die Aufmerksamkeit von ganz Europa erregt.

Die bereits ziemlich umfangreiche königliche Bibliothek wurde unter Ludwig XIV um mehr als 30 000 Bände vermehrt und dieses Beispiel später nachgeahmt, so dass sie jetzt 180 000 Bände zählt.

Der König liess auch die „Ecole de droit", die beinah hundert Jahre lang geschlossen war, wieder eröffnen und führte an allen Universitäten einen Lehrstuhl für französisches Recht ein. Mir scheint, es sollten die guten römischen Gesetze den Landesgesetzen eingefügt werden, und mit denselben ein einheitliches corpus juris, einen code national, ein Gesetzbuch der Nation bilden.

Es wurden unter Ludwig XIV Regierung auch die Zeitungen eingeführt. Das „Journal der Gelehrten", welches im Jahre 1665 zum erstenmal erschien, ist der Vater aller gleichartigen Schriften, die wir heute in Europa finden und bei denen sich wie bei allen nützlichen Dingen zahlreiche Missbräuche eingestellt haben.



Denkmünze zur Erinnerung an die Stiftung der Akademie der Inschriften und Medaillen: „Rerum gestarum fides."

Die „Akademie der schönen Wissenschaften", welche durch Mitglieder der „französischen Akademie" um 1663 ins Leben gerufen worden ist, um die Thaten Ludwig XIV durch Medaillen auf die Nachwelt zu bringen, wurde erst von Nutzen für ein grösseres Publikum, seitdem sie aufhörte, sich ausschliesslich mit Ludwig XIV zu beschäftigen und sich der Erforschung des Altertums und einer eingehenden



Eine Sitzung im chemischen Laboratorium: die Chemie und die Akademie der Wissenschaften im siebzehnten Jahrhundert.

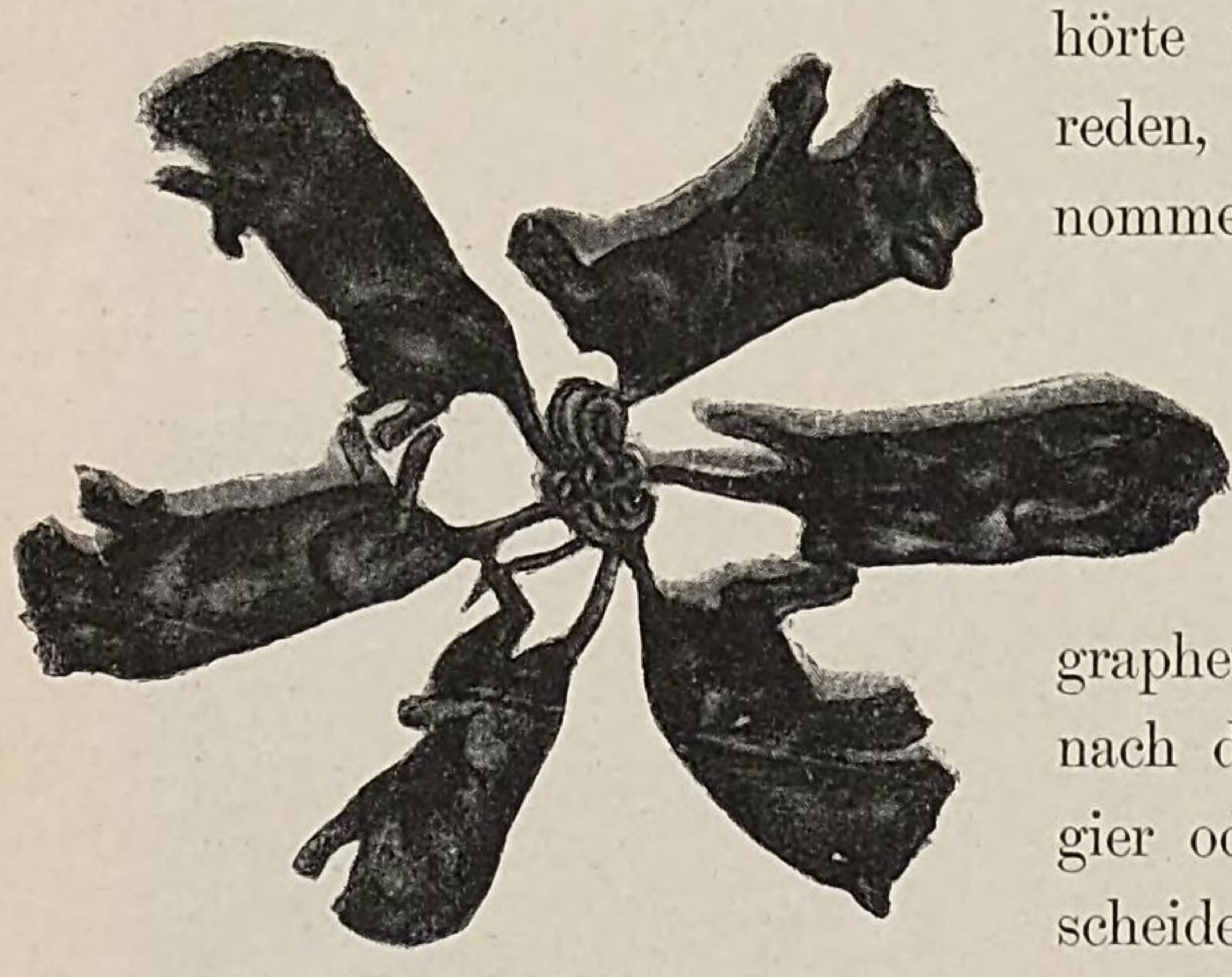
(Stich Leclerc's zu dem Werk: „Aufzeichnungen im Dienst der Pflanzenkunde" von Dodart.)

Kritik der Anschauungen und Geschehnisse zuwandte. Sie hat für die Geschichte ungefähr dasselbe gethan, was die „Akademie der Wissenschaften" für die Naturkunde that, das heisst, sie räumte mit Irrtümern auf.

Eine prüfende, einsichtsvolle Geistesrichtung, die von einem auf den anderen überging und sich verbreitete, beseitigte allmählich, fast unmerklich, eine Masse von Vorurteilen und abergläubischen Anschauungen. Diesem Heranreifen der Vernunft entspricht eine Erklärung des Königs aus dem Jahre 1672, welche den Gerichtshöfen befahl, fürderhin die Anklagen wegen Zauberei einzustellen. Unter Heinrich IV und Ludwig XIII hätte man ein solches Verbot nicht wagen können, und wenn auch noch 1672 Anklagen wegen Hexerei vorkamen, so wurden die Angeklagten doch meistens nur als

Verächter und Schänder der Religion bestraft. Früher war es vielfach Sitte gewesen, mit den Angeklagten die sogenannte Hexenprobe vorzunehmen, die darin bestand, dass man sie mit Stricken gebunden ins Wasser warf; schwammen sie oben, so galten sie als überführt; im Volke auf dem Lande blieb dies noch lange Sitte. Jeder Schäfer galt für einen Hexenmeister, und Amulette, mit den Zeichen der Planeten versehene Ringe, wurden viel, sogar von Städtern getragen. Dass man durch Wünschelruten Quellen, Schätze, Diebe finden und ermitteln könne, galt für unwiderleglich erwiesen und in manchen Gegenden Deutschlands ist das Verfahren heute noch in Gebrauch und Ansehen.

Es gab fast niemanden, der sich nicht sein Horoskop stellen liess, man hörte überall von Geheimnissen der Magie reden, man war von Einbildungen ganz benommen. Haben nicht sogar Gelehrte und obrigkeitliche Personen ernsthafte Bücher über diese Dinge geschrieben? Es gab Autoren, welche eine besondere Klasse, die der „Dämonographen“ bildeten. Es gab gewisse Regeln, nach denen man die wirklichen, echten Magier oder Zauberer von den falschen unterscheiden konnte — man hatte damals aus alter Zeit her Irrtümer aller Art übernommen, und die abergläubischen Vorstellungen hatten derart Wurzel geschlagen, dass noch im Jahre 1680 Kometen die Menschen in Angst und Schrecken versetzten. Man wagte kaum, diese weit verbreiteten Befürchtungen zu bekämpfen.



Ein Rattenwurf; die Jungen mit den Schwänzen ineinander verschlungen. (Vorgekommen in Deutschland 1686 und durch einen Kupferstich dargestellt.)

Jacob Bernoulli, einer der grössten Mathematiker, der in Bezug auf den Kometen von 1680 dem erwähnten Vorurteil mutvoll entgegentrat, erklärte, der Kopf des Kometen wäre kein Zeichen göttlichen Zornes, dieser Kopf sei unvergänglich, anders stünde es jedoch mit dem Schweif, der allerdings wohl ein derartiges Zeichen sein könnte — es ist bekanntlich weder der Kopf noch der Schweif unvergänglich. Bayle aber schrieb ein berühmt gewordenes Buch gegen den allgemein verbreiteten Angstglauben, das heutzutage infolge der Fortschritte der Erkenntniss allerdings weniger interessant erscheint.

Man sollte nicht meinen, dass Fürsten den Philosophen zu Dank verpflichtet wären; allein es steht fest, dass der Geist der Philosophie, der sich mit Ausnahme der unteren Volksklassen unter alle Stände ausbreitete, viel dazu beigetragen hat, die Vorrechte der Fürsten gelten zu lassen. Streitig-

keiten, welche früher Exkommunicationen, Bannflüche u. s. w. zur Folge gehabt hätten, hatten diese Folgen nicht mehr. Man hat behauptet, die Völker würden glücklich sein, wenn sie Philosophen zu Königen hätten: könnte man nicht mit mehr Recht sagen: die Könige sind um so glücklicher, wenn es unter ihren Unterthanen viel Philosophen giebt?

Man muss einräumen, dass der Geist der Philosophie, welcher jetzt die Erziehung der Jugend in den grossen Städten wesentlich beeinflusst, weder die fanatischen Greuel in den Sevennen zu verhindern, noch dem Aberglauben des niederen Volkes, wie er sich in Paris an einem Grabe auf dem Friedhofe des heiligen Medardus offenbarte, zu steuern, noch die heftigen und wiedrigen Zänkereien zwischen Männern zu beschwichtigen vermochte, die verständig hätten sein sollen, ich meine die Streitigkeiten zwischen dem Erzbischof von Paris und den Jansenisten. Vor dieser Zeit aber hätten unfehlbar jene Zänkereien Unruhen hervorgerufen, hätten die Wunder von Saint-Médard bei den Besten Glauben gefunden und würde der Fanatismus, der jetzt auf die Gegend der Sevennen beschränkt blieb, sich weiter, auch über die Städte verbreitet haben.




Peter Grassend, genannt Grassendi, 1592 bis 1655. Mathematiker und Philosoph.
(Medaillon von Varin, Sammlung des Barons Pichon.)

Alle Zweige der Wissenschaft ebenso wie die Litteratur erfreuten sich in diesem Zeitalter einer besonderen Pflege, und Licht ist von so vielen Schriftstellern verbreitet worden, dass diejenigen, die man zu anderen Zeiten als einzig bewundert hätte, sich in der Menge verlieren mussten. Ihr persönlicher Ruhm ist der Menge wegen geringer, der Ruhm des Zeitalters aber um so grösser.

Wir haben, indem wir ein Bild von den Fortschritten der geistigen Entwickelung in Frankreich während des siebzehnten Jahrhunderts gaben, den Wissenschaften nach dem Vorbilde Voltaire's den ersten Platz angewiesen. Diese Reihenfolge ist nach Voltaire's eigenem Urteil aber nicht ganz dem Entwicklungsgange jener Zeitepoche entsprechend.

Wenn Voltaire sie gewählt hat, so geschah es, weil er vor allem bedacht darauf war, in dem „grand siècle“ die Elemente der geistigen Richtung des folgenden Jahrhunderts zu finden.

Für Voltaire, ebenso wie für d'Alembert, fiel das Auftreten der wissenschaftlichen Forschung, der Philosophie, beide eng verbunden, der Vernunft mit einem Wort, die aus ihrer Versumpfung die Menschheit aufruft, in die letzten Jahre der Regierung Ludwig XIV. „Es verbreitete sich ein helles Licht, welches die Wege unserer Vorfahren nicht beleuchtet hatte." In ihrer Begeisterung, die Morgenröte dieser neuen Ära zu begrüssen, einen Gassendi, Bayle und Fontenelle zu feiern, malten die Männer des achtzehnten Jahrhunderts die Schatten der Nacht, die ihm vorangingen, in noch tieferem Schwarz.

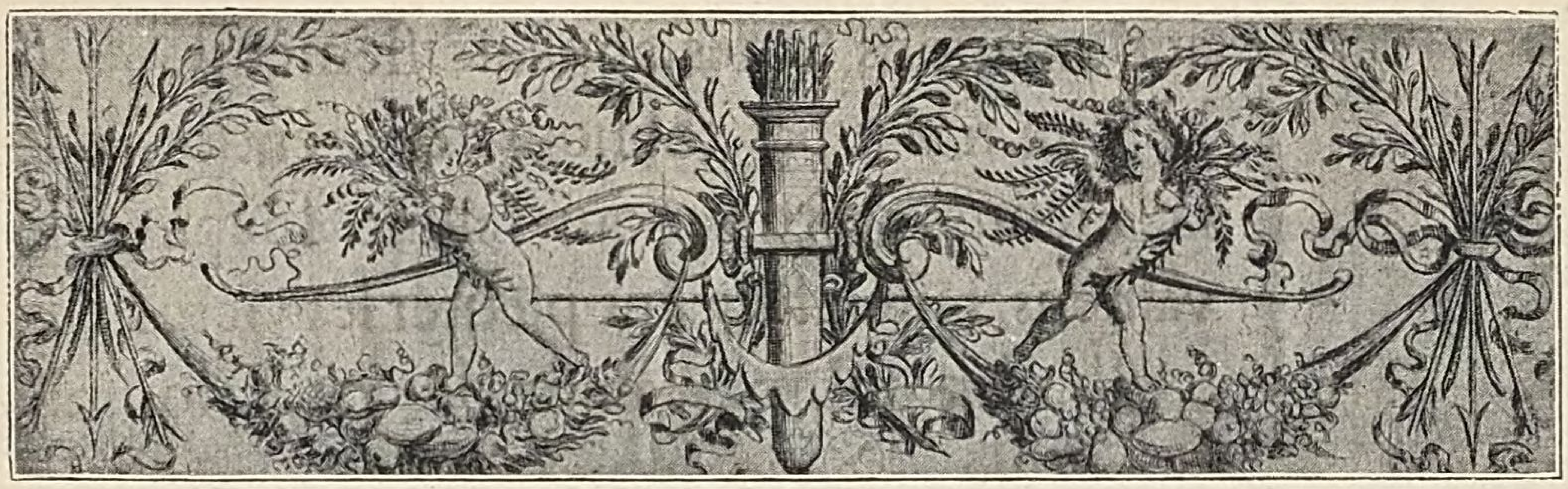
Aber ihre Begeisterung und die Berechtigung zu den hohen Ehren, welche Frankreich sich durch seinen geistigen Aufschwung erwarb, sowie die Einwirkung dieser Bewegung auf die ganze moderne Welt entschuldigt sie vollauf.

Voltaire ist wie andere über das Mass hinausgegangen, seine Bewunderung aber für das, was seine Zeit schuf, hat ihn nicht ungerecht gegen das „grand siècle" gemacht.

Keiner hat wie er seine Freude an den Schöpfungen von Litteratur und Kunst der Zeitgenossen Ludwig XIV gehabt und dieselben gefeiert. Er, mit seinem weiten Horizont, begriff sehr wohl, was die einen wie die anderen dem geistigen Schatz des französischen Volkes hinzufügten. Bayle ist sein Abgott, allein er spricht auch in bewegten Worten „von der Zeit, die würdig ist, die Aufmerksamkeit aller kommenden Zeiten zu fesseln", von der Zeit, da die Helden Corneille's und Racine's, die Gestalten Molière's, die Symphonien Lulli's, die Stimmen Bossuet's und Bourdaloue's sich vor Ludwig XIV, vor Madame, vor Condé, Turenne und Colbert vernehmen liessen — nie wird diese Zeit wiederkehren!"




Der Übungssaal. Laboratorium der Akademie der Wissenschaften.
(Aus einem damaligen Almanach, Sammlung Hennin.)



Ein Entwurf S. Leclerc's aus der sogenannten „Lothringer Serie“.

## II.

## Die Litteratur.



Initiale von Fr. Chauveau.
(Aus dem Werke „Kopf- und Ringspiele“.)

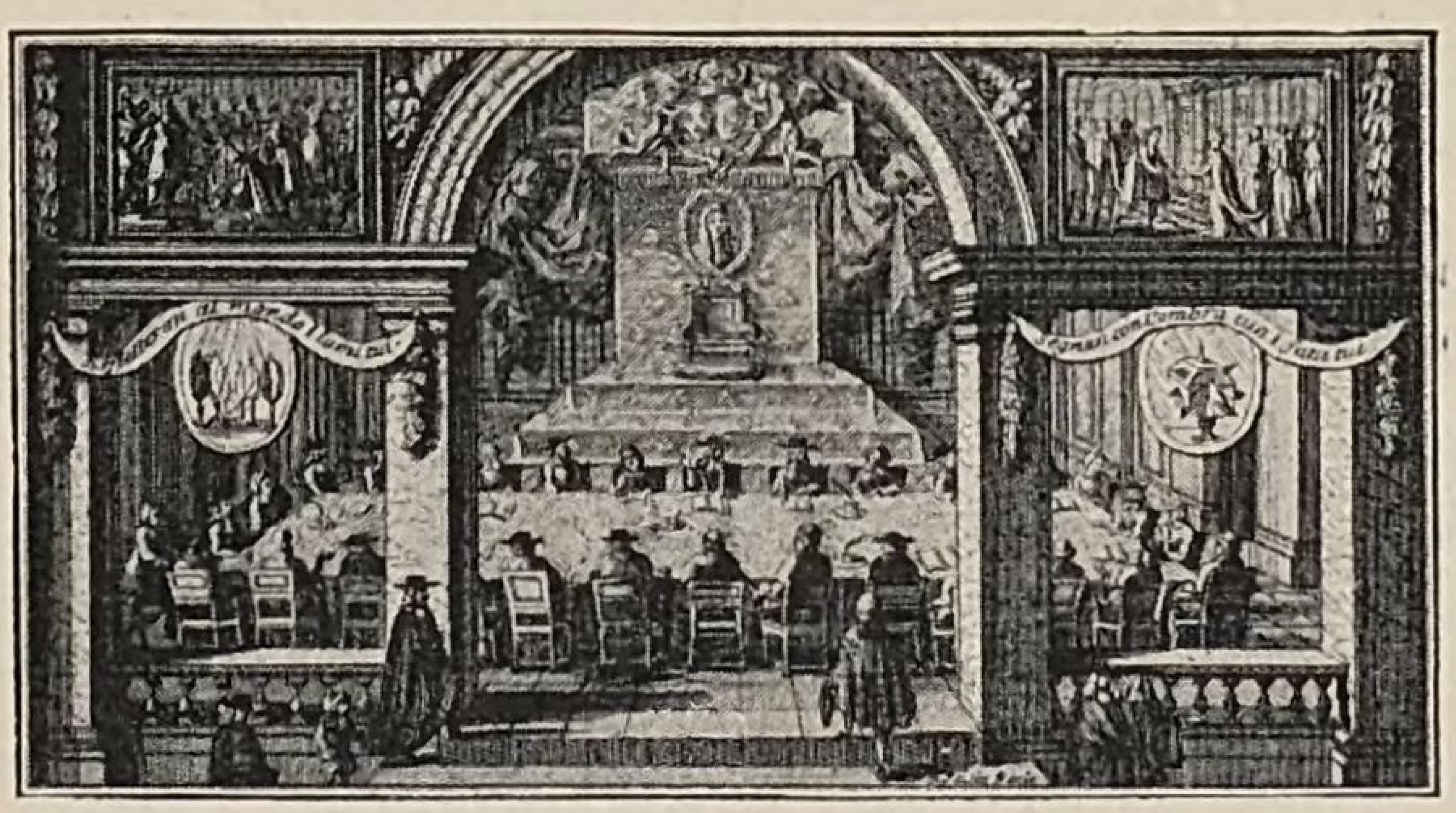
In Frankreich machte die Philosophie nicht dieselben Fortschritte wie in England und im Florentinischen; wenn auch die Akademie der Wissenschaften der geistigen Entwickelung Dienste leistete, so erhob sie doch Frankreich nicht über andere Nationen — es kamen alle grossen Entdeckungen von auswärts!

Nur in Bezug auf die Kunst der Rede, in Bezug auf Dichtkunst, auf Litteratur überhaupt, wurden die Franzosen die Unterweiser Europas. In Italien war es ja vorbei mit dem guten Geschmack, Beredsamkeit gab es nirgends, die Religion wurde von der Kanzel herab wie die Rechtshändel im Gerichtssaal auf dieselbe abgeschmackte Weise vorgetragen. Die Kanzelredner citierten Virgil und Ovid, die Rechtsgelehrten den heiligen Augustin oder den heiligen Hieronymus. Noch hatte sich keiner gefunden, der genial genug gewesen wäre, der französischen Sprache Schwung, Wohlklang, Stilreinheit und Würde zu geben. Einige Verse Malesherbes' liessen allerdings schon erkennen, dass die Sprache der Entfaltung von Kraft und Erhabenheit wohl fähig wäre — allein das war alles.

Diejenigen, die ein vortreffliches Latein zu schreiben verstanden, wie der Präsident de Thou, wie der Kanzler de l'Hospital, fanden, sobald sie

ihre Muttersprache gebrauchen wollten, dass sich dieselbe in ihrem Munde sträubte und wehrte. Damals empfahlen sich französische Schriftsteller nur durch eine gewisse Natürlichkeit, die ja das einzige Verdienst eines Joinville, Amyot, Marot, Montaigne, Régnier und der „Satyre Ménippée“ darstellt. Diese Natürlichkeit hatte aber noch etwas regellos Derbes.

Der Bischof von Mâcon, Jean de Lingendes, heute ein vergessener Mann, weil er seine Werke nicht drucken liess, war der erste Redner, der Erhabenheit in seinen Stil legte. Obwohl noch vom Roste der Zeit bedeckt, wurden seine Predigten und Grabreden doch ein Vorbild für alle späteren Redner: es wurde ihm nachgeahmt, er wurde schliesslich übertroffen. Die Grabrede auf Karl Emanuel von Savoyen, der in seinem Lande „der Grosse“ geheissen hat, welche Lingendes 1630 hielt, ist schon voll schöner Stellen, und Fléchier entlehnte ihr lange nachher zu seiner berühmten Grabrede auf Turenne nicht nur die ganze Einleitung, sondern auch ganze Redeteile, wie einzelne Sätze.



Eine Sitzung der französischen Akademie im Louvre.

Um dieselbe Zeit fing Balzac an, der Prosa Wohlklang und Gehalt zu geben. Seine Briefe sind allerdings schwülstige Lobhudeleien, wenn er z. B. von dem Kardinal Retz (dem ersten) schreibt: „Sie haben das Scepter der Könige ergriffen und die Livree der Rosen erwählt“ oder von Rom an Bois Robert, indem er von wohlriechenden Wassern spricht: „Ich schwimme, mich in mein Zimmer flüchtend, in einem Meer von Wohlgerüchen“ — trotz dieser Mängel aber schmeichelte dies dem Ohr. Die Beredsamkeit hat eine solche Gewalt über die Menschen, dass Balzac zu seiner Zeit berühmt wurde: er hatte jenen kleinsten Bestandteil der so notwendigen Kunst entdeckt, der in der Auswahl harmonisch klingender Wendungen besteht.

Voiture gab einen ersten Begriff von einem leichten, anmutigen Briefstil, der allerdings insofern nicht der beste ist, als er nur aus Scherzen und Tändeleien besteht. Es existieren zwei Bände Briefe von ihm, deren keiner lehrreich ist, deren keiner die Sitten der Zeit, den Charakter der Menschen ersehen lässt, sie stellen eigentlich mehr einen Missbrauch als eine richtige Verwendung des Geistes dar.

Die Sprache begann jetzt mehr und mehr rein zu werden und eine bestimmte Gestaltung anzunehmen: dies aber war der französischen Akademie, vor allem Vaugelas, zu verdanken. Seine Übersetzung des Quintus Curcius,




Autotypie und Druck von Rud. Loës in Leipzig. Verlag und Eigenthum von Schmidt & Günther in Leipzig.

welche 1646 erschien, ist das erste gute, in reinem Stil geschriebene Buch, es finden sich wenig Ausdrücke und Wendungen darin, die ungeschickt wären.

Olivier Patru, der Advokat, trat bald nach ihm auf; auch er trug viel zur Reinigung und festen Gestaltung der Sprache bei; er ist zwar als Advokat nicht berühmt, allein man verdankt ihm Klarheit, Logik, Solidität und Geschmack in der Rede, Vorzüge, die bisher in den Gerichtssälen unbekannt waren.

Eins der Werke, die am meisten dazu beitrugen, den Geschmack zu bilden und Verständnis für das Richtige wachzurufen, war die kleine Sammlung betitelt „Maximes“, welche der Herzog Franz von Larochefoucauld herausgab. Obgleich sich in dem Buche vielleicht nur eine einzige Wahrheit findet, nämlich die, dass die Eigenliebe die einzige Triebfeder von allem ist, so bietet dieser eine Gedanke sich von so vielen Gesichtspunkten aus, dass er immer interessant ist. Es handelt sich hier weniger um ein Buch als um eine Auswahl von Materialien zur Ausschmückung eines Buches. Die „Maximes“ wurden sehr gern gelesen. Sie gewöhnten daran, nachzudenken und zugleich an eine lebendige, knappe und feine Weise, die Gedanken wiederzugeben. Das war ein Verdienst, wie es sich vor dem Verfasser niemand bisher in Europa erworben hatte!



Conrart, Gründer der französischen Akademie.
(Porträt von Lefebvre, gestochen von Cossin.)

Das erste wirklich geniale Werk in Prosa aber war die Sammlung „lettres provinciales“ (Briefe eines Provinzlers); sie erschien im Jahre 1656. Es ist kein einziges Wort darin, das im Verlauf von hundert Jahren einer Veränderung ausgesetzt gewesen wäre, wie sie so oft die lebenden Sprachen umgestalten. Der Zeitpunkt der normalen Gestaltung unserer Sprache fällt mit dem Erscheinen dieses Buches zusammen. Der Bischof von Lycon, Sohn des berühmten Bussy, hat mir mitgeteilt, Bossuet habe ihm, als er ihn gefragt, welches Werk er am liebsten verfasst haben würde, wenn er nicht seine eigenen geschrieben hätte, geantwortet: „Die Briefe eines Provinzlers.“ Nachdem die Jesuiten abgeschafft und die Themata ihrer Zänkereien der Verachtung verfallen sind, haben diese Briefe freilich viel von ihrer Würze verloren.

Der gute Geschmack, der sich von der ersten bis zur letzten Seite in diesem Buche zeigt, der Schwung und präcise Ausdruck besserten freilich

zunächst nichts an der faden, weitschweifigen, fehlerhaften und zusammenhanglosen Schreibart, die seit lange unter Schrifstellern, Predigern und Advokaten üblich war.

Einer der ersten, der auf der Kanzel die Beredsamkeit der gesunden Vernunft entfaltete, war der Pater Bourdaloue (1668). Er war ein neues Licht! Es hat nach ihm Kanzelredner gegeben, die wie der Bischof von Clermont, der Peter Massillon anmutiger redeten und feinere, ergreifendere Sittenschilderungen brachten — aber Bourdaloue ist doch über ihnen nicht vergessen worden. Bourdaloue wollte mit einem eher kraftvollen, als wohlgefälligen Stil, durch schmucklosen Ausdruck lieber überzeugen als rühren, er dachte nie daran, Gefallen zu finden.

RONDEAV

AVX RR. PP. IESVITES,

Sur leur Morale accommodante.

Retirez-vous, pechez, l'addreſſe ſans ſeconde
De la trouppe fameuſe en Eſcobars feconde
Nous laiſſe vos douceurs ſans leur mortel venin:
On les gouſte ſans crime; & ce nouueau chemin
Meine ſans peine au ciel dans vne paix profonde.

L'enfer y perd ſes droits; & ſi le diable en gronde,
On n'aura qu'à luy dire: Allez, eſprit immonde,
De par Bauny, Sanchez, Caſtro, Gans, Tambourin,
Retirez-vous.

Mais, ô Peres flatteurs, ſot qui ſur vous ſe fonde.
Car l'Auteur inconnu qui par Lettres vous fronde,
De voſtre Politique a découuert le fin,
Vos probabilitez ſont proches de leur fin,
On en eſt reuenu; cherchez vn Nouueau Monde,
Retirez-vous.

Ringelgedicht an die Jesuiten.

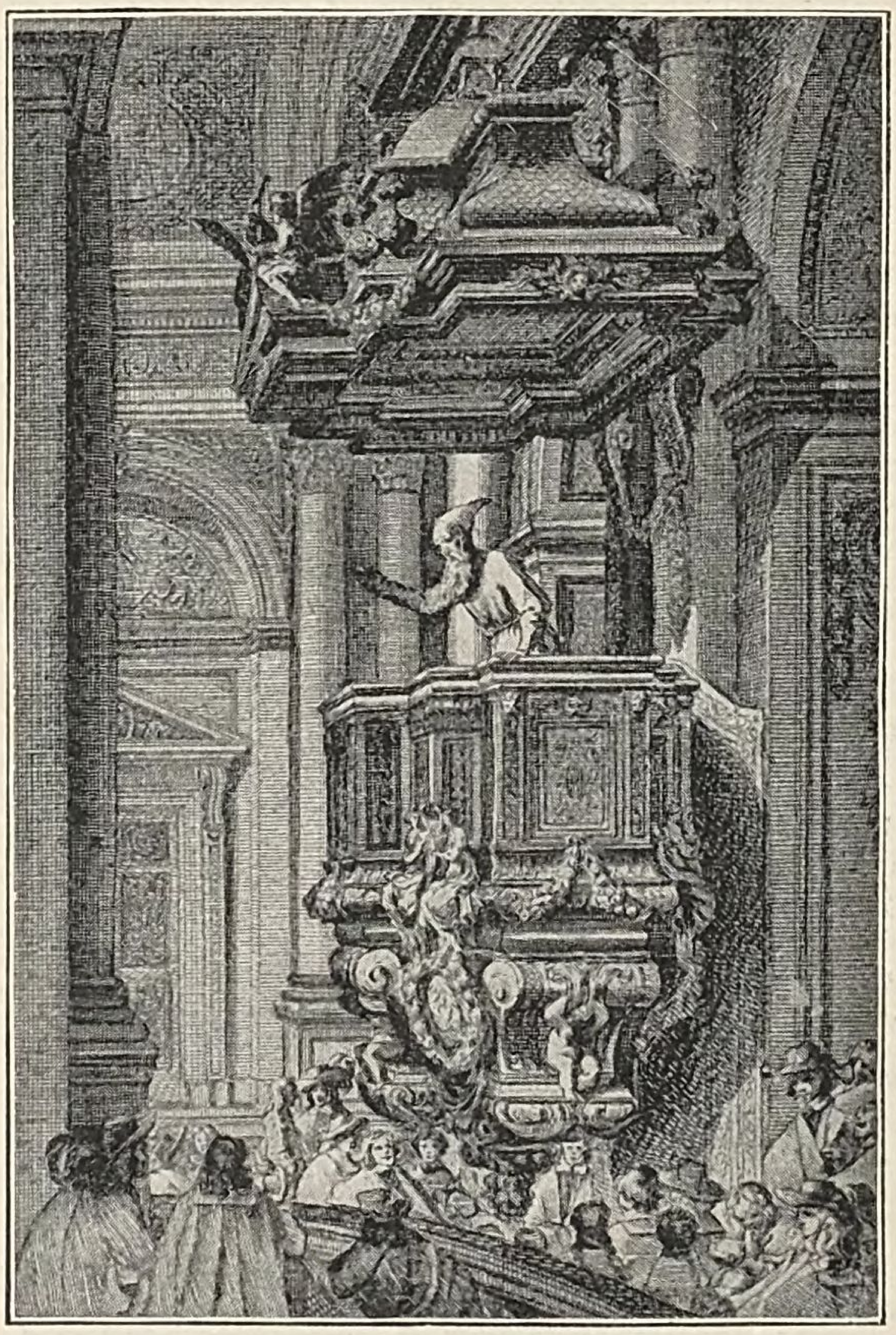
(Am Schluss einer Ankündigung betreffend die erste Ausgabe der „Provinzialen“. Köln 1657.)

Es wäre vielleicht gut gewesen, als man den schlechten Geschmack von der Kanzel verwies, auch den Gebrauch abzuschaffen, über einen bestimmten Bibeltext zu predigen. Stundenlang über einen Spruch von ein oder zwei Zeilen zu reden, sich abzumühen, eine ganze Rede demselben anzupassen, das ist eine der Würde des Amtes und Besserem feindliche Spielerei. Der Text wird dabei zu einer Devise, einer Art Rätsel, welches der Prediger erläutert und löst. Griechen und Römern war dieser Gebrauch fremd, er begann erst mit dem Verfall der Wissenschaften, aber die Zeit hatte ihn geheiligt.

Die bestehende Norm, alles in zwei oder drei Teile zu teilen, also auch die Moral, die doch gar keine Teilung zulässt, oder die Kontroverse, die doch — in unzählige Teile zu zerlegen wäre, ist eine sehr schwerfällige, ist ein Unding; sie bestand zu der Zeit, als Bourdaloue auftrat, und er fügte sich ihr.

Schon vor ihm war Bossuet, welcher später Bischof von Meaux wurde, aufgetreten. Es war ein sehr bedeutender Mann! Er hatte sich in seinen Jünglingsjahren verbunden, Mlle Desvieux zum Altar zu führen; diese junge Dame war von seltener Begabung. Des jungen Bossuet Anlagen für theologische Studien und für jene Beredsamkeit, die ihn später kennzeichnete, zeigten sich damals schon so deutlich, dass Verwandte und Freunde in ihn

drangen, sich ganz der Kirche zu weihen. Fräulein Desvieux selbst, die den Ruhm, den ihr Geliebter zu erwerben befähigt schien, dem Glücke vorzog, an seiner Seite durchs Leben zu gehen, drängte ihn dazu. Er hatte bereits 1662, also noch in sehr jugendlichem Alter, vor dem König und der Königin-Mutter gepredigt — Bourdaloue war damals noch ganz unbekannt. Seine von edlen und schlichten Gebärden begleiteten Predigten, die ersten in diesem Stil, die man bei Hofe vernahm, waren von so grossem Erfolge, dass der König an den Intendanten von Soissons, den Vater des jungen Kanzelredners, schreiben liess, um ihn wegen eines solchen Sohnes zu beglückwünschen.

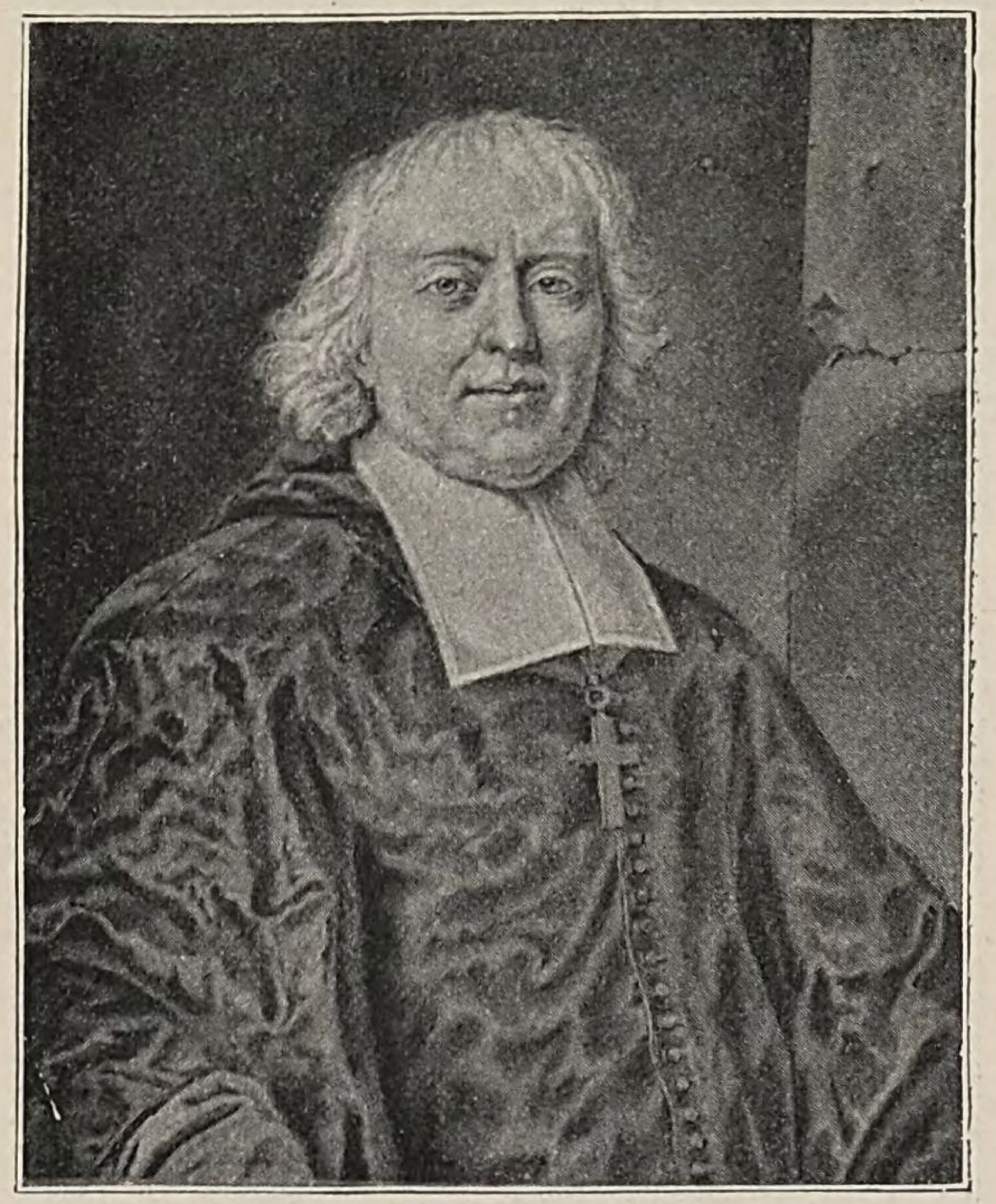


Eine Kapuzinerpredigt im siebzehnten Jahrhundert.
(Nach einem Stich von Lepautre.)

Als später Bourdaloue auftrat, erblasste allerdings der Ruhm Bossuet's, der erste Kanzelredner zu sein. Er hatte sich auch bereits den Grabreden zugewendet, einem Zweige der Redekunst, der Phantasie und Pathos erfordert, ein wenig zur Poesie sich neigt, der man ja immer einiges entlehnen muss, wenn man Erhabenes im Auge hat. Seine Grabrede auf die Königin-Mutter, gehalten im Jahre 1667, trug ihm das Bistum Condon ein. Aber er hatte in derselben noch nicht die Höhe erreicht; er liess sie ebensowenig drucken wie seine Predigten. Die Leichenrede aber, welche er 1669 auf die Königin von England, Wittwe Karl I, hielt, erschien als ein fast vollkommenes Meisterwerk. Diese Art von Beredsamkeit pflegt durch das Unglück des Toten, um welchen es sich handelt, zu gewinnen: es ist beinah wie in der Tragödie, in der die Widerwärtigkeiten, die dem Helden zustossen, gerade das sind, was am meisten interessiert. Die Grabrede auf Madame, die ja in der Blüthe ihrer Jahre von der Hand des Todes berührt wurde und in seinen Armen ihren letzten Seufzer ausgestossen hat, war von dem allergrössten, einem noch nicht dagewesenen Erfolge. Die Hofgesellschaft zerfloss in Thränen. Nach den Worten: „O! du unheilvolle, du ent-

setzliche Nacht, in welche plötzlich wie ein Donnerschlag die Nachricht fiel: Madame liegt im Sterben — Madame ist tot“, war er genötigt, inne zu halten: laut schluchzten seine Zuhörer und seine eigene Stimme war unterbrochen durch Seufzer und Thränen.

Die Franzosen waren die einzigen, die sich in diesem Genre der Redekunst hervorthaten. Bossuet kam später noch auf eine andere, neue Art, die ihm viel Beifall eintrug: es war die Verwendung der schönen Redeform auf die Geschichte, die doch diese Kunst auszuschliessen scheint. Bossuets „Abhandlungen über die Weltgeschichte“ hatte weder ein Vorbild, noch hat sie Nachahmer gefunden. Wenn das System, durch welches er die Zeitrechnung der Hebräer mit der der anderen Völker zu verschmelzen sucht, auch viele Gegner in der Gelehrtenwelt fand, so hat doch sein Stil nur Bewunderer gefunden. Man war erstaunt über den erhabenen Schwung, mit dem er die Sitten, die Regierungen, das Wachstum und den Untergang der grossen Reiche zu schildern verstand, und über die wenigen charakteristischen und von energischer Wahrheit geführten Striche, mit denen er die Völker darstellt und über sie urteilt.

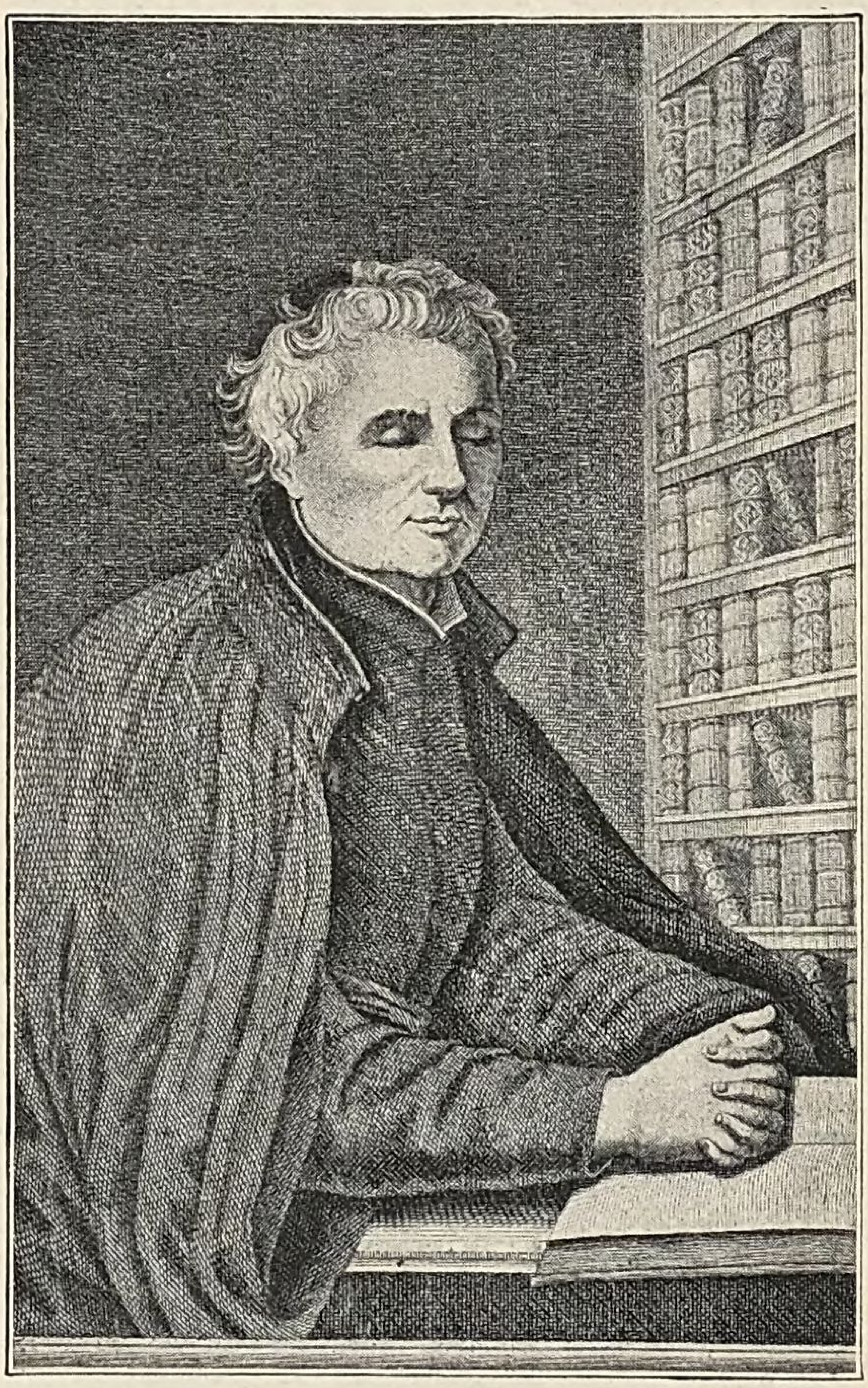


J. B. Bossuet im Alter von 72 Jahren.
(Nach dem Porträt Rigaud's, gestochen von Sarrabat.)

Beinahe alle Werke, welche diesem Zeitalter Ehre eintrugen, sind in ihrer Art im Altertum nicht anzutreffen. Auch „Telemach“ gehört hierher: Fénelon, Freund und Schüler Bossuet's und später wider Willen sein Gegner und Rival, verfasste dieses eigenartige Werk, das Roman und Gedicht zu gleicher Zeit ist und in welchem das Versmass durch den rhythmischen Wohlklang der Prosa ersetzt ist. Es scheint, als habe er den Roman in derselben Weise behandeln wollen, in welcher Bossuet die Geschichte behandelte, er gab ihm etwas Würdevolles und einen ihm bis dahin nicht eigenen Reiz, besonders auch dadurch, dass er den Erdichtungen eine edle, der Menschheit würdige Moral unterschob — die Moral aber war bisher in allen Erzeugnissen der Phantasie arg vernachlässigt worden.

Man ist der Meinung gewesen, Fénelon habe sein Buch geschrieben,

um dem Herzog von Burgund und den Prinzen, den sogenannten „Kindern Frankreichs“, deren Erzieher er war, zur sprachlichen Übung und zur Belehrung zu dienen, gerade wie Bossuet's Weltsgeschichte zur Belehrung von Monseigneur geschrieben war, allein sein Neffe, der Marquis Fénelon, der die Tugenden seines Oheims geerbt hatte und in der Schlacht bei Rocoux gefallen ist, hat mir versichert, es wäre nicht an dem. Es wäre ja auch unpassend gewesen, zum Gegenstande des ersten Unterrichtes, den ein Priester Kindern des königlichen Hauses zu erteilen hat, Liebeständeleien, wie die der Kalypso und Eucharis zu wählen.



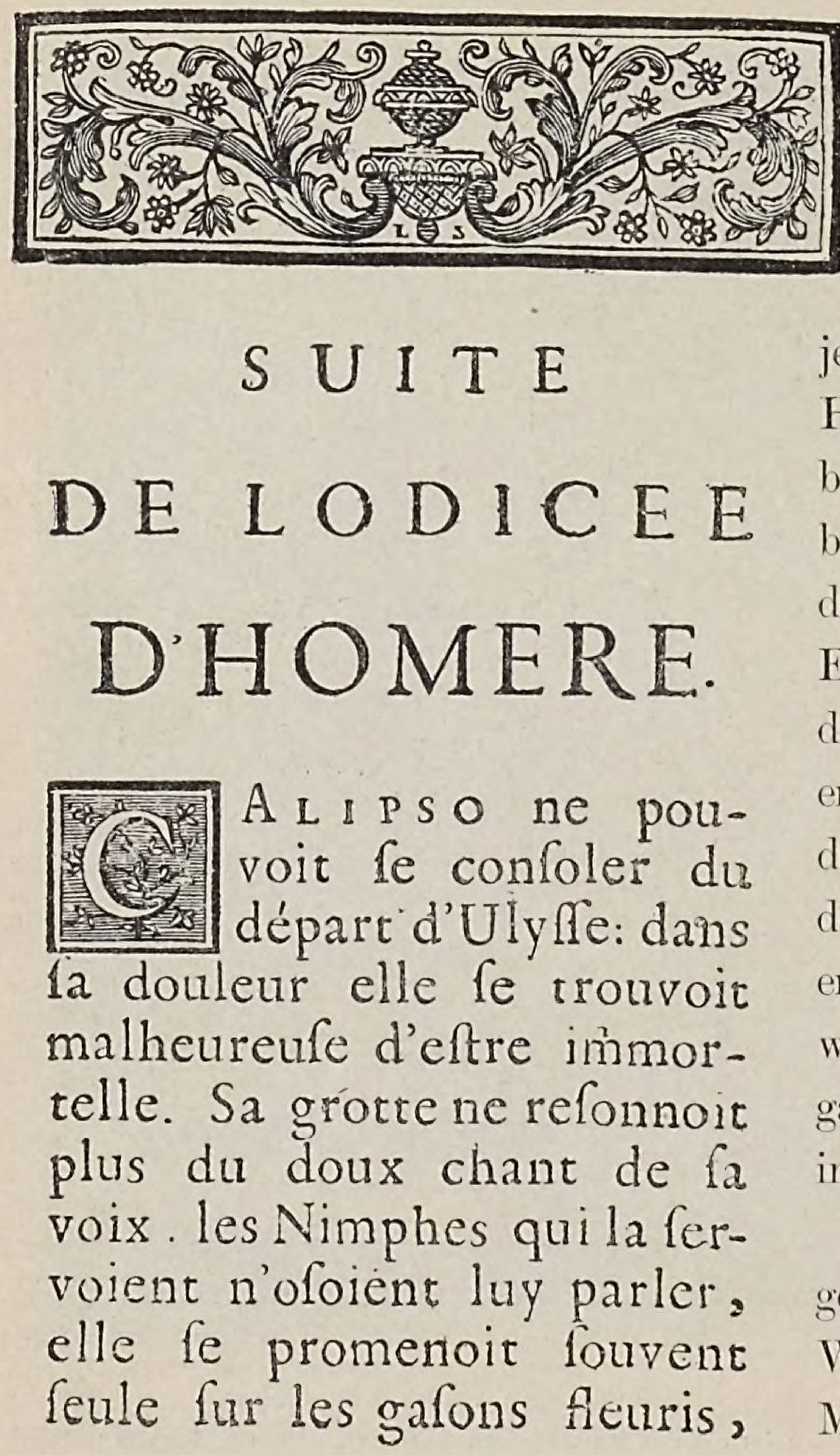
Bourdaloue vertieft im Gebet.
(Nach einem Gemälde von Jouvenet, gest. von Rössler.)

Fénelon schrieb sein Buch erst, als man ihn in das Erzbistum Cambrai verwiesen hatte. Ganz voll von der Lektüre der klassischen Schriftsteller und mit lebhafter und schöner Phantasie ausgestattet, hat er sich einen Stil angeeignet, den man bei ihm allein findet. Ich habe das Manuskript zum „Telemach“ gesehen, es ist kaum an zehn Stellen etwas durchgestrichen. Er schrieb das Buch im Laufe von drei Monaten — es war gerade während des beklagenswerten Gezänkes über den Quietismus — er fühlte wohl kaum, wie hoch diese litterarische Diversion über seinen Geschäften stand. Es wird erzählt, ein Diener habe ihm eine Abschrift entwendet und sie drucken lassen. Ist dies wirklich so, so würde der Herr Erzbischof von Cambrai den Ruhm, welchen er in Europa erwarb, dieser Unredlichkeit verdanken — damit zugleich allerdings auch die Ungnade, in welche er bei Hofe für Lebenszeit verfiel.

Man glaubte nämlich, im „Telemach“ eine verschleierte Kritik der Regierung Ludwig XIV erblicken zu sollen. Sesostris, der mit übertriebenem Pomp seine Triumphe feiert, Idomeneus, der in Salent Üppigkeit und Luxus einführte, dabei doch das Notwendige vernachlässigt, wurden als Porträts

Ludwig's aufgefasst, — dabei erscheint es doch unmöglich, Überflüssiges auf andere Art zu gewinnen, als dadurch, dass sich im eigenen Lande eine Überfülle der für Notwendiges erforderlichen Fertigkeiten vorfindet: den Minister Louvois wollten Argwöhnische in der Figur des Protesilaus, eines eitlen, harten, hochmütigen Mannes, eines Gegners der grossen Feldherren, die dem Staate mehr als dem Minister dienten, gezeichnet finden.

Die Verbündeten in den Kriegen von 1685 und 1701 machten sich ein förmliches Vergnügen daraus, den König in jenem Idomeneus zu erkennen, dessen Hochmut seine Nachbarn in Harnisch brachte. Die Anspielungen in Verbindung mit dem wohllautenden Stil, der in zarter Form Mässigung und Eintracht predigt, machten tiefen Eindruch, denn die Franzosen hatten die endlosen Kriege satt und sahen mit derselben boshaften Genugthuung wie das Ausland in einem Tugendlehren erteilenden Buch eine Satire. Es wurden vom „Telemach" zahllose Ausgaben veranstaltet, ich sah deren — in englischer Sprache allein — vierzehn.


SUITE

DE LODICEE

D'HOMERE.

CALIPSO ne pouvoit ſe conſoler du départ d'Ulyſſe: dans ſa douleur elle ſe trouvoit malheureuſe d'eſtre im̄ortelle. Sa grotte ne reſonnoit plus du doux chant de ſa voix. les Nimphes qui la ſervoient n'oſoient luy parler, elle ſe promenoit ſouvent ſeule ſur les gaſons fleuris,

Erste Seite von der 1. Ausgabe des „Télémaque", der unter dem Titel: „Fortsetzung der Odyssee Homer's" erschien.

Als nach dem Tode des viel gefürchteten, viel beneideten, von aller Welt geachteten, von einigen gehassten Monarchen die Bosheit aufhörte, sich an den vermeintlichen Anspielungen zu ergötzen, haben Richter von strengem Geschmack den „Telemach" mit einer gewissen Härte traktiert. Sie haben die Weitschweifigkeit, die Bedeutungslosigkeit, gewisse Details, haben unmotivierte Abenteuer, allzu häufig wiederkehrende, allzu gleichmässige Schilderungen des Landlebens getadelt. Trotzdem aber steht Fénelon's Werk als ein schönes Denkmal einer blütenreichen Zeit da.

Zu den in ihrer Art einzigen Schriften damaliger Zeit sind auch die „Charaktere" La Bruyère's zu zählen: die Alten hatten in ihrer Litteratur

kein derartiges Werk. Ein knapper, kraftvoller, dabei fliessender Stil, eine malerische Ausdrucksweise, eine ganz neue und doch durchaus nicht gegen bestehende Regeln verstossende Sprachweise, erregten allgemeine Aufmerksamkeit, und die zahlreichen Anspielungen, welche man auch hier entdecken wollte, sicherten dem Buch einen grossen Erfolg.

Als La Bruyère das Manuskript dem Herrn de Malésieux vorwies, sagte dieser: „Das Buch wird Ihnen viele Leser und viele Feinde eintragen.“ Es verlor erst an Wert und Interesse, als die angegriffene Generation abgetreten war vom Schauplatz der Erde. Da es aber Dinge giebt, die für eine Zeitepoche oder einen Ort eine charakteristische Eigentümlichkeit sind, so werden die „Charaktere“ La Bruyère's nicht in Vergessenheit geraten. Das Buch hat ebenso wie das Fénelon's, Nachahmer gefunden. Leichter aber ist es, kurzgefasste Schilderungen von Dingen zu geben, die für uns auffallend sind, als umfangreiche Werke der Phantasie zu schaffen, die belehren und gefallen sollen. —



Titelvignette der ersten vollständigen Ausgabe des „Télémaque“, veröffentlicht im Jahre 1717 durch den Marquis de Fénelon.
(Kupferstich von Bailleul und Duflos.)

An dem schwierigen Problem, die Philosophie in ein anmutiges Gewand zu kleiden, versuchte sich zuerst der Verfasser des Buches „die Welten“ — schwierig in der That! Denn der grösste Schmuck der Philosophie sind: Ordnung, Klarheit, Wahrheit. Was die Nachwelt abhalten könnte, das geistreiche Werk zu unseren klassischen Schriften zu zählen, wäre der Umstand, dass es sich zum Teil auf die Chimäre Descartes' von der Wirbelbewegung stützt.

Diesen Neuerungen im Gebiete der Litteratur muss auch diejenige zugezählt werden, die mit Bayle und der Herausgabe eines kritischen Wörter-

buches hervortrat: es war das erste Werk, aus welchem das Denken zu lernen wäre. Diejenigen Artikel, welche sich mit Nebensächlichem beschäftigen, sind allerdings eines Bayle ebenso unwürdig wie eines ernsten Lesers. Ich bemerke, dass, wenn ich Bayle, der nach Holland flüchtete, in die Zahl der Autoren einreihe, die das Zeitalter Ludwig XIV zierten, ich mich dem Urteil des Parlamentes von Toulouse anschliesse, das, indem es Bayle's Testament, der Härte der Gesetze zum Trotz, für in Frankreich zu Recht bestehend erklärte, dabei noch besonders betonte, „dass ein solcher Mann nicht als Ausländer gelten dürfe“.




Georg de Scudéry.
(Nach einem Kupferstich von Desrochers.)

Ich lege auf die Menge der guten Bücher, die dies Zeitalter hervorbrachte, keinerlei Gewicht: ich halte mich nur bei den eigenartigen oder neuen geistigen Produkten, die es von den übrigen Zeitaltern unterscheiden, auf. Die Beredsamkeit Bossuet's oder Bourdaloue's zum Beispiel konnte mit der eines Cicero nichts gemein haben. Wenn sich der Art und Weise des römischen Redners ein Autor nähert, so wäre es Pelisson, der Denkschriften zu Gunsten Fouché's verfasste. Diese sind einigen Reden Cicero's ziemlich ähnlich, es ist in ihnen eine Verschmelzung von Gerichts- und Staatsangelegenheiten zu einer gründlichen, in kunstloser, aber ergreifender Beredsamkeit vorgetragene Erörterung zu finden.

Wir haben Geschichtsschreiber, aber keinen Titus Livius. Der Stil der „Venetianischen Verschwörung“ ist dem des Sallust ähnlich. Man findet, dass der Abbé de Saint Réal den Römer zum Vorbilde genommen, ihn vielleicht auch übertroffen hat.

Alle übrigen Werke, von denen hier bisher die Rede war, sind von neuer Art, und dadurch besonders ist diese Zeitepoche ausgezeichnet. Was Gelehrte und Erklärer betrifft, so haben ja das sechzehnte und das sieb-

zehnte Jahrhundert deren eine grosse Zahl aufzuweisen, allein es war das wahre schaffende Genie noch nicht bei ihnen entwickelt. —

Diese hervorragenden Prosaschriften, von denen die Rede war, wären wohl nie verfasst worden, wenn ihnen nicht dichterische Werke vorangegangen wären. Verse und poetische Ergüsse waren bei allen Völkern die ersten Kinder des Genius und wurden die Unterweiser in der Kunst der Beredsamkeit.

Völker sind im ganzen ebenso wie das einzelne Individuum. Plato und Cicero fingen damit an, Verse zu schreiben. Man konnte in der französischen Litteratur noch keine einzige gute Stelle aus einem prosaischen Werke anführen, als das Publikum bereits einige schöne Stanzen Malherbes' auswendig wusste und es ist mehr als wahrscheinlich, dass ohne Peter Corneille das Genie der Prosaisten nicht zum Durchbruch gekommen wäre.



Peter Corneille.
(Nach dem Originalporträt von Lebrun.)

Corneille ist besonders zu bewundern, weil er nur von schlechten Vorbildern umringt war, als er seine Tragödien zu schaffen begann. Diese Schwierigkeiten für ihn waren um so grösser, als jene schlechten Vorbilder in hohem Ansehen standen und sie, was ihn vollends hätte entmutigen können, von Richelieu, einem Beschützer der Schriftsteller, aber nicht des guten Geschmacks, begünstigt wurden. Richelieu hatte die Gewohnheit, die ordinärsten Skribifaxe, die ja gewöhnlich recht kriechend aufzutreten verstehen, zu belohnen, und wollte dadurch mit einer Überhebung, die vielleicht an anderer Stelle angebrachter war, zugleich diejenigen demütigen und unterdrücken, an denen er nicht ohne Verdruss wahres Genie, das sich ja selten in abhängige Verhältnisse fügt, wahrnahm — es kommt wohl selten vor, dass ein einflussreicher Mann, der selbst Künstler ist, tüchtige Künstler protegiert!

Corneille hatte sein Jahrhundert, seine Nebenbuhler und den Kardinal Richelieu zu bekämpfen. Ich will hier nicht wiederholen, was über seinen „Cid“ geschrieben worden ist, und bemerke nur, dass die französische Akademie in ihren wohlerwogenen Entscheidungen zwischen Corneille und Scudéri zu viel Gefälligkeit dem Kardinal gegenüber an den Tag legte, indem sie die

Liebe Ximenen's verdammte. Den Mörder ihres Vaters lieben und dennoch ferner noch Rache für diesen Mord fordern, das war etwas Bewundernswürdiges. Ein Sieg über ihre Liebe wäre ein Schlag ins Gesicht der tragischen Künste gewesen, deren erstes Thema die Kämpfe des menschlichen Herzens sind — aber die wahre Kunst war der Welt unbekannt, nur dem Dichter nicht.

„Der Cid" war ja nicht das einzige Werk Corneille's, das der Kardinal Richelieu herabsetzen wollte; wir hören vom Abbé d'Aubignac, dass er auch „Polyeuct" verwarf.



Molière.

(Nach dem Originalporträt von Mignard, welches dem Herzog von Aumale gehört und sich im Schloss zu Chantilly befindet.)

„Der Cid" war übrigens nur eine verschönerte Nachbildung, auch stellenweise eine Übersetzung nach Guilhem de Castro. „Cinna" das Stück, welches dem „Cid" folgte, war einzig in seiner Art. Ich kannte einen alten, früher im Hause Condé's bediensteten Mann, derselbe erzählte mir einmal, der grosse Condé habe als Zwanzigjähriger der ersten Aufführung von „Cinna" beigewohnt und bei den hierfolgenden Worten des Augustus die Thränen nicht zurückhalten können:

„So bin ich denn mein eigner Herr — des Weltalls Herr!
Ich bin's. Ich will es sein. Bewahr' für alle Zeiten
Bewahre, o Erinnrung, meinen letzten Sieg:
Ich triumphiere heut, Besieger meines Zornes,
Der wohlberechtigt auch der Nachwelt gelten wird —
Ich lade dich zu mir, o Cinna — sein wir Freunde!" —

Die Thränen eines Helden! Der grosse Corneille, der den grossen Condé zu Thränen der Begeisterung rührte — das ist ein Ereignis — einzig in der Geschichte des menschlichen Geistes.

Die grosse Zahl wertloser und seiner nicht würdiger Stücke, welche Corneille später schrieb, hinderte die Franzosen nicht, ihn für einen grossen Mann zu halten, so wenig wie die grossen Fehler, welche sich bei Homer finden, verhinderten, jenen alten Dichter erhaben zu finden. Es ist ein Vorrecht des Genies, namentlich des bahnbrechenden Genies, dass es ungestraft selbst grosse Fehler begehen darf.

Corneille hatte sich aus sich selbst gebildet — Racine zu bilden trugen Ludwig XIV, Colbert, Sophokles und Euripides bei. Eine Ode, welche Racine — er war damals achtzehn Jahre alt — zur Hochzeitsfeier des Königs dichtete, trug ihm ein Geschenk ein, das er nicht erwartet hatte und das ihn

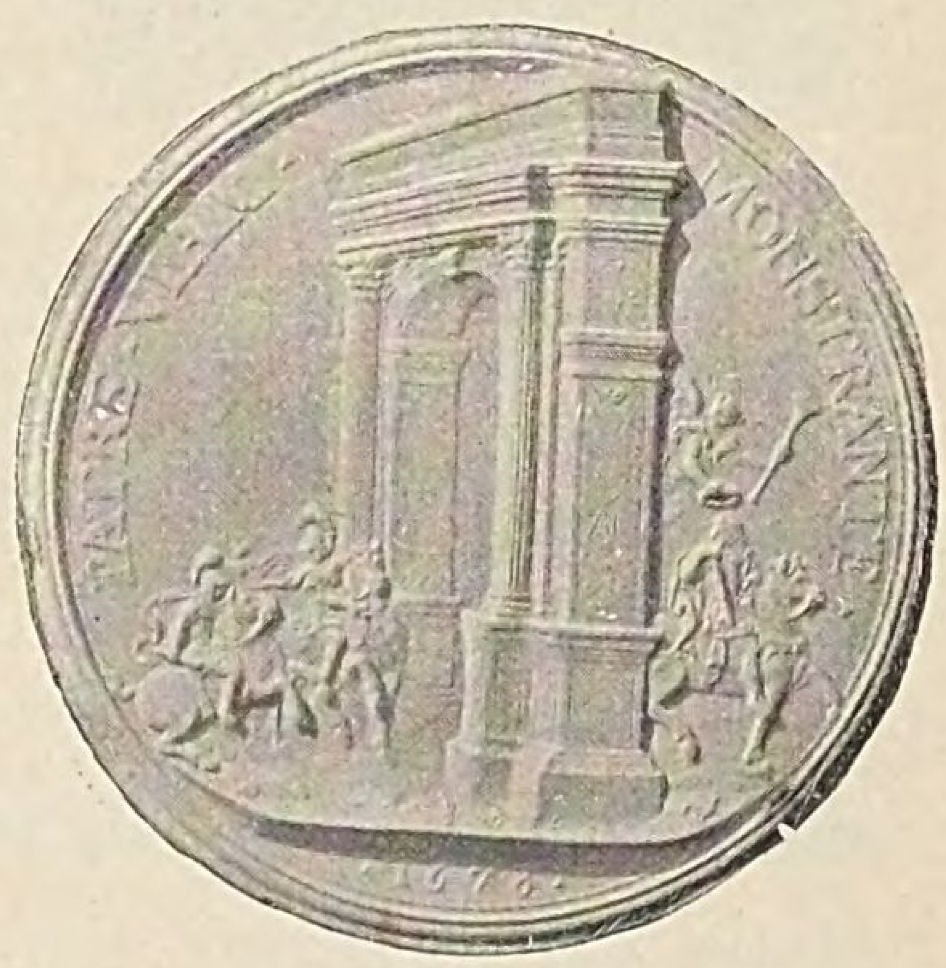
bestimmte, sich ganz der Dichtkunst zu widmen. Sein Ruhm hat seitdem zugenommen von Tag zu Tag, während der Corneille's ein wenig erblasste. Der Grund ist darin zu suchen, dass Racine in all seinen Werken, mit seinem „Alexander" anzufangen, immer nur elegant, tadellos korrekt und wahr ist, dass er zum Herzen spricht, während Corneille nur zu oft in der angegebenen Richtung sündigt. Racine übertraf bei weitem die griechischen Dichter und Corneille in Bezug auf Verständnis für die menschlichen Leidenschaften, er bot dabei aller poetischen Harmonie Spielraum und brachte die Anmut der Sprache zur höchsten Entwickelung.



Der grosse Condé.
(Nach einer Medaille von Chéron; Vorderseite.)

Diese Männer lehrten die Nation denken, lehrten sie empfinden und reden. Ihre Zuhörer, die sie unterrichtet hatten, die ihnen ihre Einsicht verdankten, gingen später allzustreng zu Gericht mit ihnen.

Zur Zeit Richelieu's gab es nur wenige Leute in Frankreich, welche die Fehler des „Cid" hätten herausfinden können, als aber 1702 die „Athalie", ein scenisches Meisterstück, bei der Herzogin von Burgund aufgeführt wurde, hielten sich die Hofleute schon für unterrichtet genug, ihn zu verwerfen. Die Zeit aber hat den Dichter gerächt, er selbst war bereits tot, ohne sich am Erfolge seines herrlichsten Werkes erfreuen zu können. Es gab eine ziemlich zahlreiche Partei, welche es hartnäckig ablehnte, dem Dichter Gerechtigkeit widerfahren zu lassen. Frau von Sévigné, zu ihrer Zeit so hervorragend im Briefstil und in der anmutigen Mitteilung kleiner Begebenheiten, war stets der Meinung: Racine werde nicht viel erreichen. Sie urteilt über ihn gerade so wie über ihren Kafe, von welchem sie sagt, man werde sich bald eines Besseren besinnen — es bedarf der Zeit, ehe der Ruhm zur Reife gelangt!



Der Triumph des grossen Condé.
(Dieselbe Medaille; Rückseite.)

Durch eine eigentümliche Schicksalsfügung wurde in diesem Zeitalter Molière zu Racine und Corneille gesellt. Es ist nicht richtig, was behauptet wird, dass Molière bei seinem Auftreten das Theater ohne jegliche gute Komödie vorgefunden habe. Corneille hatte bereits seinen „Lügner" geschrieben, ein Charakter- und Intriguenstück, das wie der „Cid" dem spanischen Theater

entlehnt war, und Molière selbst hatte erst zwei seiner Meisterwerke erscheinen lassen, als Quinault mit seiner „koketten Mutter“ hervortrat, einem Charakter- und Intriguenstück, in welchem die Intrigue mustergültig ist. Es stammt aus dem Jahre 1664 und ist die erste Komödie, in welcher diejenigen geschildert sind, welche man später Marquis nannte. Die meisten Grands Seigneurs vom Hofe Ludwig XIV suchten ja die erhabene Miene, den Prunk und die Würde ihres Gebieters nachzuahmen. Die unter ihnen Stehenden ahmten ihnen wiederum nach, so dass es schliesslich eine grosse Schar von Nachahmern gab, die es bis zur Lächerlichkeit trieben und Molière dazu reizten, sie zur Zielscheibe manchen Scherzes und mancher beissenden Bemerkung zu machen. Molière trug viel dazu bei, diese Wichtigthuerei und Ziererei zu beseitigen; er nahm auch den Pedantismus der gelehrten Frauen, die Robe und das Latein der Ärzte aufs Korn.

Molière wurde gewissermassen zum Gesetzgeber in Bezug auf die Schicklichkeit, ich will hier nur von diesem seiner Zeit erwiesenen Dienst reden — seine anderweitigen Verdienste darf ich als bekannt voraussetzen.

Es war eine Zeit, die sich der Beachtung der kommenden Geschlechter mit Gewalt aufdrängt, in der die Helden Corneille's und Racine's, die Gestalten Molière's, die Symphonien Lulli's, in der die Bossuets und Bourdaloues sich vor Ludwig XIV, vor Madame, die so berühmt wegen ihres Geschmackes war, vor einem Condé, Turenne, Colbert und jener grossen Zahl hervorragender Menschen, die damals auftraten, sehen und vernehmen liessen — solche Zeiten werden nicht mehr wiederkehren, auch kein Herzog von La Rochefoucauld, der Verfasser der „Maximen“, der, nachdem er sich mit einem Pascal, einem Arnauld unterhalten hatte, ins Theater eilte, um ein Stück Corneille's zu sehen.

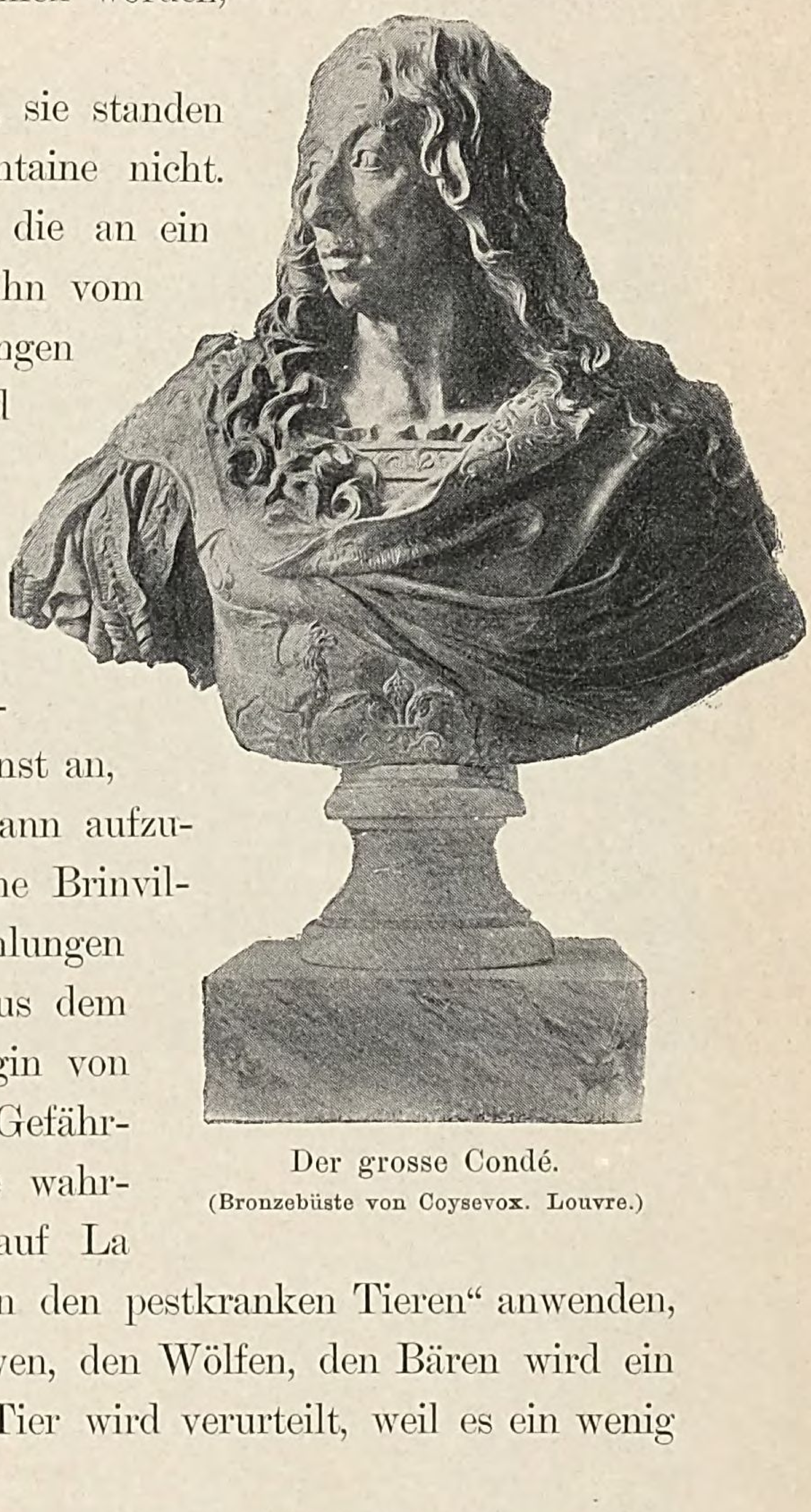
Despréaux schwang sich zur Höhe der grossen Männer seiner Zeit empor, nicht durch seine zunächst veröffentlichten „Satiren“, denn die Nachwelt hat nichts mit den „Pariser Verlegenheiten“ zu thun und wird sich bei den Namen Cottin oder Cassaigne nicht aufhalten, aber durch seine schönen Episteln, mit denen er belehrend wirkte, auch durch seine „Dichtkunst“, aus der Corneille vieles hätte lernen können.

Auch La Fontaine, obwohl weit weniger korrekt in seiner Sprache, in einem weit weniger gefeilten Stil schreibend, aber einzig in seiner Naivetät und seiner graziösen Natürlichkeit tritt diesen grossen Männern beinah ebenbürtig zur Seite.

Quinault, der sich in einem ganz neuen litterarischen Genre zeigte, verdient es ebenfalls mit seinen grossen Zeitgenossen aneinander gestellt zu werden. Man weiss, wie ungerecht Boileau gegen ihn war und ihn um all seinen Ruhm zu bringen suchte. Boileau, der nie den Grazien opferte, aber

hat sich vergeblich abgemüht, einen Mann, der nur durch diese Gottheiten bekannt wurde, zu demütigen. Das beste Lob eines Dichters ist das, dass seine Verse im Gedächtnis haften: man weiss ganze Scenen aus Quinault's Stücken auswendig! Die einfachschöne Natur, die uns aus seinen Werken so zaubervoll entgegentritt, gefällt noch immer, auch im Auslande bei allen, die unsere Sprache kennen und einen geläuterten Geschmak haben. Hätte es im Altertum ein Gedicht wie „Armida" oder wie „Atys" gegeben, mit welcher Begeisterung wäre es aufgenommen worden, Quinault aber — war ein Neuerer.

Ludwig kannte alle diese Grössen, sie standen unter seinem Schutz — nur La Fontaine nicht. Die grosse Einfachheit dieses Mannes, die an ein Vergessen seiner selbst grenzte, hielt ihn vom Hofe, nach dem er auch kein Verlangen spürte, fern. Der Herzog von Burgund aber zeichnete ihn durch Freundlichkeit aus, und in alten Tagen wurden ihm einige Wohlthaten dieses Prinzen zu teil. Er war beinah ebenso wie die Helden seiner Fabeln. Ein Priester Namens Pouget rechnete es sich zum Verdienst an, gegen den unschuldigen, sittenreinen Mann aufzutreten: gerade als handle es sich um eine Brinvilliers oder eine Voisin. La Fontaine's Erzählungen sind übrigens dieselben, wie wir sie aus dem Munde Poggio's, Ariost's und der Königin von Navarra kennen. Ist die Wollust etwas Gefährliches: durch solche Scherze wird sie wahrlich nicht wachgerufen. Man könnte auf La Fontaine seine wunderhübsche „Fabel von den pestkranken Tieren" anwenden, die sich ihre Fehler vorwerfen: den Löwen, den Wölfen, den Bären wird ein Generalpardon zu teil, ein unschuldiges Tier wird verurteilt, weil es ein wenig Gras gefressen hat.



Der grosse Condé.
(Bronzebüste von Coysevox. Louvre.)

In der Schule dieser grossen Geister, die das Entzücken kommender Jahrhunderte sein werden, bildete sich eine ganze Menge liebenswürdiger Autoren aus, von denen hübsche, kleine Werke vorhanden sind, an denen viele ihre Freude haben, gerade wie wir treffliche Maler gehabt haben, welche darum doch keine Poussins, Lesueurs, Lebruns, Lemoines oder Vanloos waren.

Gegen Ende der Regierung Ludwig XIV traten aus den Reihen der Mittelmässigen zwei Männer hervor, welche sich einen gewissen Ruf erwarben. Der eine war La Motte-Houdart, ein Mann von mehr umfassendem, erwägendem als von erhabenem Geist, ein feiner gewandter Prosaist, als Dichter jedoch oft ohne Schwung und Grazie, bisweilen sogar ohne jene Klarheit und Präcision, die, wenn sie vernachlässigt werden, nur um der Erhabenheit willen vernachlässigt werden können. Er bot zunächst Dichtungen, die man eher schöne Stanzen als schöne Oden nennen kann; sein Talent verlor sich bald wieder, eine grosse Anzahl hübscher Stellen aber in seinen Werken wird verhindern, dass wir ihn zu den schlechten Autoren zählen. Er zeigt, dass man auch im zweiten Gliede der Schriftstellerphalanx von Bedeutung sein kann.



Platte von Pariser Fayence mit der Darstellung einer Scene aus dem Pariser Leben, Maubertplatz.
(Nach dem Roman von Francion, Sammlung von Herrn Carl Rossigneux.)

Der andere war Rousseau. Er hatte bei weniger Witz, Feinheit und Form als La Motte ein grösseres poetisches Talent, seine Oden waren schöner, vielseitiger, bilderreicher. In seinen Psalmen erreichte er den salbungsvollen Ton und die Harmonie der Gesänge Racine's. Seine Epigramme sind besser pointiert als die Clément Marot's. Weniger gelungen sind seine Opern, die Empfindsamkeit fehlt, seinen Lustspielen der heitere Witz, seinen moralischen Episteln die Wahrheit, die doch ein Erfordernis ist.

Er würde die französische Sprache verunstaltet haben, wenn sein in der Manier Marot's gehaltener Stil, der namentlich in seinen ersten Schriften sich unangenehm bemerkbar macht, nachgeahmt worden wäre. Zum Glück ist diese Vermischung von Stilreinheit und Missform, wie sie vor zweihundert Jahren Mode war, nur eine vorübergehende Erscheinung in unserer Litteratur. Einige von Rousseau's Episteln sind gezwungene Nachahmungen Despréaux', jedoch fehlt ihnen der klare Gedanke, und wie gesagt, die lautere Wahrheit und: „Das Wahre allein ist angenehm."

Rousseau verlor sehr durch seinen Aufenthalt im Auslande, sei es dass Alter und Unglück seinen Genius geschwächt, sei es dass sein hauptsächlichstes Verdienst, das in der Wahl von Worten und glücklichen Wendungen lag, ein Verdienst, das weit seltener ist, als man vielleicht meint, nicht mehr die geeigneten Hilfsmittel zur Hand hatte. Fern von seinem Vaterland war

auch wohl der Umstand nachteilig für ihn, dass er keinen strengen Kritiker mehr hatte.

Sein langjähriges Unglück aber hatte seinen Grund in seiner unbezähmbaren Eigenliebe, zu der sich Eifersucht und Gehässigkeit gesellten. Er sollte ein warnendes Beispiel sein für jeden, der Talent hat. Ich betrachte ihn hier jedoch lediglich in seiner Eigenschaft als Schriftsteller, in der er der Litteratur Ehre gemacht hat.

Nach den schönen Tagen dieser Berühmtheiten trat fast kein grosses Genie mehr auf — es war, als ruhe sich um die Todeszeit Ludwig XIV die Nation aus.



Die Muse der Geschichte den Lebenslauf Ludwig XIV buchend.
(Marmorbasrelief von Rousselet. Louvre.)

Zu Anfang des Zeitalters war der Weg ein beschwerlicher, weil ihn noch niemand gegangen war: heute aber ist er es, weil er ausgetreten ist.

Die grossen Männer des vorigen Jahrhunderts haben uns zu denken und zu reden gelehrt, sie haben gesagt, was noch niemand wusste, ihre Nachfolger können eigentlich nichts weiter sagen als das, was man schon weiss. Infolge der Menge der Meisterwerke hat sich eine Art von Übersättigung eingestellt.

Das Zeitalter Ludwig XIV gleicht in jeder Hinsicht dem Leo X, dem des Augustus, dem des Alexander. Die Gefilde, auf denen in jenen unvergesslichen Tagen soviel Früchte des Geistes reiften, waren lange vorher beackert worden. Nach Gründen für diese verspätete und ihrerseits eine lange Unfruchtbarkeit nach sich ziehende Fruchtbarkeit hat man vergebens gesucht, vielleicht ist der Grund der, dass bei allen Völkern, welche die litterarische Kunst pflegen, sehr viele Jahre zur Reinigung der Sprache und des Geschmackes daraufgehen. Sind diese vorbereitenden Schritte gethan, dann erst treten die Genies auf. Der Wetteifer und die sich den neuen Bestrebungen zuwendende Gunst des Publikums regen die Talente an, jeder Künstler greift in dem Fach, in welchem er thätig ist, nach dem natürlich Schönen.

Wer die Theorie der rein geistigen Künste zu ergründen sich bemüht, wird, wenn er selber einiges Genie besitzt, gewahr werden, dass die Grundschönheiten, die grossen Züge, die sich allein verwerten lassen und Gefallen finden, nur in geringer Anzahl vorhanden sind; auch die statthaften, verschönernden Zusätze sind enger begrenzt, als für gewöhnlich angenommen wird. Der Abbé Dubos, der ein Mann von hellem Verstande war und seine Abhandlungen über die Poesie und über die Malerei ums Jahr 1714 schrieb, fand in der ganzen französischen Geschichte nur einen einzigen sich für ein Epos eignenden Stoff: die Vernichtung der Ligue durch Heinrich IV. Er hätte hinzufügen sollen, dass, da die bei den Griechen, bei den Römern und bei den Italienern des fünfzehnten und sechzehnten Jahrhunderts beliebten Ausschmückungen des Epos bei den Franzosen nicht angebracht waren, dass Götter, unverwundbare Helden, Orakel, Ungetüme, Zauberei, Verwandlungen, romantische Abenteuer nicht mehr dem Geschmack der Zeit entsprachen, dass die für ein Epos verwendbaren Ausschmückungen auf weniges beschränkt sind. Wenn nur ein Künstler auftritt, der sich aller derjenigen Ausschmückungen bedient, welche allein dem Sujet, der Zeit, der Nation passen, so finden alle nach ihm Kommenden die Plätze voll.



Der Kanzler Seguier, Beschützer der französischen Akademie.
(Nach einem Kupferstich von S. Leclerc.)

Wir sehen dies besonders auch an der tragischen Kunst. Man darf nicht glauben, dass die grossen Leidenschaften, die erhabenen Gefühle sich in immer neuer, ergreifender Form bis ins unendliche variieren lassen: auch hier sind die leidigen Grenzen.

Mit der Komödie ist es ebenso: es giebt in der Masse der Menschheit höchstens ein Dutzend wahrhaft komischer und durch kräftige Züge markierter Charaktere. Der Abbé Dubos ist bei seinem Mangel an Genie der Meinung, dass Leute von Genie noch eine Menge neuer Charaktere finden könnten, allein dazu wäre vor allem nötig, dass die Natur deren hervorbrächte. Er bildet sich ein, dass die kleinen Unterschiede in den Charakteren ebenso vorteilhaft behandelt werden könnten, wie die in grossen Zügen vorhandenen. Der Nuancen giebt es in der That unzählige, aber der leuchtenden Farben nur wenige, diese Grundfarben zu benutzen wird ein grosser Künstler nicht ermangeln.




Autotypie und Druck von Rud. Loës in Leipzig.

Verlag und Eigenthum von Schmidt & Günther in Leipzig.

Um die Redekunst steht es ganz ähnlich, namentlich wo es sich um Grabreden handelt. Sind die moralischen Wahrheiten einmal mit aller Beredsamkeit proklamiert, die Schilderungen des menschlichen Elends, der menschlichen Schwäche, der Eitelkeit irdischer Grösse, der Verheerungen des Todes mit geschickter Hand entworfen, so bleiben nur Gemeinplätze.

Man ist also genötigt nachzuahmen oder — man verirrt sich. Nachdem La Fontaine eine hinlängliche Anzahl von Fabeln geschaffen hat — läuft alles, was nach ihm noch in diesem Genre geschaffen wird, auf dieselbe Moral, ja auf dieselben Vorgänge hinaus.

Das Genie hat eben nur ein Zeitalter, hernach muss es entarten.



Ludwig XIV als Beschützer von Kunst und Wissenschaft.
(Kupferstich von Watelé und Edelinck.)

Ein Genre, dessen Behandlungsstoffe sich unaufhörlich erneuern, wie die Geschichte und die Naturbeschreibung, das nur Arbeit, richtiges Urteil und allgemeines Verständnis erfordert, ferner die Künste, die auf Handfertigkeit beruhen, wie Malerei, Skulptur, können denselben Gegenstand hundertmal behandeln, man malt noch heute die heilige Familie, obwohl Raphael für dieses Sujet mit seiner weit überlegenen Kunst eingetreten ist, man würde aber schlecht fahren, wollte man Cinna, Andromache, Tartuffe nochmals behandeln.

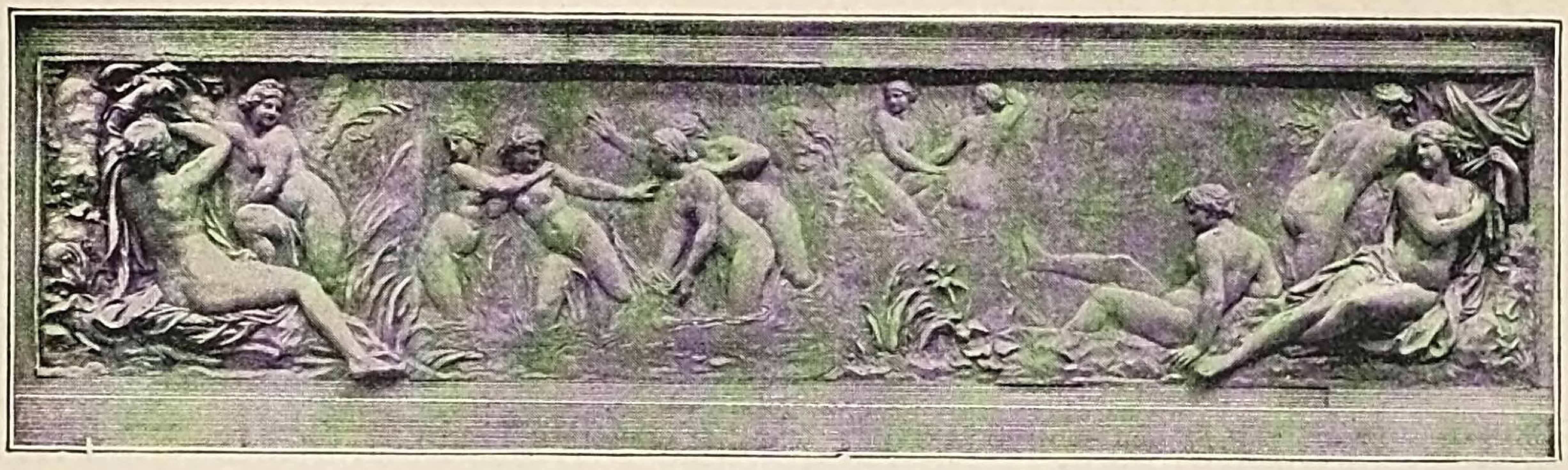
Wenn man bedenkt, wie leicht es geworden ist, da das vergangene Jahrhundert das gegenwärtige so gründlich unterrichtet hat, Mittelmässiges zu schreiben: so wird man sich nicht wundern, dass wir heute mit unnützen und, was noch schlimmer ist, mit oberflächlichen Schriften geradezu überschwemmt sind. Unter dieser Masse, die in einer grossen, üppigen, müssigen Stadt, in der ein Teil der Bürger den anderen zu unterhalten beschäftigt ist, vielleicht

ein notwendiges Übel ist, befinden sich wohl auch vereinzelt noch bessere Werke historischen und philosophischen Inhalts, auch Bücher von einer mehr leichtfertigen Art, welche bei verschiedenen Leuten für ergötzlich gelten.

Die französische ist unter allen Nationen diejenige, welche die meisten derartigen Werke hervorgebracht hat: ihre Sprache ist die Sprache Europas geworden. Dazu hat alles beigetragen: die grossen Autoren des siebzehnten Jahrhunderts, sowie ihre Nachfolger: die flüchtigen calvinistischen Prediger, welche ihre Beredsamkeit und ihre Erziehungssysteme nach fremden Ländern mitnahmen, besonders Bayle, der in Holland schrieb und in der ganzen Welt gelesen wurde; Rapin de Thoyras, der die einzige gute englische Geschichte verfasste, die es in französischer Sprache giebt; Saint-Evremont, mit dem zu verkehren der gesamte Londoner Hof bemüht war; die Herzogin von Mazarin, der man überall gefällig zu sein wünschte; M^me^ d'Obreuse die als Herzogin von Celle alle Vorzüge ihrer Heimat in Deutschland einzuführen bestrebt war. Der Geist der Geselligkeit, das natürliche Erbteil der Franzosen, ist ein angenehmer Vorzug, dessen Wert auch von anderen Nationen empfunden wurde. Die französische ist unter allen Sprachen diejenige, die alle im Verkehr gebildeter Menschen untereinander vorkommenden Dinge mit der grössten Leichtigkeit, Klarheit und Zartheit ausdrückt, sie trägt dadurch in ganz Europa zu den Annehmlichkeiten und Verfeinerungen des Lebens bei.




Schlussvignette aus der „Sammlung von Titelbildern“ des siebzehnten Jahrhunderts.
(Kupferstichkabinett.)



Der Wasserfall oder das Bad Diana's.
(Basrelief von Girardon in vergoldeter Bronze. Park von Versailles.)

# III.

# Die schönen Künste.



Initiale von Fr. Chauveau.

Was die Künste betrifft, die ja nicht ausschliesslich mit dem menschlichen Geiste zu thun haben, sondern auch Handfertigkeit voraussetzen, also: Musik, Malerei, Bildhauerei, Baukunst u. s. w., so hatten sie vor der Zeit, die man als das Zeitalter Ludwig XIV bezeichnet, in Frankreich keine sonderlichen Fortschritte gemacht.

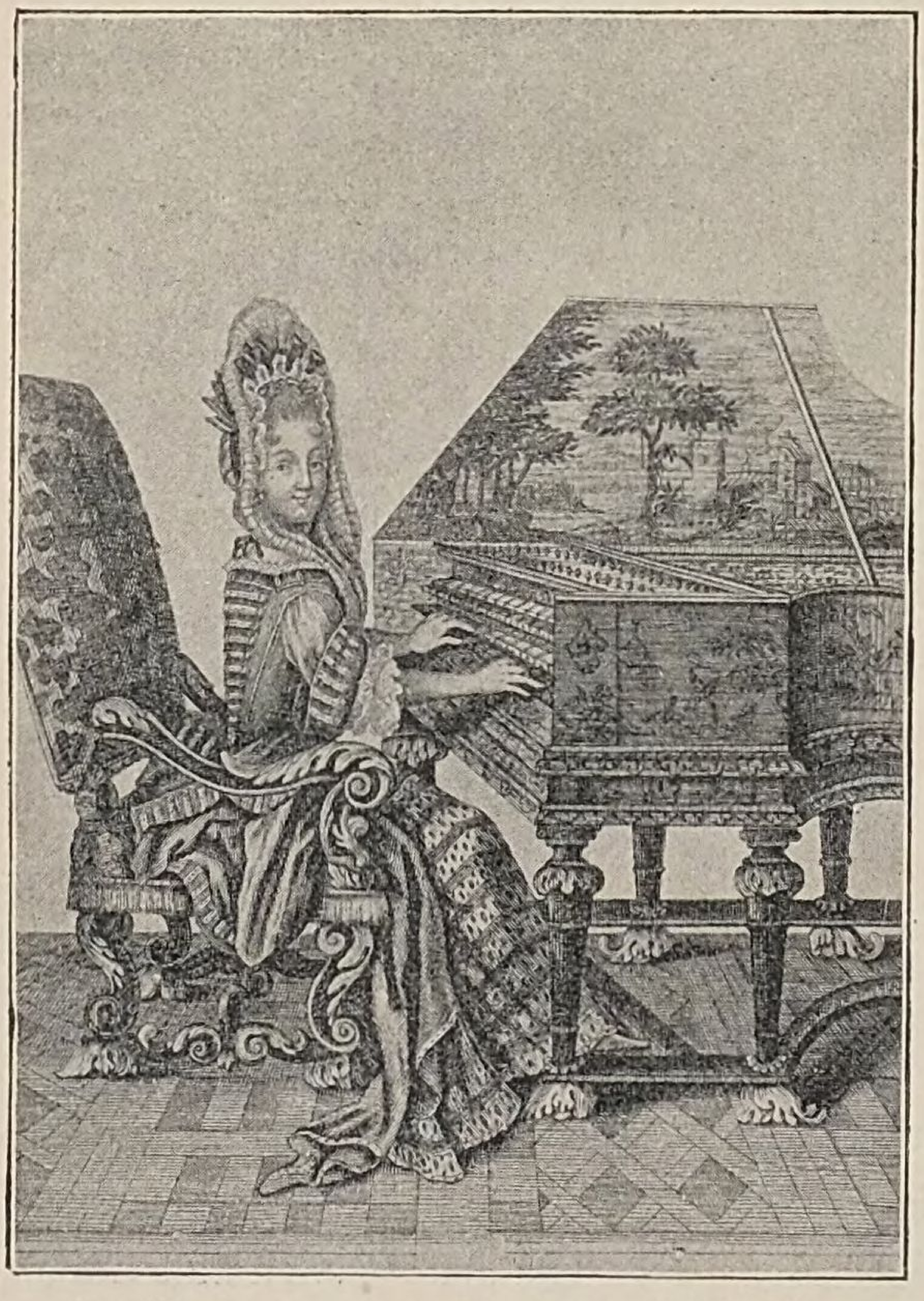
Die Musik steckte noch in den Kinderschuhen; einige Lieder der Sehnsucht, einige Geigen-, Guitarren- und Theorbenmelodien, die noch dazu meistens aus Spanien stammten, waren alles, was sich vorfand. Da tauchte Lulli auf.

Lulli erregte durch seine Fachkenntnisse und seinen Geschmack Aufsehen. Er war der erste Komponist in Frankreich, welcher Fugen schrieb. Anfangs machte die Aufführung seiner Musikstücke, die heute so einfach und leicht erscheint, einige Schwierigkeit, weil es an ausübenden Kräften fehlte. Auf tausend musikverständige Personen von heute würde man etwa eine zur Zeit Ludwig XIII haben rechnen können; in eben dem Verhältnis hat sich die Kunst selbst vervollkommnet. Jetzt hat jede grosse Stadt ihre öffentlichen Konzerte, während damals sogar Paris nichts derartiges aufweisen konnte; etwa vierundzwanzig Musikanten repräsentierten die Musik in Frankreich.

Die Kenntnisse, welche zu dem Musikfach und den von ihm abhängigen Künsten erforderlich sind, haben so erhebliche Fortschritte gemacht, dass man

gegen Ende der Regierung Ludwig XIV auch die Kunst erfand, den Tanz mit der Musik zu verbinden, so dass die Pas sich aus der Melodie ergaben. —

Grosse Architekten hatte Frankreich schon zur Zeit der Regentin Marie de Medici, sie liess zum Beispiel das Palais Luxembourg im florentinischen Stil erbauen zur Ehre ihres Vaterlandes, zum Schmuck des unserigen. Derselbe de Brosse, welchem wir das schöne Portal von Saint-Gervais verdanken. erbaute auch diesen Palast der Königin Marie, dessen sich dieselbe aber nie erfreuen sollte. Richelieu hatte bei all seiner geistigen Überlegenheit doch bei weitem nicht soviel Geschmack als diese Königin, wie man an dem Palais Cardinal, heute Palais royal genannt, sehen kann.



Ein Klavier aus dem siebzehnten Jahrhundert.
(Nach einem Stich von Bonnart.)

Wir trugen uns mit stolzen Hoffnungen, als wir die schöne Fassade des Louvre errichten sahen, die die Vollendung des herrlichen Bauwerks so wünschenswert erscheinen lässt. Auch viele Bürger bauten sich schöne Häuser, die aber in Bezug auf die innere Einrichtung anspruchsvoller erscheinen, als in Bezug auf äusseren Stil, dem es an Vornehmheit fehlt, sie tragen weniger zur Verschönerung der Stadt bei, als sie für den herrschenden Luxus Zeugnis ablegen.

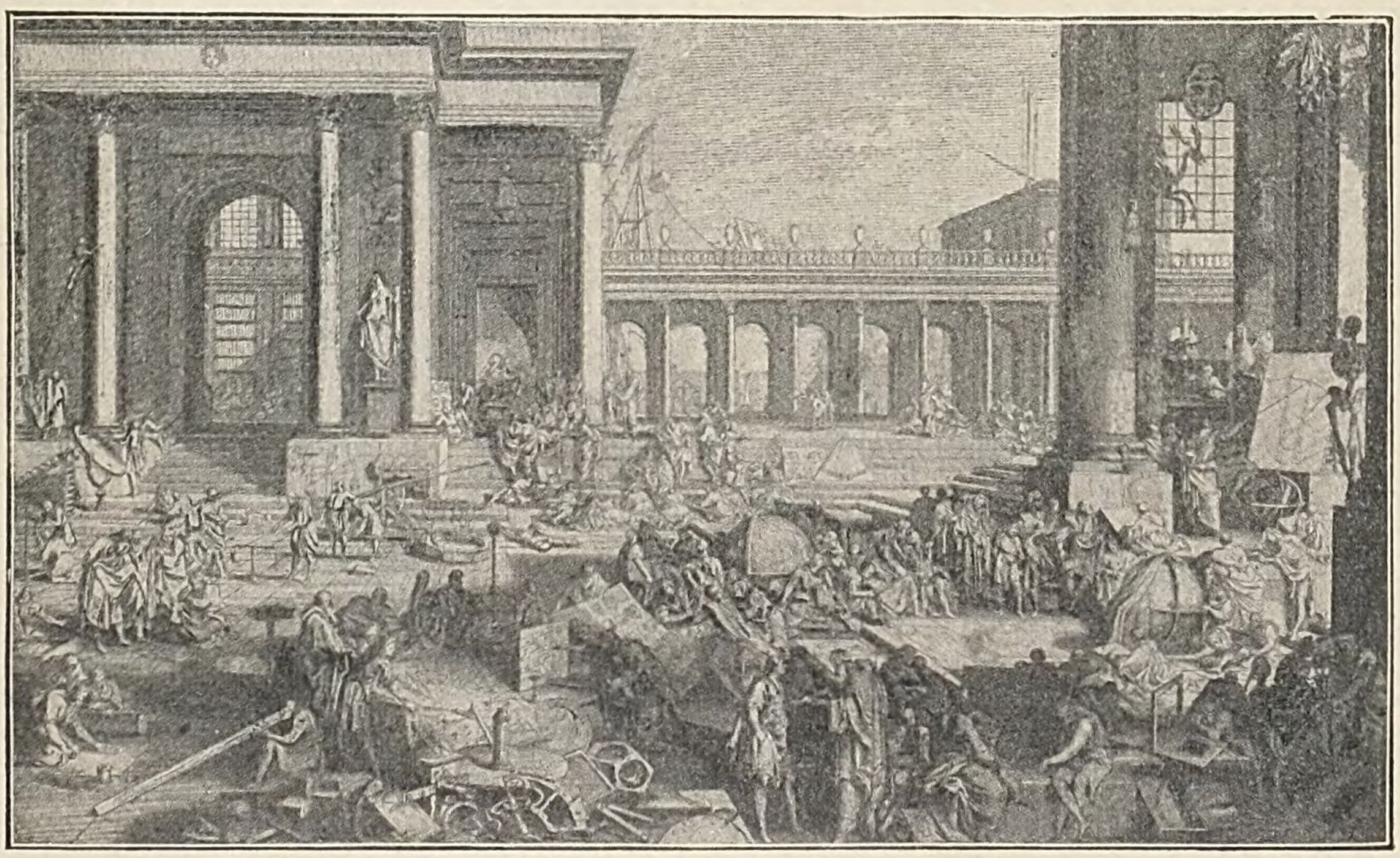
Colbert, der Mäcen der Künste, gründete 1671 auch eine Bauakademie. Einen Vitruvius haben genügt aber nicht, es muss auch der Augustus da sein, der den Vitruvius verwendet. Die städtischen Behörden müssen Interesse am Bauen und müssen Geschmack haben. Hätte es unter den Vorstehern der Kaufmannschaft von Paris nur zwei oder drei Männer gegeben wie zum Beispiel den Präsidenten Turgot, so würde man der Stadt nicht über das unschöne und schlecht gelegene Stadthaus Vorwürfe machen müssen: wie traurig ist die Lage an dem kleinen winkeligen Platze, der nur durch den Galgen und ab und zu ein Freudenfeuer berühmt ist, Paris würde in seinen belebtesten Stadtteilen nicht diese engen Gassen haben, es würde nicht mitten im Brennpunkte aller

Künste Reste barbarischer Vorzeit bewahrt haben.

Die Malerei nahm unter Ludwig XIV eigentlich erst ihren Anfang und zwar mit Poussin. Die mittelmässigen Maler, die es vor ihm gab, kann man nicht rechnen. Seit ihm aber haben wir bedeutende aufzuweisen, wenn auch nicht in der Menge wie Italien. Abgesehen von Lesueur, der keinen Lehrer hatte und alles aus sich selbst schöpfte, und Lebrun, der den Italienern in Bezug auf Zeichnung und Komposition gleichkommt, haben wir immer noch dreissig Künstler, die sehr beachtenswerte Bilder hinterlassen haben. Die Ausländer fangen an, uns dieselben zu entführen. Ich sah bei einem grossen König Galerien und Gemächer, die nur mit französischen Gemälden geschmückt waren, deren Wert wir daheim vielleicht nicht hinlänglich anerkannt haben. Ich habe erlebt, dass für ein Gemälde von Santerre niemand in Frankreich 12 000 Livres zahlen wollte. Es giebt in ganz Europa keine grösseren Werke der Malerei als die Deckengemälde Lemoine's in Versailles, — ob es schönere giebt, kann ich nicht sagen. Wir haben noch in Paris Venloo hinzuzufügen, der selbst im Auslande für den grössten Maler seiner Zeit galt.



Satirischer Kupferstich (1664) betreffend die Errichtung der Akademie der schönen Künste, welche am 10. September an Stelle der „ersten Akademie der Meister der Malkunst" trat.



Entwurf von S. Leclerc zu Ehren der Gründung der Akademien durch Ludwig XIV.



Besuch des Königs in der Gobelinfabrik (1699); einer der ersten Säle für Malerei.
(Stich von Leclerc.)

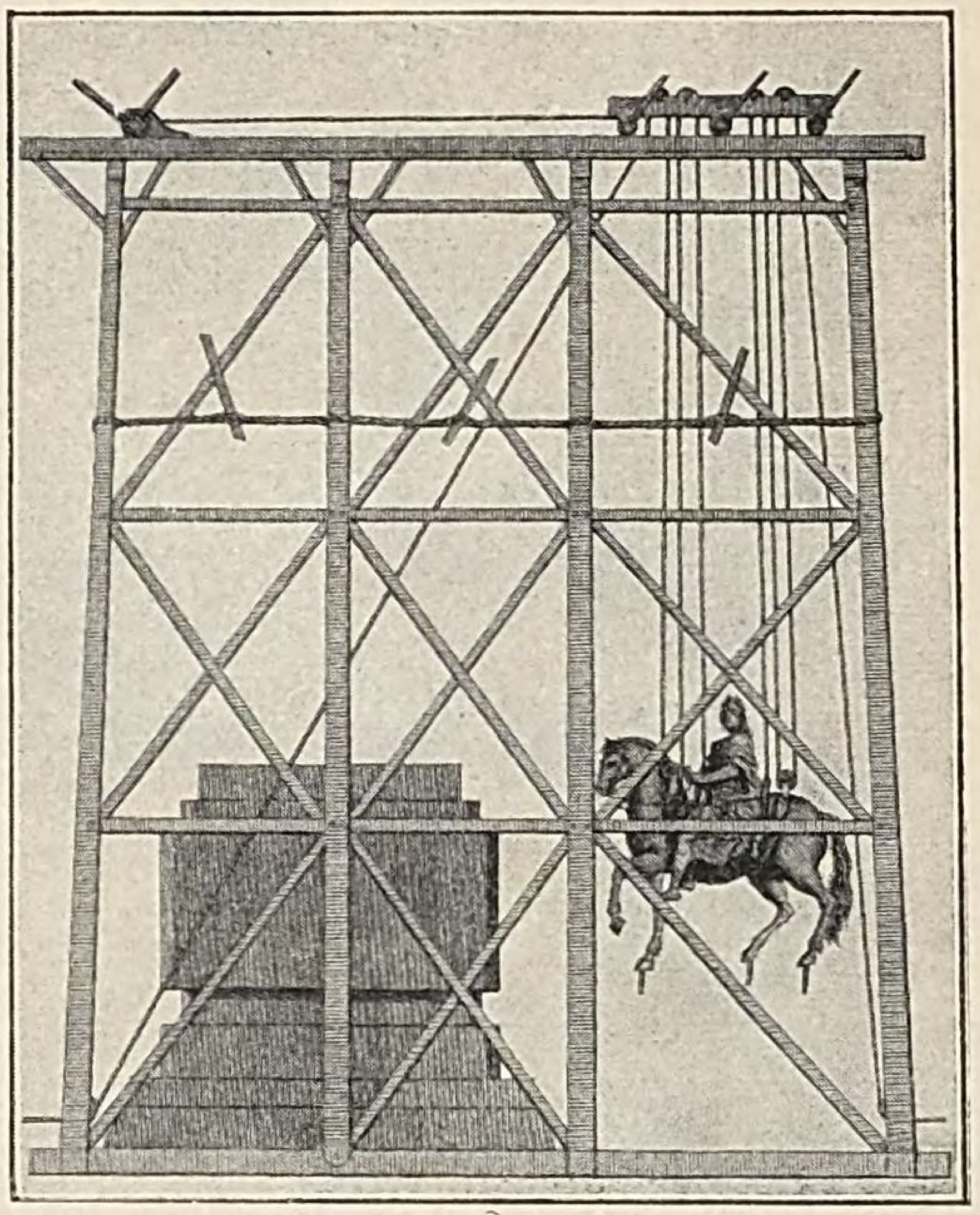
Colbert gab der Malerakademie in Paris nicht nur die Gestalt, welche sie noch heute hat, er veranlasste 1667 Ludwig XIV, auch eine solche in Rom zu errichten. Man kaufte dort ein Palais, welches der Direktor zugleich als Wohnung erhielt, und sendete diejenigen Schüler dorthin, welche von der Pariser Akademie Preise errungen haben. Sie werden in Rom auf Kosten des Königs erhalten und unterrichtet; sie zeichnen nach der Antike und studieren Raphael und Michelangelo: es ist eine Ehrenbezeugung, welche dem alten wie dem modernen Rom von dem Wunsche, ihm nachzuahmen, erwiesen wird. Man hat mit dieser Huldigung auch dann nicht aufgehört, als die grossen vom König und vom Herzog von Orleans zusammengebrachten Sammlungen italienischer Gemälde neben den Meisterwerken der Skulptur, welche Frankreich selber hervorgebracht hat, uns in den Stand setzen, die grossen Künstler im eigenen Lande zu studieren.

Frankreich hat sich in der Bildhauerkunst, namentlich, was durch Guss hergestellte Reiterstatuen betrifft, sehr ausgezeichnet.

Wenn man eines späteren Tages unter Ruinen Überbleibsel fände, wie die des im Gebüsch des Versailler Parks allen Unbilden der Witterung preisgegebenen Apollobades, wie das Grabmal des Kardinals Richelieu, das in der Kapelle der Sorbonne dem Publikum wenig zugänglich ist, wie das Reiterstandbild Ludwig XIV, das für Bordeaux angefertigt wurde, wie den Merkur, welchen Ludwig dem König von Preussen zum Geschenk machte, wenn man andere, den aufgeführten ebenbürtige Kunstwerke unter dem Schutt der Zeit hervorzöge, so würde man aller Wahrscheinlichkeit nach diese Kunstreste unserer Zeit den schönsten der antiken Welt an die Seite stellen.



Junge Bacchanten.
(Bronzevase auf der Terrasse von Versailles. Gegossen von Duval, ciseliert von Ballin.)



Errichtung des Denkmals Ludwig XIV zu Lyon.
(Nach einem Stich damaliger Zeit.)

Auch in der Kunst der Medaillenprägung haben wir die Alten erreicht. Varin war es, der zu Ende der Regierung Ludwig XIII diese Kunst in die Höhe brachte. Die Stempel und Formen, die man in historischer Reihenfolge jetzt in der von den Künstlern in Anspruch genommenen Louvregalerie ausgestellt findet, bieten einen bewundernswürdigen Anblick: es sind fast alles Meisterwerke, die einen Wert von zwei Millionen repräsentieren.



Antiker Fackelständer, welcher das Gemach Ludwig XIV im Schloss zu Versailles schmückte.

Nicht geringer waren die Erfolge, die in der Kunst, Edelsteine zu schneiden, erzielt wurden. Die Kunst, Gemälde zu vermehren, indem man sie auf kupferne Platten übertrug und für alle Zeiten erhielt, war vor dieser Zeit noch völlig unbekannt. Es ist eine der nützlichsten und interessantesten Künste; sie wurde in Florenz um die Mitte des XV. Jahrhunderts erfunden, ist aber erst in Frankreich zur höchsten Vollendung gediehen, denn es war dort eine grosse Nachfrage nach diesen Sachen. Sammlungen von Kupferstichen gehörten zu den kostbarsten Geschenken, die Ludwig XIV den Gesandten zu machen pflegte.

Auch die Ciselierarbeiten in Silber und Gold, deren Schönheit von dem Muster sowohl wie von der feinen Ausführung abhängt, erreichten ebenfalls die höchste Vollkommenheit, deren die menschliche Hand in ihren Leistungen fähig ist. —

Nachdem hier aller Künste gedacht worden ist, die ein Hochgenuss für jeden Privatmann sind und Ruhm für den Staat bedeuten, müssen wir der nützlichsten noch gedenken, in der die Franzosen noch dazu allen anderen Nationen voraus sind, nämlich der Chirurgie. Die Chirurgie machte in

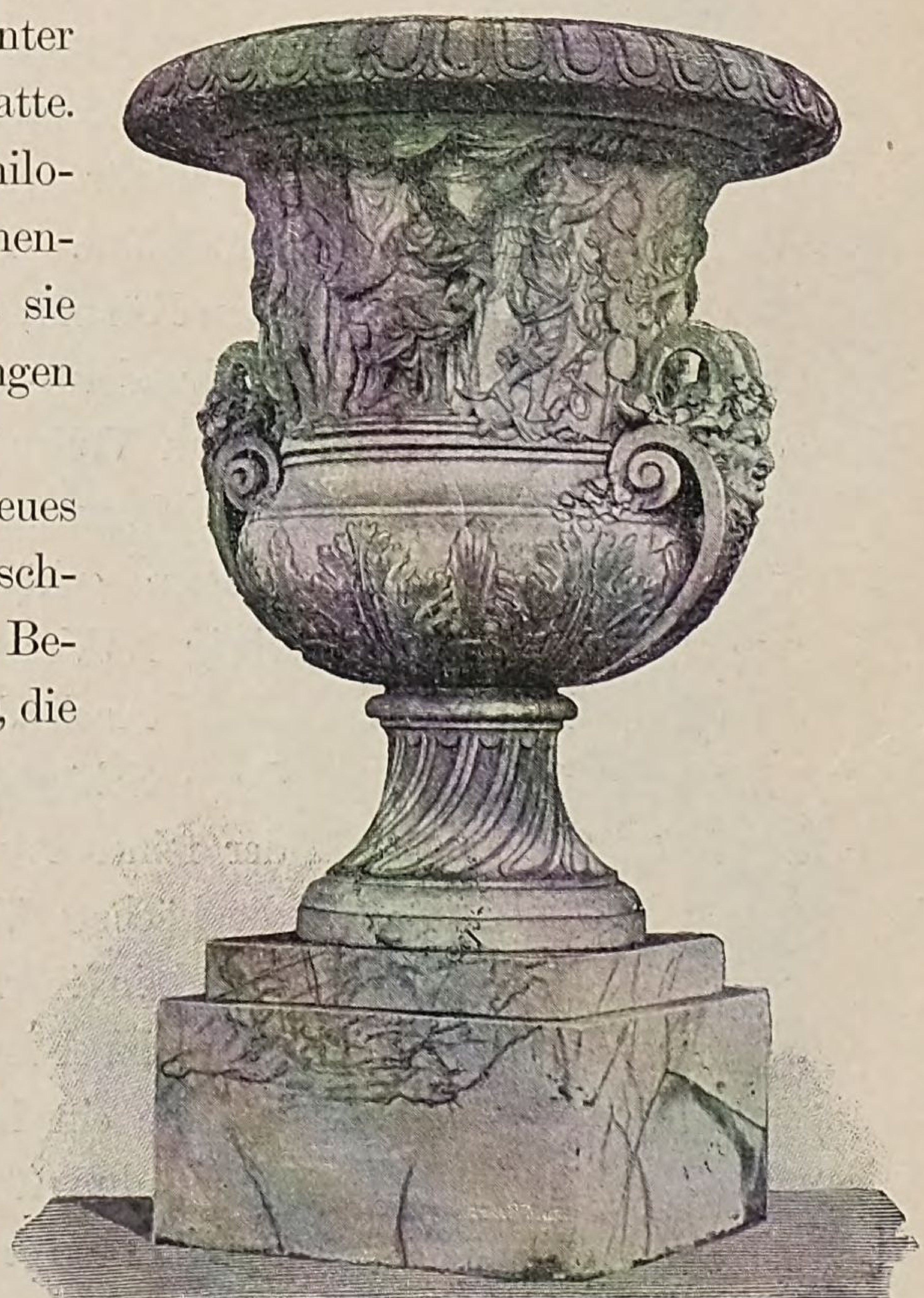


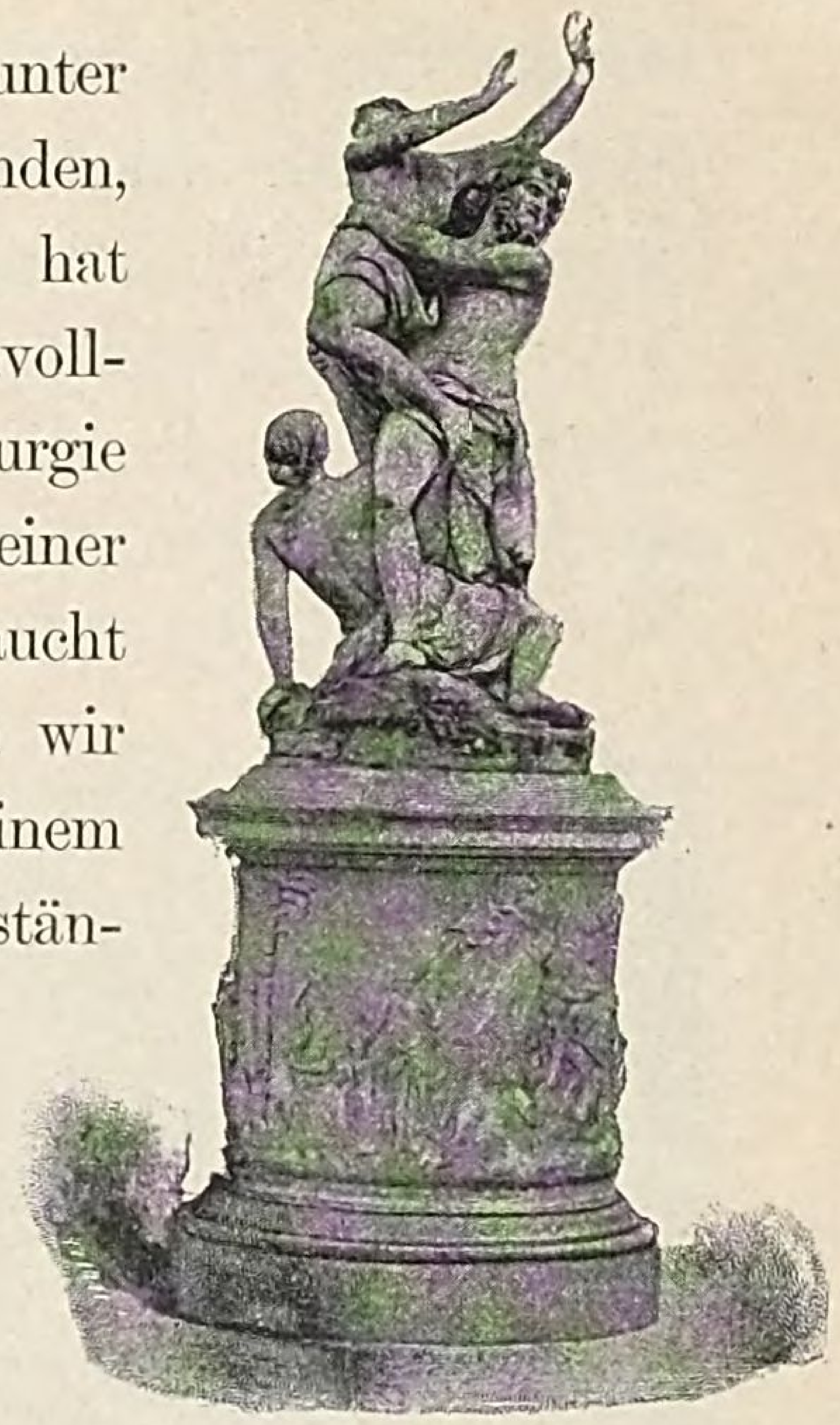
Wahrzeichen der Chirurgen von Paris.
(Almanachbild.)

dieser Zeitperiode so schnelle, so aufsehenerregende Fortschritte, dass man, um sich einer Kur oder Operation zu unterziehen, von allen Enden der Welt nach Paris kam. Man fand aber dort nicht nur ausgezeichnete Chirurgen — sondern auch die vorzüglichsten Instrumente, sie werden in dieser Volkommenheit nur bei uns angefertigt. Frankreich versah mit denselben alle Nachbarländer: ich weiss aus dem Munde des berühmten Cheselden, des grössten englischen Chirurgen, dass man erst 1715 auf seine Veranlassung hin anfing, die für seine Kunst erforderlichen Instrumente in London zu fabrizieren.

Die Medizin, die ja zur Vervollkommnung der Chirurgie beitrug, erhob sich in Frankreich nicht über das Niveau, das sie in England und in Holland unter dem berühmten Boerhaave erreicht hatte. Es widerfuhr ihr dasselbe wie der Philosophie: sie gelangte zu der Vollkommenheit, deren sie fähig ist, erst indem sie aus den Kenntnissen und Erfahrungen unserer Nachbarn Vorteil zog. —

Das ist im allgemeinen ein getreues Bild von den Fortschritten des menschlichen Geistes, soweit Frankreich in Betracht kommt, während jener Zeitepoche, die mit Richelieu begann und zu unserer Zeit endete. Sie zu übertreffen, wird nicht leicht sein, und wenn sie wirklich auch in dieser oder jener Beziehung übertroffen werden sollte, so wird sie darum doch immer ein Vorbild bleiben auch für die noch besseren Zeiten, die sie ja geschaffen hat.


Ludwig XIV als Sieger im Kriege mit Holland.
(Marmorvase auf der Terrasse zu Versailles von Tuby.)



Die Entführung der Proserpina.
(Entwurf von Lebrun für das „Boskett der Kolonnade“, ausgeführt von Girardon. Park von Versailles.)

In dieser Schilderung der schönen Künste, unter denen man sich wundern wird, die Chirurgie zu finden, wie sie am Ende des siebzehnten Jahrhunderts war, hat Voltaire sich so kurz gefasst, dass sie mit Recht unvollständig erscheint. Lassen wir immerhin der Chirurgie den Platz, welchen er ihr angewiesen hat, weil zu seiner Zeit das Wort Kunst noch im alten Sinne gebraucht wurde. Aber die Angaben, die er hierzu bot, wollen wir doch durch das biographische Detail, welches er in seinem „Katalog berühmter Künstler“ giebt, sogleich vervollständigen. Das wird das beste und sicherste Mittel sein, seine und die Ansichten seiner Mitlebenden, die dem siebzehnten Jahrhundert in Bezug auf die Zeit noch so nahe standen, über Kunst und Kunstfragen klar zu erfassen.

## Musiker.

Die französische Musik, wenigstens die Vokalmusik, hat bisher nie bei anderen Völkern Beifall gefunden; dies war deshalb nicht möglich, weil die französische Prosodie von allen anderen Prosodien in Europa verschieden ist. Wir betonen stets die letzte Silbe, andere Nationen die vorletzte eines Wortes, die Italiener die vorvorletzte. Nun ist unsere Sprache auch die einzige, in der sich Wörter finden, welche mit einem stummen e endigen; dieses e, das beim gewöhnlichen Verkehr unausgesprochen bleibt, wird beim skandierten Vortrage in einförmiger Weise betont wie zum Beispiel gloi-reu (gloire) victoi-reu (victoire), barbari-eu (barbarie) u. s. w. Das macht unsere Arien, unsere Recitative für einen, der nicht daran gewöhnt ist, unerträglich. Hinzu kommt noch, dass unseren Organen meist die Weichheit fehlt, wie sie zum



Kinderkonzert.
(Unvollendetes Bild aus der Schule von Lély. Versailler Galerie.)

Beispiel das Klima Italiens schafft. Auch ist es bei uns nicht Sitte, wie am päpstlichen und den übrigen italienischen Höfen, dass man Männer verstümmelt, um ihnen hellere Stimmen zu geben, als selbst Frauen sie haben.

Alle diese Umstände, zu denen sich noch der langsame Rhythmus unserer Gesänge gesellt, der mit der sonstigen französischen Lebhaftigkeit seltsam kontrastiert, werden unsere Musik nur für Franzosen annehmbar erscheinen lassen.

Allein die Ausländer, die lange in Frankreich lebten, räumen doch ein, dass unsere Komponisten Meisterwerke geschaffen haben, indem sie ihre Melodien der Sprache anpassten und finden, dass dieser skandierte Vortrag nicht selten einen wunderbaren Klang hat. Dazu ist allerdings eine sehr sorgfältige Vortragsform nötig, es sind Schauspieler bei uns zum Singen erforderlich — bei den Italienern zum Beispiel nur Sänger.



Damon, Grandseigneur, die Viola spielend.
(Nach einem Stich von Bonnart.)

Auch die Instrumentalmusik hat einigermassen unter der Eintönigkeit und Schwerfälligkeit, die man der Vokalmusik zum Vorwurf macht, gelitten; mehrere unserer Symphonien aber, und vor allem unsere Tanzmelodien, haben bei anderen Nationen Beifall gefunden. Sie gelangen in vielen italienischen Opern zur Ausführung, man hört sogar bei einem fremdländischen Könige, der eine der besten Operntruppen in Europa unterhält und neben seinen anderen bemerkenswerten Talenten auch das für die Musik besitzt und mit aller Sorgfalt fördert, kaum je andere.

Lulli (Johann Baptist), zu Florenz 1633 geboren, kam im Alter von vierzehn Jahren, als er nichts als die Geige spielen konnte, nach Frankreich, woselbst er sich zum Schöpfer unserer Musik emporschwang. Er wusste seine Kunst geschickt dem Geist der Sprache anzupassen: das war wohl der einzige Weg, auf welchem er zum Ziele gelangen konnte. Man muss wissen, dass damals die italienische Musik noch an jenem Ernst und jener edlen Einfachheit festhielt, welche wir an den Recitativen Lulli's bewundern. Diesen Reci-

tativen kommt die berühmte Motette Luigi's nahe, welche während des siebzehnten Jahrhunderts mit so vielem Beifall in Italien gesungen wurde und also anhebt:

Sunt breves mundi rosae,
Sunt fugitivi flores;
Frondes veluti annosae,
Sunt labiles honores.

Bei dieser Art deklamatorischer Musik, die der Gesangssprache der Alten entspricht, ist es die Schönheit des Wortes, welche die Schönheit des Gesanges bedingt; gut vorgetragen kann aber nur etwas werden, was vorgetragen zu werden verdient: in diesem Punkte war man zur Zeit Lulli's und Quinault's in Irrtümern befangen. Die Dichter waren untereinander eifersüchtig, aber nicht auf die Musiker. Boileau wirft Quinault

... Diese Gemeinplätze schlüpfriger Moral,
Welche Lulli mit seiner Musik durchwärmte,

vor. Die zarten Empfindungen, welche Quinault so vorzüglich zu schildern wusste, wurden unter seiner Feder ein treues Bild des menschlichen Herzens — das ist denn doch etwas anderes als schlüpfrige Moral.



Urania, vornehme Dame, singend.
(Nach einem Stich von Bonnart.)

Quinault befeuerte durch seine Worte weit mehr Lulli's Kunst, als Lulli Quinault's Worte befeuerte. Diese beiden Männer, im Verein mit tüchtigen Schauspielern, hätten aus einigen Scenen des „Atys", der „Armide", des „Roland" Grossartiges, wie es weder das Altertum noch die zeitgenössische Welt aufzuweisen hatten, geschaffen. Die Melodien aber und die Arien blieben hinter der Grossartigkeit der Auftritte zurück. Die Melodien erinnerten an unsere Weihnachtsgesänge, an venetianische Barkarolen — dass war ja alles, was wir damals besassen; je dürftiger diese Musik war, desto leichter behielt man sie, das Recitativ aber ist so schön, dass Rameau selbst es nicht erreicht hat. „Ich brauche Sänger, Lulli braucht Schauspieler", sagte er. Rameau entzückte das Ohr — Lulli die Seele: es ist eins der glücklichsten Ereignisse des Jahrhunderts Ludwig XIV, dass Lulli und Quinault einander im Leben begegneten!

Nach Lulli haben wir nur Nachahmer zu verzeichnen wie Colasse, Campra, Destouches u. s. w., bis endlich Rameau auftrat, der sich über sie erhob und durch die ernste Schönheit seiner Harmonien aus der Musik eine ganz neue Kunst machte.

Was die Kapellmusiker betrifft, so sind ihre Schöpfungen, obwohl es Meisterwerke unter ihnen gab, nicht weiter bekannt geworden.



Der Tanzlehrer.
(Nach einem Stich von Bonnart.)

## Maler.

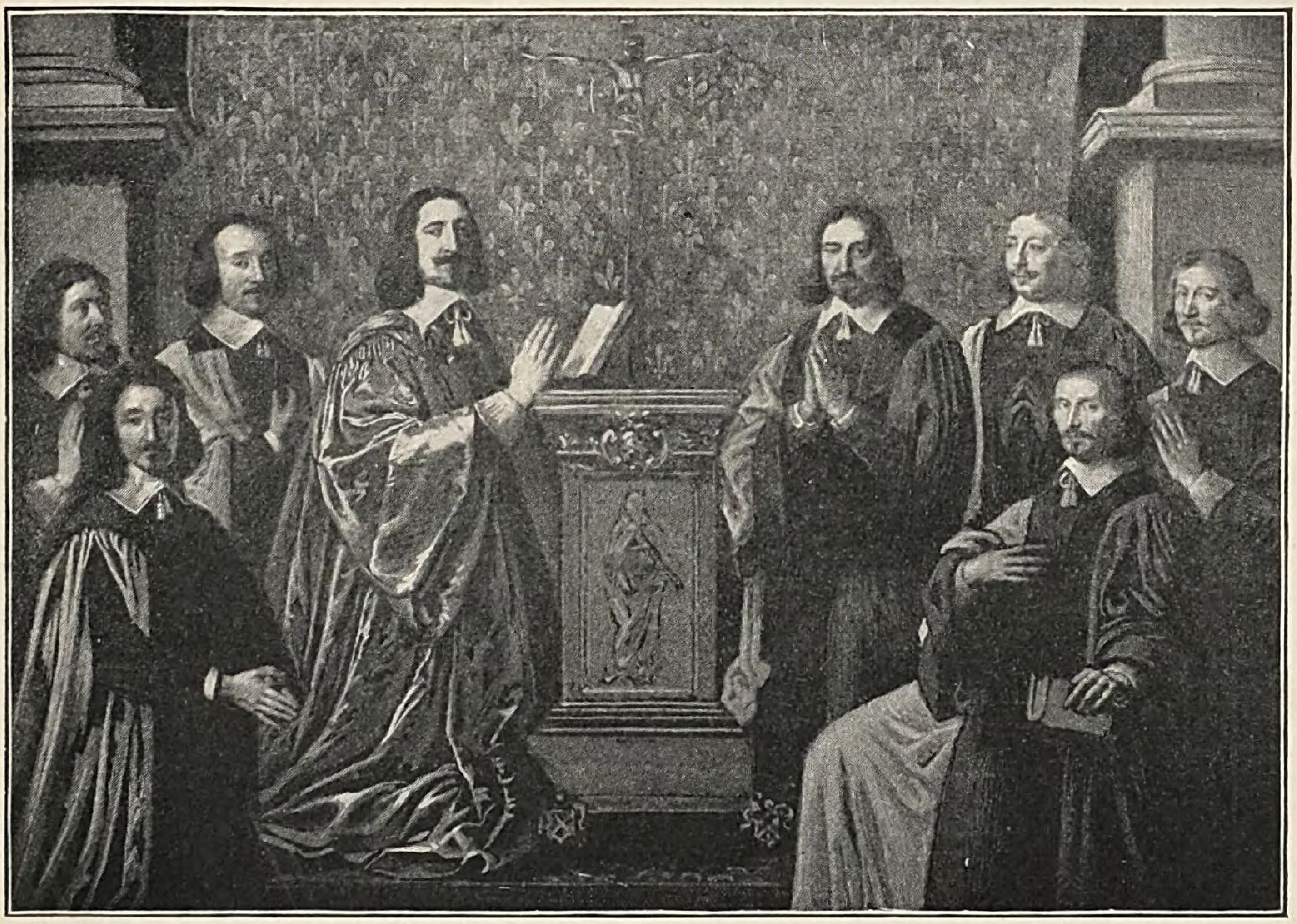
Mit der Malerei verhält es sich anders wie mit der Musik. Eine Nation kann eine Sangesart haben, welche nur ihr zusagt, weil der Geist ihrer Sprache eine andere nicht zulässt; Maler aber sollen die Natur darstellen, die überall dieselbe ist und mit denselben Augen angesehen wird.

Soll der Ruf eines Malers ein berechtigter sein, so müssen seine Bilder auch im Auslande Wert haben; es reicht nicht hin, eine Partei zu haben und von kleinen Blättern gerühmt zu werden, die Bilder müssen Käufer finden.

Beengt und behindert wird das Talent eines Malers manchmal gerade durch das, was ihm eine freie Entfaltung sichern sollte: nämlich durch den akademischen Stil, die Manier, welche er von den Lehrern dieser Anstalten übernahm. Dass die Akademien von grossem Nutzen sind, um die Lernenden auszubilden, namentlich wenn die Direktoren Männer von feinem Geschmack sind, bezweifelt wohl niemand; wenn aber der Vorsteher einen gewöhnlichen Geschmack, eine trockene, geleckte Manier hat, wenn seine Figuren verzerrte Züge haben, seine Bilder wie für Fächer gemalt sind, dann verliert sich bei den Schülern infolge des Nachahmungstriebes oder des Verlangens, einem talentlosen Meister zu gefallen, das Gefühl für das Schöne in der Natur. Es scheint über den Akademien ein eigentümliches Verhängnis zu schweben, denn bisher war ein sogenanntes akademisches Werk noch nie eine wirklich geniale Schöpfung. Man denke sich einen Künstler, der von der Furcht beherrscht ist, er möchte die Manier der Berufsgenossen nicht treffen: seine Werke werden stets etwas Gezwungenes, Manieriertes haben;

nähme man dagegen einen Mann, der von diesen Berücksichtigungen frei, der für Naturwahrheit begeistert und sie zu kopieren bemüht ist — er wird Erfolg haben. Fast alle grossen Künstler haben vor der Errichtung der Akademien gelebt oder in einer Geschmacksrichtung gearbeitet, welche von der bei diesen Anstalten herrschenden verschieden ist. Auch Corneille, Racine, Despréaux, Le Sueur, Le Moine schlugen nicht nur andere Wege ein, wie ihre Berufsgenossen, sondern hatten diese fast sämtlich zu Feinden.

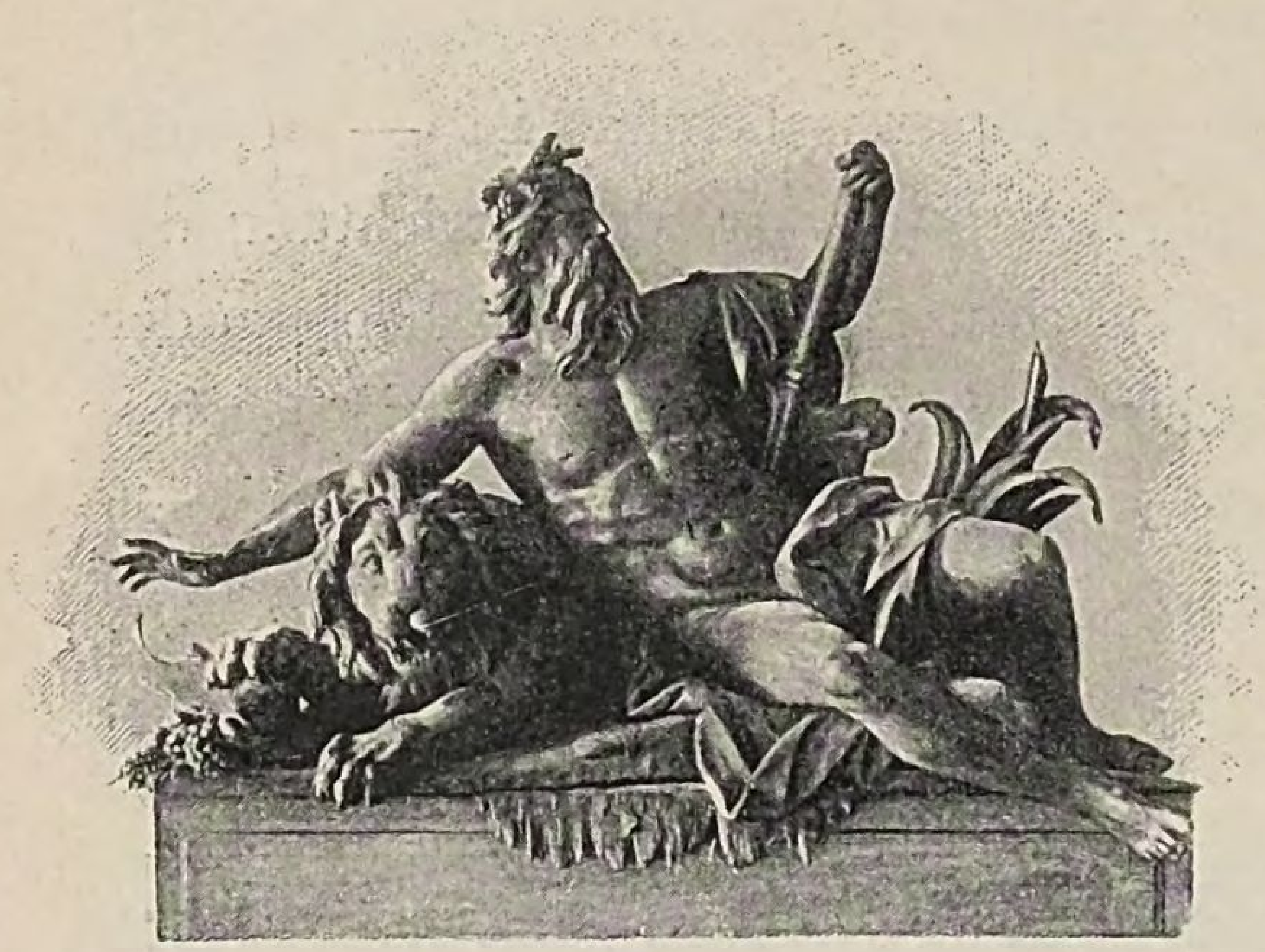
Poussin (Nikolaus), geboren zu Andelys in der Normandie 1594,



Die Schöffen von Paris.
(Entwurf von Ph. de Champagne. Louvre.)

war sein eigener Lehrmeister oder vielmehr Schüler seines eigenen Genies. Er bildete sich in Rom aus. Man hat ihn den „Maler der Leute von Geist" genannt — warum nicht auch den Maler der Leute von Geschmack? Er hatte nur einen Fehler, nämlich den, dass er die düsteren Farbentöne der römischen Schule annahm und noch steigerte. Er war unstreitig damals der grösste Maler Europa's. Von Rom nach Paris zurückgerufen, spielten Neid und Kabalen ihm so übel mit, dass er sich zurückzog — das ist mehr als einem Künstler so ergangen. Poussin kehrte nach Rom zurück und beendete dort arm, aber zufrieden seine Tage im Jahre 1665, als Philosoph erhaben über den Wechselfällen des Lebens.

Le Sueur (Eustachius), geboren zu Paris 1617, wurde von Vouet



Die Rhone.

(Bronzestatue von Coustou, welche sich am Postament des Denkmals Ludwig XIV zu Lyon befand. Rathaus von Lyon.)

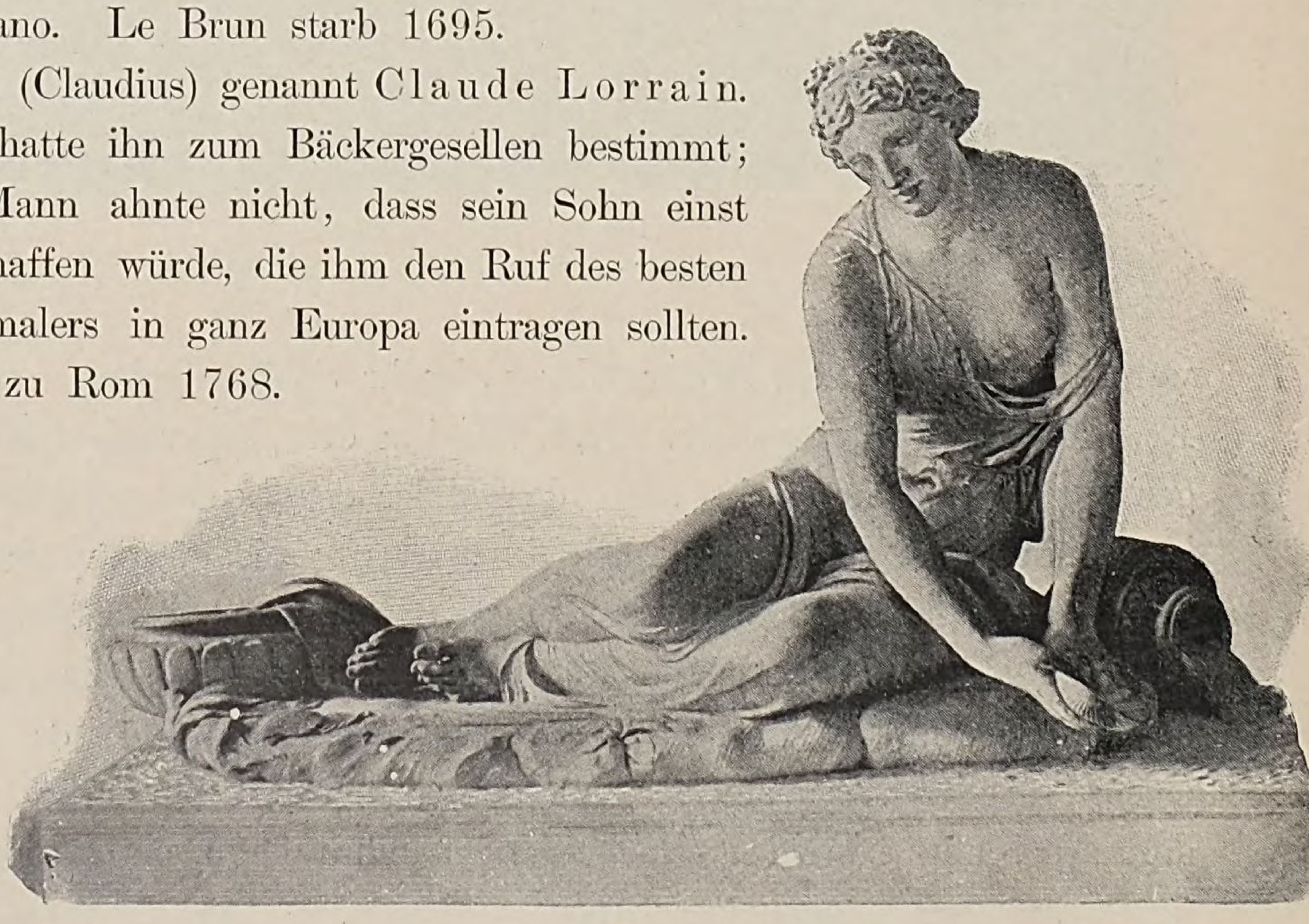
unterrichtet, was nicht viel sagen will, wurde aber nichtsdestoweniger ein bedeutender Künstler. Er brachte die Technik der Malerei zur höchsten Vollendung, er starb bereits in seinem achtunddreissigsten Lebensjahre.

Bourdon und Valentin waren auch berühmte Maler, drei der besten Gemälde in der Peterskirche zu Rom rühren von Poussin, Bourdon und Valentin her.

Le Brun (Karl), geboren zu Paris 1619, hatte eben als talentvoller Maler debutiert, als der Oberintendant Fouquet, einer der freigebigsten und unglücklichsten Menschen, die je gelebt haben, ihm ein Jahrgehalt von 24 000 Livres (nach heutigem Gelde) aussetzte. Der Beachtung wert ist der Umstand, dass Le Brun's berühmtes Gemälde „die Familie des Darius“ in Versailles durch das dicht daneben hängende Bild Paul Veronese's nicht leidet, ja dass es letzteres in Bezug auf die Zeichnung, die Komposition, den würdevollen Ausdruck und die Treue der Kostüme bei weitem übertrifft. Die Stiche nach seinen Gemälden „die Schlachten Alexanders“ werden noch mehr gesucht als die Schlachten Konstantins, gemalt von Raphael und Giulio Romano. Le Brun starb 1695.

Gelée (Claudius) genannt Claude Lorrain. Sein Vater hatte ihn zum Bäckergesellen bestimmt; der brave Mann ahnte nicht, dass sein Sohn einst Gemälde schaffen würde, die ihm den Ruf des besten Landschaftsmalers in ganz Europa eintragen sollten. Gelée starb zu Rom 1768.

Caze (Peter Jakob) hat Bilder gemalt, die jetzt hohe Preise zu erzielen beginnen — es wird dem



Die Nymphe mit der Muschel.

(Marmorgruppe von Coysevox. Louvre.)

guten Künstler in Frankreich allzu spät Gerechtigkeit zu teil! Mittelmässige Schöpfungen thun bei uns den Meisterwerken viel Eintrag.

Mignard (Peter), geboren zu Troyes in der Champagne 1610, war eine Zeitlang ein Rival Le Brun's, ist es aber nicht in den Augen der Nachwelt. Er starb 1695.

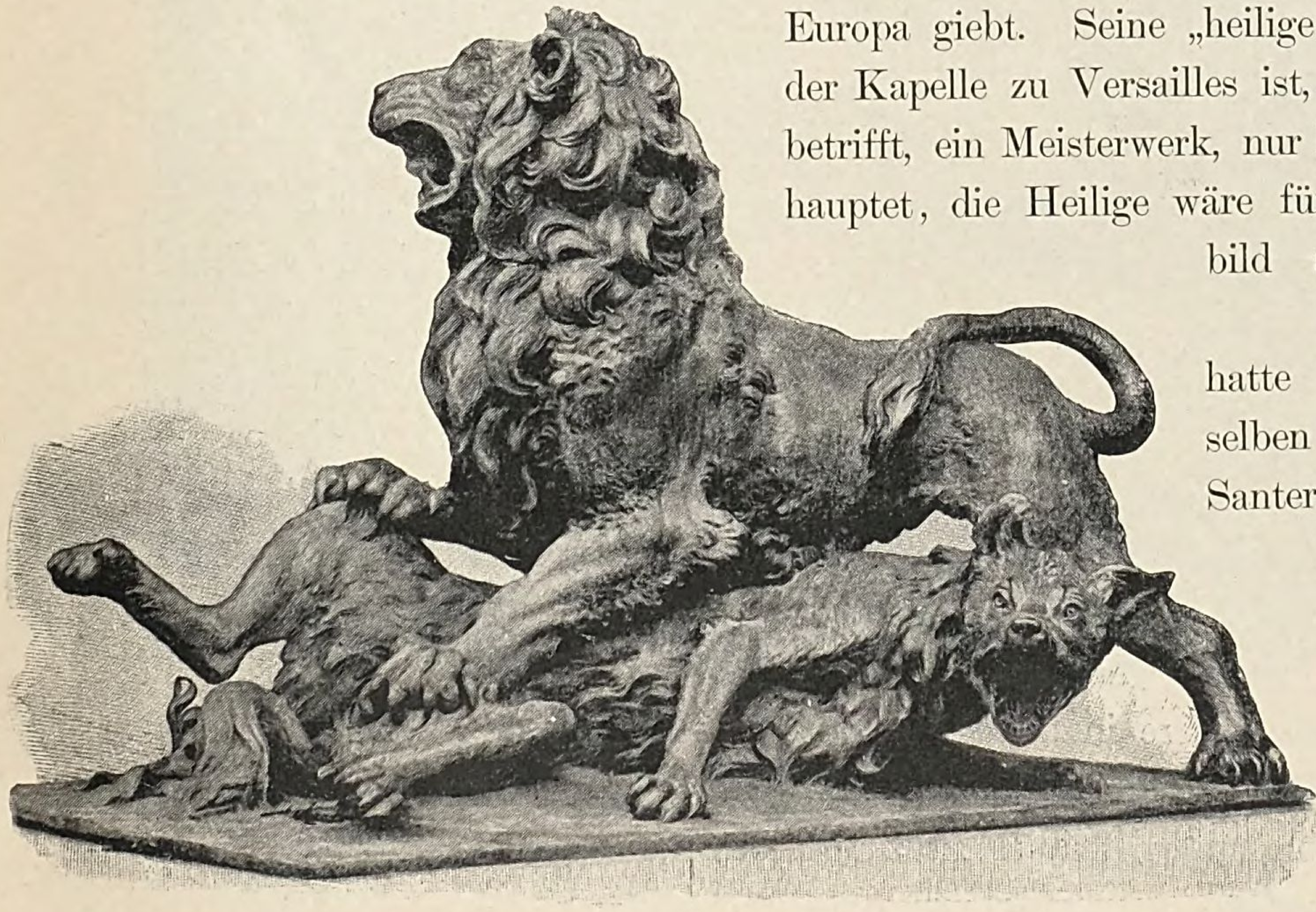


Die Saone.
(Bronzestatue von Coustou, welche sich am Postament des Denkmals Ludwig XIV zu Lyon befand. Rathaus von Lyon.)

Parrocel (Joseph), geboren 1648, war ein trefflicher Maler, wurde aber von seinem Sohne übertroffen. Er starb 1704.

Jouvenet (Johann), geboren zu Rouen 1644, war ein Schüler Le Brun's, steht aber, obwohl ein tüchtiger Maler, unter diesem. Er malte alles in einem etwas gelblichen Tone, er sah nämlich thatsächlich infolge eines krankhaften Zustandes seiner Augen jeden Gegenstand in dieser Farbe. Als ihm der rechte Arm gelähmt war, übte er sich im Malen mit der linken Hand und es sind grosse Bilder vorhanden, welche er auf diese Weise malte. Gestorben 1717.

Santerre (Johann Baptist), besonders Staffeleibilder vom zartesten Kolorit sind von ihm vorhanden. Sein Gemälde „Adam und Eva“ gehört zu den schönsten, die es überhaupt in Europa giebt. Seine „heilige Therese“ in der Kapelle zu Versailles ist, was Anmut betrifft, ein Meisterwerk, nur hat man behauptet, die Heilige wäre für ein Altarbild allzu üppig.



Löwe einen Wolf zerreissend.
(Bronzebild von Van Clève für die Diana-Fontaine. Park von Versailles.)

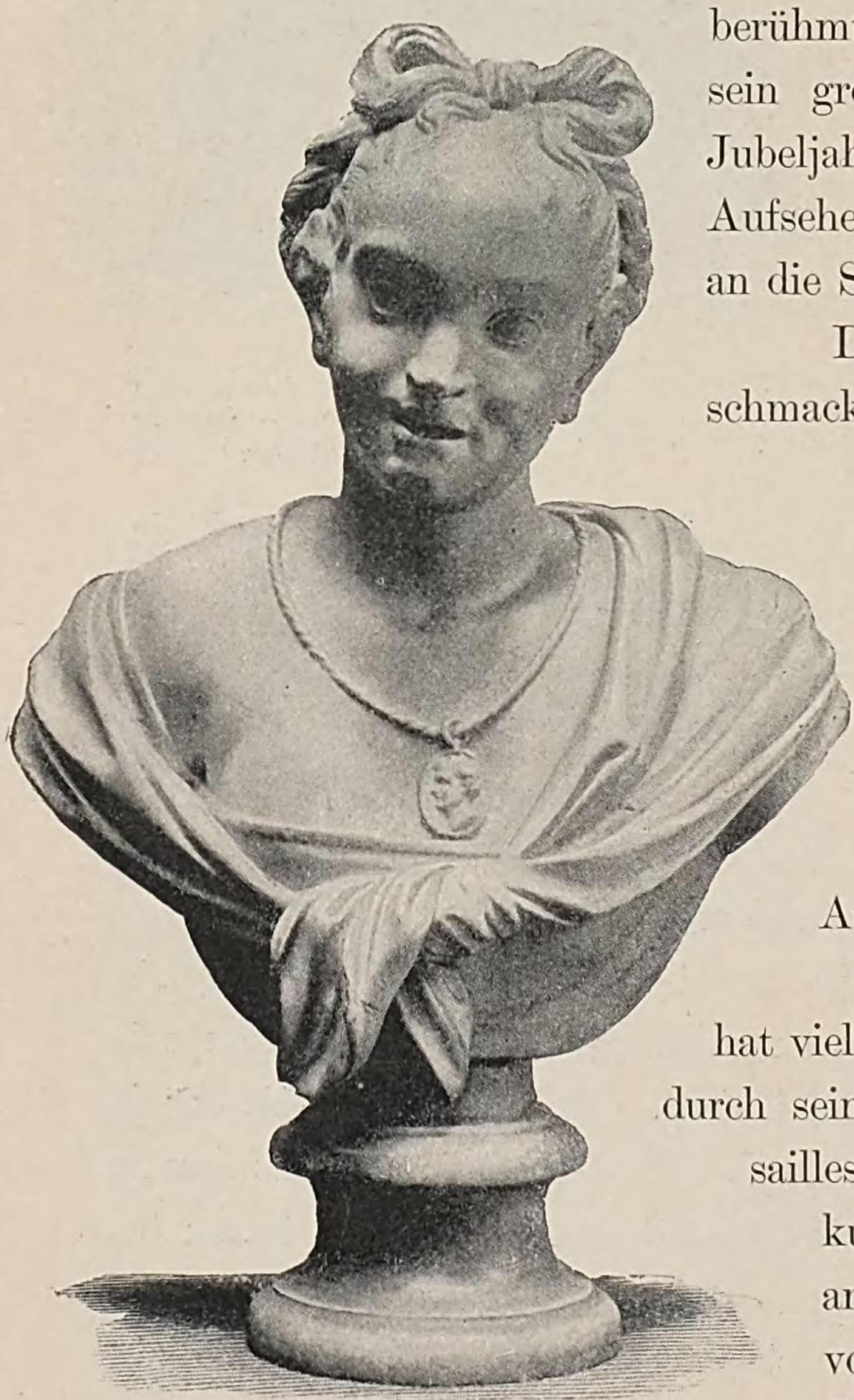
La Fosse hatte beinah dieselben Vorzüge wie Santerre.

Boulogne (Bon) war ein vorzüglicher Maler, wie man auch aus den hohen Preisen er-

sehen kann, welche seine Bilder erzielen. — Boulogne (Louis) schuf Gemälde, die nicht ohne Verdienst, aber doch weniger gesucht sind als die seines Bruders.

Raous, sehr ungleich in seinen Arbeiten, erreichte bisweilen die Höhe Rembrandt's.

Rigaud (Hyacinth), geboren zu Perpignan 1663, war fast ausschliesslich berühmt als Porträtmaler, hat aber auch durch sein grosses Gemälde „die Verkündigung des Jubeljahres durch den Kardinal von Bouillon" Aufsehen gemacht, denn er tritt mit demselben an die Seite von P. P. Rubens. Er starb 1743.



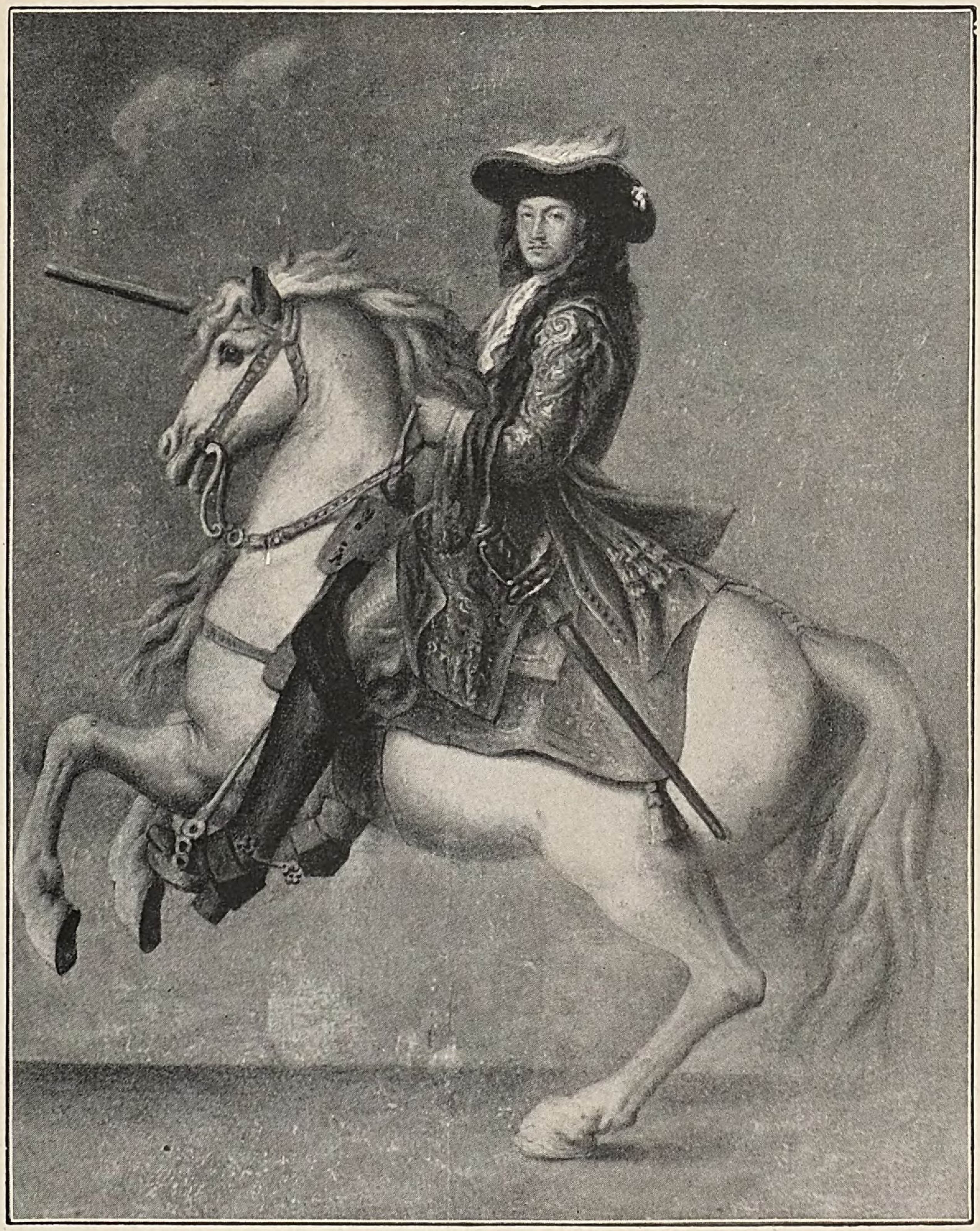
Weiblicher Faun.
(Marmorbüste, angeblich von Sarrasin. Sammlung der Mme. Moreau-Nélaton.)

De Troye (Franz) arbeitete im Geschmack Rigaud's. Seinem Sohne verdanken wir historische Gemälde, die sehr geschätzt werden.

Watteau (Antonius) war dasselbe in Bezug auf die Grazie seiner Gestalten, was Téniers in Bezug auf das burleske Äussere der seinigen ist. Er hatte Schüler, deren Arbeiten sehr geschätzt werden.

Le Moine, geboren zu Paris 1688, hat vielleicht alle, die wir hier aufgeführt haben, durch sein grosses Bild im Herkulessaal zu Versailles übertroffen. Diese Apotheose des Herkules stellte eine Schmeichelei, gerichtet an die Adresse von Hercules de Fleury, vor, der doch nichts mit dem Helden der Sage gemein hat. Für den Saal eines Königs von Frankreich wäre wohl die Apotheose Heinrich IV ein passenderer Schmuck gewesen. Von seinen Kunstgenossen beneidet, selbst aber wenig erbaut von der Art, in welcher ihn der Kardinal Fleury belohnt hatte, tötete er sich aus Verzweiflung 1737.

Einige andere Maler wie Desportes und Oudry haben sich in der Tiermalerei, andere in der Miniaturmalerei, mehrere auch im Porträt ausgezeichnet. Inzwischen sind noch einige wie Vanloo mit grösseren Leistungen hervorgetreten, und es ist zu glauben, dass die Maler bei uns nicht aussterben werden.



Ludwig XIV.

(Reiterbild von Carl Lebrun. Aus dem Vorzimmer der Königin. Versailler Galerie.)

### Bildhauer, Baumeister, Graveure.

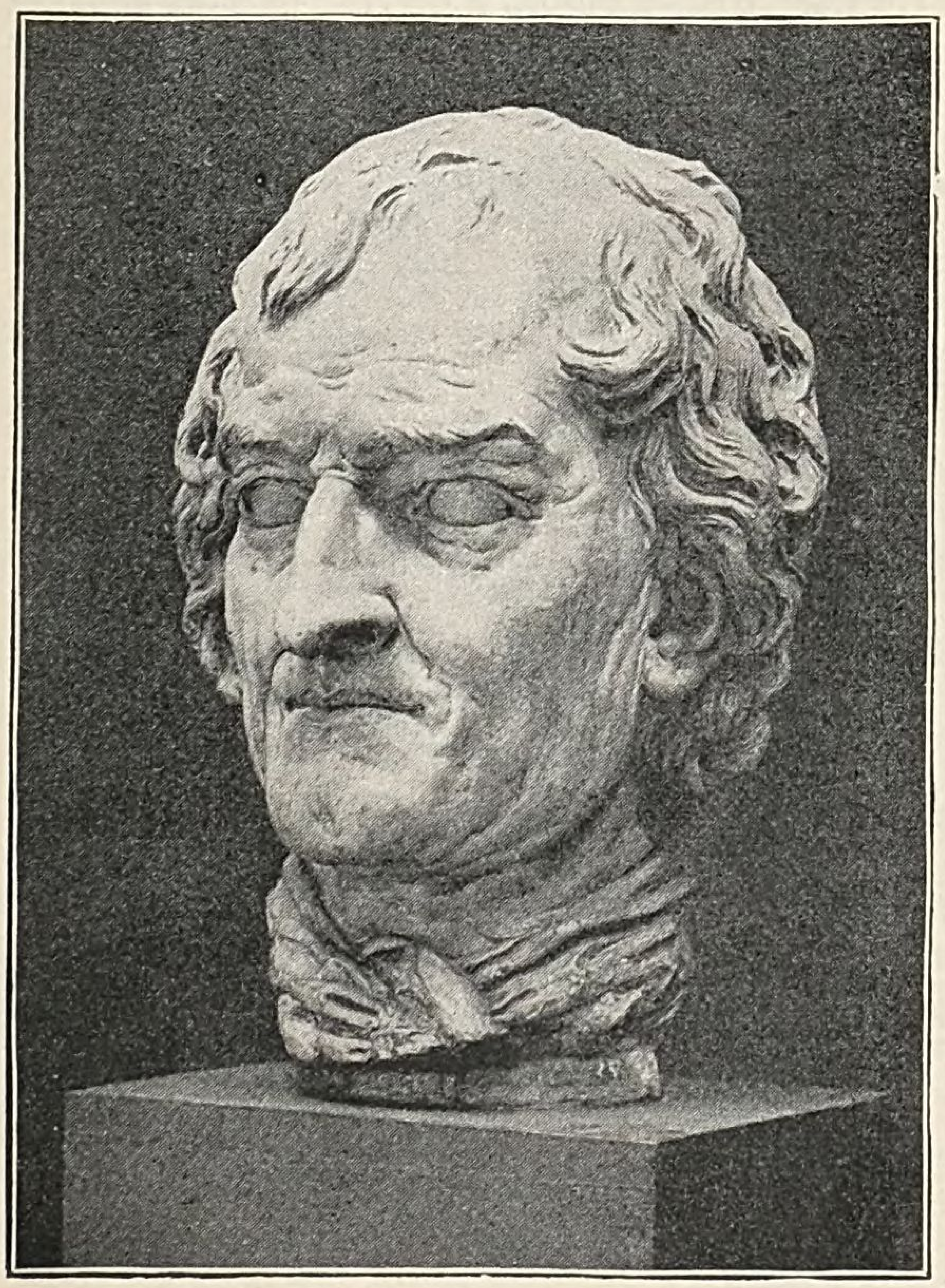
Die Bildhauereikunst ist unter Ludwig XIV zu hoher Vollendung gediehen und hat sich unter Ludwig XV auf ihrer Höhe erhalten.

Sarrasin (Jakob), geboren 1598, stellte in Rom für Papst Clemens VIII Meisterwerke her und arbeitete mit demselben Erfolge in Paris. Er starb 1660.



Anton Coysevox.
(Nach dem Porträt von G. Allou. Versailler Galerie.)

Puget (Peter), geboren zu Marseille 1623, Architekt, Bildhauer und Maler; ist durch Meisterwerke berühmt, welche man in Marseille und Versailles sehen kann. Gestorben 1694.



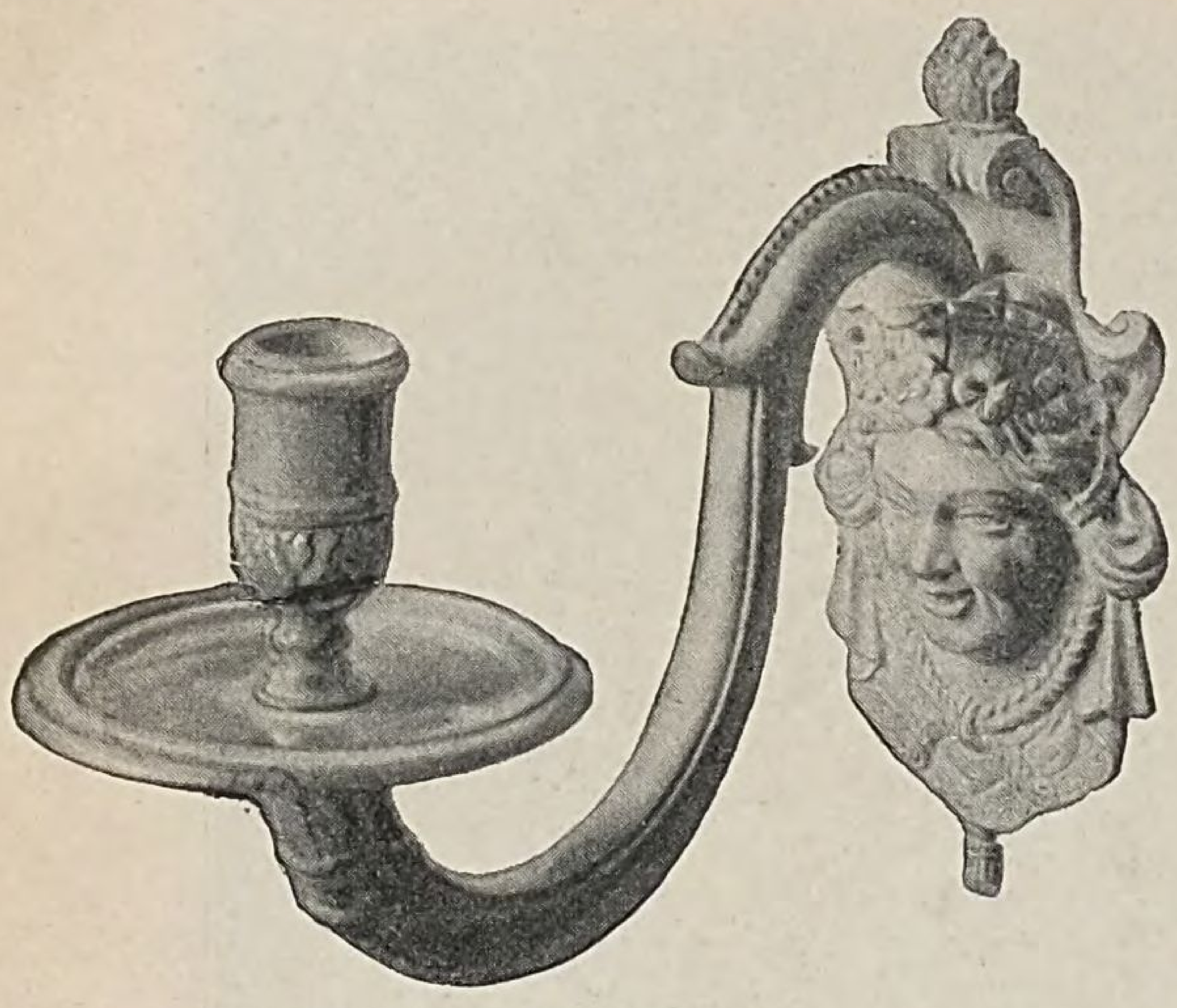
Peter Puget, von ihm selbst gefertigt.
(Museum zu Aix.)

Le Gros und Théodon haben Italien mit ihren Werken verschönert. Ein jeder von ihnen errang in Rom einen Konkurrenzpreis, ihre Entwürfe zählten zu den besten. Le Gros starb in Rom 1719.

Girardon (Franz), geboren 1638, tritt mit seinen Werken an die Seite der schönsten des Altertums, wir nennen nur sein „Bad des Apollo“ und sein „Grabmal des Kardinals Richelieu.“ Er starb 1715.

Coysevox, die Coustous und viele andere haben sich sehr ausgezeichnet, werden aber heute von vier oder fünf modernen Bildhauern übertroffen.

Chauveau, Nanteuil,



Leuchterarm aus dem Schloss zu Versailles.
(Sammlung des Herrn Rossigneux.)

Mellan, Audran, Edelinck, Le Clerk, Drevet, Poilly, Picart, Duchange, in deren Gefolge wir noch Bessere finden, haben sich als Kupferstecher hervorgethan; ihre Stiche schmücken in Europa die Zimmer derer, die keine Gemälde anschaffen können.

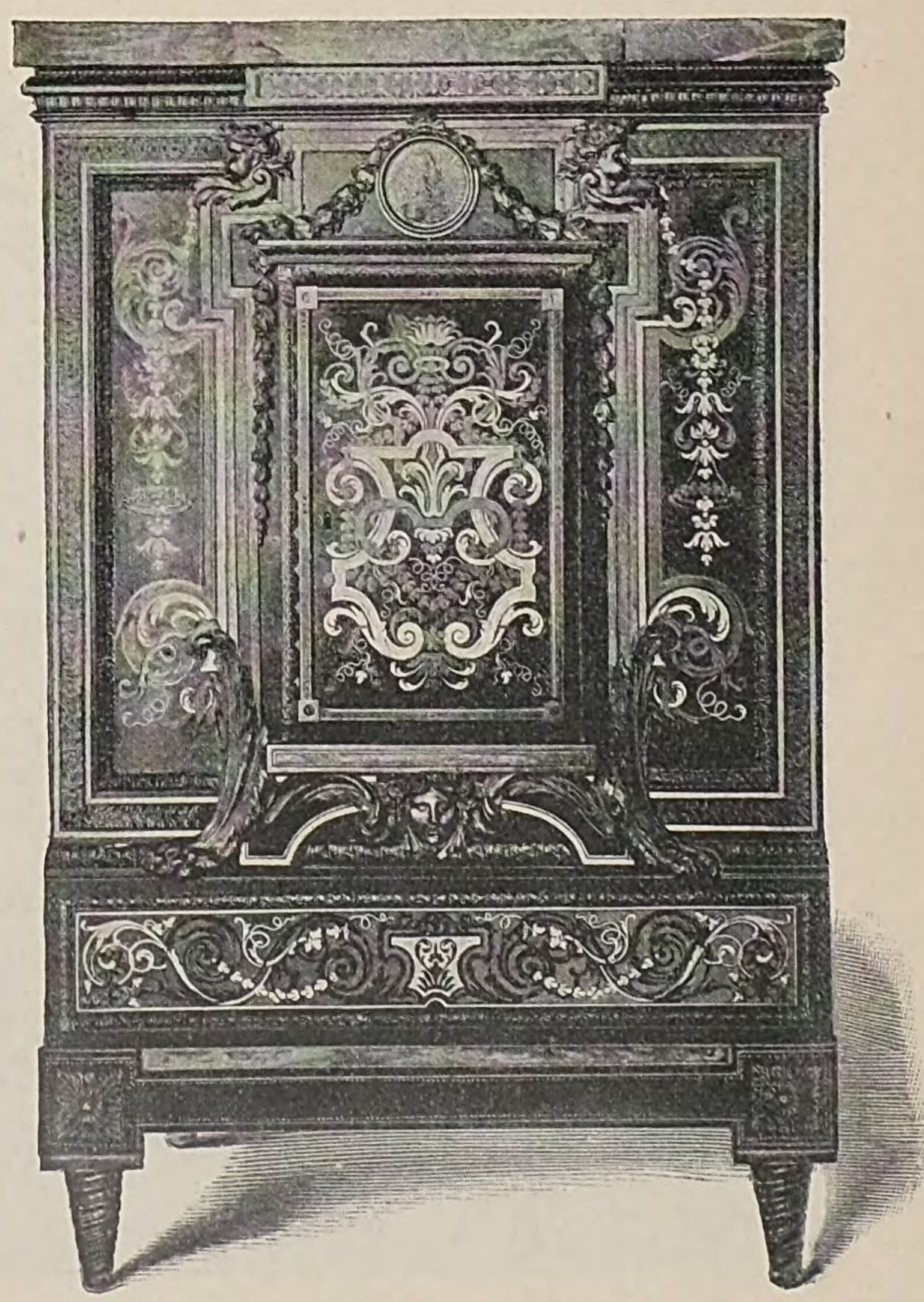
Goldschmiede wie Balin und Germain haben durch die Schönheit ihrer Muster und die Feinheit der Ausführung einen Platz unter berühmten Künstlern verdient.

Einem Talent für Architektur wird es nicht so leicht wie einem anderen Künstlertalent sich zur Geltung zu bringen. Grosse Monumente kann man nur errichten, wenn Fürsten Befehl dazu geben — das Talent mehr als eines tüchtigen Architekten ist unverwendet geblieben.

Mansard (Franz) war einer der besten Baumeister in Europa. Das Haus oder vielmehr der Palast von Maisons bei Saint-Germain ist ein Meisterwerk, weil er dabei völlig freie Hand hatte und sich ganz den Eingebungen seines Genies überlassen konnte.

Mansard (Julius Harduin), des Vorgenannten Neffe, erwarb unter Ludwig XIV ein unermessliches Vermögen, er war Oberintendant der königlichen Bauten. Von ihm rührt die schöne Kapelle im Invalidenhaus her. Beim Bau der Kapelle in Versailles, bei dem er durch das Terrain und die Lage des „kleinen Schlosses“, welches erhalten werden sollte, behindert war, konnte er nicht so, wie er wollte.

Man behauptet, Paris habe nur zwei stilvolle Brunnen, den



Schrank (cabinet) von Boulle.
(Nach einer Zeichnung von Bérain. Louvre.)

alten von Johann Goujon und den neuen von Bouchardon, dabei sind beide an schlechten Stellen. Man tadelt auch Paris mit Recht, dass es kein schönes Theater ausser dem Theater des Louvre habe, welches gar nicht benutzt wird, dass es nur geschmacklose unpraktische, schlechtgelegene Schauspielhäuser habe, während einzelne Städte in der Provinz der Hauptstadt in dieser Beziehung



Portal des Rathauses zu Toulon.
(Von Peter Puget.)

mit einem Beispiel vorangingen, dem diese noch immer nicht folgen wollte.

Frankreich thut sich aber durch andere öffentliche Bauten hervor, zum Beispiel die Hospitäler, die Magazine, die steinernen Brücken, die Quais, die Dämme längs der Flüsse, die Kanäle, die Schleusen, die Häfen und namentlich die Festungsbauten, bei denen Solidität und ein schönes Äussere vereint erscheinen. Man kennt jene Bauwerke, welche nach Zeichnungen und Plänen Perrault's, Levau's und Dorbay's ausgeführt wurden.

Die Gartenbaukunst wurde von Le Nôtre, der das Angenehme be-



Johann Varin.
(Nach einem angeblich von Lefebvre gemalten Porträt. Versailler Galerie.)

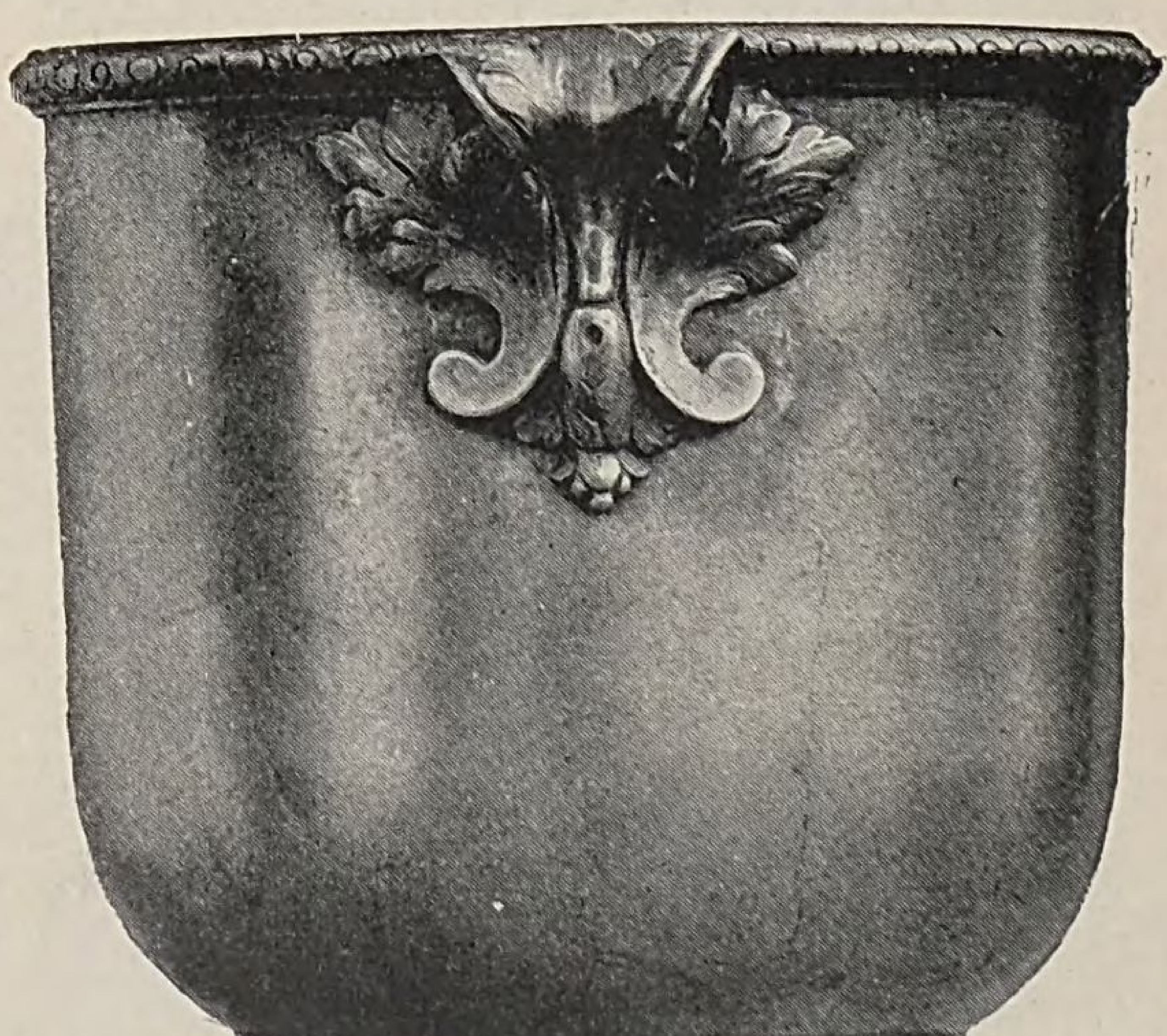
sonders im Auge hatte, und von La Quintinie, der das Nützliche förderte, sehr vervollkommnet. Dass Le Nôtre bei seiner natürlichen Einfachheit so weit gegangen wäre, den Papst und den König brüderlich zu umarmen, ist unwahr. Sein Schüler Collinau hat bestimmt versichert, dass diese so viel angeführte Anekdote völlig erfunden sei; auch bedarf es dieses Zeugnisses kaum — wo hätte je ein Gartenintendant einen Papst oder König auf die Wangen geküsst!

Die Steinschneidekunst, Stempelstecherei und Buchstabengiesserei haben aus den schnellen Fortschritten der übrigen Künste ihrerseits Vorteil gezogen.

Die Uhrmacher — man möchte sie die praktischen Physiker nennen — haben in ihren Arbeiten ein bewundernswürdiges Zeugnis für ihren Erfindungsgeist abgelegt.

Man hat den Stoffen, sogar dem Gold, welches zu deren Verschönerung Verwendung findet, mit grossem Verständnis und viel Geschmack alle möglichen Nuancierungen zu geben verstanden, so dass ein solcher Stoff, der nur dem Luxus dient, als Zeugnis des Gewerbfleisses aufbewahrt zu werden verdiente. —

Endlich hat auch noch das vergangene Jahrhundert das gegenwärtige in den Stand gesetzt, alle jene Wissenschaften wie Künste, welche zur Zeit so weit, als es nur möglich ist, entwickelt waren, in einem grossen

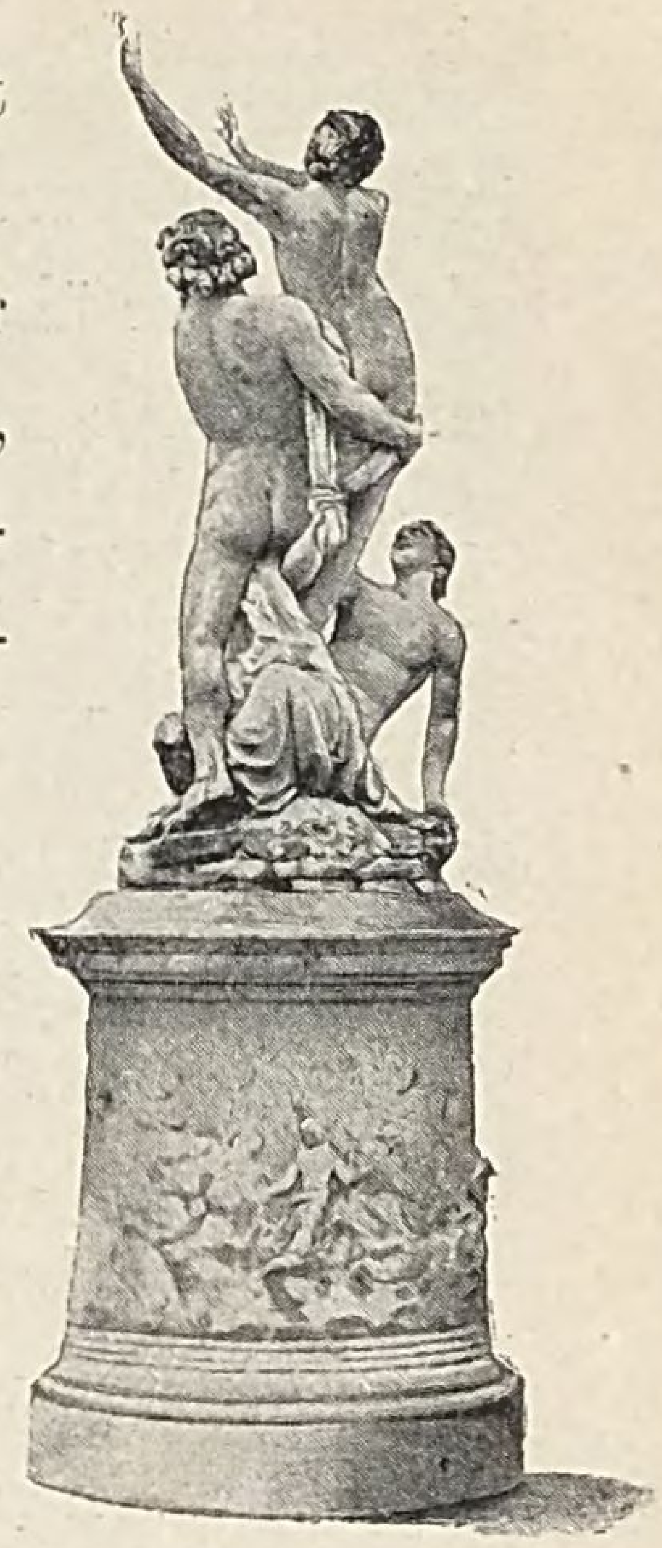


Eiskübel aus dem siebzehnten Jahrhundert, ciseliertes Kupfer.
(Sammlung des Herrn Edmund Guérin.)

Werke wie in einem Depot zu sammeln und der Nachwelt zu übermitteln.

Eine Gesellschaft geistreicher und aufgeklärter Männer gelehrten Standes ist mit der Herstellung dieses umfangreichen, dieses unsterblichen Werkes beschäftigt, das wie eine Beschwerde über die Kürze des Lebens erscheint. Es ist begonnen von d'Alembert und Diderot und von Neid und Unwissenheit verfolgt worden, wie dies wohl das Los aller grossen Unternehmungen ist.

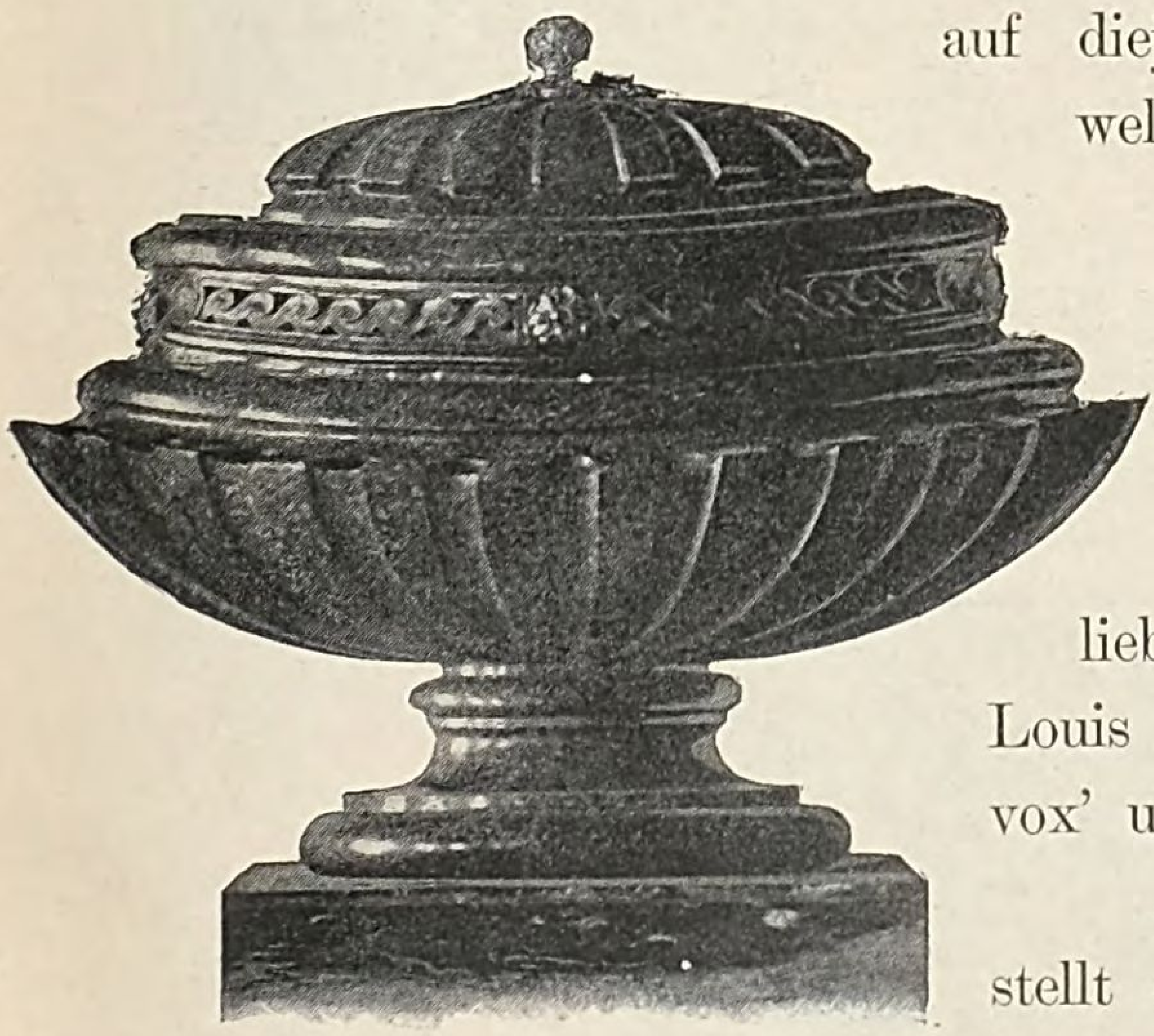
Sehr zu wünschen wäre es gewesen, fremde Hände hätten das erhabene Werk mit ihren kindischen Erörterungen und geschmacklosen Gemeinplätzen verschont. Es ist dadurch nur verunstaltet worden, der sonstige Inhalt aber wird von hohem Nutzen für die Menschheit sein und bleiben.



Die Entführung der Proserpina.
(Entwurf von Lebrun, ausgeführt von Girardon. Park von Versailles.)

Diesem Verzeichnis Voltaire's, das ebenso interessant durch seine Lücken, als durch die oft überraschenden Beurteilungen ist, hätten wir wohl gern jene Meisterwerke, die darin fehlen, ergänzend hinzugefügt, allein es gebricht dazu an Raum, oder wir hätten diesem Zweck das ganze Werk unterordnen müssen. Dies aber wäre beinah darauf hinausgekommen, das vortreffliche Buch M. Genevay's „der Stil Ludwig XIV", welches 1886 erschienen ist, abzudrucken.

Wir haben es also vorgezogen, nur die Aufmerksamkeit unserer Leser auf diejenigen Maler und Bildhauer zu lenken, welche Voltaire nicht aufführt, oder deren Wert er zu verkennen scheint. In Bezug auf die Malerei thun wir es, indem wir Philippe de Champagne nennen, in Bezug auf die Bildhauerei, indem wir bemerken, dass aus offenbarer Vorliebe für Girardon der Verfasser des „Siècle de Louis XIV" über Meisterwerke Puget's, Coysevox' und van Cleve's schweigt.



Becken aus Porphyr.
(Wie deren Ludwig XIV anfertigen liess, nachdem das grosse Silbergeräth eingeschmolzen war [1709]. Saal der Garden der Königin, Versailles.)

Jenes Werk aber in seinem Ganzen stellt eine Kunstgalerie des siebzehnten Jahrhunderts vor.

Wir waren der Ansicht, dass es für das Verständnis des „grossen Jahrhunderts" das Beste

ist, in einem Bilde Kunst, Leben und geistige Arbeit zu vereinen. Die interessanten Porträts, welche den Bemerkungen Voltaire's und Saint-Simon's oder anderer über Ludwig XIV sich anpassen, wie die seiner Minister und Hofleute, tragen zur Kenntnis der betreffenden Person bei. Die Sittenbilder unserer Kupferstecher, die holländischen oder französischen Karikaturen, die Mode- und Almanachbilder erläutern ihrerseits die Veränderungen, welche sich unter den Augen Voltaire's und Labruyère's in dem Frankreich des siebzehnten Jahrhunderts vollzogen haben.

Eine Medaille bildet oft den besten Kommentar zu einem Ereignis oder einer Gründung, welche die Zeitgenossen feiern, sie trägt viel dazu bei, uns aufzuklären. Aus einer Zeugenangabe über Vergangenes, der der Geschichtsschreiber Farbe zu geben sucht, aus einem Bilde, in welchem der Künstler etwas erklären will, ergiebt sich, wenn man alles zusammenstellt, eine treffliche und überraschende Unterweisung, welche weder die Wahrheit, noch die Ästhetik schädigt. Giebt es eine Zeitepoche, für welche diese Methode besonders anwendbar und fruchtbringend ist, so ist es das siebzehnte Jahrhundert, in welchem alles auf Verschmelzung und Einigung drängte, ebensosehr in Bezug auf Sitten, wie auf Gesetze, Kunst und Glaubenslehren, in welchem unter den Augen des Königs und auf seinen Befehl Colbert Lebrun befehligt, und Lebrun Coysevox.

Zudem kann man ja, falls man es wünscht, alles einzeln haben: die Bilder Lebrun's, die Porträts Lefebvre's, Rigaud's, Mignard's, die Büsten Warin's, Coysevox', Desjardin's, die Medaillen von Legros, die Stiche Mellan's, Audran's, Leclerc's, Poilly's, Nanteuil's, Edelinck's, die Mobilien Boulle's, die Vasen Tuby's und Ballin's, der Leser wird in diesem Falle sich an das Register der Künstler am Ende dieses Buches halten. —

Es ist also das Kapitel über die schönen Künste mit der kurzen Abhandlung, welche man soeben gelesen hat, nicht abgethan, das ganze Buch spricht davon, denn zu einem Bilde des grossen Jahrhunderts, welches wir den schriftlichen Aufzeichnungen der Zeitgenossen entnehmen, gehören auch deren Kunstwerke, welche wir vorzulegen bemüht waren.



Schlussvignette, gestochen von S. Leclerc.



Das Wappen des Dauphins, getragen von Amoretten.
(Titelvignette von Chauveau für das Werk „Kopf- und Ringspiele,“ königliche Druckerei. Nach einem illuminierten Stich in der Versailler Bibliothek.)

## IV.

# Die schönen Künste im übrigen Europa zur Zeit Ludwig XIV.




Initiale (Verherrlichung Ludwig XIV) von P. P. Sevin.

Wir haben im Verlauf der Geschichte dieser Zeitepoche zum öfteren darauf verwiesen, dass die Unglücksfälle, die sich fast unausgesetzt einer an den anderen reihten, endlich aus den Registern der Zeit verschwanden. Einzelheiten, sowie Specialia der Politik fallen der Vergessenheit anheim, gute Gesetze aber, gesunde Einrichtungen, Monumente, welche Wissenschaft und Kunst schufen, bleiben bestehen.

Die Menge der Fremden, welche sich heutzutage in Rom nicht als Pilgerschar, sondern als eine Gesamtheit von Leuten guten Geschmackes einstellt, kümmert sich nicht um Gregor VII und Bonifaz VIII, bewundert hingegen die Tempel, die Bramante und Michelangelo bauten, die Gemälde Raphael's, die Statuen Bernini's. Besitzen diese Romfahrer Geist, so lesen sie auch wohl Ariost und Tasso und erweisen der Asche Galilei's ihre Ehrfurcht.

In England spricht man wohl einen Augenblick von Cromwell, an die Kriege der weissen und roten Rose denkt man nicht mehr, aber man studiert Newton. Man erstaunt nicht darüber, auf seinem Grabe eine Inschrift zu finden, welche ihn als „Ruhm des Menschengeschlechtes“ preist, würde aber nicht wenig erstaunen, das Andenken eines Staatsmannes mit einem solchen Epitheton ausgezeichnet zu sehen.

Ich wünschte, ich könnte an dieser Stelle all den grossen Männern gerecht werden, die wie Newton in diesem Jahrhundert eine Zierde ihres Vaterlandes waren. Ich habe das Zeitalter nach Ludwig XIV benannt, nicht nur aus dem Grunde, weil dieser Fürst die Künste weit mehr gefördert hat, als alle die zeitgenössischen Fürsten zusammen, sondern auch weil er dreimal sich die Fürstengenerationen in Europa erneuen sah. Ich habe die Grenzen der Epoche einige Jahre vor und einige Jahre nach Ludwig gezogen: es hat der menschliche Geist gerade während dieses Zeitraumes die grössten Fortschritte gemacht.



Die keusche Susanna.
(Elfenbeinschnitzerei, angeblich von Bernin. Sammlung der Mme. Moreau-Nélaton.)

Die Engländer haben sich von 1660 bis auf gegenwärtige Zeit auf sozusagen allen Gebieten der Vollkommenheit weit mehr genähert als während früherer Jahrhunderte. Ich will hier nicht wiederholen, was ich schon an anderer Stelle über Milton gesagt habe. Viele seiner Kritiker werfen ihm die bizarre Seltsamkeit seiner Schilderungen vor, sein Paradies der Einfältigen, seine Mauern aus Alabaster, von denen das irdische Eden umschlossen ist, seine Teufel, die sich aus Riesen in Zwerge verwandeln, um in der Ratsversammlung, welche in einem grossen, goldenen Saale der Hölle abgehalten wird, nicht zu viel Platz einzunehmen, die Kanonen, welche im Himmel abgefeuert werden, die Berge, welche man sich gegenseitig an den Kopf wirft, die reitenden Engel und die Engel, welche auseinander gespalten werden und mit ihren beiden Hälften wieder zusammenwachsen, und Ähnliches. Man verdammt seine Weitschweifigkeit, seine vielen Wiederholungen, man behauptet, er habe in seiner Beschreibung der Schöpfung von Tier und Mensch weder Ovid noch Hesiod erreicht. Man will auch nichts wissen von seinen astronomischen Erörterungen, die man trocken findet, von dem Erdichteten, das mehr überschwenglich als wunderbar, eher abschreckend als erhaben erscheint, wie zum Beispiel: der unendlich

lange Damm quer durch das Chaos, wie: Sünde und Tod, die in einander verliebt sind und aus ihrer wilden Ehe Kinder haben, wie: der Tod, „der die Nase hervorstreckt, um über das endlose Chaos hinweg Witterung von den Veränderungen auf Erden zu bekommen, dem Raben gleich, der Leichen riecht“; wie: die Sünde, welche mit ihrer alles in Stein verwandelnden Keule, auf das Kalte und Trockene schlägt, während das Kalte und das Trockene in Verbindung mit dem Warmen und dem Feuchten, in tapfere Heerführer verwandelt, die Scharen der Leichtbewaffneten, das heisst Embryonen und Atome, in den Kampf führen — man hat sich in tadelnden Kommentaren völlig erschöpft: in Lobeserhebungen dagegen nie: Milton ist und bleibt der Ruhm und die Bewunderung Englands! Er wird verglichen mit Homer, dessen Fehler nicht minder gross waren, man stellt ihn über Dante, der Dinge erfindet, die noch bizarrer sind.




Porträt John Milton's.
(Nach einem allegorischen Gemälde aus dem achtzehnten Jahrhundert im Besitz der Nachkommen.)

Unter der grossen Zahl unterhaltender Dichter, welche der Regierungszeit Karl II angehören und ihr zum Schmuck gereichen wie Waller, Dorset und Rochester, wie der Herzog von Buckingham, tritt Dryden noch besonders hervor: er ist ausgezeichnet in allen Arten der Dichtkunst. Seine Werke sind voll von poetischen Details, die doch natürlich und dabei glänzend, die lebendig, kraftvoll, kühn und beweglich sind — ein Vorzug, den keiner vor ihm erreicht, den keiner übertroffen hat. Hätte Pope, der nach ihm kam, nicht am Schluss seines Lebens seinen „Essay on man“ geschrieben, man würde ihn Dryden nicht an die Seite stellen können.

Keine Nation hat die Moral in poetisch schönerer Form, mit edlerem Feuer, mit grösserer Gründlichkeit erörtert als die englische. Darin besteht, wie mir bedünkt, das grösste Verdienst ihrer Dichter.

Es giebt noch eine Art litterarischer Erzeugnisse, welche einen höchst

gebildeten, einen das All umfassenden Geist voraussetzen. Hier war Addison Meister. Er hat sich nicht durch seinen „Cato“, die einzige englische Tragödie, welche durchweg mit Vornehmheit und Eleganz geschrieben ist, unsterblich gemacht, auch seine anderen Werke moralischen und kritischen Inhalts stehen hoch und legen Zeugnis ab für seinen feinen Geschmack. Überall trifft man auch bei ihm richtige Gedanken umkränzt von den Blumen einer reichen Phantasie; seine Schreibweise ist eine mustergültige. Von dem Dekan Swift existieren mehrere Stücke, für die es keine Beispiele giebt, sie wären denn bei Rabelais zu finden.



John Dryden.
(Nach einem Porträt von Kneller, gestochen von Edelinck.)

Grabreden kommen in England nur wenig vor, es ist dort nicht Sitte, Könige und Königinnen in den Kirchen zu preisen. Dagegen bildete sich die Kanzelberedsamkeit, die vor Karl II sich in plumpen, unbeholfenen Formen bewegte, schnell aus; der Bischof Burnet räumt in seinen Denkwürdigkeiten ein, dass dies in Nachahmung französischer Muster geschah. Wer kann sagen, ob die Engländer nicht ihre Lehrmeister überflügelt haben! Ihre Predigten sind weniger gedrechselt, weniger deklamatorisch als die französischen.

Dieses Lob, welches Voltaire den englischen Schriftstellern spendet, ist eine Folge der Bewunderung, die sie ihm einflössten, als er zu Anfang seiner litterarischen Laufbahn England besuchte. Man möchte fast behaupten, er lernte in ihrer Schule erst das grosse französische Jahrhundert, das seinem Ende nahe war, wirklich bewundern; er that Recht, wenn er ihre Lobpreisung der Schrift hinzufügte, welche er vom Zeitalter Ludwig XIV schrieb.

In seinen „Lettres sur l’Angleterre“ (Briefe über England), welche 1727 erschienen, also viel früher, finden wir dieses Lob noch vollständiger und mit Einzelheiten ausgestattet:

„In England denkt man,“ sagt in diesen Briefen Voltaire, „im allgemeinen viel nach und die Litteratur steht dort höher wie bei uns. Dieser

Vorteil erscheint als eine notwendige Folge der englischen Regierungsform. Die gesamte Nation ist genötigt, sich zu unterrichten. Die Hochachtung, welche dieses Volk dem Talent darbringt geht so weit, dass ein verdienstvoller Mann dort auch stets Glück macht. Tritt man in Westminster ein, sind es nicht die Gräber der Könige, welche man bewundert, sondern Denkmäler, welche die dankbare Nation den grossen Männern errichtet hat, welche den Ruhm des Landes in geistiger Beziehung förderten. Man sieht ihre Statuen, wie man zu Athen die des Sophokles und Plato sah.“ — In seiner Art und in grösster Vollendung hat auch Voltaire ihnen ein Denkmal gesetzt, indem er die Franzosen lehrte, sie zu bewundern. Er sagt:

„Diejenigen, welche sich über Althergebrachtes, Vorurteile und Schwächen ihres Volkes erheben, diejenigen, welche allen Zeiten angehören, wie allen Ländern, diejenigen, welche die Erhabenheit der Philosophie den Deklamationen der Liebe vorziehen, werden im Cato Addison's eine Tragödie finden, welche von Anfang bis Ende mit jener energischen und dabei eleganten Kraftfülle geschrieben ist, von der bei uns Corneille so schöne Proben lieferte. Die Rolle des Cato scheint mir eine der schönsten, die es auf der Bühne nur geben kann. Derjenige aber unter den Engländern, welcher den Ruhm der Komödie am meisten förderte, war der verstorbene Congrève. Er hat nicht viel Stücke geschrieben, aber die, welche er schrieb, sind in ihrer Art vortrefflich, sie sind die geistreichsten, sorgfältigsten, die von van Brugh sind die heitersten, die von Wicherley die ungeniertesten.

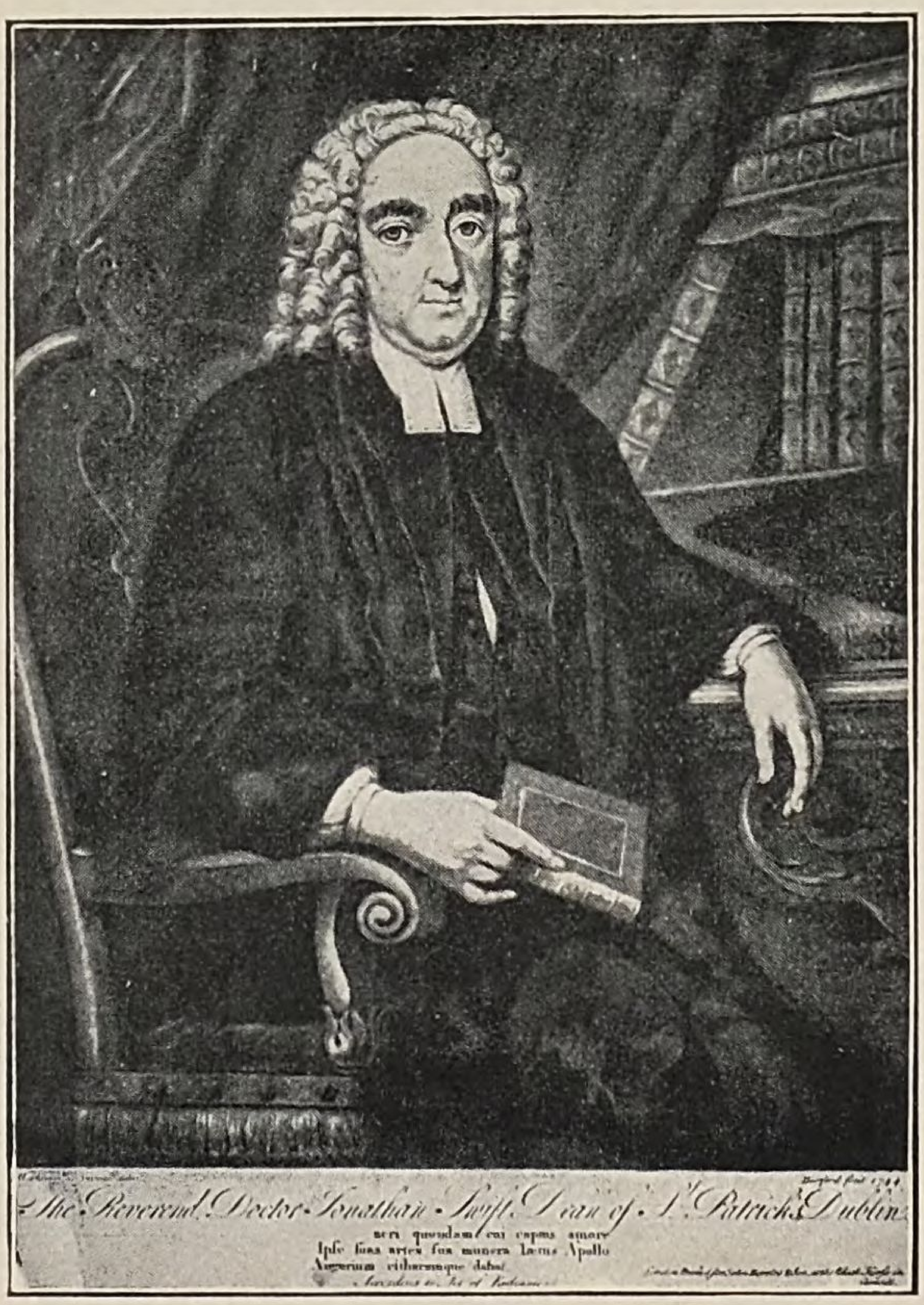


Addison.
(Nach dem Porträt von Dahl, gestochen von Simon.)

Ein Mann, der in seiner Phantasie nur den zehnten Teil der vis comica, welche im „Hudibras“ von Butler zu finden ist, besitzt, würde noch sehr amüsant sein, würde sich aber wohl in acht nehmen, Butler nachzuahmen; es würde jeden Augenblick ein Kommentar, eine Erklärung nötig sein. Deshalb wird man auch nie in Frankreich für die Schriften des geistvollen Doktor Swift ein volles Verständnis haben. — Swift ist unser Rabelais in gute

Gesellschaft gebracht; es fehlt ihm vielleicht die Ausgelassenheit, aber er hat dafür Feinheit, Verstand, guten Geschmack, weiss seine Stoffe zu wählen — alles Dinge, die unserem Pfarrer von Meudon abgehen. Seine Verse sind von sonderbarem Geschmack, aber wohl unnachahmlich.“

Man darf nicht unbemerkt lassen, dass diese von der übrigen Welt abgesperrten und erst spät zur Kultur gelangten Inselbewohner ebensoviel Kenntnis vom Altertum haben, als man in Rom hat, das doch so lange Zeit hindurch der Mittelpunkt aller Kultur war. Marsham war es, der in Bezug auf das alte Ägypten Licht schuf; kein Perser hat die Lehre des Zoroaster besser erforscht als Hyde. Die Geschichte Mohammed's und der Zeiten vor ihm war den Türken selbst unbekannt, sie ist vom Engländer Sale erforscht und bearbeitet worden. Sale hat auch Arabien mit grossem Nutzen bereist.




Jonathan Swift.
(Nach dem Porträt von Markham, gestochen von Burford.)

Es giebt kein Land in der Welt, in welchem das christliche Bekenntnis so heftig angegriffen und so geschickt verteidigt worden wäre, wie England. Von der Zeit Heinrich VIII an bis auf Cromwell war man nach Art römischer Gladiatoren, die mit dem Schwert in der Hand und einer Binde vor den Augen in der Arena erschienen, verfahren. Einige unbedeutende Verschiedenheiten im Kultus und in der Glaubenslehre hatten verheerende Kriege hervorgerufen. Seitdem aber, von der Wiedereinsetzung des Königtums bis zur Gegenwart, obwohl fast alljährlich das Bekenntnis im ganzen angegriffen worden ist, haben die Streitigkeiten keine Störung des bürgerlichen Friedens mehr zur Folge gehabt, es sind nur Waffen der Wissenschaft zur Verwendung gekommen, früher antwortete man sich gegenseitig mit Feuer und Eisen.

In der Philosophie sind die Engländer die Lehrer aller übrigen Nationen

geworden. Es handelt sich nicht mehr um schön erdachte Systeme, die Fabeleien der Griechen hätten schon längst verschwinden sollen und die Phantastereien der Neueren nie auftauchen sollen. Der Kanzler Bacon war der erste, der die Behauptung aufstellte, das man die Natur auf andere Art erforschen, dass man Experimente anstellen müsse und Bayle war es, der sein Leben lang Versuche anstellte. Hier ist der Ort nicht, um eine physikalische Abhandlung zu schreiben, es möge die Bemerkung genügen, dass Newton, nachdem dreitausend Jahre unnützer Forschungen und Irrtümer vorangegangen waren, das grosse Naturgesetz entdeckte, nach welchem alle Stoffelemente sich gegenseitig anziehen, und nach welchem die Gestirne in ihren Bahnen erhalten werden. Er war der erste, der das Licht gesehen hat, vor ihm ist es von niemandem gesehen worden. Seine mathematischen Grundlehren beruhen auf der Entdeckung jener Rechenkunst, die man recht ungeschickt die „Unendlichkeitsrechnung“ nennt; es ist ein Meisterwerk, das er als achtzigjähriger Greis machte. Ein grosser Philosoph, Halley, sagt in Bezug auf Newton und seine Entdeckungen: „Kein Sterblicher ist imstande, der Gottheit näher zu kommen.“




Halley.
(Nach dem Porträt von Kneller, gestochen von White.)

Eine grosse Anzahl tüchtiger Geometer und Physiker wurde durch seine Entdeckungen auf neue Wege geführt und durch ihn ermuntert. Bradley fand die Aberration des Fixsternlichtes, die zwölf Millionen mal Millionen Meilen von unserer kleinen Erde entfernt sind.

Der schon erwähnte Halley erhielt, obwohl er nichts weiter wie Astronom war, 1698 das Kommando über ein königliches Schiff; von diesem aus bestimmte er die Stellung der Sterne des antarktischen Poles, beobachtete er die Abweichungen der Magnetnadel an verschiedenen Stellen der Erde. Der Argonautenzug ist im Vergleich zu dieser Reise nur eine Überfahrt von einem Flussufer zum anderen. In Europa hat man wenig von der Reise Halley's gesprochen.

Unsere Gleichgültigkeit gegen grosse Dinge, weil wir mit solchen vertraut sind, im Vergleich mit der Bewunderung der alten Griechen für die kleinsten, spricht auch für die Überlegenheit unseres Zeitalters über die früheren. Boileau in Frankreich und Temple in England aber wollten diese nicht anerkennen, ihr Zeitalter herabsetzen, um sich selbst über dasselbe zu stellen. Der Streit über die Alten und die Neueren ist jetzt entschieden — wenigstens soweit es sich um die Philosophie handelt. Bei aufgeklärten Nationen stützt sich der Unterricht nicht mehr auf die alten Philosophen.



Der Chevalier Temple.
(Porträt von Lely, gestochen von Hubraken.)

Locke allein wäre schon ein hervorragendes Beispiel für den Vortritt, den unsere Zeit vor den schönsten Zeiten des alten Hellas hat. Von Plato bis auf ihn findet sich nichts, niemand hat während dieser Zeit die Thätigkeit der menschlichen Seele zu ergründen versucht. Wer den ganzen Plato auswendig kennen, nur ihn kennen würde, wüsste wenig und nichts Rechtes.

Plato war allerdings ein Grieche von grosser Beredsamkeit. Seine Apologie des Sokrates ist ein Dienst, welchen er den Weisen aller Länder erwiesen hat; es macht ihm alle Ehre, die verfolgte Tugend hochgestellt und die Verfolger dem Hass und der Verachtung preisgegeben zu haben. Man glaubte lange Zeit, dass einer so schönen Moral keine so schlechte Metaphysik beigesellt sein könne, man machte ihn wegen seines „Ternarios“ sozusagen zum Kirchenvater. Was würde man heutzutage von einem Philosophen sagen, der uns glauben machen will, ein Stoff sei wie der andere, die Welt ein Fünfeck, das Feuer habe die Gestalt einer Pyramide und sei durch Zahlen an die Erde gebunden? Würde man beifälligen Glauben finden, wenn man heutzutage die Unsterblichkeit und die Wanderungen der Seele dadurch nachweisen wollte, dass der Schlaf aus dem Wachen, das Wachen aus dem Schlafe, das Lebendige

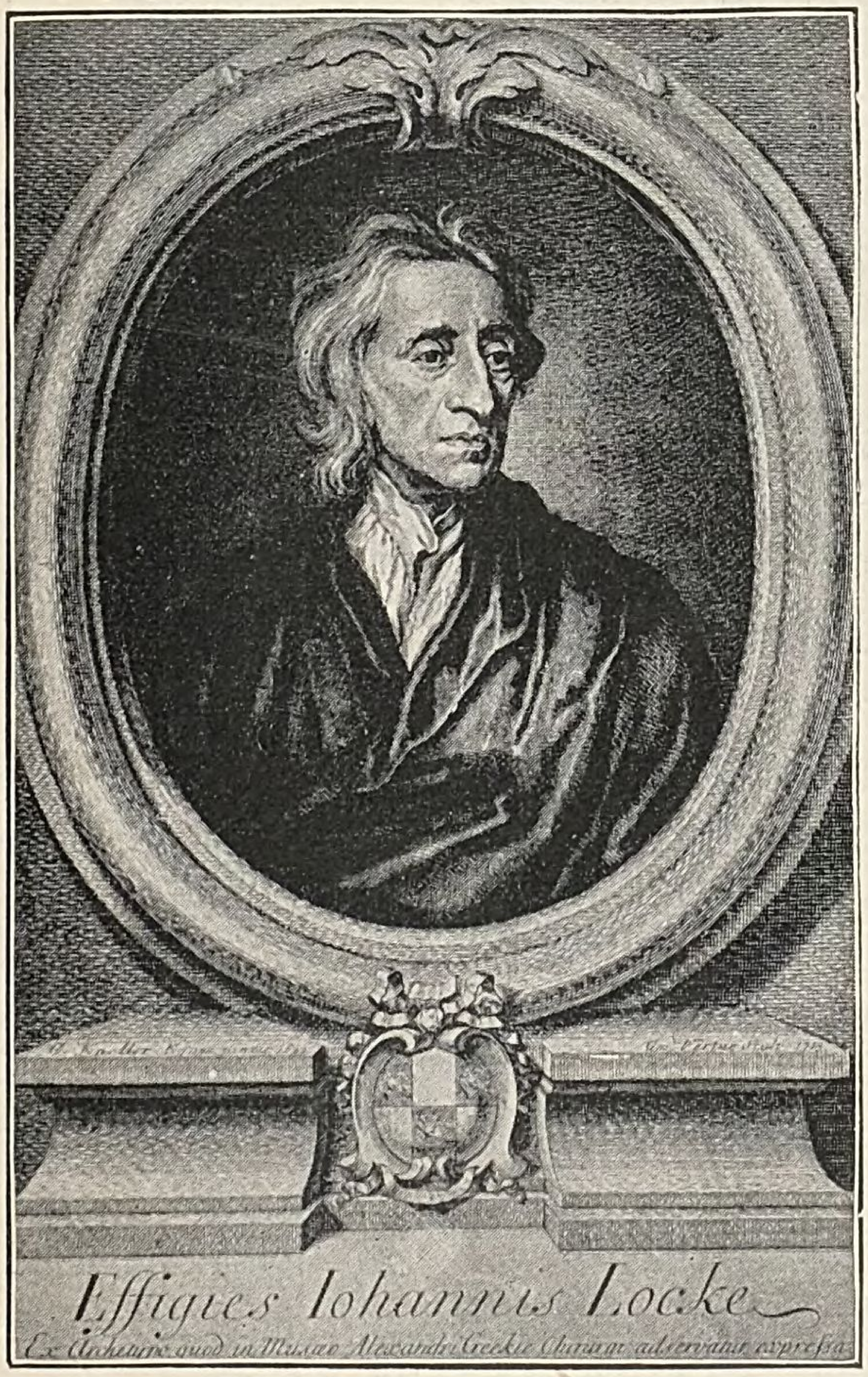
aus dem Toten, das Tote aus dem Lebendigen entstehe? Und doch sind diese Platonischen Schlüsse und Begründungen jahrhundertelang bewundert und sind noch ungereimtere Dinge zur Erziehung des Menschengeschlechts verwendet worden.



Die Geometrie.
(Marmorbüste von Legros. Louvre.)

Locke erst hat in seinem „Essay on the human understanding“ die Wahrheit gefunden, und was sein Werk besonders auszeichnet, ist der Umstand, dass alles klar und einleuchtend ist.

Will man sich des weiteren überzeugen, inwiefern dieses unser Zeitalter alle vorhergehenden übertrifft, so braucht man seine Blicke nur auf Deutschland und den Norden zu richten. Hevelius in Danzig ist der erste Astronom, der den Mond genau studiert hat, besser hat überhaupt vor ihm noch keiner den Himmel durchforscht. Unter den Männern dieses Zeitalters liefert keiner einen so klaren Beweis dafür, dass es mit Recht das Ludwig XIV benannt werden soll, als dieser Hevelius. Er verlor bei einer Feuersbrunst seine ganze schöne, grosse Bibliothek. Der König Ludwig XIV machte ihm ein Geschenk, welches den Verlust mehr als ausglich.




John Locke.
(Nach dem Porträt von Kneller, gestochen von Vertue.)

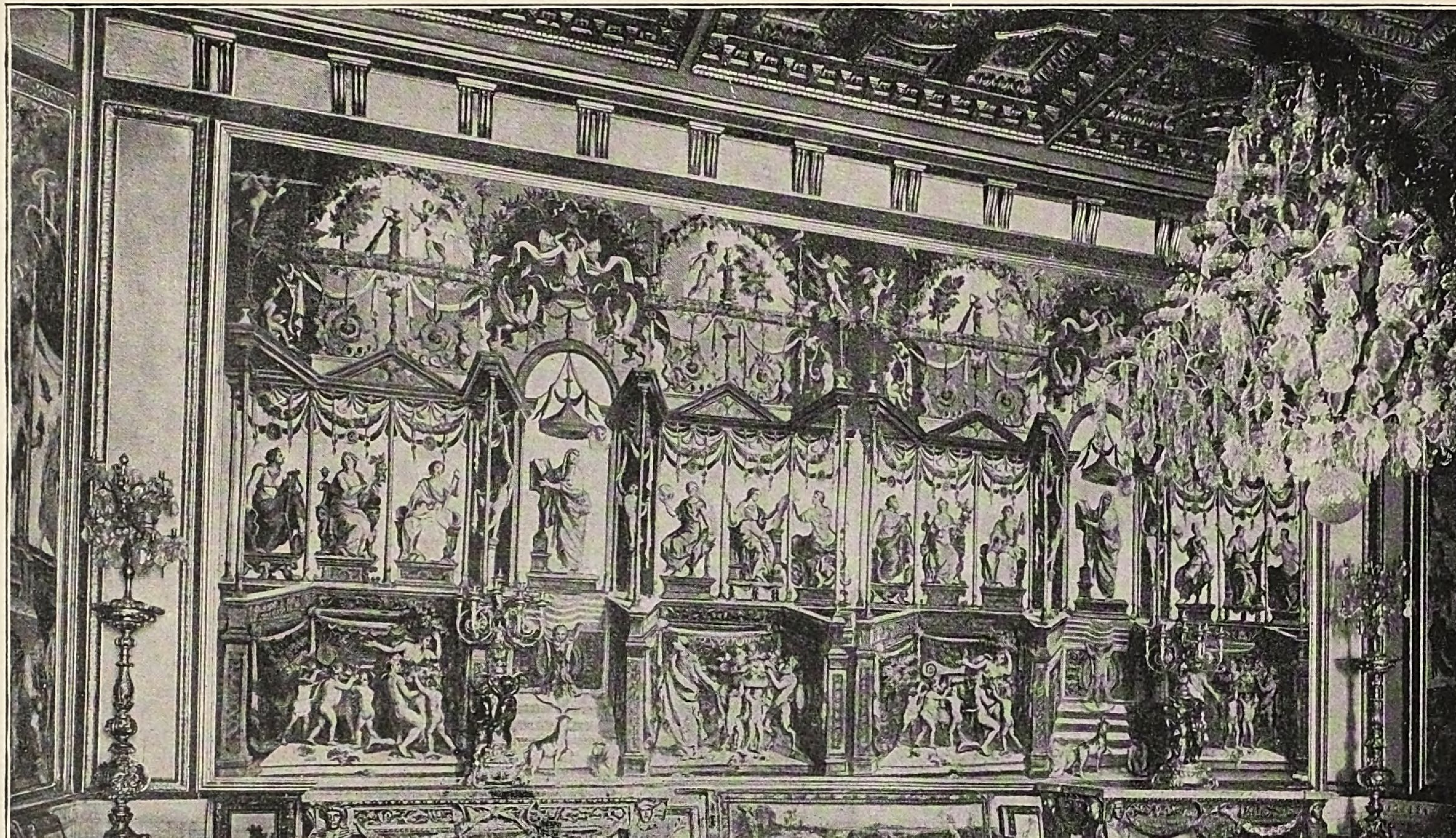
Mercator in Holstein war, was die Geometrie betrifft, der Vorläufer Newton's, die Bernoullis in der Schweiz waren seine würdigen Schüler. Leibniz galt eine Zeitlang für Newton's Rivalen.

Der berühmte Philosoph Leibniz war in Leipzig geboren und starb in Hannover, er verehrte wie Newton einen einigen Gott, ohne die Menschen darum zu fragen. Er war wohl unter den Gelehrten Europas derjenige, der das umfassendste Wissen besass. Er steht vor uns als ein in seinen Nachforschungen unermüdlicher Historiker, als ein gründlicher Kenner der Justiz, der zum Studium derselben die Philosophie zu Hilfe nimmt, so fremd diese auch dem juristischen Studium zu sein scheint. Leibniz war ein Metaphysiker, scharfsinnig genug, um eine Versöhnung zwischen Theologie und Metaphysik anzustreben, ein Dichter in lateinischer Sprache, ein Mathematiker endlich, der so bedeutend war, dass er dem grossen Newton die Erfindung der Infinitesimalrechnung streitig machen konnte, so dass eine Zeitlang zwischen ihm und jenem die Meinungen geteilt waren.



Leibniz.
(Nach einem zeitgenössischen unbekannten Kupferstecher.)

Es war damals die schöne Zeit der Geometrie. Ihre Jünger sandten einander nicht selten Herausforderungen zu in Gestalt von Problemen, die zu lösen waren, ähnlich wie die alten Könige von Ägypten und Asien der Sage nach einander Rätsel zu lösen aufgaben. Die Aufgaben, welche die Geometer sich gegenseitig stellten, waren allerdings wohl schwieriger als jene Rätsel, es blieb aber keine weder in Deutschland, England, Italien noch Frankreich ungelöst. Unter den Gelehrten herrschte zu keiner Zeit ein so lebhafter Verkehr; die Seele desselben aber war Leibniz. Man sah allen Kriegen und allen Religionen zum Trotz in Europa eine Gelehrtenrepublik erstehen; es haben sich Wissenschaften und Künste gegenseitig unterstützt und gefördert. Die Republik hatte ihre Centralleitung in den Akademien. Italien und Russland waren brieflich miteinander verbunden, Engländer, Deutsche, Franzosen gingen nach Leyden, um dort zu studieren. Der berühmte Arzt Boerhaave wurde vom Papste und vom Zaren konsultiert. Seine bedeutendsten Schüler haben



Ein Gobelin, ausgeführt nach den Zeichnungen von J. Romain.
(Gemächer des Papstes im Schloss zu Fontainebleau.)

in derselben Weise die Ausländer herangelockt, sie sind sozusagen Ärzte für alle Nationen geworden. Verdienstvolle Gelehrte, auf verschiedenen Gebieten der Wissenschaften zu Hause, haben die grosse Gesellschaft der Geister, die weithin verbreitet und überall unabhängig ist, durch enge Bande verbunden, und dieser innige Verkehr besteht noch jetzt und stellt einen Trost dar inmitten der Übel, welche Ehrgeiz und Politik über die Erde verbreiten.

Italien bewahrt seinen alten Ruhm, obwohl es keinen zweiten Tasso, keinen zweiten Raphael aufzuweisen hat. Ist es nicht genug, einmal solche Männer hervorgebracht zu haben? Chiabrera, später Zappi, Filicaja haben genugsam dargethan, dass feiner Geschmack immer noch ein Erbteil dieses Landes ist. Maffei's „Merope" und Metastasio's dramatische Werke sind ebenfalls schöne Denkmäler der Zeitepoche.



Philipp Sydenham in seinem 24. Jahr.
(Nach dem Porträt von Hoese, gestochen von Smitt.)

Das Studium der von Galilei ins Leben gerufenen rationellen Physik hat sich trotz allen Widerspruches der mit der Religion damals so eng verquickten Philosophie behauptet. Cassini, Viviani, Manfredi, Bianchini, Zanotti und viele andere haben über Italien dasselbe Licht verbreitet, das über den anderen Ländern lag, und wenn die Hauptstrahlen desselben aus England kamen, so hat man in Italien die Augen davor nicht geschlossen.

Alle Arten von Litteratur sind in diesem ehemaligen Vaterland der Künste mit dem nämlichen Erfolge gepflegt worden, wie anderwärts, diejenigen Themata ausgenommen, für welche die Denkfreiheit bei den übrigen Nationen einen grösseren Spielraum hat und den Geistern grösseren Schwung verleiht. Besonders hat aber diese Zeit das klassische Altertum gründlicher kennen gelehrt als alle früheren. Italien allein hat mehr Monumente geliefert als das übrige Europa zusammengenommen, und je mehr von ihnen durch Aus-

grabungen ans Licht gefördert wurden, desto mehr hat sich die Wissenschaft erweitert und vervollkommnet.

Alle diese Fortschritte sind einigen Denkern, einigen Genies, die, in geringer Anzahl über verschiedene Gegenden Europas verteilt, lange Zeit hindurch fast sämtlich unbekannt und oft verfolgt waren, zu danken. Sie haben die Erde erleuchtet, getröstet, als Kriege dieselbe verwüsteten. In anderen Werken wird man genaue Verzeichnisse derer finden, die Deutschland, England und Italien zur Zierde gereichen und, ein Fremder ist wohl kaum geeignet, das Verdienst aller dieser grossen Männer gebührend zu würdigen.



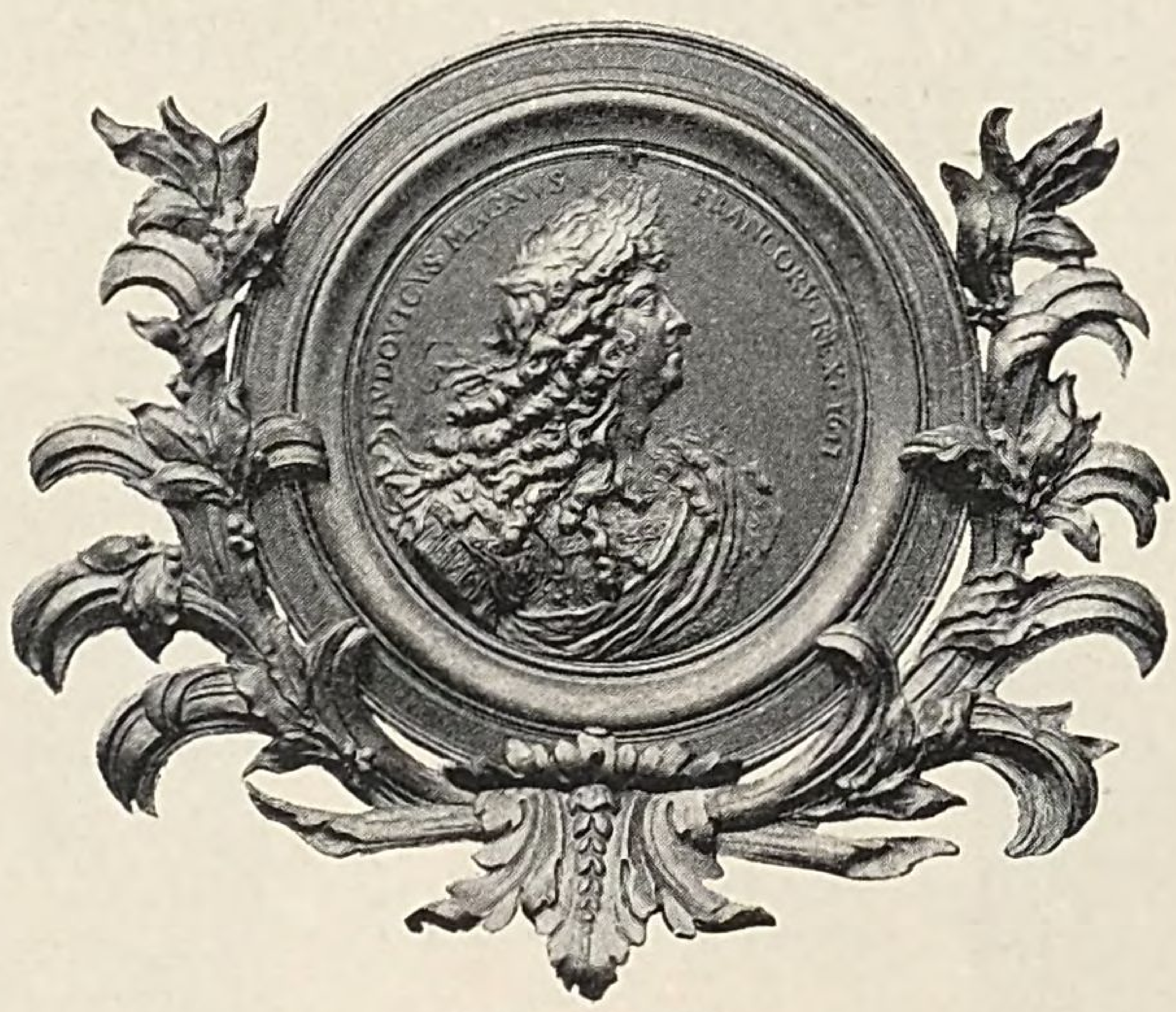
Scipio Maffei.
(Nach einer Zeichnung von Marcus Pitteri.)

An dieser Stelle genüge der Nachweis, dass im vergangenen Jahrhundert die Menschen von einem Ende Europas bis zum anderen mehr an Einsicht und Bildung gewonnen haben als in allen vorhergehenden.

Diese Schilderung der Fortschritte der geistigen Entwickelung in ganz Europa zur Zeit Ludwig XIV ergänzt, ohne ihr zu widersprechen, die Anschauungen Voltaire's über das „grand siècle“, das grösste seit Leo X. Ehe sein Werk veröffentlicht wurde, hatte der Autor Gelegenheit, sich darüber mit einem Engländer zu besprechen; es war Lord Hervey, der ihm vorwarf, dass er allen Ruhm dieses Zeitabschnittes Ludwig XIV habe zugute kommen lassen. Diese Auseinandersetzung trug zur Rechtfertigung und Erläuterung von Voltaire's Auffassung bei.

„Seien Sie nicht so böse auf mich,“ schreibt er jenem, „dass ich das letzte Jahrhundert als das Jahrhundert Ludwig XIV bezeichnet habe. Ich weiss ja sehr wohl, das Ludwig XIV die Ehre nicht hatte, der Herr und Beschützer eines Bayle, eines Newton, eines Halley, Addison, Dryden zu sein. In dem Zeitalter aber, welches man als das Leo X bezeichnet, hat dieser

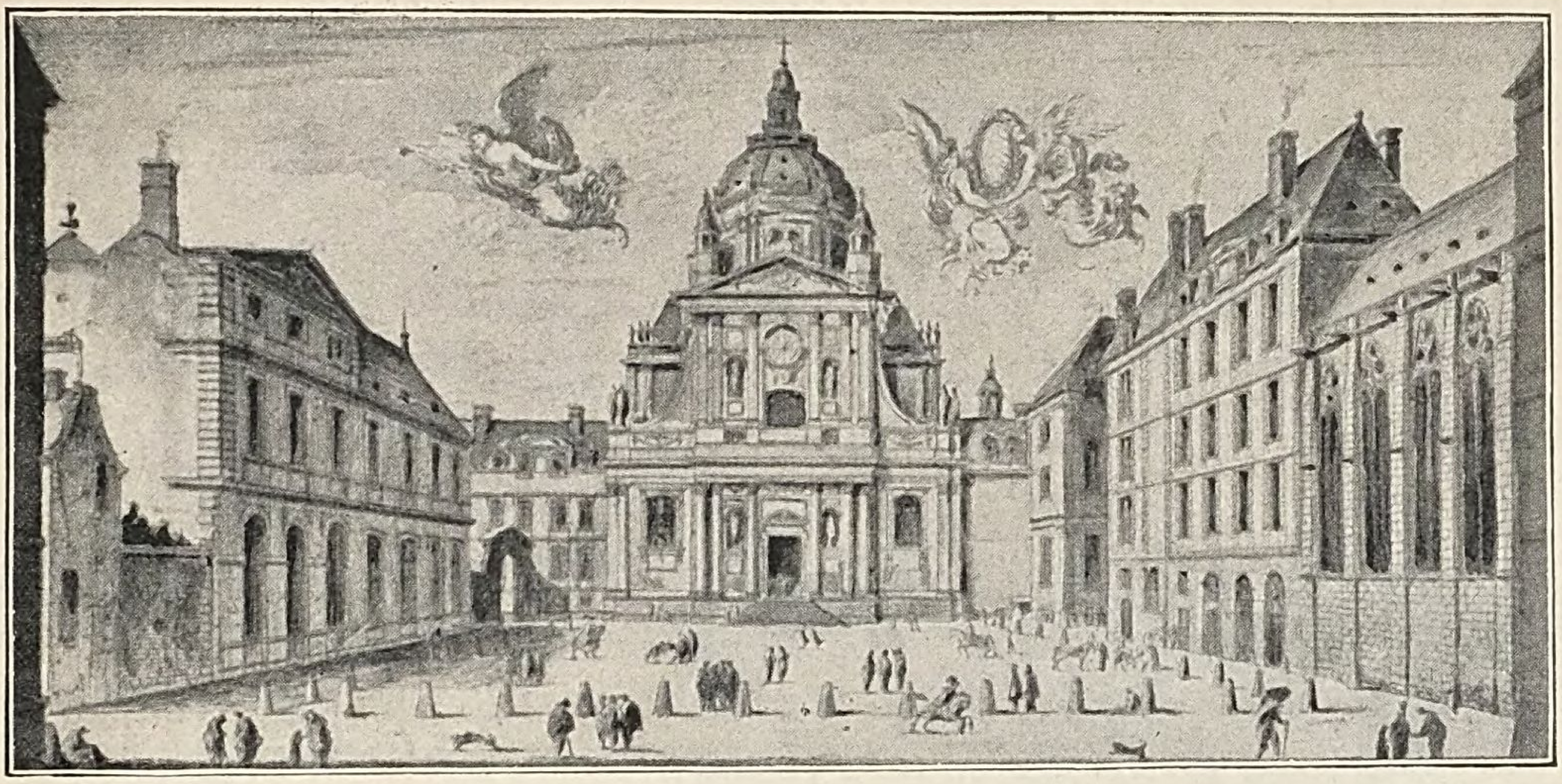
Papst auch nicht alles gethan. Gab es nicht andere Fürsten, die dazu beitrugen, der Menschheit Schliff beizubringen, sie zu erleuchten? Der Name Leo's aber stand vornan, weil er die Künste mehr ermunterte als irgend ein anderer. Und ich frage, welcher König hat denn in dieser Beziehung der Menscheit grössere Dienste erwiesen? Welcher König hat mehr Wohlthaten erwiesen, hat den Geschmack mehr gehoben? Nennen sie mir einen Fürsten, der mehr geschickte und talentvolle Ausländer an sich gezogen hätte! Waren die guten Schriftsteller aus der Zeit Ludwig XIV nicht Muster auch für die Ihrigen? Welcher Fürst hätte nicht versucht, Ludwig XIV nachzuahmen?



Ludwig XIV.
(Medaillon im Besitz des Barons Pichon.)



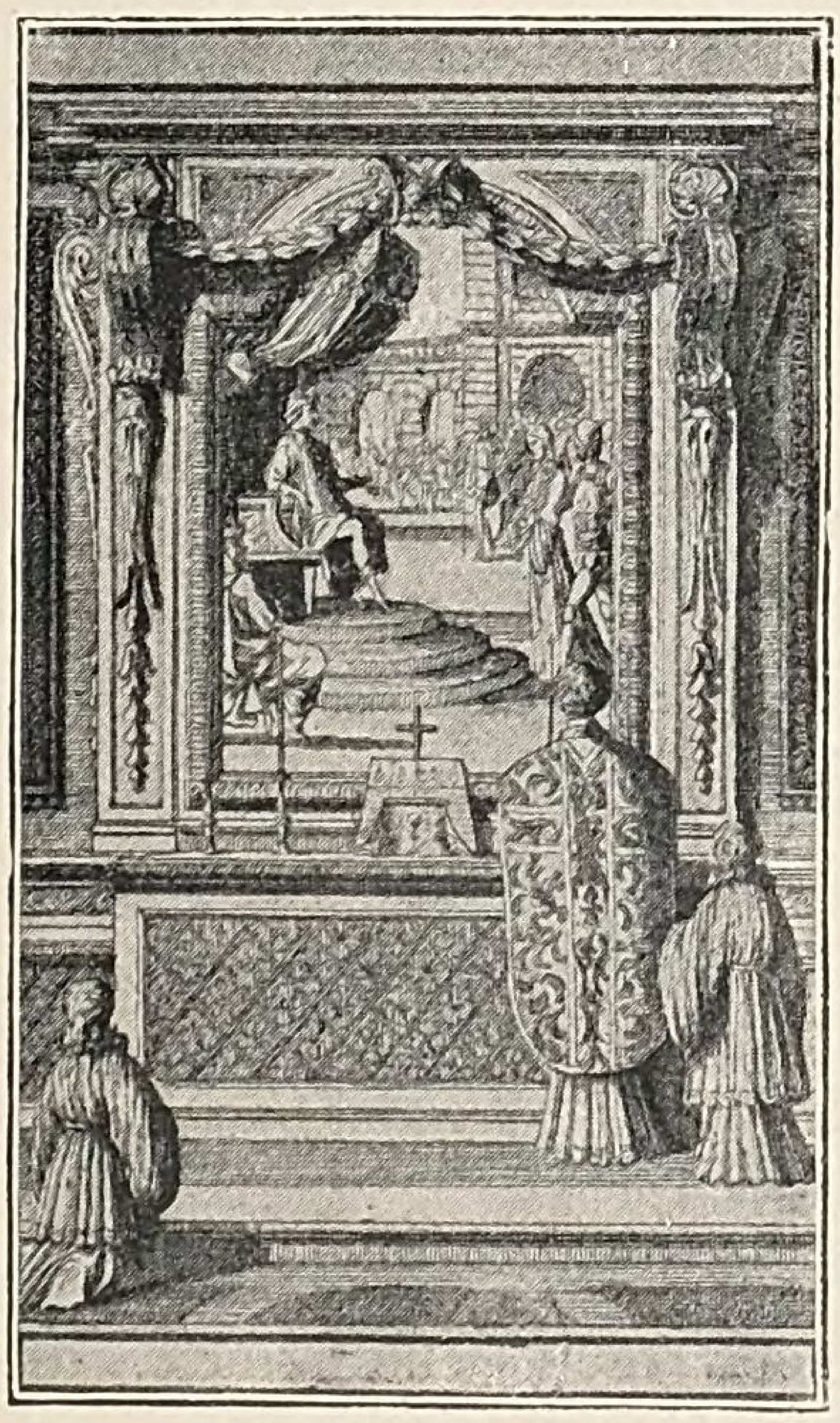

Porträt Ludwig XIV, emporgehalten von der Weisheit und von der Religion.
(Nach dem Titelblatt eines Werkes über französische Geschichte. Kupferstichkabinett.)



Die Sorbonne.
(Nach einem Stich von Lepautre.)

# I.

# Kirchliche Angelegenheiten. — Denkwürdige Streitigkeiten.



Abhaltung der Messe in einer Kirche im siebzehnten Jahrhundert.
(Stich von Lepautre.)

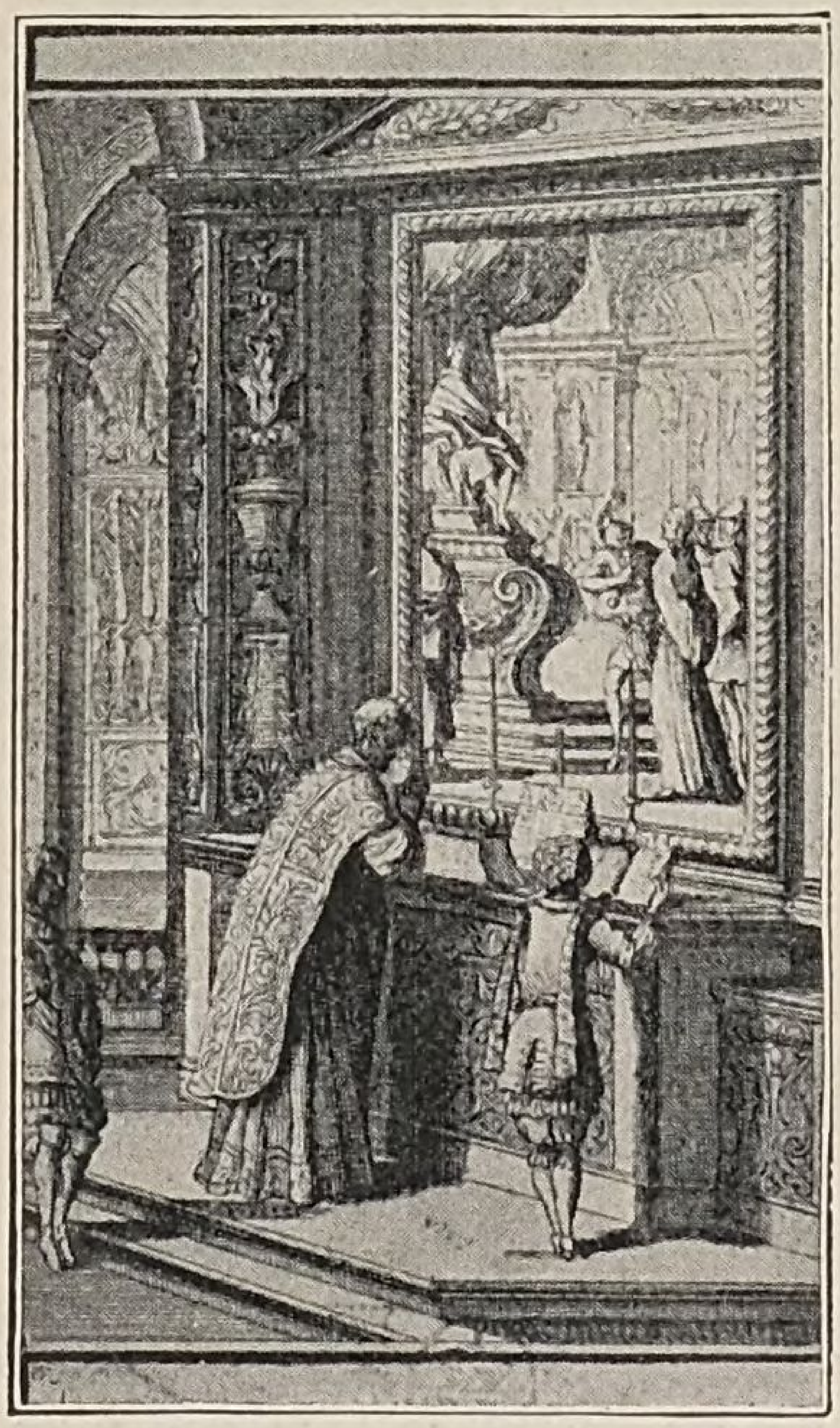
Von den drei Ständen im Staate ist der der Geistlichkeit der an Zahl schwächste. Nur im Königreich Frankreich bildet der Klerus einen besonderen Stand.

Dies ist ein merkwürdiger Umstand, der besser als vielleicht alles andere die Macht der Gewohnheit darthut. Der Klerus, als Stand vom Staate anerkannt, ist unter den drei Ständen derjenige, der stets von seiten des Landesherrn die zarteste und rücksichtsvollste Behandlung verlangt hat.

Die Verbindung mit dem päpstlichen Stuhle zu erhalten, die Gerechtsame der gallikanischen Kirche, die nichts ist als das Recht der alten Kirche, zu wahren, die Bischöfe als Unterthanen zum Gehorsam anzuhalten, sie nach verschiedenen Richtungen hin weltlicher Gerichtsbarkeit unterzuordnen, nach anderen selbst als Richter gelten zu lassen, sie zur Beisteuer für die Bedürfnisse des Staates heranzuziehen, ohne ihre Vorrechte anzutasten — das war eine schwierige Auf-

gabe, die Gewandtheit und Festigkeit verlangte, Eigenschaften, welche Ludwig XIV in diesen Fragen fast stets an den Tag gelegt hat.

Allmählich wurde der französische Klerus wieder an jene Tugenden der Ordnung und Schicklichkeit gewöhnt, die ihm während der Bürgerkriege und bei der Unbotmässigkeit der Zeit abhanden gekommen waren. Der König gestattete nicht mehr, dass Laien unter der Bezeichnung „Konfidentiarien" Pfründen inne hatten und dass diejenigen, die nicht Priester waren, Bistümer erhielten wie z. B. Mazarin, der das Bistum Metz inne hatte, obwohl er noch nicht einmal Unterdiakon war, und der Herzog von Verneuil, der dasselbe Bistum als Laie besessen hatte.



Die Messe in einer Kirche. Siebzehntes Jahrhundert.
(Stich von Lepautre.)

Was die Geistlichkeit in Frankreich und in den eroberten Landesteilen unter gewöhnlichen Verhältnissen jährlich an die Krone zahlte, belief sich auf etwa 2 500 000 Livres; als später die Münzverhältnisse sich geändert hatten, unterstützte sie den Staat mit etwa vier Millionen jährlich, die unter der Bezeichnung des Zehnten, einer ausserordentlichen Subvention oder als freies Geschenk, „don gratuit", gezahlt wurden. Dieses Wort oder das Vorrecht des „don gratuit" hat sich als ein Überrest aus alter Zeit erhalten, wo die Lehnsinhaber im Bedürfnisfall gehalten waren, ihren Landesfürsten freiwillige Beisteuern zu leisten. Da nun Bischöfe und Äbte, wie es die Unsitte wollte, Lehnsinhaber waren, so mussten sie zur Feudalzeit auch Soldaten stellen. Die Könige selbst besassen damals nur ihre Güter und Ländereien ganz wie die übrigen grossen Herren im Lande. Als später alles anders wurde, blieb nur in Bezug auf den Klerus alles beim alten. Er behielt die Sitte bei, den Staat durch das „don gratuit" zu unterstützen.

Zu diesem alten Brauch, den eine häufig zusammentretende Körperschaft leicht beibehalten kann, den aber eine andere, die sich gar nicht versammelt, notwendigerweise von selbst aufgiebt, gehörte noch die Steuerfreiheit, die stets von der Kirche beansprucht worden ist, da sie ihren Grundbesitz als Besitz der Armen bezeichnet. Sie behauptet nicht etwa, dem Staate, dem sie alles verdankt, nichts schuldig zu sein, das Land, sobald es in Not ist, muss ja als der erste unter den Armen angesehen werden, aber die Kirche nimmt für sich das Recht in Anspruch, nur zu freiwilligen Beisteuern

verpflichtet zu sein, und Ludwig XIV forderte diese stets in einer so geschickten Weise, dass sie niemals verweigert werden konnten.

In Europa wie in Frankreich selbst wundert sich jedermann darüber, dass der Klerus so wenig bezahlt, denn man glaubt, der dritte Teil des ganzen Königreichs wäre in seinem Besitz. Besässe er dieses Drittel in Wirklichkeit, so müsste er offenbar den dritten Teil der Steuern zahlen, was im allgemeinen eine Summe von mehr als fünfzig Millionen ausmachen würde, abgesehen von den Zöllen auf Gebrauchsgegenstände, die er wie alle übrigen zahlt. Aber man macht sich da doch falsche Vorstellungen und hat unbegründete Vorurteile.



Ein Abbé in der Soutane.
(Nach einem Stich von Bonnart.)

Das katholische Kirchengut in Frankreich ist im Vergleich mit dem anderer katholischer Länder das geringste. Es giebt in Frankreich keinen Bischof, der sich wie der römische eines grossen Gebietes bemächtigt hätte, es giebt auch keinen Abt, der landesherrliche Rechte besässe wie der von Monte Cassino und die Äbte in Deutschland. Die französischen Bistümer haben auch keine besonders grossen Einnahmen, die reichsten sind die von Strassburg und Cambrai; das kommt daher, weil diese ursprünglich zu Deutschland gehörten und die Kirche in Deutschland weit reicher ist als die in Frankreich.

Giannone giebt in seiner „Geschichte von Neapel“ an, dass der dortigen Geistlichkeit zwei Drittel von den Einnahmen des Landes zuflössen. Solch einen ungeheuren Missstand giebt es denn doch in Frankreich nicht. Man sagt hier aufs Geratewohl hin, der Kirche gehöre ein Drittel des Landes, ebenso wie man sagt Paris habe eine Million Einwohner. Wollte man sich die Mühe nehmen, einmal die Einkünfte der Bistümer zusammenzuzählen, so würde man aus den vor etwa fünfzig Jahren festgesetzten Pachtpreisen ersehen, dass damals die Bistümer nur auf ein Gesamteinkommen von vier Millionen geschätzt wurden und dass die Einkünfte der Abteien sich auf vier

Millionen 500 000 Livres beliefen. Allerdings war diese Angabe über den Preis der Verpachtungen um ein Drittel unter dem Werte, und wenn man noch die Vermehrung der Einkünfte von den nicht verpachteten Ländereien hinzurechnet, so ergeben sich als Gesamtsumme der Erträge des der Kirche gehörigen Grundeigentums etwa sechzehn Millionen. Und nun darf man nicht vergessen, dass von diesem Gelde alljährlich ein grosser Teil nach Rom wandert und dort bleibt. Das ist gewiss eine grossartige Freigebigkeit des Königs gegen den heiligen Stuhl, die dem Staate innerhalb eines Jahrhunderts mehr als 400 000 Mark Silber entzieht. Es müsste dadurch im Laufe der Zeit unser Land verarmen, wenn es nicht durch seinen Handel die Verluste reichlich ausgliche.

Zu diesen Einnahmen der Kirche, von denen unbemerkt starke Abgaben nach Rom gezahlt wurden, kommen noch die der Pfarreien, der Klöster, Konvente und Genossenschaften, so dass man alles in allem die Benefizien des Klerus im ganzen Königreich auf etwa fünfzig Millionen schätzen darf.

Diejenigen, welche sich genau und eingehend mit diesen Dingen beschäftigt haben, geben das Einkommen der gesamten gallikanischen Kirche auf nur neunzig Millionen an. Das ist keine so übermässige Summe für den Unterhalt von 90 000 Ordensleuten und etwa 160 000 Geistlichen (nach der Zählung vom Jahre 1700). Von jenen 90 000 Mönchen lebt ein Drittel vom Betteln und Messelesen. Viele Klosterleute kosten ihrem Kloster nicht über zweihundert Livres jährlich, während dagegen einige Äbte, welche Ordensgelübde abgelegt haben, ein Einkommen von 200 000 Livres jährlich haben. Dieses krasse und auffallende Missverhältnis hat schon manches Murren zur Folge gehabt. Man bemitleidet den Landpfarrer, dem seine beschwerliche Seelsorge nur dreihundert Livres und vielleicht noch für dreihundert oder vierhundert Livres Geschenke einbringt, während ein müssiger Klosterbruder, wenn er Abt geworden, aber darum nicht minder müssig ist, eine ungeheure Summe erhält und von seinen Untergebenen mit grossartigen Titulaturen beehrt wird. Ärger noch sind diese Missstände in Flandern, in Spanien und namentlich in den katholischen Staaten Deutschlands, wo es sogar Mönche giebt, die Fürstenrang haben. Missbräuche treten ja auf der ganzen Erde häufig an Stelle von Gesetzen, und wo ist der Staat, der völlig unverändert bleiben würde, wenn die Weisesten der Menschheit zusammenträten, um Gesetze zu machen?

Der französische Klerus hat mit der Befolgung des alten Brauches, dem Könige ein freies Geschenk von mehreren Millionen zu zahlen, eine schwere Last auf seine Schultern geladen; er borgt nämlich die Summe, und nachdem er die Zinsen bezahlt hat, zahlt er schliesslich den Gläubigern auch das

Kapital zurück: so bezahlt er zweimal. Weit vorteilhafter sowohl für den Staat wie für die Geistlichkeit im allgemeinen und weit klüger wäre es gewesen, wenn die letztere durch Beiträge, entsprechend dem Werte der Pfründen, für die Bedürfnisse der ersteren eingetreten wäre, allein die Menschen hängen gar so sehr an alten Bräuchen. Der Klerus hat, wenn er alle fünf Jahre in Paris zu einer Beratung zusammentritt, weder einen Sitzungssaal noch irgendwelche ihm gehörige Einrichtung. Klar ist es ja, dass er bei geringeren



Kirchliche Prozession. Siebzehntes Jahrhundert.
(Nach einem Gemälde der Brüder Le Nain. Louvre.)

Ausgaben den König besser hätte unterstützen, sich in Paris ein Palais hätte bauen können, das eine Zierde der Stadt geworden wäre.

Der Klerus in Frankreich steckte während der Minderjährigkeit Ludwig XIV noch völlig in den Anschauungen, welche in der Zeit der Ligue bei ihm gang und gebe waren und in gehässigem Widerstand gegen den Thron Ausdruck fanden. Vergebens hatte in der Jugendzeit Ludwig XIII und bei der letzten Ständeversammlung im Jahre 1614 die grosse Mehrzahl der Nation, das heisst der dritte Stand, im Verein mit dem Parlament den Antrag gestellt, es zu einem Staatsgrundgesetz zu machen, „dass keine geistliche Macht den König seiner geheiligten Rechte, die er von Gott allein

empfangen, berauben dürfe, und dass es ein Verbrechen wider die geheiligte Majestät wäre, wenn jemand lehren wollte, dass man Könige absetzen und töten dürfe.“ Das war der Kern des Antrages, der gestellt wurde, als das Blut Heinrich des Grossen noch dampfte.

Ein in Frankreich geborener französischer Bischof, der Kardinal Duperron, widersetzte sich dem Antrage mit grosser Heftigkeit, unter dem Vorwande, dass es nicht Sache des dritten Standes wäre, Gesetze in Vorschlag zu bringen, welche die Kirche angingen. Warum that er denn selbst nicht in Gemeinschaft mit dem Klerus, was der dritte Stand wollte? Davon war er so weit entfernt, dass er sich zu den Worten hinreissen liess: es sei die Macht des Papstes eine vollkommen unbegrenzte, sie sei unmittelbar in geistlicher, mittelbar in zeitlicher Richtung. Er wäre vom Klerus beauftragt, zu erklären, dass man diejenigen exkommunizieren würde, die behaupten wollten, der Papst habe das Recht nicht, die Könige abzusetzen: der Klerus brachte den Adel auf seine Seite und so fiel der Antrag des dritten Standes durch. Das Parlament aber erneuerte seine früheren Erlasse, nach denen die Krone für unabhängig, die Person des Monarchen für geheiligt erklärt wird. Die Kirchenkammer räumte ein, dass die Person geheiligt sei, blieb aber dabei, dass die Krone abhängig wäre. Das war also noch derselbe Standpunkt, von dem aus einst Ludwig der Dicke vom Throne gestossen wurde, er hatte noch ein solches Übergewicht, dass der geknebelte Hof gezwungen wurde, den Drucker, der den Erlass des Parlaments verbreitet hatte, gefangen zu setzen.



Die Mildthätigkeit.
(Marmorbüste von Legros. Louvre.)

Dies aber geschah, wie man behaupten wollte, im Interesse des Friedens: in Wirklichkeit war es eine Bestrafung derjenigen, die zur Krone hielten und ihr Mittel zur Verteidigung boten. In Wien gab es keine solche Auftritte, denn Rom fürchtete das Haus Österreich, während Rom von Frankreich gefürchtet wurde.

Die Angelegenheit aber war so sehr die aller Könige zusammen, dass Jakob I sich in einer Schrift — es ist seine beste — gegen den Kardinal Duperron richtete.

Die Sache ging übrigens auch die Völker an, deren Ruhe auf dem Spiele steht, wenn ihre Souveräne von einer fremden Macht abhängig sind. Allmählich aber kam man auch in Frankreich zur Vernunft, und Ludwig XIV

hatte nicht viel Mühe, von seiner Macht gestützt, vernünftigeren Anschauungen Geltung zu verschaffen.

Antonio Perez hatte Heinrich IV dreierlei dringend anempfohlen: Roma, Consejo, Pielago. Ludwig XIV besass „Consejo e Pielago“, so dass er der „Roma“ nicht bedurfte. Er sorgte für die Erhaltung des Gebrauches der Berufung an das Parlament, sobald es sich um Eingriffe in fremde Botmässigkeit handelte, dass heisst wo geistliche Verordnungen in die Gerichtsbarkeit der Krone eingriffen. Viel Klagen des Klerus wurden infolgedessen laut, allein er wünschte sich auch Glück, denn wenn jene Berufungen einerseits die Rechte des Staates gegen die Bischöfe vertraten, so sicherten sie andererseits die Autorität der letzteren, die nun die Stellung der gallikanischen Kirche den Anmassungen Roms gegenüber besser wahren konnten — die Bischöfe sahen damals in den Parlamenten ihre Verteidiger. Die Regierung sorgte dafür, dass trotz der Religionsstreitigkeiten die Grenzen von keiner Seite überschritten wurden. Es verhält sich mit der Macht von Körperschaften und Gesellschaften genau so wie mit den Interessen von Handelsstädten: es ist Sache des Gesetzgebers, dahin zu wirken, dass sie sich im Gleichgewicht halten.



Büste der Jungfrau.
(In Marmor, wahrscheinlich von Sarrasin. Sammlung der Mme. Moreau Nélaton.)

**Die Freiheiten der gallikanischen Kirche.**

Der Begriff und das Wort Freiheit setzen Knechtschaft voraus: Freiheiten und Vorrechte treten als Ausnahmen von der Regel der allgemeinen Knechtschaft auf. Man könnte daher auch sagen, die „Rechte“ statt zu sagen die „Freiheiten“ der gallikanischen Kirche.

Diese Rechte sind keine anderen als die aller alten Kirchen. Die Bischöfe von Rom haben die christlichen Gemeinden des oströmischen Reiches nie unter ihrer Botmässigkeit gehabt, im zerfallenden weströmischen Reiche jedoch alles an sich gerissen. Die französische Kirche war lange Zeit hindurch die einzige, die dem römischen Stuhl gegenüber die alten Rechte ver-

trat, welche sich jeder Bischof damals angeeignet hatte, als nach dem ersten Konzil zu Nicäa sich die kirchliche und geistliche Verwaltung der weltlichen, das heisst der regierungsseitigen anzupassen begann, jeder Bischof hatte seinen Bezirk, Diöcese, wie die kaiserliche Gerichtsbarkeit den ihrigen.

Es steht in keinem Evangelium etwas davon, dass der Bischof von Rom einen Legaten a latere nach Frankreich schicken dürfe mit der Vollmacht, zu richten, zu reformieren, zu absolvieren oder dispensieren und Geld beim Volke zu erheben. Nichts davon, dass die Prälaten in Streitfällen in Rom vor ihm zu erscheinen haben. — Nichts davon, dass er von den Benefizien des Königreichs unter dem Namen von Erledigungen, Hinterlassenschaften, Erbfolgerechten, Abzahlungen, Überschüssen, Commenden, Neunten, Zehnten, Annaten u. s. w. Abgaben erheben kann — dass er Beamte des Königs exkommunizieren darf, um sie daran zu verhindern, ihren amtlichen Obliegenheiten zu entsprechen — dass er die unehelichen Kinder erbberechtigt machen kann — dass er Testamente, nach denen nicht ein Teil des Erbgutes der Kirche zufällt, für null und nichtig erklären kann — dass er französischen Geistlichen die Erlaubnis geben darf, ihre Immobilien zu veräussern — dass er ein Richterkollegium berufen darf, um über die Gültigkeit von Ehen zu bestimmen u. s. w.



Der Kanzler d'Alligre, der Gerechtigkeit des Königs Achtung verschaffend (1674).
(Nach einem damaligen Stich.)

Man zählt mehr als siebzig solcher widerrechtlicher Anmassungen Roms, gegen welche die Parlamente des Königreiches stets die von Natur aus vorhandene Freiheit der Nation und die Würde der Krone vertreten haben.

Welchen Einfluss die Jesuiten auch unter Ludwig XIV gehabt haben mögen und wie sehr dieser Fürst auch, seitdem er selbständig die Regierung führte, das Vorstellungsrecht der Parlamente beschnitten hat, so hat dennoch keine dieser grossen Körperschaften versäumt, die Anmassungen Roms zurückzuweisen, und stets fand diese Wachsamkeit die Billigung des Königs: hier sind die heiligsten Rechte des Volkes zugleich Rechte der Krone.

Was in dieser Beziehung die meisten Schwierigkeiten machte, waren die sogenannten „Regale“. Man versteht darunter gewisse Rechte der Könige von Frankreich auf die Verwaltung der Einnahmen der Diöcesen während einer Bischofsvacanz und auf deren beliebige Verwendung. Dieses ist ein

nur dem Könige von Frankreich eigentümliches Vorrecht, jeder Staat aber hat ja die seinigen: es beziehen z. B. die Könige von Portugal den dritten Teil der Einkünfte der Bistümer im Lande; der Deutsche Kaiser hat das Vorrecht der ersten Fürbitte und hat stets die freigewordenen Pfründen vergeben; noch grössere Rechte stehen den Königen von Neapel und Sicilien zu. Die Rechte Roms aber beruhen meist auf eingeführten Gebräuchen, weniger auf ursprünglichen Gerechtsamen.

Unsere merovingischen Könige verliehen Bistümer und Prälaturen aus eigener Machtvollkommenheit: im Jahre 742 ernannte Karlomann jenen Bonifacius, der später aus Dankbarkeit Pipin zum Könige salbte, zum Erzbischof von Mainz. Noch viele andere Beispiele giebt es von der Machtvollkommenheit der Könige in dieser Richtung; je wichtiger die Posten sind, um so mehr muss ihre Besetzung vom Staatsoberhaupt abhängig sein. Die Mitwirkung eines fremden Bischofs bei der Auswahl hatte schon etwas Gefährliches, diesem Bischof aber gar das alleinige Besetzungsrecht zu überlassen, galt für das Allergefährlichste. Mehr als einmal ist daraus ein Bürgerkrieg entstanden.



Allegorie: die Hoheitsrechte.
(Anonyme Zeichnung im Kupferstichkabinett.)

Da die Könige die Bistümer vergaben, so verstand es sich von selbst, dass sie auch das unbedeutende Vorrecht hatten, während der kurzen Zeit zwischen dem Tode des alten und der Treuleistung des neuen Bischofs über die Einkünfte der Bistümer zu verfügen und einfache Pfründen zu vergeben. Einige Bischöfe unter der dritten Königsrasse wollten diese Vorrechte, die bereits mehrfach infolge der Schwäche der Regierenden angetastet worden waren, nicht ferner anerkennen. Die Päpste erklärten sich für die widerspenstigen Bischöfe und jene Ansprüche wurden mit der Zeit immer unklarer, wurden immer mehr angezweifelt. Unter Heinrich IV 1608 erklärte das

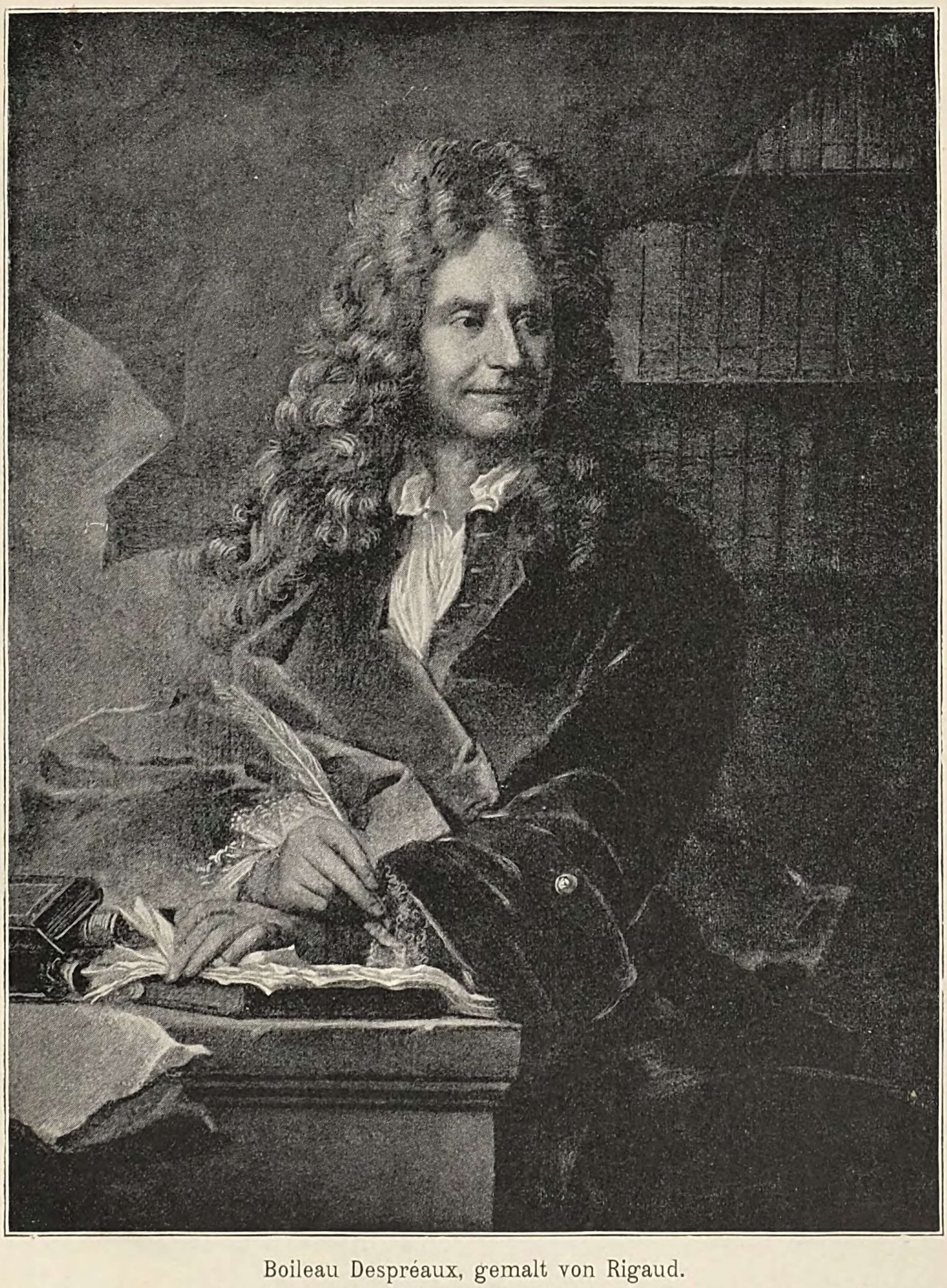
Parlament: „Die Regale bestünden zu Recht im ganzen Umfange des Königreiches.“ Darauf erfolgte Klage in Rom, der König, der es mit Rom und den Bischöfen nicht geradezu verderben wollte, brachte die Angelegenheit vor den Rat der Krone, hütete sich aber wohl, eine definitive Entscheidung herbeizuführen.

Die Kardinäle Richelieu und Mazarin veranlassten mehrere Erlasse des Staatsrates, durch welche die sich für steuerfrei ausgebenden Bischöfe angehalten wurden, das beanspruchte Recht nachzuweisen. Alles blieb in der Schwebe bis zum Jahre 1673: der König wagte nicht in den Diöcesen jenseits der Loire auch nur eine einzige Pfründe zu vergeben.

Im genannten Jahre endlich erschien ein Edikt des Kanzlers Stephan d'Alligre, durch welches alle Bistümer des Landes der Regale unterworfen wurden. Zwei Bischöfe aber, nämlich der von Aleth, Pavillon, und der von Pamiers, Caulet, zum Unglück die tugendhaftesten Männer im Königreich, weigerten sich, dem Erlass d'Alligre's zu entsprechen. Den anfangs plausibelen Gründen, welche sie gegen den Erlass vorbrachten, stellte die Regierung ebenso plausibele gegenüber — streiten einsichtsvolle Männer lange Zeit über ein Thema, so kann man mit Sicherheit annehmen, dass Unklarheiten vorliegen: die hier in Rede stehende Angelegenheit war in der That etwas dunkel, aber weder die Religion noch geordnete Zustände konnten ein Interesse daran haben, den König zu veranlassen, in zwei bischöflichen Domänen das nicht zu thun, was er in allen übrigen that. Die beiden genannten Bischöfe aber gaben nicht nach; sie hatten den Treueid nicht im Kirchenbuch verzeichnet und der König hielt sich für berechtigt, die Domherrenstellen an ihren Kirchen zu besetzen.

Die Bischöfe thaten die eingesetzten Domherren in den Bann, sie waren beide des Jansenismus verdächtig und hatten im Hader mit Innocenz X gelebt; sobald sie sich jedoch gegen die Ansprüche des Königs auflehnten, hatte der päpstliche Stuhl unter Innocenz XI, Odescalchi, sich ihnen schnell wieder zugewendet.

Zunächst begnügte sich der König dabei, die ersten Beamten beider Bischöfe des Landes zu verweisen. Der König zeigte mehr Mässigung als diese beiden Männer, welche die Heiligkeit ihres Amtes allzu sehr betonten. Den Bischof von Aleth, der bereits hochbejahrt war, liess man in Frieden sterben; trotzdem der andere nun allein stand, liess er von seiner Opposition nicht ab, verdoppelte vielmehr seine Bannflüche und wich nicht von seiner Überzeugung ab, dass durch Ablegung des Eides die Kirche allzu sehr der Monarchie unterworfen werde. Nun liess der König seine Besitztümer einziehen; der Papst und die Jansenisten entschädigten ihn; er gewann dadurch und starb 1680



Boileau Despréaux, gemalt von Rigaud.
(Versailler Galerie.)

in der Überzeugung, dass er die Partei Gottes gegen den König vertreten habe.

Der Streit war mit seinem Tode nicht beendet. Die vom König ernannten Domherren versuchten sich all ihrer Rechte zu erfreuen, allein Mönche, welche sich für Domherren und Vikare ausgaben, vertrieben sie aus den Kirchen und die Exkommunikationen erfolgten nun unter ihrem Namen. Der Erzbischof Montpezat von Toulouse, dem als Metropolitan die Entscheidung




Ludwig XIV als Beschützer des Katholicismus, den König Jakob in Versailles empfangend.
(Nach einem holländischen Kupferstich. Sammlung Hennin.)

zustand, richtet dieselbe gegen die rebellischen Mönche; diese appellierten altem Gebrauch entsprechend, an den Papst. Der alte Gebrauch aber stand im Widerspruch mit den Gerechtsamen und Freiheiten der gallikanischen Kirche — leider sind ja alle Regierungsformen Widersprüche.

Das Parlament erlässt nun geharnischte Befehle. Einer der aufsässigen Mönche, Namens Cerle, erklärt die Entscheidung des Metropolitan ebenso wie die Parlamentserlasse für null und nichtig. Das Parlament ladet ihn vor und verurteilt ihn wegen Ausbleibens zum Tode durch das Beil; das Urteil wird in effigie vollzogen; der Mönch aber trotzt aus seinem Zufluchtsort dem Erzbischof wie dem König und findet Unterstützung beim Papst.




Geschichte der Hoheitsrechte.
(Nach einem Stich von Lepautre.)

Der Papst, der wie der Bischof von Pamiers überzeugt ist, dass die Regale einen Eingriff in die Rechte der Kirche darstellen und dass in Pamiers der König nichts zu sagen habe, kassiert das Erkenntnis des Erzbischofs von Toulouse und exkommuniziert seinerseits die neuen Domherren, samt deren Gönnern. Nun blieb dem König nichts weiter übrig, als Delegierte des gesamten Klerus zu einer Beratung zu versammeln; es erschienen fünfunddreissig Bischöfe und ebenso viele Geistliche niedrigeren Ranges. Zum erstenmal ergriffen auf dieser Versammlung die Jansenisten für einen Papst Partei: dieser Papst, ein Gegner des Königs, begünstigte sie, ohne sie gerade besonders zu lieben.

Er glaubte, es gereiche ihm zur Ehre, wenn er sich bei jeder Gelegenheit Ludwig XIV wiedersetze: später, das heisst 1689, trat er sogar den gegen König Jakob und Ludwig verbündeten Fürsten bei.

Die Versammlung des Klerus (1681 und 1682) erklärte sich einstimmig für den König. Es handelte sich noch um weitere, aber geringfügigere Streitigkeiten, die jedoch mit der Zeit eine gewisse Wichtigkeit erlangt hatten. Das Besetzungsrecht in einer Abtei bei Paris hatte den König und den Papst in Streit gebracht und schliesslich entzweit. Der Papst hatte eine Bestimmung des Erzbischofs von Paris kassiert und die vom Erzbischof erlassenen Ernennungen für ungültig erklärt, das Parlament aber das Verfahren des römischen Stuhles als einen Eingriff in fremde Gerechtsame bezeichnet und verworfen.

Nun hatte der Papst in einer besonderen Bulle befohlen, dass das Urteil des Parlamentes durch das Inquisitionstribunal verbrannt werden solle, während das Parlament wiederum die Unterdrückung der Bulle angeordnet hatte.



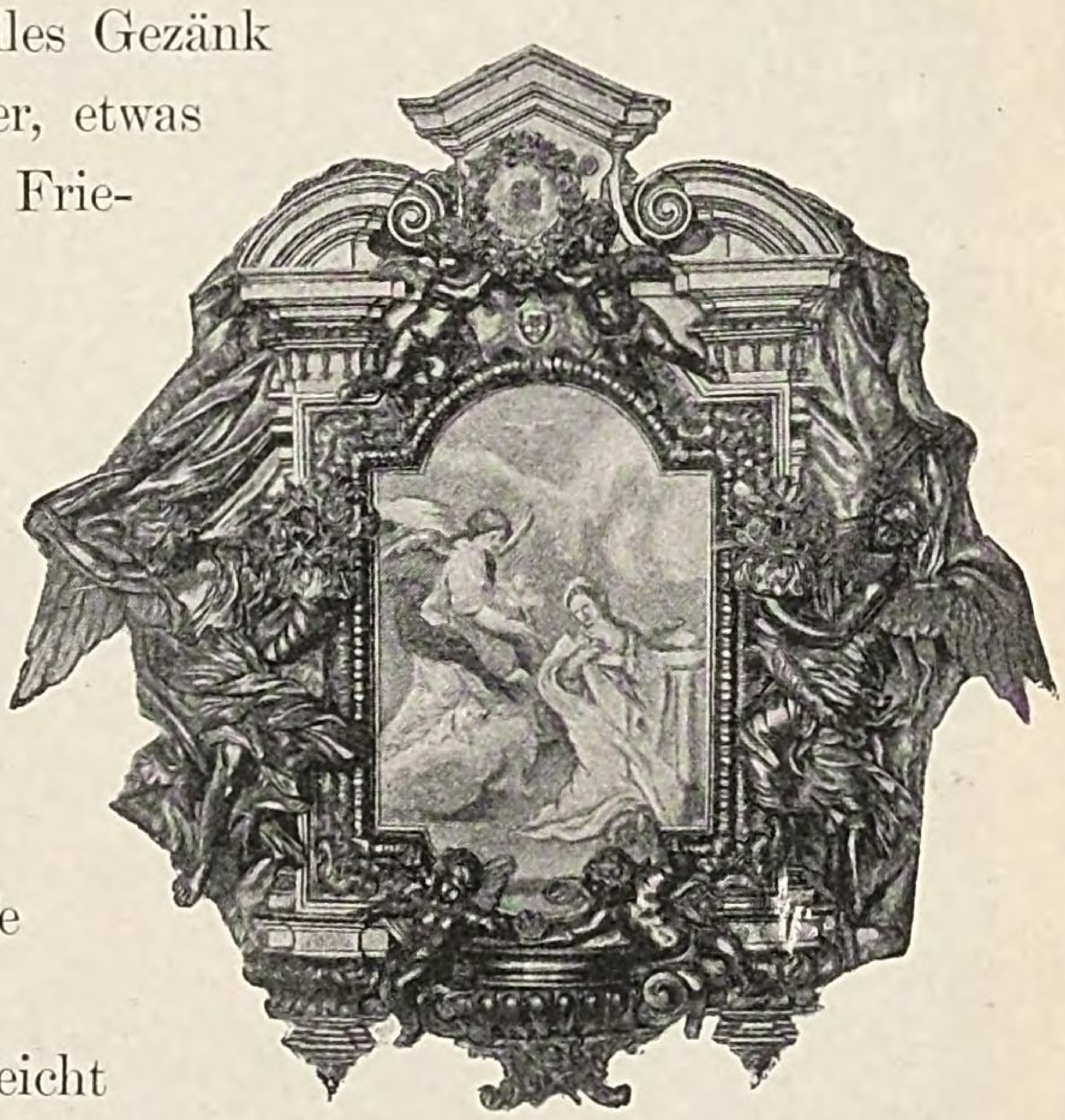

Die Hoheitsrechte.
(Nach einem Stich von Lepautre.)

Solche Streitigkeiten waren von jeher die gewöhnlichen und unausbleiblichen Folgen der Vermischung der natürlichen Berechtigung, im eigenen Lande eine Regierung nach Belieben zu haben, mit der Abhängigkeit

von einer fremden Macht. Die Versammlung des französischen Klerus kam zu einem Entschluss, aus welchem man ersieht, dass einsichtsvolle Männer, ohne irgend einem Druck von aussen nachzugeben, und ohne ihrer Würde zu nahe zu treten, dem Landesherrn willfährig sein können. Die Versammlung bewilligte die Ausdehnung des Regalrechtes auf das ganze Königreich. Es war dies übrigens nicht bloss ein Zugeständnis seitens des Klerus, der aus Dankbarkeit gegen seinen Beschützer auf seine Vorrechte verzichtete, sondern in aller Form eine Anerkennung des unbedingten Rechtes der Krone.

Vor dem Papste rechtfertigte sich die Versammlung in einem Briefe, in welchem man eine schöne, auf alles Gezänk anwendbare Stelle findet: „es sei besser, etwas von seinen Rechten zu opfern als den Frieden zu stören.“

Der König, die gallikanische Kirche, die Parlamente waren zufrieden. Die Jansenisten verfassten einige Schmähschriften, während der Papst unbeugsam blieb und mittels Breve eine Erklärung erliess, dass die Beschlüsse der Versammlung null und nichtig wären und die Bischöfe zu widerrufen hätten.


Bronzenes Weihwasserbecken, angeblich vom König benutzt.
(Gemach Ludwig XIV im Schloss zu Versailles.)

Es hätte bei dieser Gelegenheit leicht zu einer vollkommenen Absonderung der französischen von der römischen Kirche kommen können. Es war schon unter Richelieu und später auch unter Mazarin viel die Rede von der Einsetzung eines Patriarchen gewesen. Alle Behörden waren einig, dass der Tribut an Rom in Gestalt der Annaten nicht mehr gezahlt werden und Rom nicht mehr das Recht der Pfründenverleihung in der Bretagne haben solle, dass endlich die französischen Bischöfe sich nicht mehr Bischöfe „mit Genehmigung des heiligen Stuhles“ nennen möchten.

Hätte der König gewollt, es hätte ein Wort genügt — denn er hatte die Nation, die Versammlung für sich — und Rom wäre durch die Starrköpfigkeit des Papstes, eines zwar sittenstrengen, aber nicht mit seiner Zeit denkenden Mannes, verloren gewesen.

Es giebt Merksteine in der Entwickelung der Menschheit, die sich nicht ohne heftige Erschütterungen von ihrem Platz entfernen lassen: es hätten grössere Interessen auf dem Spiel stehen, die Leidenschaften sich in grösserer

Erregung befunden haben müssen, um auf einmal mit Rom zu brechen: es wäre auch sehr schwierig gewesen, den Bruch herbeizuführen, während man zugleich dabei war, den Calvinismus zu vernichten. Man hielt es schon für ein kühnes Wagnis, als man 1682 die vier berühmten Beschlüsse der Versammlung veröffentlichte; die Kernpunkte derselben sind folgende:

1. Gott hat Petrus und seinen Nachfolgern weder eine unmittelbare noch eine mittelbare Gewalt über die zeitlichen Dinge verliehen.

2. Die gallikanische Kirche ist, wie das Kostnitzer Konzil, der Meinung, dass die allgemeinen Kirchenversammlungen bezüglich geistlicher Dinge über dem Papste stehen.




Christus.
(Von Peter Puget. Museum zu Marseille.)

3. Die im Königreich und in der gallikanischen Kirche eingeführten Regeln, Gebräuche und das Herkommen sollen unverändert beibehalten werden.

4. Die Entscheidungen des Papstes in Glaubenssachen können erst als unfehlbar gelten, wenn sie von der Kirche gutgeheissen sind.

Alle Gerichtshöfe, die theologischen Fakultäten machten sich die vier Thesen in ihrem vollen Umfange zu eigen, und durch Edikt wurde verboten, etwas ihnen Widersprechendes zu lehren.

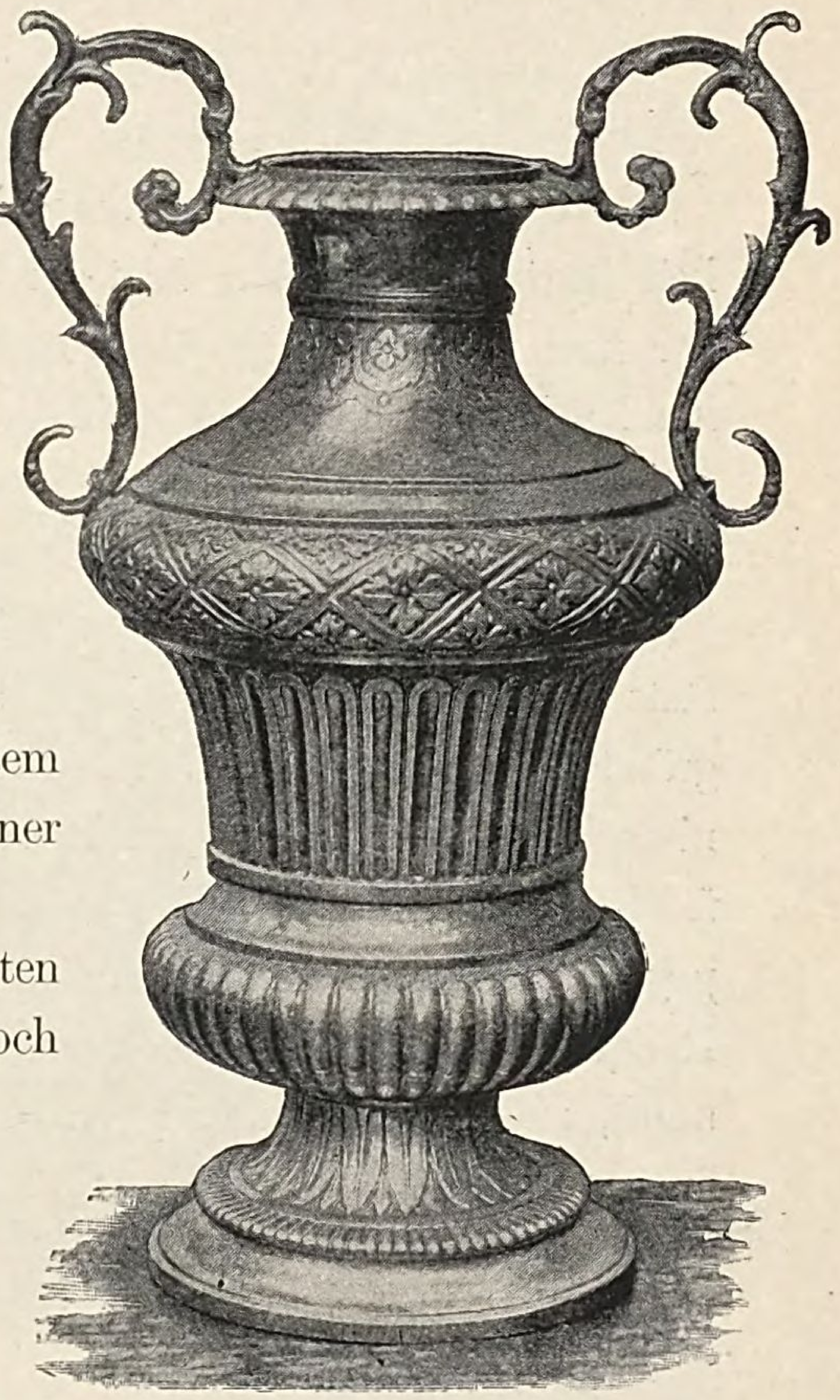
Dieses entschiedene Vorgehen wurde in Rom als Meuterei, von den Protestanten als eine schwächliche Auflehnung einer ursprünglich freien Kirche aufgefasst, welche „nur vier Ringe ihrer Kette zu sprengen vermochte“.

Die vier Thesen wurden von der Nation zuerst mit aller Begeisterung, später weniger lebhaft verteidigt. Schon gegen das Ende Ludwig XIV fingen sie an, wirkungslos und problematisch zu werden; der Kardinal Fleury liess sie sogar durch eine Versammlung des Klerus, wenigstens teilweise, verwerfen, ohne dass es das geringste Aufsehen machte — die Gemüter waren damals nicht erhitzt, auch geschah ja während Fleury's Ministerium überhaupt nichts Auffälliges. Dann aber sind jene Thesen wieder zu vollem Ansehen gelangt.

Innocenz XI war voll Empörung: er versagte allen vom König er-

nannten Bischöfen und Äbten die Sanktion, so dass bei seinem Tode im Jahre 1689 neunundzwanzig französische Bistümer keine Bischöfe hatten. Die vom König Ernannten bezogen zwar die Einkünfte, wagten aber nicht die bischöflichen Amtsverrichtungen vorzunehmen.

Da tauchte der Gedanke, einen Patriarchen einzusetzen, von neuem auf. Der Streit über die Zollfreiheit der Gesandten zu Rom, der die Wunden verschlimmerte, schien den Zeitpunkt zur Begründung einer katholisch-apostolischen Kirche in Frankreich, die nicht römisch sein sollte, näher gerückt zu haben. Dies gaben der Generalprokurator de Harley und der Generalanwalt Talon deutlich zu verstehen, als sie 1687 gegen die Bulle betreffend die Zollfreiheit der Gesandten Protest erhoben und gegen die Starrköpfigkeit des Papstes eiferten, der so viele Gemeinden ohne Hirten liess.



Altarvase.
(Sammlung des Barons Pichon.)

Der König aber versagte zu diesem Schritt, der um so leichter schien, je verwegener er war, seine Einwilligung.

Alexander VIII und Innocenz XII folgten den Spuren des stolzen Odescalchi, griffen doch die vier Thesen des französischen Klerus das Phantom der Unfehlbarkeit und die daran geknüpfte thatsächliche Macht an. In schroffster Weise bestätigten sie das gegen die Versammlung des französischen Klerus gerichtete Anathema ihres Vorgängers und versagten den Bischöfen die Bestätigung — sie thaten ihrerseits zu viel, Ludwig XIV zu wenig.

Die Bischöfe wurden es endlich müde, nur vom Könige ihre Ernennung zu haben und der Amtsthätigkeit beraubt zu sein, sie baten den König um Erlaubnis, in Rom Versöhnungsversuche zu machen.

Der König, dessen Festigkeit ebenfalls erlahmt schien, gab seine Einwilligung. Jeder der Bischöfe richtete nun ein gesondertes Schreiben nach Rom, worin er sagte, er sei aufs schmerzlichste betrübt über das Vorgehen der Versammlung, halte sich nicht für an die Bestimmungen gebunden und sähe das von derselben Verordnete für nicht verordnet an. Versöhnlicher als Odescalchi begnügte sich Innocenz XII, Pignatelli, bei dieser Erklärung.

Nichtsdestoweniger wurden in Frankreich jene vier Thesen von Zeit zu Zeit in der Erinnerung aufgefrischt, allein die Waffen waren rostig geworden. Der Kampf erlahmte, und über den Zwist, der nicht entschieden war, fiel ein Schleier, wie das in einem Staate, der nicht nach unmittelbar festen Prinzipien verfährt, wohl immer geschieht. Man erhebt sich gegen Rom und giebt ihm wieder nach, je nachdem der Charakter der Regierenden ist oder die Interessen derer es fordern, welche die Regierenden leiten.

Ludwig XIV hatte ausserdem keinen Streit mit Rom und fand in weltlichen Sachen bei seinem Klerus keinerlei Opposition.

Dieser Klerus aber that sich unter seinem Scepter durch eine Ehrbarkeit hervor, welche zur Zeit der beiden ersten Königsgeschlechter und während der noch roheren Jahre der Feudalherrschaft nicht vorhanden war, nicht vorhanden sein konnte und während der Regierung Ludwig XIII, besonders aber während der Fronde, bis auf wenige Ausnahmen, wie sie ja stets, wo Laster oder Tugenden herrschen, vorkommen, unbekaunt war.

Erst damals begann man gegen den Aberglauben, den ja das Volk stets seinem Glauben beimischt, belehrend vorzugehen. Man durfte jetzt zum grössten Leidwesen des Parlamentes von Aix und der Karmeliter wissen, dass niemals Lazarus und Magdalena nach der Provence kamen, die Benediktiner fanden mit ihrer Erzählung keinen Glauben mehr, dass Dionysius, der Areopagit, das Haupt der Kirche von Paris gewesen sei: falsche Heilige, falsche Reliquien und Wunder kamen immer mehr in Verruf. Die gesunde Vernunft, zu der die Philosophen ermahnten, drang überall hin, wenn auch nur langsam und mühevoll.

Der Bischof von Châlous-sur-Marne Gaston Louis von Noailles, ein Bruder des bekannten Kardinals, war fromm, aber aufgeklärt genug, um eine seit Jahrhunderten in der Notredamekirche aufbewahrte und unter dem Namen „Jesu Christi Nabelschnur“ angebetete Reliquie entfernen und vernichten zu lassen. Ganz Châlons murrte gegen den Bischof: Präsidenten, Räte, Gerichtsdiener, Kaufleute wie Patrizier und Domherren legten in feierlicher Erklärung Verwahrung ein gegen ein solches Unterfangen und forderten die Reliquie zurück, indem sie auf den in Argenteuil aufbewahrten Rock Christi, auf die in Turin wie in Laon aufbewahrten Schweisstücher, auf einen Nagel vom Kreuz in Saint-Denis, auf Christi Vorhaut in Rom und denselben Gegenstand noch einmal in Le Puy im Velay und auf zahllose andere Reliquien hinwiesen, deren man nicht mehr achtete, wodurch dem Glauben unsäglich viel Schaden erwüchse.

Die kluge Festigkeit des Bischofs aber ging siegreich aus diesem Wirrwarr der Leichtgläubigkeit hervor.

Andere abergläubische Vorurteile, die sich meist durch Alter an ehrwürdig gewordene Gebräuche knüpfen, bestehen noch heute.

Die Protestanten haben sich davon losgesagt, müssen aber doch einräumen, dass dieser Unfug in keiner katholischen Kirche weniger getrieben wird und nirgends als so verächtlich gilt wie in der französischen.

Die Philosophie, welche erst um die Mitte dieses Zeitalters Wurzel fasste, legte die Zänkereien der Theologen, gleichviel ob alte oder neue, sofern dieselben nicht in ihrem Bereich lagen, keineswegs bei, und wir müssen auf diese Zwistigkeiten näher eingehen, welche als eine Schmach für den gesunden Menschenverstand erscheinen.



Ludwig XIV.
(Medaillon von Bertinetti. Sammlung des Barons Pichon.)



Die Flucht nach Ägypten.
(Basrelief von Sarrasin. Versailler Galerie.)

# II.

# Vom Calvinismus zur Zeit Ludwig XIV.



Das vernichtete Heidentum.
(Medaillon von Desjardins. Louvre.)

Es ist überaus traurig, dass die christliche Kirche zu allen Zeiten von Streitigkeiten zerrissen war und dass jahrhundertelang Blut durch die Hände derer vergossen wurde, die den Gott des Friedens emporhielten. Dem Heidentume waren derartige Wutausbrüche unbekannt. Es hüllte zwar die Erde in Nacht, benetzte sie aber nur mit dem Blut von Opfertieren; wurden wirklich Menschen geschlachtet wie bei den Juden und einigen Heidenvölkern, so sind diese Vorgänge, so entsetzlich sie auch waren, doch nicht mit den blutigen Bürgerkriegen der Christenheit zu vergleichen.

Die Religion der Heiden bestand nur aus der Sittenlehre und den heiligen Festen: die Moral aber, die für alle Menschen und alle Zeiten dieselbe ist, und die Feste, die nur Lustbarkeiten waren, konnten unmöglich die Menschen beunruhigen.

Erst der Dogmatismus bescherte ihr die Greuel der Religionskriege. Ich habe hin und her geforscht, warum der Dogmatismus, der ja auch die Schulen des heidnischen Altertums trennte, aber keinerlei Störungen hervorrief, bei uns so furchtbare Erschütterungen verursachte. Fanatismus allein kann die Veranlassung nicht sein, denn Gymnosophisten und Braminen, die

fanatischsten unter allen Menschen, haben immer nur sich selbst Schaden zugefügt.

Sollte nicht vielleicht das Entstehen dieser neuen, die Erde verwüstenden Pest in dem natürlichen Kampfe des die ersten Kirchen beseelenden republikanischen Geistes mit der Staatsgewalt, die jeden Widerstand hasst, welcher Art er immer sei, zu finden sein?

Aus jenen heimlichen Vereinigungen, die in unterirdischen Räumen, in Höhlen, den Gesetzen römischer Kaiser zum Trotz stattfanden, bildete sich mit der Zeit ein Staat im Staate: mitten im grossen Kaiserstaat gab es einen verborgenen Freistaat. Konstantin zog ihn aus seinen unterirdischen Verstecken hervor und stellte ihn seinem Thron zur Seite.



Grausamkeiten, verübt an den Waldensern.
(Holländische Satire.)

Bald aber geriet die den grossen Bischofssitzen innewohnende Autorität in einen Gegensatz zu den Volksanschauungen, welche bisher die Versammlungen der Christenheit inspiriert hatten. Machte der Bischof einer Metropole irgend eine Behauptung geltend, gleich war ein stellvertretender Bischof, ein Priester oder ein Diakon bei der Hand, um das Gegenteil zu behaupten — den Menschen erscheint innerlich im allgemeinen jede Autorität verletzend und dies um so mehr, da jede Autorität sich auszubreiten bestrebt ist; findet sich nur irgend ein Vorwand zum Widerstande, den man für etwas Geheiligtes ansieht, so macht man aus der Empörung sogleich eine Pflicht — so werden die einen zu Verfolgern, die anderen zu Rebellen, beide Teile aber rufen Gott zum Zeugen an.

Seit jenem Streite, der zwischen dem Priester Arius und einem Bischof in grauer Vorzeit entbrannte, hat das wahnsinnige Verlangen, die Seelen zu beherrschen, den Frieden auf Erden gestört. Eine persönliche Anschauung als den Willen Gottes hinzustellen und bei Todesstrafe und ewiger Seelenqual zu befehlen, dass man dieselbe als Glaubensregel ansehe, das ist stark! Für den einen ist es der Höhepunkt des geistigen Despotismus, für den anderen, sofern es sich darum handelt, den beiden Drohungen Widerstand zu leisten, der höchste Triumph der Freiheit.

Seit Theodosius hat es einen beständigen Kampf zwischen weltlicher

Gerichtsbarkeit und geistlicher gegeben — seit Karl dem Grossen haben sich die Vasallen wiederholt ihrem Lehensherrn widersetzt, die Bischöfe sich gegen die Könige empört, Päpste im Streit mit Königen und Bischöfen gelegen.

In den ersten Jahrhunderten ist in der lateinischen Kirche nur wenig gestritten worden; die beständigen Einfälle der Barbaren liessen kaum Zeit zum Nachdenken und es waren nur wenige Dogmen so weit ausgebildet worden, dass sie als Bestimmungen des allgemeinen Glaubens gelten konnten. Zur Zeit Karl des Grossen erklärte sich beinah der ganze Occident gegen den Bilderdienst. Ein Bischof von Turin, Claudius, war ein beredter Eiferer gegen die Bilder und stellte mehrere Fundamentalglaubenssätze auf, die noch heute im protestantischen Bekenntnis Geltung haben. Seine Ansichten pflanzten sich in den Thälern Piemonts, des Dauphiné, der Provence und des Languedoc fort. Im zwölften Jahrhundert traten sie aus dem Dunkel in die Öffentlichkeit und wurden Veranlassung zum Albigenserkrieg. Dann fanden sie ihren Weg nach Prag, fassten an der dortigen Universität Wurzel und riefen den Hussitenkrieg hervor.

Zwischen dem Ende der Unruhen, welche dem Tode des Johann Huss und Hieronymus von Prag folgten, und denen, welche der Ablasskram hervorrief, liegt nur eine Zeit von etwa hundert Jahren.

Es waren die alten Glaubenslehren, es waren jene Dogmen der Waldenser, der Albigenser und der Hussiten, welche durch Luther und Zwingli erneuert und ausgelegt, in Deutschland begierig aufgenommen wurden — boten sie doch einen willkommenen Vorwand, sich der zahllosen Ländereien zu bemächtigen, welche Bischöfe und Äbte im Besitz hatten, und sich dem Kaiser zu widersetzen, der sich raschen Schrittes der Despotie näherte. Diese Dogmen fanden auch ihren Weg nach Schweden und Dänemark, zwei Ländern, in welchen die Bewohner unter ihren Königen sich der Freiheit erfreuten.

Die Engländer, von Natur aus sehr unabhängig, nahmen jene Glaubenssätze ebenfalls an, änderten nur einiges daran und schufen sich ein Bekenntnis daraus, wie es ihnen passte. Dieses, Presbyterianismus genannt, bildete in Schottland eine Art Republik, deren pedantische Härte noch unerträglicher war als die Strenge des Klimas und die Tyrannei der Bischöfe, die soviel Klagen heraufbeschworen hatte. Der Presbyterianismus hörte erst auf, in Schottland gefährlich zu sein, als Vernunft, Gesetz und Gewalt ihm Grenzen wiesen.

Auch in Polen fand die Neuerung Eingang, machte aber nur in den Städten, in denen es keine Leibeigenen gab, Fortschritte. In dem besten und grössten Teil der Schweiz traten ihr keinerlei Schwierigkeiten in den Weg; auch Venedig würde ihr den Eintritt nicht verwehrt haben, und sie

würde dort unzweifelhaft Erfolg gehabt haben, allein die Nähe von Rom war hinderlich ebenso wie der Umstand, dass die Dogenregierung die Demokratie fürchtete, der ja in jeder Republik das Volk zustrebt und die auch die meisten Prädikanten im Auge hatten.

Die Holländer nahmen dieses Bekenntnis erst an, als sie das spanische Joch abschüttelten. Genf aber wurde mit Annahme des Calvinismus ein völlig republikanischer Staat.




Die Kernpunkte des katholischen Bekenntnisses.
(Titelblatt für das gleichnamige Buch des Kardinal Richelieu.)

Das Haus Österreich hielt die Lehre nach Möglichkeit von seinen Staaten fern. Spanien hatte nichts mit derselben zu thun und in Savoyen, dem Lande, wo ihre Wiege stand, wurde sie mit Feuer und Schwert vertilgt. Über die Bewohner der Thäler in Piemont kamen im Jahre 1655 dieselben furchtbaren Leiden wie in Frankreich unter Franz I über die von Mérindol und Cabrières. Der Herzog von Savoyen hat als unumschränkter Gebieter die Sekte in seinem Lande ausgerottet, sobald sie ihm gefährlich zu werden schien; es sind von ihren Anhängern nur noch geringfügige Überbleibsel vorhanden, die sich in Höhlen und Felsgeländen verkrochen haben.

Unter der energischen Regierung Franz I und Heinrich II konnten die Calvinisten in Frankreich keine Unruhen von Bedeutung anstellen; als aber die Regierung schwach und in sich selbst uneinig wurde, brachen auch sogleich die Religionsstreitigkeiten, verknüpft mit Gewaltakten, hervor. Die zum Calvinismus übergetretenen Condé und Coligny und die katholisch gebliebenen Guise beunruhigten durch ihre Fehden den Staat nach Belieben. Der der Nation eigene Leichtsinn, ihr Ungestüm, ihre Neuerungssucht und Schwärmerei stürzten das kultivierteste Volk von Europa auf vierzig Jahre in einen Zustand von Barbarei.

Heinrich IV, der dieser Sekte wohlgewogen war, ohne dass er für irgend eine besonders Partei genommen hätte, ihr aber von Hause aus an-

gehört hatte, konnte trotz seiner Siege und seiner Vorzüge die Herrschaft nicht erringen, ohne dem Calvinismus zu entsagen. Nachdem er Katholik geworden, war er doch nicht geneigt, eine Partei zu vernichten, welche zwar dem Königtum feindlich gegenüberstand, der er aber doch bei Lichte besehen zum Teil die Krone verdankte. Hätte er sie aber auch vernichten wollen: er würde es nicht gekonnt haben. Er war ihr zugethan, beschützte sie und erhielt sie in angemessenen Schranken.

Die Huguenotten machten damals etwa den zwölften Teil der Nation aus: es zählten zu ihnen viele grosse Herren im Lande, ganze Städte waren huguenottisch, sie hatten Kriege gegen die Könige geführt, und man hatte sich genötigt gesehen, ihnen einige feste Plätze einzuräumen. Heinrich III hatte ihnen in dem Dauphiné vierzehn Städte, im Languedoc Montauban und Nimes, hatte ihnen Saumur und vor allem La Rochelle einräumen müssen, letzteres bildete einen förmlichen Staat für sich, der durch Handel und Unterstützungen seitens Englands zu einer Macht emporwachsen konnte.

Heinrich IV, der seiner Neigung, seiner Politik, wie seiner Pflicht gehorchte, bewilligte der Partei 1598 das berühmte Edikt von Nantes. Es war eigentlich nichts als eine Beglaubigung jener Privilegien, welche die französischen Protestanten unter den früheren Königen mit Waffengewalt erzwungen hatten und die der grosse Heinrich, nachdem er erst fest auf seinem Throne sass, aus freiem Willen ihnen beliess.

Dieses Edikt, welches der Name Heinrichs berühmter gemacht hat, als alle anderen, bestimmte, dass jeder Lehensherr, der zugleich die obere Gerichtsbarkeit vertrat, die sogenannte reformierte Religion frei und unbehindert ausüben, jeder Lehensherr, dem das Oberrichteramt nicht inne wohnte, dreissig Personen den religiösen Handlungen beiwohnen lassen durfte: an allen Orten, die unmittelbar zu dem Gerichtssprengel eines Parlamentes gehörten, war die ungehinderte Ausübung des Kultus gestaltet.

Beim Parlament von Paris wurde ausserdem eine besondere Kammer, bestehend aus einem Präsidenten und sechzehn Räten, errichtet, die über alle Prozesse der Reformierten nicht bloss in dem sehr ausgedehnten Gerichtssprengel von Paris, sondern auch im Normännischen und im Bretagnischen zu entscheiden hatten: dies war die sogenannte „Ediktkammer".

Es befand sich in derselben der Bestimmung gemäss nur ein calvinistischer Rat; da jedoch die Kammer die Weisung hatte, alle Chikanen, die zu Klagen der Reformierten Veranlassung geben konnten, zu vermeiden, und da die Menschen gewöhnlich eine Ehre in der Erfüllung einer sie auszeichnenden Pflicht suchen, so liess diese Ediktkammer den Huguenotten, nach deren eigenem Ausspruch, stets volle Gerechtigkeit widerfahren.

In Castres hatten sie eine Art von Parlament, das von dem von Toulouse ganz unabhängig war, in Grenoble, in Bordeaux gab es gemischte Kammern, die zur Hälfte aus Katholiken, zur Hälfte aus Calvinisten bestanden. Ihre Kirchenvorstände traten zu Synoden zusammen, gerade wie es bei der gallikanischen Kirche der Fall war.

Diese und noch manche andere Privilegien fügten die Calvinisten vollkommen in den Verband der Nation. Es war allerdings eine Verbindung gegenseitiger Feinde, aber die Autorität, die Klugheit und die Güte des grossen Heinrich erhielt dieselbe trotzdem aufrecht.


Calvin, überwältigt von der wahren Religion.
(Almanachblatt.)

Nach dem schrecklichen und ewig bedauernswürdigen Tode dieses edlen Fürsten war es bei der Schwäche der Regierung, der Minderjährigkeit des Königs und der Zerwürfnis am Hofe schwer zu vermeiden, dass der republikanische Drang bei den Reformierten die ihnen eingeräumten Rechte missbrauchte; schon hatten die Huguenotten nach dem Vorbilde Deutschlands Frankreich in Distrikte zerlegt; die Deputierten derselben waren zuweilen widerspenstig, es gab in der Partei ehrgeizige, hochstehende Herren, wie zum Beispiel den Herzog von Bouillon, namentlich aber den Herzog von Rohan, der der hervorragendste Führer der Huguenotten war. Sie stachelten, den unruhigen Geist der Prädikanten benutzend, den blinden Glaubenseifer des Volkes zum Aufruhr.

Im Jahre 1615 wagte es die grosse Versammlung der Huguenotten, eine Eingabe an die Regierung zu machen, in welcher sie neben anderen masslosen Forderungen auch die stellte, es solle der Rat des Königs einer Reform unterzogen werden. An einigen Orten griff man bereits 1616 zu den Waffen, und da diese Verwegenheit mit der Zerwürfnis am Hofe, dem Hass gegen die Günstlinge und der allgemeinen unruhigen Stimmung zusammentraf, so geriet alles für lange Zeit in Verwirrung. Empörungen, Durchstechereien, Drohungen, Meutereien, ebenso eilige Friedensschlüsse wie Friedensbrüche wirbelten bunt durcheinander und veranlassten den bekannten

Kardinal Bentivoglio, der sich damals als römischer Nuntius in Frankreich aufhielt, zu dem Ausspruch, „er habe in Frankreich nur Gewitter beobachtet“.

Dem späteren Connetable Lesdiguières wurde 1621 von den Huguenotten der Oberbefehl über ihr Heer mit einem monatlichen Gehalt von 100 000 Thalern angetragen, Lesdiguières aber, der trotz seines ehrgeizigen Strebens einen klaren Blick bewahrt hatte und der seine Leute kannte, da er sie schon einmal befehligt hatte, hielt es jetzt für besser, sie in ihrem meuterischen Aufstande zu bekämpfen, als an ihrer Spitze zu stehen. Er trat, ohne auf das Anerbieten mit einem Wort zu antworten, zum Katholicismus über. Nun wandten sich die Huguenotten an den Marschall Herzog von Bouillon; da dieser sich aber für zu alt erklärte, blieb ihnen nur Rohan übrig, der denn auch in Gemeinschaft mit seinem Bruder Soubise den Krieg gegen den König wagte.

Der Connetable de Luynes führte damals Ludwig XIII von Provinz zu Provinz und unterwarf mehr als fünfzig Städte fast ohne Schwertstreich. Vor Montauban aber passierte es, dass der König unverrichteter Sache und schimpflich abziehen musste; vergebens wurde auch La Rochelle belagert: es widerstand teils aus eigener Kraft, teils mit Hilfe der Engländer; der des Verrats an seinem Könige schuldige Herzog von Rohan verhandelte mit Ludwig XIII über den Frieden, als hätte auch er ein gekröntes Haupt.

Bald nach dem Frieden und dem Tode Luynes' aber brach von neuem der Krieg aus, wieder musste La Rochelle, welches noch immer, von England unterstützt, von den Calvinisten gehalten wurde, belagert werden. Eine Dame, die Mutter des Herzogs von Rohan, war es, die die Stadt ein volles Jahr gegen die königliche Armee verteidigte, die der Energie Richelieu's und der Unerschrockenheit Ludwig XIII, der mehreremal vor La Rochelle nur mit knapper Not dem Tode entging, Trotz bot. Die Stadt ertrug alle Leiden des Hungers und schliesslich war die Übergabe nur dem Umstande zuzuschreiben, dass es Richelieu gelungen war, nach dem Vorbilde des Alexander von Tyrus einen fünfhundert Fuss langen Damm aufführen zu lassen, der das Meer bändigte und zugleich La Rochelle.

Der Maire Guiton, dem es nicht geglückt war, unter den Trümmern der Stadt sein Grab zu finden, war so verwegen, als er sich bereits auf Gnade und Ungnade ergeben hatte, noch mit seiner Leibgarde vor dem Kardinal zu erscheinen. Alle Maires der bedeutenderen huguenottischen Städte hatten nämlich solche Leibwachen; Guiton ging seiner Leibwache, La Rochelle seiner Privilegien verlustig. Der Herzog von Rohan aber setzte den Krieg fort, er verband sich, von den Engländern im Stich gelassen, mit den Spaniern; das energische Verhalten Richelieu's aber zwang zuletzt die

überall geschlagenen Huguenotten, sich zu unterwerfen. Alle Vergünstigungen, die den Huguenotten bisher gewährt waren, beruhten auf Verträgen mit den Königen. Richelieu fasste die ihnen noch bleibenden wenigen Rechte in einem sogenannten „Gnadenedikt“ zusammen. Der König sprach darin als Verzeihung gewährender Souverän. Die weitere Ausbreitung der neuen Religion in La Rochelle wurde untersagt, ebenso auf den Inseln Ré und



Die hypochondern Leute.
(Holländische Satire gegen die den katholischen Glauben verteidigenden Souveräne.)

Oléron, in Privas und Pamiers; im übrigen liess man die Bestimmungen des Ediktes von Nantes unangetastet.

Es erscheint auffallend, dass der unumschränkt gebietende Kardinal Richelieu das berühmte Edikt Heinrich's nicht aufhob. Es schwebte ihm damals ein Plan vor, der vielleicht allzu schwierig in der Ausführung war, aber nichtsdestoweniger der Grösse seines Ehrgeizes und dem hohen Schwunge seiner Anschauungen entsprach. Richelieu strebte nach dem Ruhm, die Geister zu unterwerfen. Er hielt sich kraft seines Wissens, seiner Macht und seiner Politik dazu für berechtigt. Sein Plan ging zunächst dahin, einige

Prädikanten, damals „Ministranten“, heute Pastoren genannt, zu gewinnen und zu der Erkenntnis zu bringen, dass der katholische Kultus kein Verbrechen vor Gott sei, sie dann allmählich weiter zu bekehren, unter dem Zugeständnis einiger weniger Formeln, Rom gegenüber aber den Anschein wahrend, als wäre von Zugeständnissen gar keine Rede. Er rechnete darauf, einen Teil der Reformierten zu blenden, den anderen durch Geschenke und Gnadenbeweise zu verleiten, so dass es den Anschein gewänne, als wären sie wieder mit der katholischen Kirche vereint, indem es der Zeit überlassen blieb, das übrige zu thun.

Richelieu strebte eifrig nach dem Ruhme, dieses grosse Friedenswerk ausgeführt oder begonnen zu haben, jedenfalls aber als der zu gelten, der es ins Leben gerufen hatte.

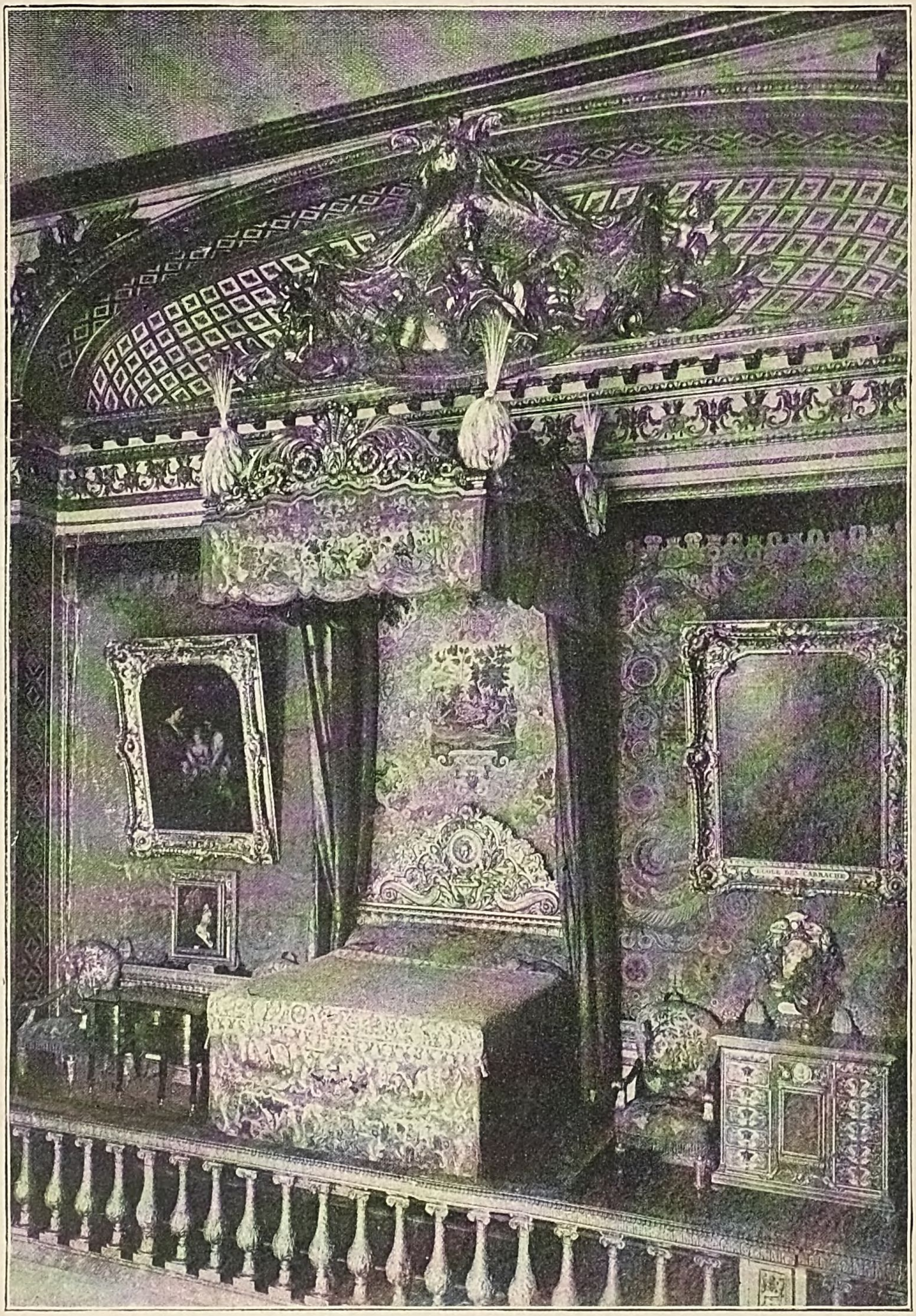



Ein Unterstützungsbureau, in welchem milde Gaben an die bekehrten Protestanten verteilt werden.
(Aus einem Almanach vom Jahre 1686.)

Der berühmte Kapuzinermönch Joseph und zwei gewonnene reformierte Prediger waren die ersten Unterhändler. Der Kardinal aber hatte sich allzu viel eingebildet, denn schwerer ist es, Theologen miteinander in Übereinstimmung zu bringen als Dämme ins Meer zu bauen!

Endlich, der vergeblichen Arbeit überdrüssig, ging Richelieu daran, die Calvinisten zu vernichten; es traten aber hindernde Umstände auf, der Kardinal hatte oft zu gleicher Zeit gegen die grands seigneurs, gegen den Hof, gegen das Haus Österreich, nicht selten sogar gegen Ludwig XIII Front zu machen; ein frühzeitiger Tod raffte ihn inmitten von Stürmen dahin — hinter sich liess er kaum gereifte Entwürfe und einen eher berühmten als verehrten Namen.

Nach der Eroberung von La Rochelle und dem Erlass des Gnadenediktes hörten übrigens die Kriege auf, es gab nur noch Zänkereien über religiöse Themata. Von beiden Seiten ging man an die Herausgabe dickbändiger Werke, die heutzutage kein Mensch mehr liest. Klerus und Jesuiten waren eifrig dahinter, die Huguenotten zu bekehren, während die reformierten Geistlichen unter den Katholiken einige Proselyten zu machen suchten. Im Rate des Königs aber debattierte man über einen Friedhof, den die beiden Religionsparteien sich in einem Dorfe streitig machten, über eine auf katholischem Grund erbaute reformierte Kirche, über Schulen, Schlossgerichtsbarkeit, Glocken und Beerdigungen u. s. w. — So verlief die Sache, selten nur gewannen Reformierte noch ihre Prozesse!



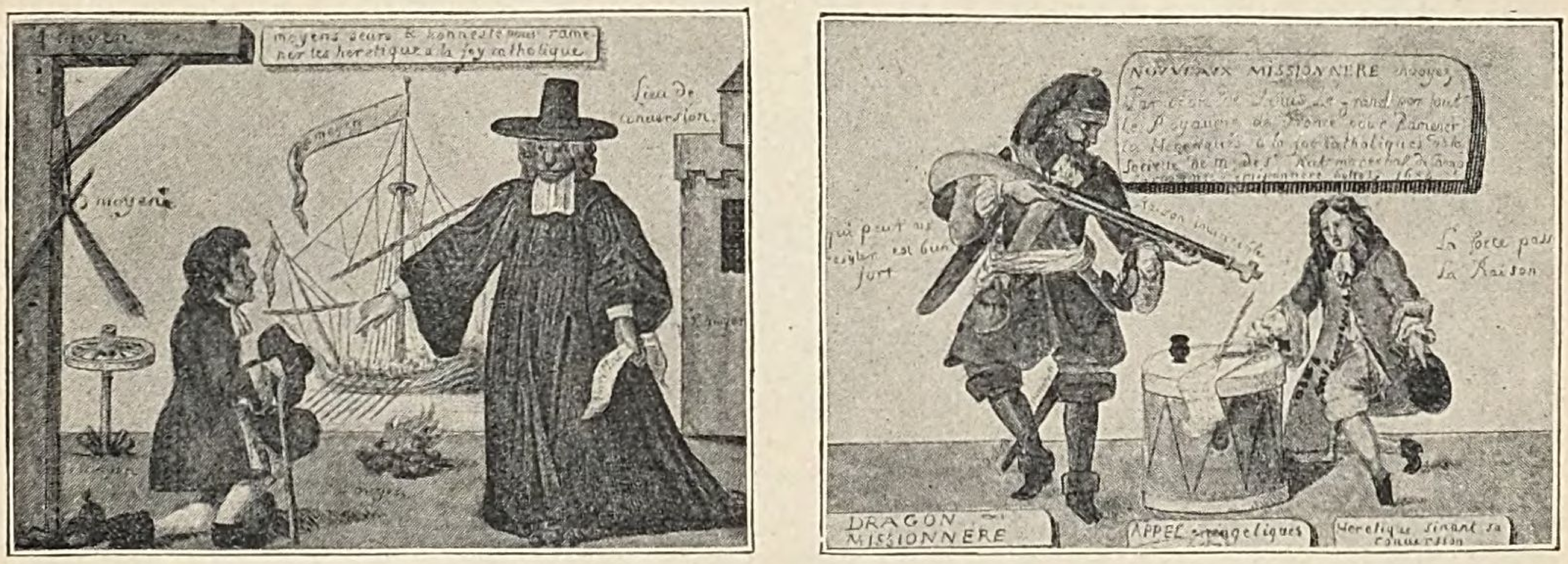
Das Gemach Ludwig XIV zu Versailles.

(Die vergoldeten Skulpturen der Giebelfelder sind von Coustou und Lespingole, die Ballustrade und alle Holzornamente, welche die Wände verzieren, Arbeiten damaliger Zeit.)

Wozu also die Verwüstungen und Greuel dieser Religionskriege?

Die Huguenotten hatten jetzt kein Oberhaupt mehr, seit der Herzog von Rohan abgedankt und das Haus Bouillon Sedan nicht mehr im Besitz hatte; sie rechneten es sich zum Verdienst an, dass sie sich während der Wirrsale der Fronde und des Bürgerkrieges, welchen Prinzen, Parlamente und Bischöfe — und zwar, wie diese behaupteten zum Besten des Königs angezettelt hatten — ruhig verhielten.

Zu Lebzeiten Mazarin's gab es sozusagen keine religiösen Streitfragen mehr; so kam es auch, dass der Kardinal nichts darin sah, die Stelle eines Generalkontrolleurs der Finanzen einem Calvinisten und Ausländer, Herrn Hervart zu übertragen; die Reformierten beteiligten sich unter ihm lebhaft an der Steuerpacht und übernahmen viele der in das Ressort fallenden Ämter.



In Farben ausgeführte Satire: sicheres und anständiges Mittel, um die Protestanten dem wahren Glauben wieder zuzuführen: Dragonaden, Galeren, Gefängnis, Rad und Scheiterhaufen.
(Kupferstichkabinett.)

Colbert, der die Gewerbthätigkeit förderte, wo er nur konnte, und mit Recht als Begründer des französischen Handels gilt, verwandte eine Menge Huguenotten in Staatswerkstätten und Fabriken, sowie bei der Marine. Ihre Beschäftigung mit nützlichen Dingen trug nicht wenig dazu bei, sie von ihrer krankhaften Streitsucht zu kurieren; der Ruhm, in welchem Ludwig XIV fünfzig Jahre lang erstrahlte, seine Macht, seine kraftvolle und zielbewusste Regierung liessen bei den Reformierten, wie auch sonst überall, den Gedanken an einen Widerstand garnicht aufkommen. Im Angesicht der üppigen Feste des galanten Hofes erschien die prüde Einfachheit der Huguenotten beinah lächerlich.

Je mehr sich der gute Geschmack entwickelte, desto mehr schwand auch das Wohlgefallen an den Psalmen Marot's und Bezas'. Diese Psalmen, einst das Entzücken des Hofes Franz II, passten unter Ludwig nur noch für niedere Volksschichten. Die echte und wahre Philosophie, die um die Mitte dieses Zeitalters in der Gesellschaft immer mehr Boden gewann, musste mit der Zeit jedem Gebildeten überhaupt religiöse Zänkereien als abgeschmackt erscheinen lassen.

Bevor aber die gesunde Vernunft bei den Leuten Geltung erlangte, sollte gerade jene Streitsucht zur Ruhe im Staate beitragen. Damals begannen nämlich die Jansenisten die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch zu nehmen. Viele giebt es ja, für die spitzfindige Tüfteleien geistige Beschäftigung und Nahrung sind. Jansenisten schrieben gegen Jesuiten und Huguenotten, Huguenotten schrieben gegen Jansenisten, die Jesuiten und die Lutheraner im Elsass schrieben gegen alle zusammen. Ein Federkrieg zwischen so vielen Parteianschauungen musste, während der Staat mit grossen Dingen beschäftigt war, in Kürze zu einer allgemeinen Unterhaltung für alle gefährlichen Müssiggänger werden, um dann allmählich der Gleichgültigkeit anheimzufallen.

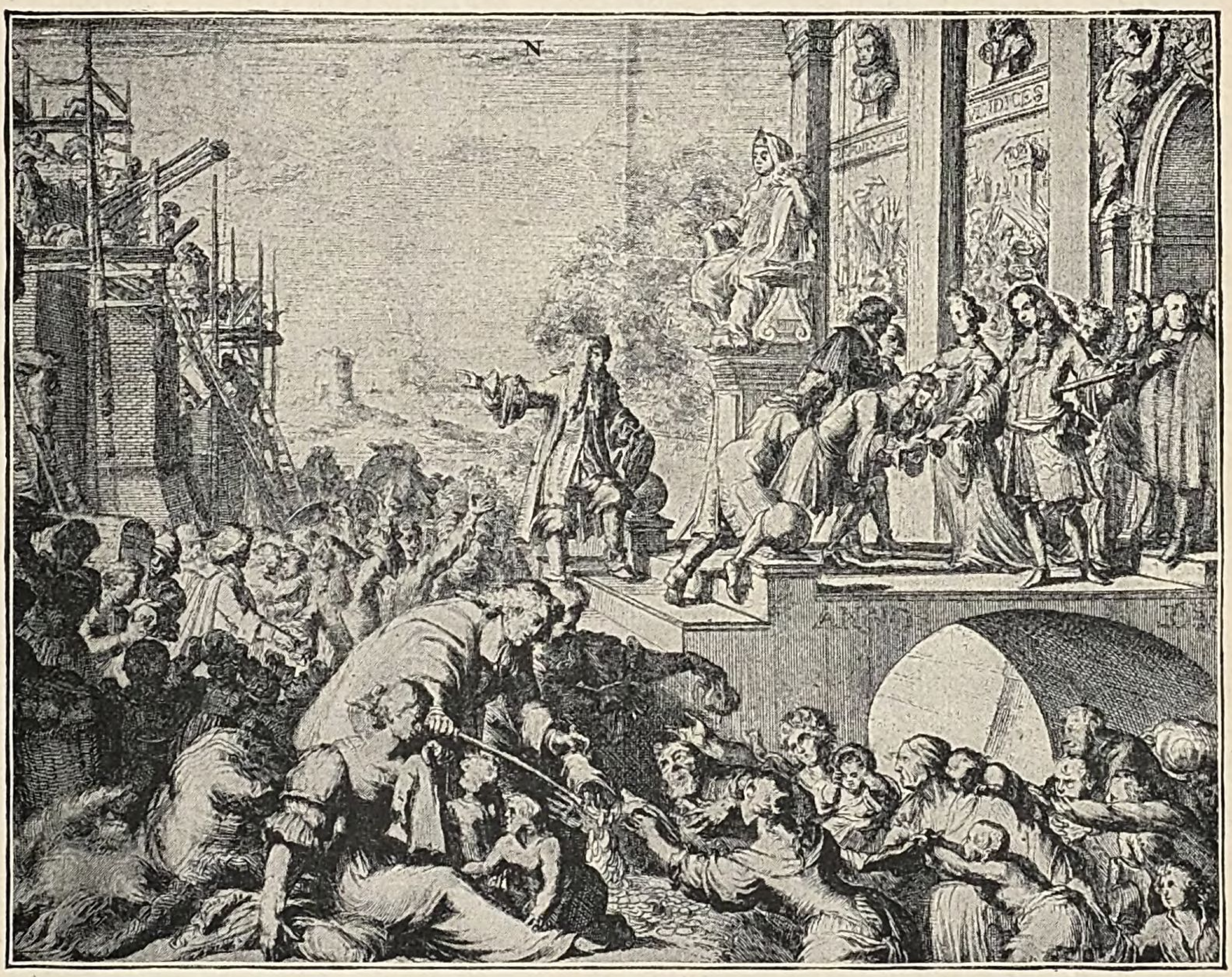
Ludwig XIV wurde gegen die Reformierten erst aufgebracht infolge der unablässigen Vorstellungen seines Klerus, durch intrigante Machenschaften der Jesuiten, durch Rom und endlich auch durch den Kanzler Le Tellier, und dessen Sohn Louvois, Gegner Colbert's, die die Reformierten als Rebellen behandelt wissen wollten, nur weil Colbert in ihnen nützliche Unterthanen gesehen hatte, welche er begünstigte und beschützte. Ludwig XIV, der ja über das, um was es sich handelte, nur ganz oberflächlich unterrichtet war, sah in den Reformierten nichts als ehemalige Rebellen, die nur mit Mühe zu Paaren getrieben waren. Zunächst war er bemüht, ihre Religion wie eine Citadelle von allen Seiten zu unterminieren. Unter einem nichtigen Vorwande nahm man einen um den anderen ihrer Tempel unter Beschlag; es wurde ihnen untersagt, katholische Mädchen zu heiraten — das war wohl kaum politisch klug: verkannte man denn vollkommen die Macht eines Geschlechtes, in Bezug auf welches der Hof doch sonst so gut Bescheid wusste?

Die Bischöfe waren bemüht, den Huguenotten mit allen nur irgend statthaften Mitteln ihre Kinder zu entfremden und dem katholischen Glauben wiederzugewinnen; 1681 erhielt Colbert Befehl, keinen Calvinisten mehr als Steuerpächter zuzulassen, auch wurden dieselben aus Zünften und Korporationen soviel wie möglich ausgeschlossen. Indem der König sie diesem Druck aussetzte, unterliess er es doch, denselben stetig zu steigern: es wurde durch besondere Verfügungen jede Gewaltthätigkeit gegen sie verboten; mit Schmeicheleien überzuckerte man die harten Massnahmen, suchte sie auch in alle Formen Rechtens zu kleiden.

Besonders häufig wurde ein ab und zu wohl wirksames Bekehrungsmittel angewendet: nämlich das Geld — man machte vielleicht nicht oft genug Gebrauch davon.

Pellisson war mit diesem geheimen Amt betraut, Pellisson, der selber Calvinist gewesen war und durch seine Schriften, durch seine zündende Bered-

samkeit, wie durch seine Anhänglichkeit an den unglücklichen Fouquet, dessen erster Commis er gewesen und dessen Opfer er geworden war, einen Namen hatte. Er war so glücklich gewesen, seine Religion zu einer Zeit zu wechseln, wo dieser Glaubenswechsel ihm noch Glück und Reichtum bringen konnte. Pellisson wurde Priester, erhielt Pfründen und wurde schliesslich Requetenmeister, 1677 vertraute Ludwig XIV ihm die Einkünfte der Abteien Saint-Germain des Prés und Cluny nebst noch anderen Sporteln an, um sie an



Holländische Satire (1685): Die in Frankreich vorgenommenen Bekehrungen, Zerstörung der protestantischen Kirchen u. s. w.

diejenigen zu verteilen, welche zum Katholicismus überzutreten geneigt wären.

Desselben Mittels hatte sich bereits der Kardinal Lecamus, als er noch Bischof von Grenoble war, bedient. Pellisson sandte viel von dem Gelde in die Provinzen; für möglichst geringe Summen suchte man möglichst viel Proselyten zu machen; die an Bedürftige verteilten kleinen Beträge verlängerten natürlich die Listen, welche Pellisson alle drei Monate dem Könige vorzulegen hatte, indem er Seine Majestät überzeugte, dass jedermann vor Hochdero Macht oder Wohlthaten nachgiebig werde.

Ermutigt durch diese unbedeutenden Erfolge, hielt der Staatsrat im Jahre 1681 die Zeit für gekommen, eine Erklärung zu erlassen, nach welcher

alle Kinder im siebenten Jahre ihrem bisherigen Glauben entsagen durften. Die Folge davon war, dass in den Provinzen die Kinder aufgegriffen wurden, um sie zum Religionswechsel zu veranlassen, und dass ihre Eltern kriegerische Einquartierung erhielten.

Diese Überstürzung Le Tellier's und Louvois' wurde Veranlassung, dass 1681 zunächst aus dem Poitou, der Saintonge und angrenzenden Provinzen Familien auszuwandern begannen. Das Ausland beeilte sich, aus diesem Umstand Vorteil zu ziehen.

Die Könige von England und Dänemark, namentlich aber die Stadt Amsterdam erliessen Einladungen an die französischen Calvinisten, sich in ihre Gebiete zu flüchten, sicherten ihnen auch Subsistenzmittel zu: Amsterdam erklärte sich sogar bereit, für die Flüchtlinge tausend Häuser erbauen zu lassen.

Der Staatsrat, der die üblen Folgen seiner thörichten Übereilungen einsah, glaubte denselben — auch jetzt wieder mit Gewalt — vorbeugen zu sollen. Man begriff sehr wohl, wie unentbehrlich in einem Staate, der blühenden Handel treibt, die Handwerker und für die Begründung einer mächtigen Marine, mit welcher man gerade beschäftigt war, die Seeleute wären: man bedrohte also alle Angehörigen dieser beiden Berufskategorien, welche entweichen sollten oder ergriffen würden, mit der Galerenstrafe.

Man brachte in Erfahrung, dass hier und dort calvinistische Familien ihre Grundstücke zu verkaufen sich anschickten, sogleich erschien eine Verordnung, nach welcher die Grundstücke innerhalb eines Jahres nach erfolgter Auswanderung der Besitzer vom Staate eingezogen werden sollten. Die reformierten Geistlichen wurden mit grosser Strenge überwacht, bei der geringsten Übertretung ihre Tempel geschlossen, man wies die testamentarisch der reformierten Kirche gemachten Vermächtnisse den Hospitälern zu.

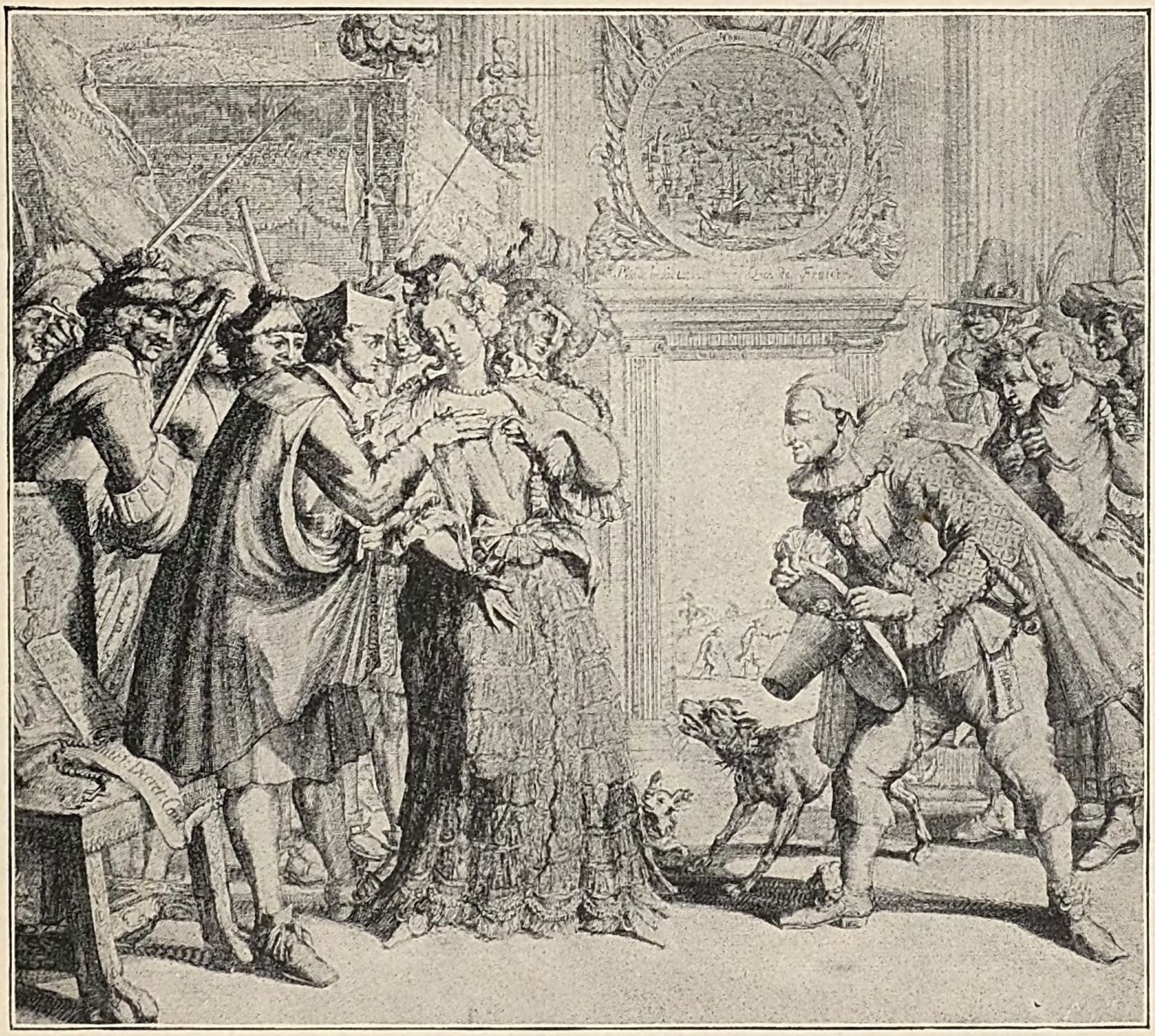
Den calvinistischen Lehrern wurde untersagt, Kostgänger aufzunehmen, die Geistlichkeit für steuerpflichtig erklärt, den protestantischen Bürgermeistern der Adelsrang entzogen. Diejenigen Beamten des königlichen Hauses, darunter die Sekretäre des Königs, die dem Protestantismus angehörten, erhielten Befehl, ihre Stellen niederzulegen, Protestanten durften nicht mehr Notare oder Advokaten werden, durften nicht einmal als Bevollmächtigte fungieren.

Dem katholischen Klerus war zugleich die scharfe Weisung zugegangen, Bekehrungen vorzunehmen: den reformierten Pastoren, dasselbe zu thun, bei Strafe ewiger Verbannung untersagt. Diese Erlasse hat sich sämtlich der katholische Klerus vom König erbeten; er spielte die Rolle eines Kindes des Hauses, das keine Gemeinschaft mit gewaltsam eingeführten Fremden haben will.

Pellisson fuhr indessen fort, mit den ihm überwiesenen Fonds Bekehrungen zu erkaufen. Frau Hervart aber, die Witwe des obenerwähnten General-

kontrolleurs der Finanzen, beseelt von jenem Bekenntniseifer, den man zu allen Zeiten an Frauen wahrgenommen, opferte dieselben Summen, um die Bekehrungen zu verhindern.

Schliesslich fingen die Huguenotten an einigen Orten wieder an, aufrührerisch zu werden (1682). Im Vivarais und im Dauphiné strömten sie zu grossen Haufen in der Nähe ihrer zerstörten Tempel zusammen; sie wurden



Die schöne Constanze von Dragonaden bedroht durch Harlequin Deodat (Ludwig XIV).

angegriffen, sie verteidigten sich — es war freilich nur ein Funken gegen die frühere Feuersbrunst! Zweihundert bis dreihundert Menschen ohne Führer, ohne Waffen wurden natürlich im Augenblick auseinander gejagt: den Niederlagen folgten Hinrichtungen.

Der Intendant des Dauphiné liess den Enkel jenes Pastors Chamier, der das Edikt von Nantes verfasst hatte, aufs Rad binden: der Hingerichtete zählte fortan zu den berühmtesten Märtyrern der Sekte, und lange stand sein Name bei seinen Glaubensgenossen in hoher Verehrung.

Der Intendant des Languedoc liess einen Prädikanten Namens Chomel

rädern (1683), drei andere hatten dasselbe Los, zehn wurden zum Galgen verurteilt; allein sie entkamen glücklich und konnten nur „in effigie“ hingerichtet werden.

All diese Vorgänge erweckten Furcht und Schrecken, bestärkten aber gleichzeitig die Leute in ihrer Hartnäckigkeit — die Menschen hängen ja um so mehr an ihrem Glauben, je mehr sie für denselben zu dulden haben.

Nun wurde dem König eingeredet, er müsse, da die in die Provinzen entsandten Missionare nicht viel ausgerichtet hatten, Dragoner schicken. Welche Verkehrtheit! Sie war ein Ausfluss der damals am Hofe herrschenden Ansicht, dass sich vor dem Namen des Königs alles beugen müsse. Man bedachte nicht, dass die Calvinisten nicht mehr die Huguenotten von Jarnac, Moncontour und Coutras waren, dass die Wut der Bürgerkriege nicht mehr vorhanden war, dass aus der langwierigen Krankheit ein Schwächezustand zurückgeblieben war — dass alles seine Zeit hat, und wenn unter Ludwig XIII die Väter Rebellen waren, die Kinder unter Ludwig XIV doch treue Unterthanen waren.



Satirischer französischer Kupferstich: Die Zerstörung der protestantischen Kirche zu Charenton.

In England, Holland und Deutschland gab es religiöse Sekten, die sich im vergangenen Jahrhundert gegenseitig erwürgt hatten, jetzt aber friedlich nebeneinander leben konnten. Beweist das nicht, dass einem absoluten Könige Protestanten ebensogut wie Katholiken dienen können? Geben die Lutheraner im Elsass nicht ein schlagendes Beispiel?

Die Königin Christine von Schweden sagt anlässlich dieser Gewaltthätigkeiten und der Auswanderungen in einem ihrer Briefe mit vollem Recht:

„Mir kommt Frankreich wie ein Kranker vor, dem man Arme und Beine abschneidet, um ihn von einem Übel zu kurieren, das Sanftmut und Geduld völlig beseitigt haben würde.“

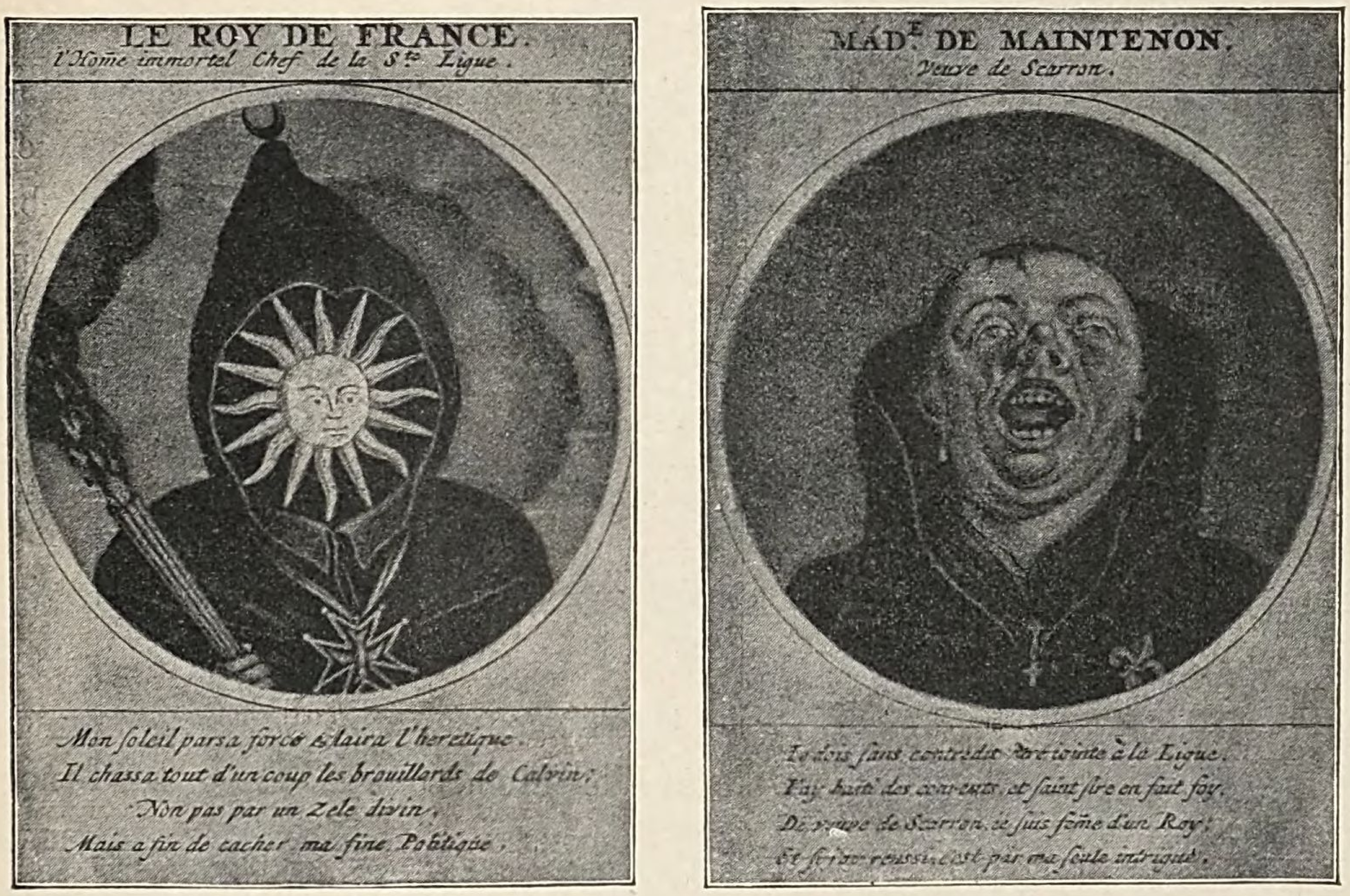
Ludwig, der sich bekanntlich 1681 Strassburgs bemächtigte und dort als Beschützer der Lutheraner auftrat, hätte sehr wohl in seinem Lande auch den Calvinismus dulden können, den ohnehin die Zeit wohl ebenso beseitigt hätte, wie sie Tag um Tag die Zahl der Lutheraner im Elsass verringerte.

Wie konnte man sich nur verhehlen, dass, wenn man einer grossen Zahl von Unterthanen Gewalt anthut, man eine noch weit grössere Anzahl

verlieren würde, die trotz aller Edikte und aller Überwachung, sich einem als Verfolgung aufgefasstem Zwange durch die Flucht entziehen würde!

Warum in aller Welt wollte man denn Hass erwecken in den Herzen von einer Million Menschen gegen einen teueren Namen, dem Protestanten wie Katholiken, Franzosen wie Ausländer das Beiwort „der Grosse“ hinzugefügt hatten! Die Politik sogar schien für die Erhaltung des Calvinismus zu sprechen, um ihn als Gegengewicht gegen die Anmassungen Roms zu benutzen.

Damals hatte Ludwig XIV offen mit Innocenz XI, einem Feinde




Karikaturen auf Ludwig XIV und Mme de Maintenon als Verfolger der Protestanten.
(Veröffentlicht von Peters.)

Frankreichs, gebrochen: die Interessen seines Glaubens mit denen seiner Grösse verschmelzend, aber wollte er mit einer Hand den Papst demütigen, mit der anderen den Calvinismus wegfegen.

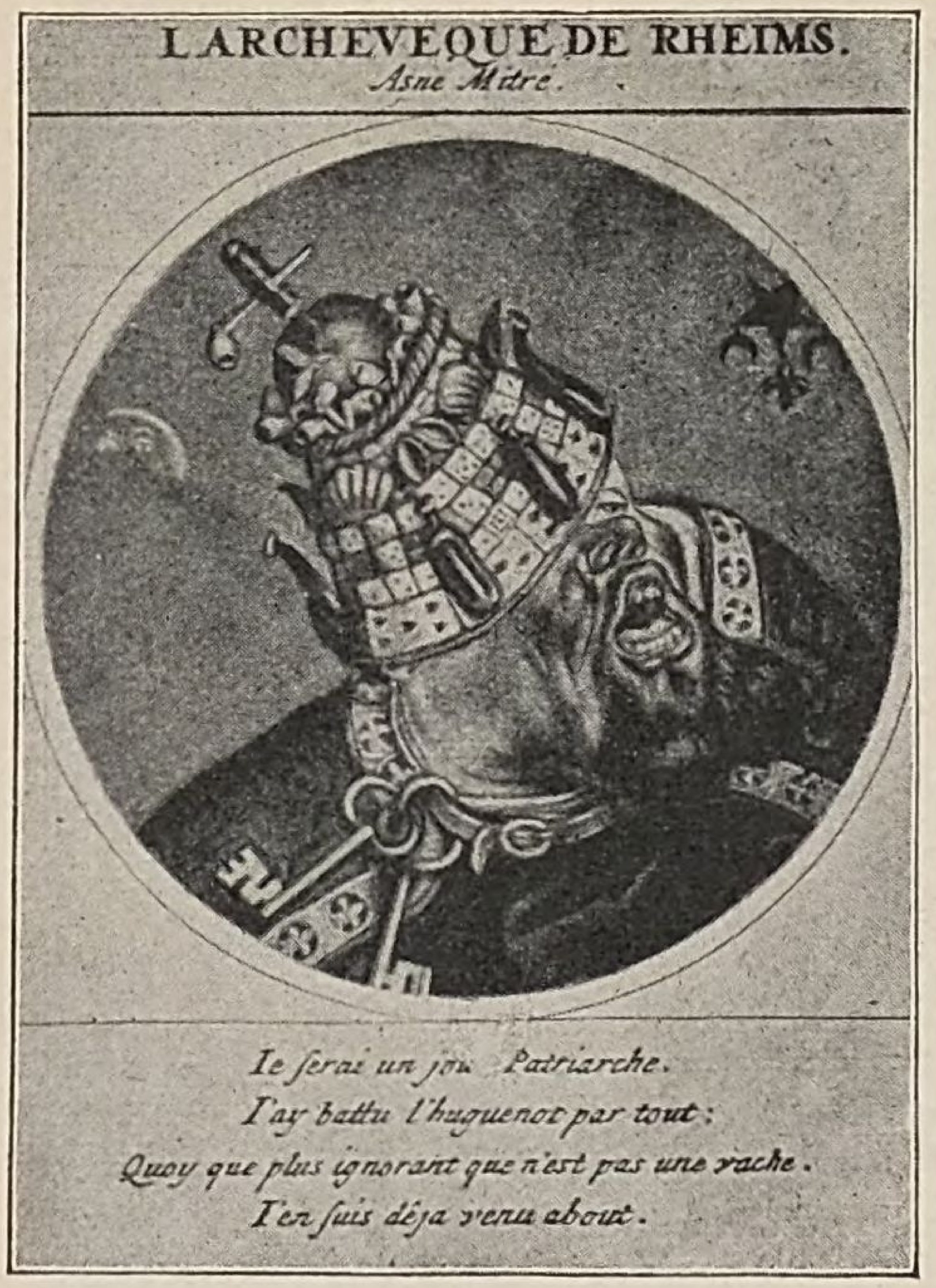
Er sah in beiden Entschliessungen nur den Glanz des Ruhmes, den er abgöttisch verehrte. Die Bischöfe, einige Intendanten der Provinzen redeten ihm vor, dass das blosse Erscheinen der Dragoner vollenden würde, was seine Wohlthaten und was die Missionare begonnen und vorbereitet hatten. Er glaubte nur von seiner Autorität Gebrauch zu machen. Diejenigen aber, in denen diese Autorität zum Ausdruck kommen sollte, verfuhren roh und hart.

Ende 1684 und zu Anfang 1685 wurden Soldaten — Ludwig XIV war ja beständig gerüstet — in alle Städte und auf alle Schlösser geschickt, in denen sich viele oder ausschliesslich nur Protestanten befanden; da die zu

jener Zeit noch schlecht disciplinierten Dragoner dazu verwandt wurden und entsetzliche Ausschreitungen begingen, so nannte man diese Art von Exekution „Dragonaden“.

Die Grenzen wurden dabei so sorgfältig wie möglich bewacht, um die Flucht derer zu verhüten, die man in den Schoss der alleinseligmachenden Kirche zurückführen wollte. Es wurden förmliche Treibjagden auf Fliehende in weitem Gehege angestellt.

Ein Bischof, ein Intendant, ein Beigeordneter, ein Pfarrer oder irgend ein Bevollmächtigter marschierte an der Spitze des Dragonerpelotons. Man versammelte die vornehmsten protestantischen Familien, namentlich aber die, auf deren Nachgiebigkeit man zählen zu können glaubte. Diejenigen, welche ihrem Glauben entsagten, entsagten zugleich im Namen aller Ihrigen, diejenigen, welche sich widersetzten, wurden den Soldaten in die Hände geliefert, denen alles gestattet war, nur durften sie nicht töten.




Karikatur: Der Erzbischof von Rheims, Verfolger der Protestanten.
(Veröffentlicht von Peters.)

Es wurden jedoch viele Personen so grauenhaft gemisshandelt, dass sie an den Folgen starben. Die Kinder der in die Fremde Geflüchteten sind noch heute ausser sich über die Verfolgungen ihrer Väter und stellen dieselben neben die blutigsten in den ersten Jahrhunderten der Kirche.

Welch sonderbarer Gegensatz: hier ein üppiger Hof, an dem milde anmutige Sitten herrschen, die Gesellschaft sich in den graziösesten Formen bewegt, und dort diese rohen, unbarmherzigen Anordnungen! Der Marquis Louvois leitete die Massnahmen mit der starren Unbeugsamkeit, die seinem Charakter eigen war. Es war derselbe Mann, der ganz Holland unter Wasser setzen wollte und der später die Pfalz verwüstete. Es existieren aus dem Jahre 1685 Briefe von ihm, in denen es unter anderem heisst:

„Seine Majestät will, dass man gegen diejenigen, welche nicht seines Glaubens werden wollen, mit der allergrössten Strenge verfahre und dass denjenigen, welche eine unsinnige Ehre darin suchen, die letzten unter den Bekehrten zu bleiben, aufs äusserste zugesetzt werden soll.“

Paris blieb von solchen Quälereien verschont; die Klagerufe hätten sich

zu sehr vernehmbar gemacht. — Man schreckte nicht davor zurück, die Leute unglücklich zu machen, ihre Klagerufe aber wollte man nicht hören!

Überall Tempelzerstörungen! Überall in den Provinzen erzwungene Verleugnungen des Glaubens — endlich im Oktober 1685 wird auch das Edikt von Nantes aufgehoben, das Gebäude wird eingerissen, nachdem es von allen Seiten unterminiert war. Vorher schon war die Ediktkammer beseitigt worden. Die calvinistischen Parlamentsmitglieder erhielten Befehl, ihre Stellen niederzulegen. Staatsrätliche Erlasse erschienen Schlag auf Schlag; die proskribierte Religion sollte in ihren letzten Resten ausgerottet werden.

Am schrecklichsten war wohl der Befehl, den Reformierten ihre Kinder zu nehmen und sie katholischen Verwandten zur Erziehung zu übergeben — dieser Befehl aber stand doch in zu krassem Widerspruch mit der Natur, als dass er mit aller Strenge befolgt werden konnte.




Peter Jurieu, Pastor und Professor der Theologie.
(Nach dem Porträt von Gole, gestochen von Marot.)

Das berüchtigte Edikt, durch welches das von Nantes widerrufen wurde, führte zu einem Resultat, das dem Zweck durchaus widersprach — es bezweckte die Verschmelzung der Calvinisten mit der katholischen Kirche. Gourville, der ein einsichtsvoller Mann war, wurde von Louvois zu Rate gezogen; er war der Meinung, man sollte die reformierten Prediger samt und sonders einsperren und dann diejenigen wieder freilassen, die, gewonnen durch ihnen heimlich zugesagte Jahrgelder, öffentlich ihren Glauben abzuschwören bereit wären: sie würden mehr zur Verschmelzung der beiden Bekenntnisse beitragen als Missionare und Soldaten — so glaubte der einsichtsvolle Gourville.

Anstatt seinem klugen Rate zu folgen, wurde vielmehr in dem Widerrufungsedikt allen reformierten Predigern, die nicht übertreten wollten, der

Befehl zu teil, binnen vierzehn Tagen das Land zu verlassen. Man täuschte sich arg, wenn man glaubte, es werde den vertriebenen Hirten nur ein unbedeutender Bruchteil der Herde folgen, es war eine Überschätzung der eigenen Macht, es war ein Mangel an Menschenkenntnis: diese verbitterten Leute, die namentlich in den südlichen Provinzen Frankreichs ganz erfüllt waren von der Glorie ihres Märtyrertums, waren völlig bereit, sich allem auszusetzen, um jenseits der Grenze bei den auf Frankreich eifersüchtigen Nationen, die den Flüchtlingen die Arme entgegenstreckten, den Ruhm ihrer Proskription zur Schau zu tragen.

Als Le Tellier, der damals schon bei Jahren war, das Edikt unterzeichnete, soll er voll Freude ausgerufen haben:

„Nunc dimittis servum tuum, Domine ... quia viderunt oculi mei salutare tuum."

Le Tellier ahnte nicht, dass er ein für Frankreich schweres Unglück mit seinem Namen stempelte. In derselben Weise irrte sich sein Sohn, welcher glaubte, ein von ihm ausgefertigter Befehl werde hinreichen, um Grenzen und Küsten gegen die zu bewachen, denen nun die Flucht zu einer Pflicht geworden schien: der erfindungsreiche Eifer, Wege zu suchen, auf denen ein Gesetz sich umgehen lässt, ist stets stärker als die hohe Obrigkeit: die Bestechung einiger Wächter that das übrige, um die Flucht gelingen zu machen.

Es verliessen innerhalb von drei Jahren nahe an 50 000 Familien den französischen Boden, es folgten ihnen später noch mehr. Sie trugen allerhand Künste und Handfertigkeiten und damit zugleich Reichtum ins Ausland. Beinahe das ganze nördliche Deutschland, das damals noch keine irgend bedeutende Industrie hatte und eigentlich nur Ackerbau betrieb, bekam durch diese einwandernden Scharen ein ganz anderes Aussehen. Stoffe, Borten, Hüte, Strümpfe — alles Artikel, welche man früher aus Frankreich bezog — wurden jetzt im Lande selbst hergestellt. Eine ganze Vorstadt von London wurde von französischen Seidenwebern bevölkert. Andere lehrten dort die Kunst des Glasschleifens, die für Frankreich fast ganz verloren ging. In Deutschland hat man noch jetzt das Gold, welches die Réfugiés mitbrachten.

Frankreich verlor 500 000 Einwohner und viel Geld: vor allem aber gingen ganze Gewerbzweige ein, die nun seine Feinde bereicherten. Holland kam zu vorzüglichen Offizieren und Soldaten. Der Prinz von Oranien und der Herzog von Savoyen bildeten ganze Regimenter aus den Landesflüchtigen: dieselben savoyischen und piemontesischen Fürsten, die so namenlose Greuel, verübt an den Reformierten ihrer eigenen Länder, auf dem Gewissen hatten, nahmen nun die französischen Reformierten in Sold — auch beim Prinzen

von Oranien war es wohl schwerlich Religionseifer, der ihn veranlasste, diese flüchtigen Franzosen in sein Heer einzustellen. Einige unserer Flüchtlinge sind damals bis an das Kap der guten Hoffnung gegangen. Der Neffe des berühmten Duquesne, der Generallieutenant der Marinetruppen war, gründete dort eine kleine Kolonie, wovon Reste, Nachbarn der Hottentotten, noch heute vorhanden sind; Franzosen wurden damals weiter über die Erde verbreitet als Juden.

Vergebens füllte man in Frankreich Kerker und Galeren mit denen,



„Sic itur ad astra" — Cappa omnia tegit.
(Nach einem holländischen satirischen Kupferstich.)

die auf der Flucht erwischt wurden. Was aber mit diesen Massen Unglücklicher anfangen? Gelehrte, gebrechliche Greise konnte man nicht auf den Galeren unterbringen — einige hunderte wurden nach Amerika geschafft. Schliesslich kam die Regierung auf den Gedanken, dass es weniger Landesflüchtige geben würde, sobald das Verbot der Auswanderung aufgehoben wäre und die Gemüter nicht mehr durch die innnere Freude, die ihnen der Ungehorsam machte, aufgestachelt würden. Demgemäss wurden die Wege wieder frei gegeben, bald jedoch abermals verlegt.

Im Jahre 1683 erging das Gebot, kein Calvinist dürfe sich von einem Katholiken bedienen lassen — hätten nicht die Herren ihre Diener verführen können? Im folgenden Jahre wurde befohlen, die reformierten Diener sollten

überall entlassen werden — wollte man dadurch in die Lage kommen, dieselben als Landstreicher aufzugreifen?

Man hielt eben an der alten Verfolgungstheorie fest und dem verfehlten Auskunftsmittel, die Huguenotten zu chikanieren und zu quälen, um sie zu bekehren.

Nachdem ihre Tempel allesamt zerstört und ihre Prediger vertrieben waren, handelte es sich darum, diejenigen im Banne der katholischen Kirche festzuhalten, die sich zu derselben bekehrt hatten. Es blieben deren 400 000 im Lande zurück; sie mussten zur Messe und zum Abendmahl gehen; wer die Hostie nicht annahm, wurde zum Feuertode verurteilt. Die Leichen derer, welche die letzte Ölung verweigert hatten, wurden auf Schleifen (Schlitten) geladen und auf den Schindanger geworfen.

Jede Verfolgung, welche bei den Verfolgten auf einen gewissen Grad von Begeisterung stösst, schafft Märtyrer. Überall bildeten die Calvinisten kleine Vereinigungen, um ihre Psalmen zu singen: dabei waren alle mit dem Tode bedroht, die Zusammenkünfte abhielten. Auch gegen die etwa nach Frankreich zurückkehrenden Prädikanten war Todesstrafe verhängt, 5500 Livres erhielt der, der sie denunzierte. Dessenungeachtet kehrten einige zurück: sie wurden gehängt oder gerädert.

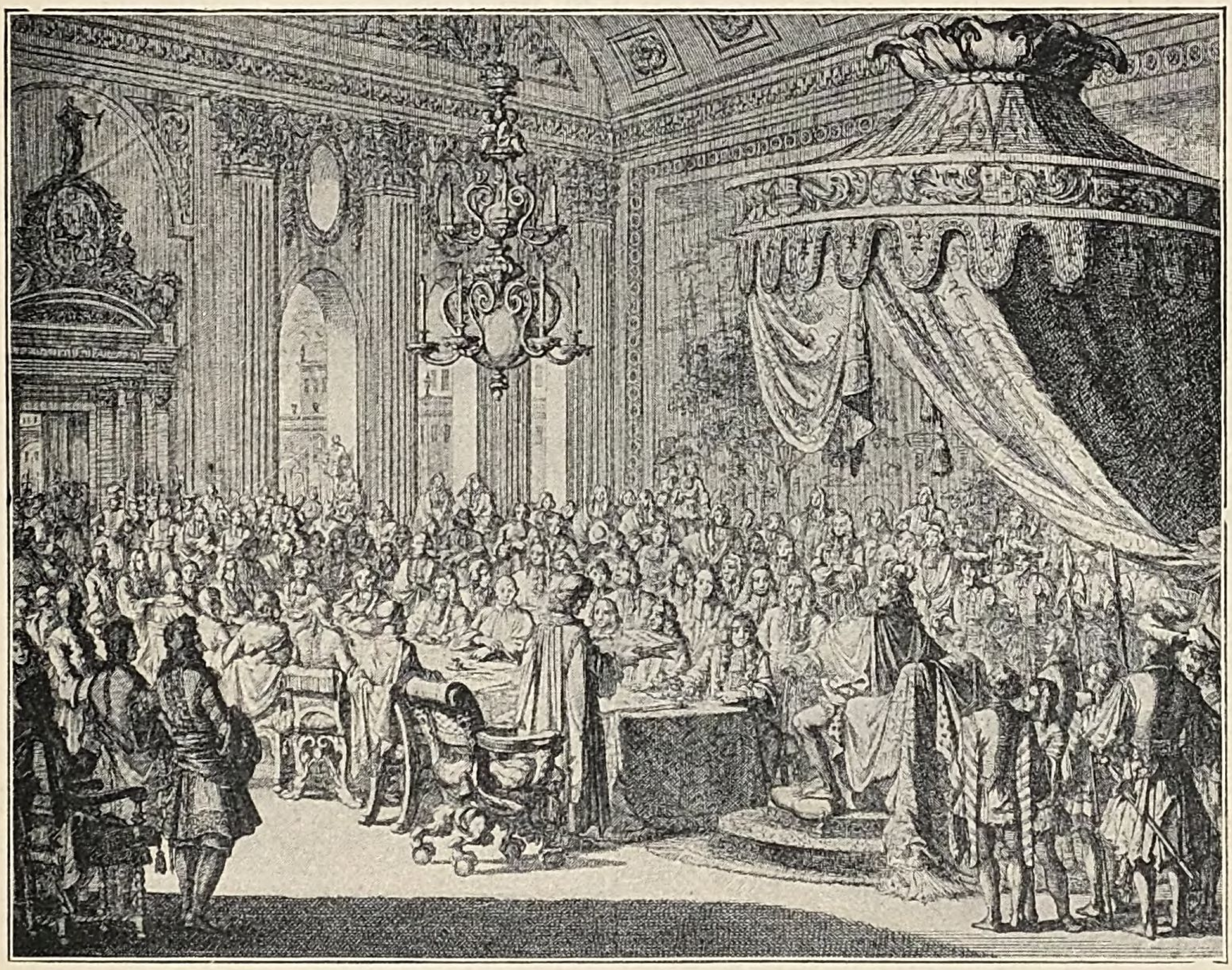
Die Sekte, die doch so gründlich vernichtet schien, bestand also noch weiter. Sie gab sich sogar während des Krieges 1689 — freilich vergeblich — der Hoffnung hin, König Wilhelm werde, nachdem er seinen katholischen Schwiegervater in England entthront hatte, den Calvinismus in Frankreich unterstützen. Während des Krieges 1701 kamen dann die Aufstände im Languedoc und den Nachbarstaaten zum Ausbruch.

Diese Empörung hatte ihr Entstehen in einer Prophezeiung — ein bekanntes Mittel, um Einfältige zu verführen und den religiösen Fanatismus zu entfesseln. Wenn der Zufall unter hundert Ereignissen, welche in unlauterer Absicht prophezeit werden, ein einziges geschehen lässt, so werden die anderen neunundneunzig Weissagungen, welche nicht eintrafen, vergessen; diese eine gilt dann als ein Unterpfand göttlicher Gunst, als eine den Beteiligten gewordene Offenbarung. Erfüllt sich von den Prophezeiungen keine einzige, so geht man daran, sie auf andere Weise zu deuten: die Fanatiker sind stets einverstanden, und die Blöden glauben.

Einer der eifrigsten unter den Propheten war der Prädikant Jurieu; er hielt sich für mehr als Cotterus, Justus Velsius, Drabitius, obwohl er zugab, dass diese von Gott erleuchtete Männer waren; später aber stellte er sich beinah in gleiche Höhe mit dem Verfasser der Apokalypse und dem heiligen Paulus; seine Anhänger — vielleicht seine Feinde — liessen in

Holland eine Denkmünze prägen mit der Umschrift „Jurius propheta." Er verkündete die Befreiung des Volkes Gottes innerhalb von acht Jahren. Seine Jünger stammten aus den Bergen des Dauphiné, des Vivarais und namentlich der Sevennen, wo die Einfältigen mit den Hitzköpfen hausen und durch Klima und Prädikanten leicht entflammt werden.

Die erste Prophetenschule des „Jurius" wurde in einer Glashütte auf dem Berge Peira im Dauphiné gestiftet. Ein alter Huguenott, Namens de



Widerruf des Ediktes von Nantes. Proklamation Ludwig XIV an den französischen Klerus.
(Holländischer Stich.)

Serre, verkündete dort den Untergang Babels und die Wiederaufrichtung Jerusalems. Er wies zunächst auf das Bibelwort: „Wenn zwei oder drei beisammen sind in meinem Namen u. s. w.", dann kam dadurch, dass ihm einer in den Mund hauchte, der heilige Geist über ihn: es steht doch im Evangelium Matthäi, Christus habe vor seinem Tode seine Jünger angehaucht. Jurius geriet dann in Ekstase, verfiel in Krämpfe, seine Stimme bekam einen anderen Ton, schliesslich lag er unbeweglich mit zu Berge stehenden Haaren da — nach allen Regeln uralten Blödsinns, die sich von Jahrhundert auf Jahrhundert forterben. Während in den Sevennen die Schulen der Propheten und Schwärmer aufblühten, kehrten reformierte Geistliche, die nun „Apostel" genannt wurden, heimlich zurück, um ihrerseits dem Volke zu predigen.

So kehrte auch Claudius Brousson, ein beredter und glaubenseifriger Mann, gebürtig aus Nimes, von angesehener Familie, 1698 zurück, er wurde ergriffen und überführt, dass er den Edikten Trotz geboten und dass er zehn Jahre zuvor mit den Feinden Frankreichs im Einverständnis gestanden habe. Dies ist wahr, denn er hatte einen Plan entworfen, wonach englische und savoyische Truppen in das Languedoc einrücken sollten. Der von seiner eigenen Hand geschriebene und an den Herzog von Schomberg gerichtete Entwurf war damals aufgefangen worden und seitdem im Besitz des Intendanten der Provinz. Brousson, der von Stadt zu Stadt zog, wurde in Oléron aufgegriffen und in die Citatelle von Montpellier gesperrt. Er wurde einem Verhör unterzogen, in welchem er vor dem Intendanten und den Richtern erklärte, er wäre Christi Apostel, hätte den heiligen Geist empfangen; er dürfe das ihm anvertraute Glaubensgut nicht verraten, sondern habe die Verpflichtung, unter den Brüdern das Brot des göttlichen Wortes auszuteilen.



Flucht Jakob II.
(Nach einem holländischen Kupferstich. Kupferstichkabinett.)

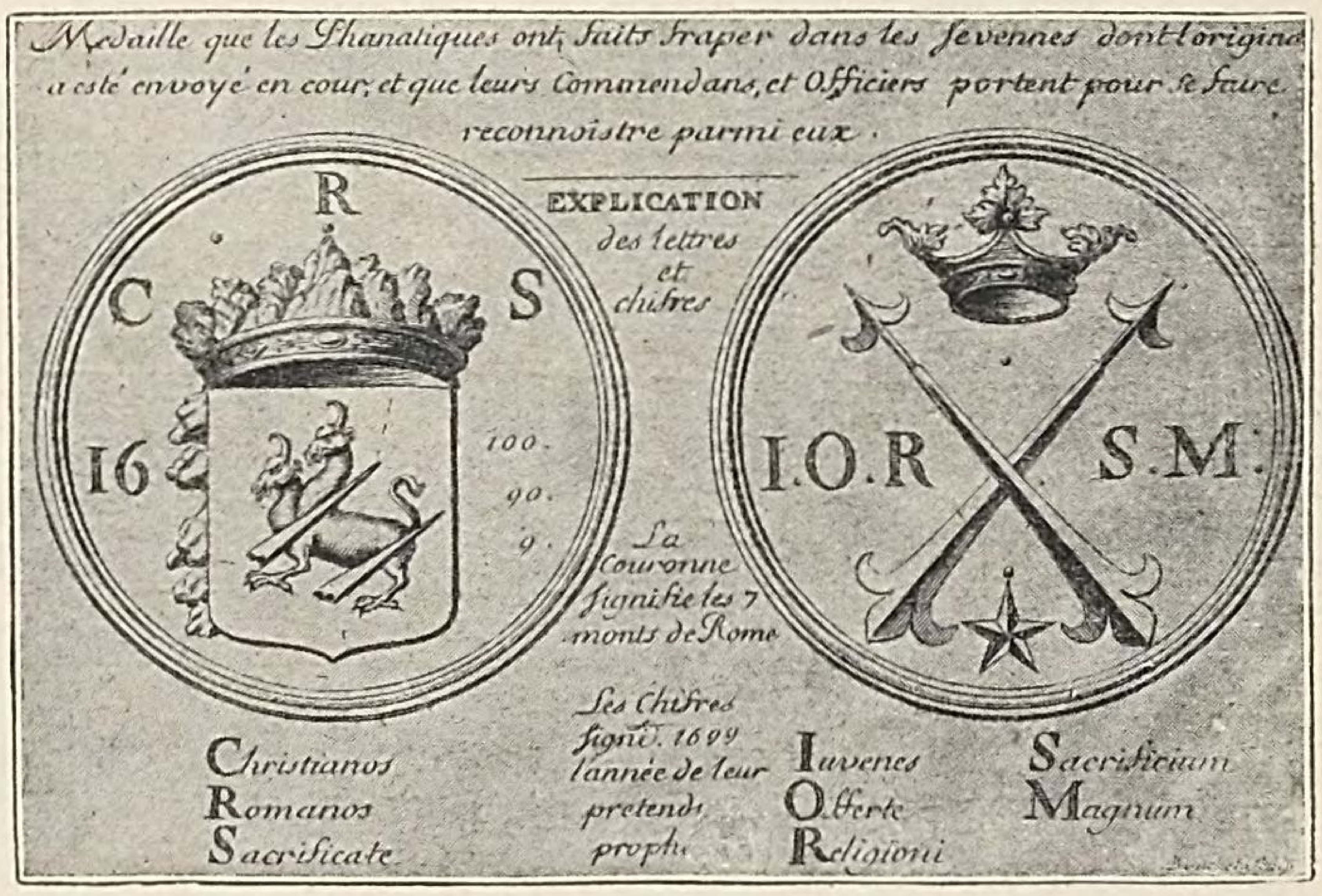
Man legte ihm die Frage vor, ob denn die Apostel Entwürfe zu Empörungen geschrieben hätten, zeigte ihm seine eigene aufgegriffene Schrift und — verurteilte ihn zum Tode durch das Rad. Brousson starb wie ein Märtyrer in den ersten Jahren des Christentums, und die ganze Sekte, anstatt einen Staatsverbrecher in ihm zu erkennen, sah in ihm einen Heiligen, der seinen Glauben mit seinem Blute besiegelt hatte; — es erschien auch eine zahlreich verbreitete Schrift „das Martyrium des Herrn de Brousson“.

Der Propheten wurden von da an immer mehr. Schwärmerei und Raserei nahmen zu. Im Jahre 1703 erhielt ein Abbé aus dem Hause du Chaila als Missionsinspektor von der Regierung den Auftrag, zwei Töchter eines neubekehrten Edelmannes in ein Kloster zu sperren. Anstatt dem Befehl gemäss zu verfahren, bringt du Chaila die Mädchen zunächst auf sein Schloss.

Die Calvinisten bekommen Wind davon, rotten sich zusammen, überrumpeln das Schloss und befreien die beiden Mädchen und noch einige andere Gefangene. Der Abbé selbst fällt den Meuterern in die Hände; man will ihn am Leben lassen unter der Bedingung, dass er Calvinist wird. Er weigert

sich dessen. Ein Prophet erhebt seine Stimme und ruft: „So stirb denn, der heilige Geist verdammt dich, deine Sünde komme über dich.“ Er wird mit Flintenschüssen getötet. Die Tumultuanten legen nun auch Hand an die Kopfsteuerpächter und hängen sie. Dann fallen sie über die Priester her, die sie massakrieren. Ihre Verfolgung bleibt nicht aus; sie flüchten in die Wälder; ihre Zahl nimmt zu. Propheten und Prophetinnen tauchen unter ihnen auf und verkünden im Namen Gottes den Sturz Babels und die Wiederherstellung Jerusalems. Ein Abbé de la Bourlie sucht sie in ihren Schlupfwinkeln auf und bringt ihnen Gold und Waffen.

Dieser Abbé war ein Sohn des Marquis de Guiscard, eines königlichen Untergouverneurs, und eines der ehrenwertesten Männer im Lande: ein eines solchen Vaters unwürdiger Sohn. Wegen eines Verbrechens hatte er nach Holland flüchten müssen und war nun mit der Absicht zurückgekehrt, den Aufstand in den Sevennen zu fördern. Später ging er nach London, wo er 1711 verhaftet wurde, weil er den an seinem Vaterlande begangenen Verrat auch gegen das englische Ministerium zu üben versucht hatte. Vor die Vernehmungsrichter geführt ergriff er ein auf dem Tische liegendes Federmesser und verwundete damit den Kanzler Harley, welcher später Graf von Oxford wurde. De la Bourlie wurde nun in Ketten gelegt, es gelang ihm aber trotzdem, durch Selbstmord seiner Hinrichtung zuvorzukommen.



Medaillon, geprägt von den Protestanten in den Sevennen.

Dieser Art war der Mann, welcher im Namen Englands, Hollands und des Herzogs von Savoyen bei den fanatischen Rebellen erschien, um sie zu ermutigen und ihnen grosse Geldunterstützungen in Aussicht zu stellen.

Ein grosser Teil des Landes begünstigte die Aufständischen im geheimen. Das Feldgeschrei derselben lautete: „Keine Steuern; Gewissensfreiheit“ und zündete überall in den Herzen des Volkes. Die Absicht Ludwig XIV, den Calvinismus auszurotten, fand in den oberen Bevölkerungsschichten meist Beifall, allein ohne die Aufhebung des Ediktes von Nantes würde man wohl Ausschreitungen kaum zu bekämpfen gehabt haben.

Der Marschall de Montrevel wurde zunächst mit einer geringen Anzahl

Truppen in Bewegung gesetzt; er führte den Krieg mit einer Grausamkeit, welche die seiner Gegner womöglich noch übertraf. Die Gefangenen wurden entweder gerädert oder verbrannt. Der damals von allen Seiten von Feinden bedrängte König hatte nicht viel Truppen zur Verfügung, ausserdem war aber dieser Krieg infolge des Terrains überaus beschwerlich; die Rebellen steckten in beinah unzugänglichen Felsen, in Höhlen und dichten Wäldern, aus denen sie zuweilen hervorbrachen wie wilde Tiere; sie schlugen sogar einmal die königlichen Marinetruppen in einem regelrechten Gefecht — drei Marschälle von Frankreich führten hintereinander diesen fürchterlichen Krieg.

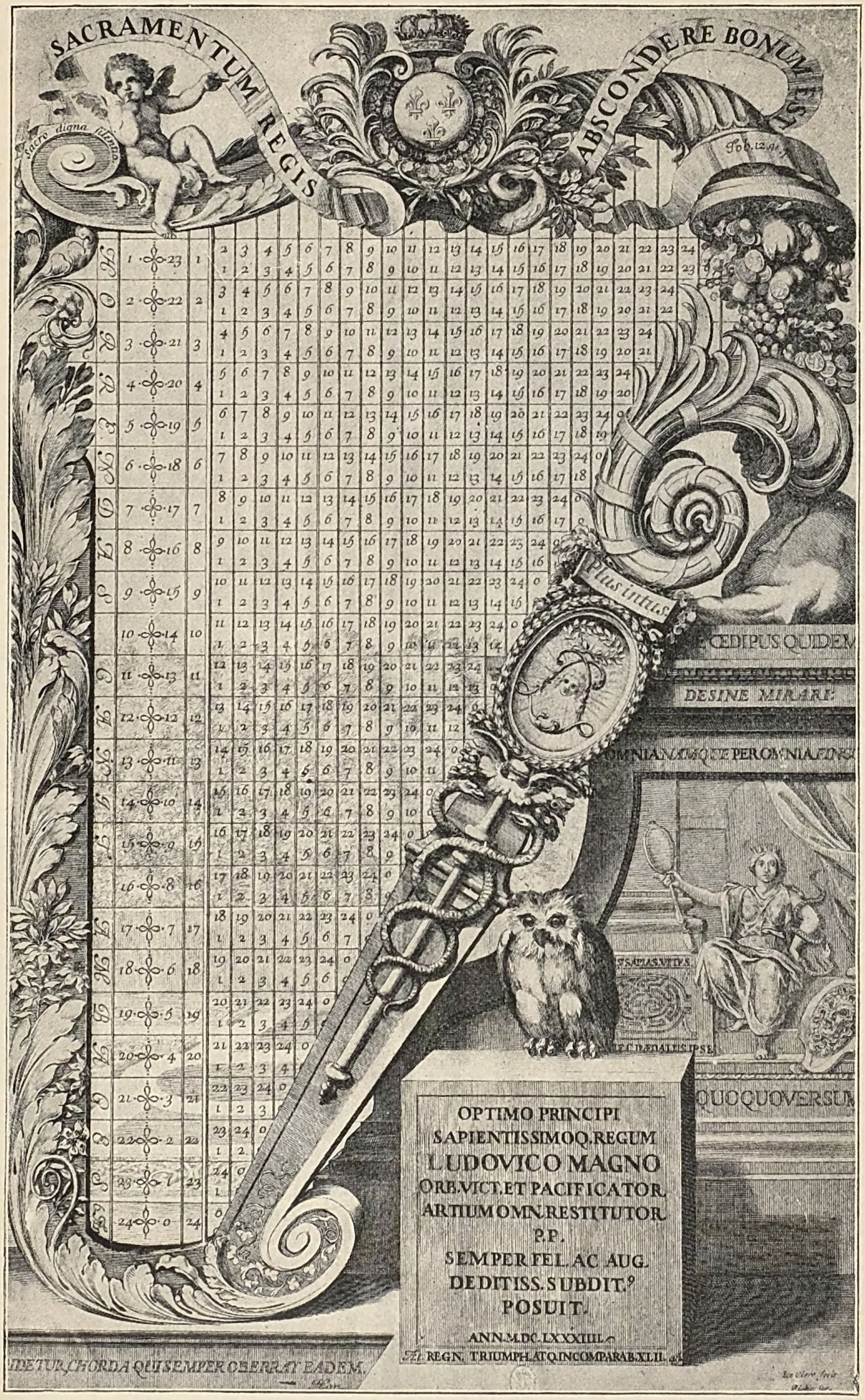
Auf Montrevel folgte 1704 der Marschall de Villars. Dieser liess, da es fast schwerer war, die Gegner zu finden, als sie zu schlagen, ihnen, nachdem er sie zuvor in Schrecken gesetzt hatte, eine Amnestie anbieten. Einige, welche bereits erkannt hatten, dass auf die Versprechungen des Herzogs von Savoyen, der wie andere Fürsten die Calvinisten im eigenen Lande verfolgte, in Feindesland aber unterstützte, nicht zu rechnen war, nahmen die Amnestie an.

Der einflussreichste unter ihren Führern, der einzige, der überhaupt angeführt zu werden verdient, war Cavalier. Ich habe ihn später in Holland und England gesehen; er war klein, blond und von ansprechenden Gesichtszügen, er hiess bei seiner Partei „David“. Dreiundzwanzig Jahre alt war er, bisher Bäckergeselle, durch seine Verwegenheit und die Hilfe einer Prophetin, die ihm auf ausdrücklichen Befehl des heiligen Geistes mit ihrem Einfluss zur Seite stand, Oberhaupt eines ziemlich ansehnlichen Haufens geworden. Als man ihm die Amnestie antrug, stand er an der Spitze von achthundert Mann Er verlangte Geiseln, und als diese gestellt waren, verfügte er sich in Gesellschaft eines anderen Oberhauptes nach Nîmes, wo er mit Villars in Unterhandlungen trat.

Er erbot sich, aus den Seinigen vier Regimenter zu bilden, welche vier Obersten kommandieren sollten, von denen er der erste, mit dem Recht, die drei anderen zu ernennen, sein müsse. Diese Regimenter, die in den Dienst des Königs treten würden, sollten wie die im französischen Solde stehenden fremdländischen Truppen das Recht freier Religionsausübung haben.

Diese Bedingungen wurden auch in der That von Villars angenommen, als unerwartet holländische Sendboten mit Geld und Versprechungen erschienen und die definitive Vollziehung des Vertrages zu verhindern suchten. Sie machten auch die Fanatiker unter der Schar ihrem Führer Cavalier abwendig. Da dieser aber dem Marschall sein Wort verpfändet hatte, so wollte er es auch halten; nahm die Ernennung zum Oberst an und begann aus hundertunddreissig ihm treu gebliebenen Leuten ein Regiment zu formieren (1704).

Ich habe den Marschall Villars oft erzählen hören, dass er den jungen




Ein rätselhafter Kupferstich dem Ruhme Ludwig XIV geweiht.

(Entworfen von Leclerc zur Verherrlichung der ersten 24 Regierungsjahre Ludwig XIV.)

Cavalier gefragt habe, wie er bei seiner Jugend eine solche Gewalt über diese wilden und zuchtlosen Menschen habe ausüben können. Cavalier habe ihm erwidert, sobald es mit dem Gehorchen zu Ende ging, wäre seine Prophetin, die man „die grosse Marie“ genannt, sofort vom heiligen Geiste erleuchtet worden und habe die Widerspenstigen zum Tode verdammt, die dann auch stets ohne alle Umstände erschlagen worden seien. Als ich selbst später an Cavalier die nämliche Frage richtete, erhielt ich die nämliche Antwort.

Die erwähnte Unterhandlung fand nach der Schlacht bei Hochstädt statt. Ludwig XIV, der den Calvinismus mit soviel Hochmut geächtet hatte, schloss nun unter dem Namen „Amnestie“ mit einem Bäckergesellen einen Friedensvertrag und der Marschall überreichte demselben das Oberstenpatent und die Anweisung auf ein Gehalt von jährlich 1200 Livres.



Der Marschall de Villars.
(Nach einem Stich von Rochefort.)

Der neugebackene Oberst verfügte sich nach Versailles und nahm dort die weiteren Befehle des Kriegsministers entgegen; der König sah ihn und zuckte mit den Achseln. Cavalier, streng überwacht, begann Befürchtungen zu hegen und machte sich alsbald nach Savoyen aus dem Staube; von dort ging er später nach Holland und England. Er machte dann den Krieg in Spanien mit und kommandierte in der Schlacht bei Almansa ein Regiment französischer Flüchtlinge.

Das Schicksal dieses Regimentes zeigt recht deutlich, mit welcher Wut Bürgerkriege geführt werden und wie sehr die Religion diese Wut noch steigert. Cavalier stand mit seinem einem französischen Regiment gegenüber. Kaum hatten sich die Gegner erkannt, so stürmten sie auch schon, ohne einen Schuss zu thun, mit dem Bajonett aufeinander los. Das Bajonett kam damals im Kampf nur wenig zum Verwendung, allein es war hier das Handgemenge, der Kampf Auge in Auge, den jeder suchte — von den beiden

Regimentern blieben keine dreihundert Mann übrig. Cavalier starb als Gouverneur von Jersey mit dem Rufe eines tapferen Mannes. Er hatte von seinem früheren Ingrimm nur den Mut bewahrt, und an Stelle des Fanatismus, der nicht mehr an ihm gespürt wurde, war kluge Umsicht getreten.

Der Marschall de Villars wurde in Languedoc bald durch den Marschall de Berwick ersetzt. Das derzeitige Unglück der Franzosen im Felde ermutigte die Aufständischen, welche zudem himmlischer Hilfe entgegensahen und von seiten der Verbündeten wirklich auch materielle Hilfe fanden. Über Genf bekamen sie Geld, geschulte Offiziere sollten aus Holland und England zu ihnen stossen, sie hatten in den Städten viel heimliche Freunde.

Der von ihnen entworfene Plan, den Herzog von Berwick und den Intendanten Bâville in Nimes festzunehmen und ganz Languedoc und Dauphiné zum Aufstande zu bringen und die Feinde ins Land zu führen, war vielleicht der gefährlichste Anschlag dieser Art, der überhaupt in der Geschichte verzeichnet ist. Von mehr als tausend Verschworenen war das Geheimnis treu bewahrt worden, als schliesslich durch die Unbedachtsamkeit eines einzelnen die ganze Geschichte ans Licht der Sonne kam. Die einen starben mit den Waffen in der Hand, die anderen auf Scheiterhaufen. Einige, die das Weissagen mehr liebten als das Kämpfen, entkamen glücklich nach Holland, wo sie von den Glaubensgenossen als Boten Gottes begrüsst wurden; man zog ihnen unter dem Absingen von Psalmen entgegen, streute grünes Reis auf ihren Weg. Einige der Propheten gingen auch nach England, fanden aber die dortige Kirche der römischen so ähnlich, dass sie versuchten, die ihrige zu verbreiten. Sie waren in ihrer religiösen Überzeugung unerschütterlich fest, hatten nicht den geringsten Zweifel, dass ein starker Glaube Wunder verrichten könne, und erklärten sich, als sie auch in England als Ruhestörer behandelt wurden, zum Beweise des auf ihnen ruhenden Gottessegens, für bereit und imstande, jeden beliebigen Toten ins Leben zurückzurufen. Das Volk ist in allen Ländern Volk; konnten sich die Presbyterianer nicht leicht mit diesen Fanatikern gegen die anglikanische Kirche verbünden?

Kaum sollte man es für möglich halten, dass einer der ersten Mathematiker Europas, Fatio Duiller, und ein gelehrter Schriftsteller, Daudé, an der Spitze dieser Schwärmer standen — so verleitet der Fanatismus denn sogar die Wissenschaft zur Mitschuld und erstickt die Vernunft?

Das englische Ministerium entschloss sich, was man diesen Wundergläubigen gegenüber schon längst hätte thun sollen, und gestattete ihnen, auf dem Friedhofe der Hauptkirche zu London eine Leiche auszugraben, der Platz wurde mit Militärposten umstellt, man ging in aller Form zu Wege — das Ende vom Liede war, dass die Propheten an den Pranger gestellt wurden.

Ein derartiges Auftreten des religiösen Fanatismus konnte ja in England überhaupt auf keine Erfolge zählen, dort hatte sich bereits ein philosophischer Geist in der Nation einzunisten begonnen; auch in Deutschland war die Zeit für solche Excesse vorüber, seitdem die drei Religionen, die katholische, die lutherische und die reformierte, unter dem Schutz der Abmachungen des Westfälischen Friedens standen. In kluger Duldsamkeit gestatteten auch die vereinigten Provinzen allen Religionen Aufnahme, so dass gegen Ende des Zeitalters nur noch Frankreich, trotz aller seiner sonstigen Fortschritte, unter religiösen Zerwürfnissen zu leiden hatte.



Holländische Karikatur: Der verhängnisvolle Einfluss der Mme de Maintenon in den letzten Jahren der Regierung Ludwig XIV.

Die gesunde Vernunft, die sich selbst in Gelehrtenkreisen nur schwer einführen konnte, hatte ja kaum Fuss gefasst, der schlichte Bürgersmann wusste noch nichts von ihr. In den hellsten Köpfen muss sie zunächst sich niederlassen und festsetzen und von dort mühsam Stufe um Stufe herabsteigen, bis sie schliesslich zur Herrschaft auch über das gemeine Volk gelangt; dieses aber, ohne sie weiter näher kennen zu lernen, wird, wenn es sieht, dass seine Oberen Mässigung walten lassen, seinerseits massvoll zu sein lernen.

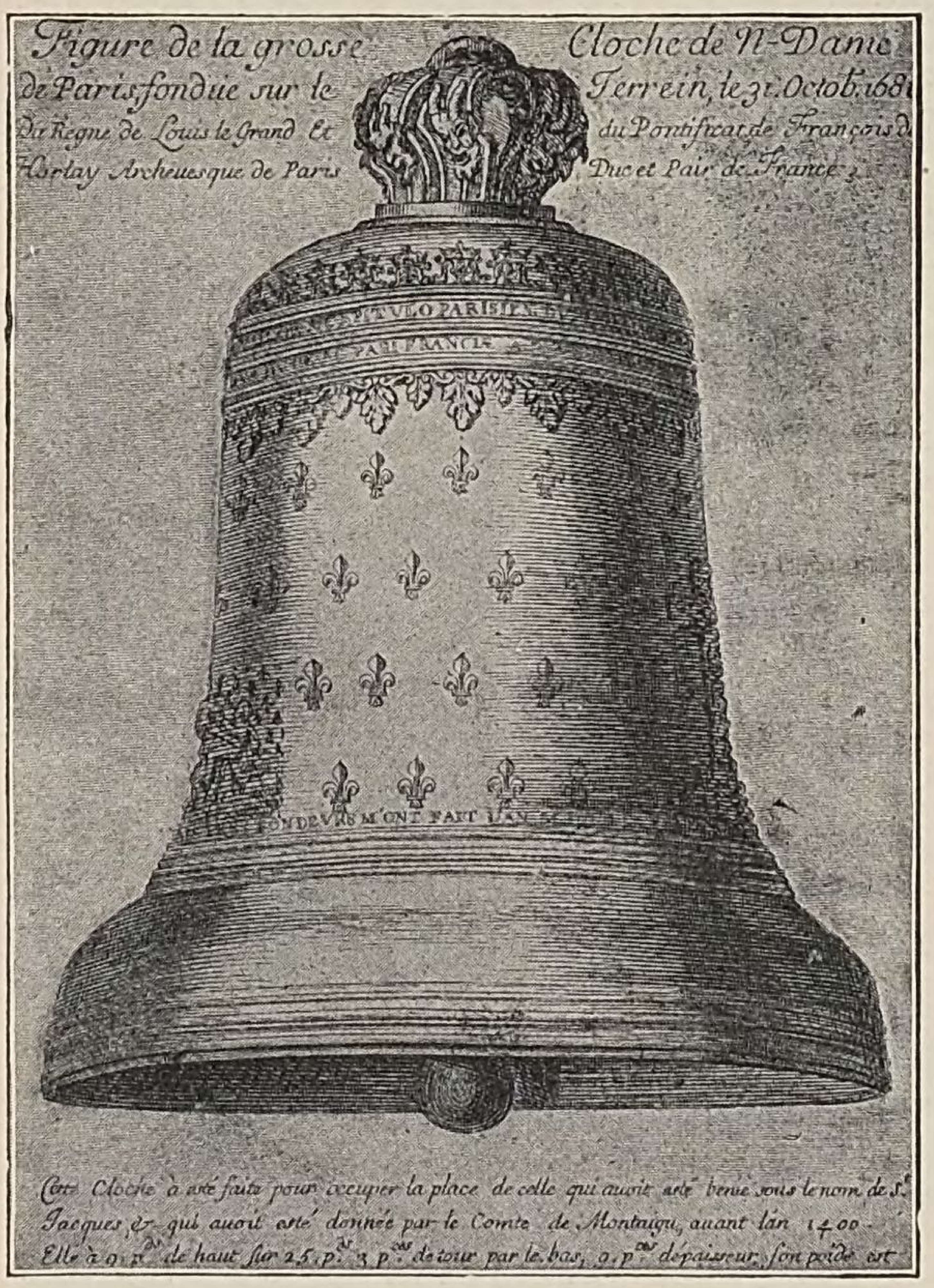
Diese Wirkungen verlangen Zeit, die Zeit aber war noch zu kurz.

Voltaire fällt, wie man sieht, ein sehr hartes Urteil über die „Camisards“ — so nannte man spottweise die Reformierten — deren Aufstand doch zum Teil eine Folge des Ediktwiderrufes war, den auch er ausdrücklich verurteilt.

Saint-Simon ist billiger und nachsichtiger in seinem Urteil, er sagt:

„Man hat sie als Fanatiker bezeichnet; es war nämlich bei jedem Haufen der Aufständischen ein Prophet oder eine Prophetin, welche im Einvernehmen mit den Führern sich für inspiriert ausgaben und die Leute zu allem brachten, denn diese setzten ein blindes Vertrauen in sie und gehorchten ihren Befehlen, die sie mit einer unglaublichen an Wut grenzenden Begeisterung ausführten.

Das Languedoc seufzte schon viele Jahre lang unter der Tyrannei des Intendanten Bâville, welcher eine absolute Autorität an sich gerissen hatte. Bâville war ein heller Kopf und von überlegenem Geist; er war sehr thätig, und umsichtlig, er war aber zugleich auch voller List, voll von Kniffen und Ränken und von unbeugsamer Härte; er verstand es vortrefflich, seinen Freunden zu dienen und sie abhängig von sich zu machen; er war von massloser Herrschsucht, er überwand jeden Widerstand, das Wie kam dabei nicht in Sprache. Diesen umfassenden, leuchtenden, gebieterischen Genius fürchtete man in Paris, und die Minister verhüteten, dass sich Bâville dem Hof näherte; sie beliessen ihm, um ihn nur in Languedoc festzuhalten, die angemasste Machtvollkommenheit, die er schrankenlos in seiner Provinz ausübte. Weniger Intendant als Monarch wollte er sich samt seinem Schwager Broglio Geltung verschaffen und belästigte Bekehrte wie nicht Bekehrte.“




Glocke von der Notredamekirche zu Paris.

Saint-Simon fügt noch hinzu:

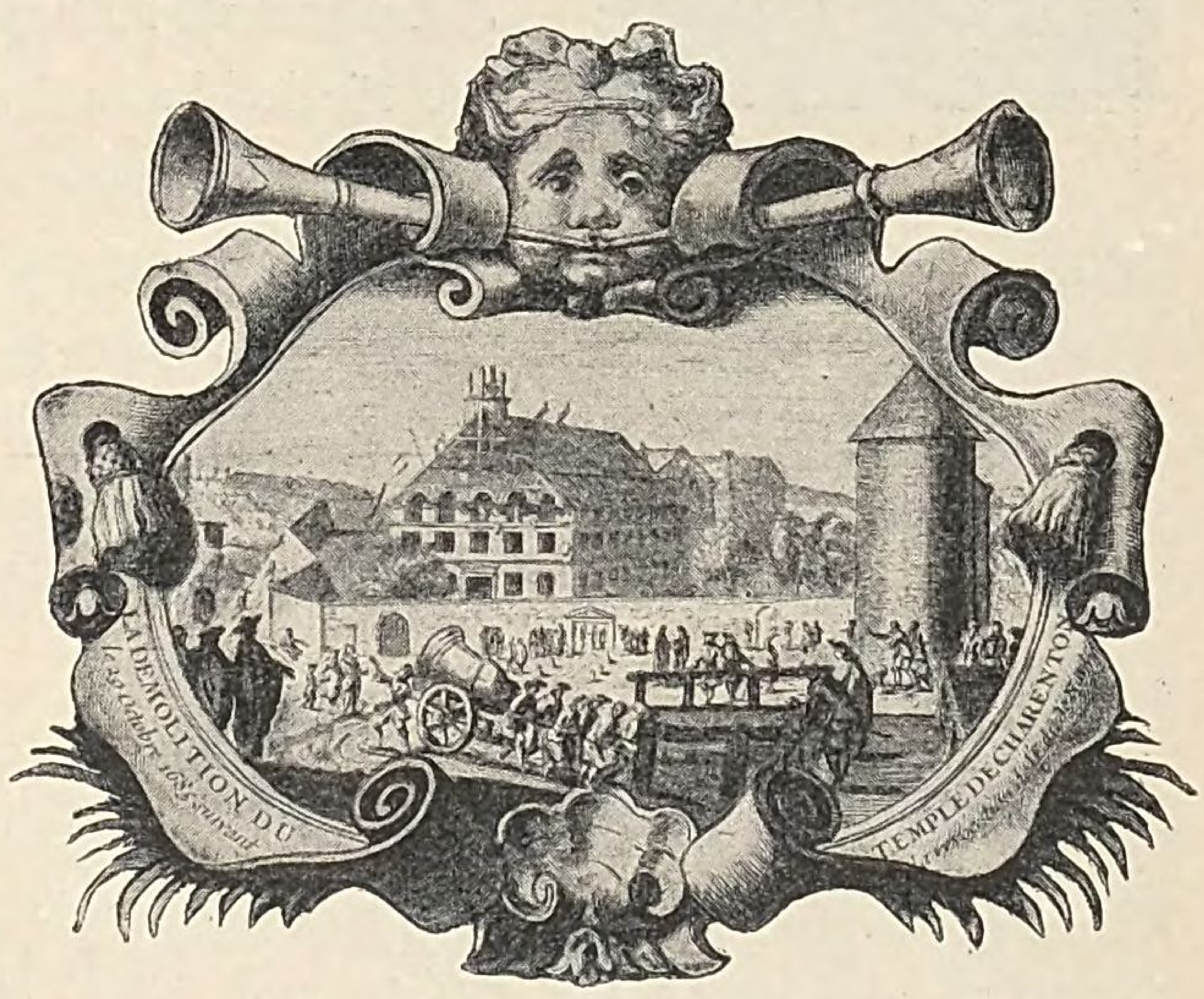
„Wenn sich die Leute gehütet hätten vor Misshandlungen anderer, wenn sie sich an die in Kriegszeiten gebräuchlichen Regeln gehalten hätten, hätten sie sich darauf beschränkt, Gewissensfreiheit und Steuererleichterung zu fordern, hätten sie den Katholiken, welche zwischen Befürchtung und Teilnahme festgehalten wurden, klar zu machen versucht, dass sie auch ihnen zu Besserem verhelfen könnten, so wäre eine grosse Majorität auf ihre Seite getreten. Man wäre sogar ihrem Fanatismus zu Danke verpflichtet gewesen; allein sie

liessen sich schliesslich durch denselben zu den fürchterlichsten Excessen, Gotteslästerungen, Morden hinreissen, opferten Priester und Mönche einem martervollen Tode."

Es ist gewiss intersesant, einen Katholiken wie Saint-Simon in dieser Sache gerechter zu finden als einen Philosophen wie Voltaire. Wir fassen die Wahrheit dahin zusammen:

Die Folgen der Politik der Minister Ludwig XIV auf religiösem Gebiete nach dem Erlass von 1685, welche namentlich in den Provinzen so auffällig waren, dass M^me^ de Maintenon die ersten Tumulte in den Sevennen dem Könige verschwieg, der fromme Eifer der Katholiken, namentlich der katholischen Geistlichkeit gegen die Reformierten waren verderblich. „Die Hauptursache," sagt Saint-Hilaire, „war die allgemeine Unzufriedenheit im Languedoc. Alles zusammengenommen veranlasste den Aufstand weit mehr als der Geist der Auflehnung bei den Protestanten und deren Fanatismus. Die Regierung beglückwünschte sich sogar zu dem Aufstande, der ihr gestattete, ihre eigenen Fehler zu verbergen und auf die Aufständischen die ganze Verantwortung für dieselben abzuwälzen. Das Zugeständnis Saint-Simon's ist von Wert; dasselbe giebt andererseits eine Erläuterung, wie es kam, dass Voltaire dreissig Jahre später zu einem so harten Urteil über die „Camisards" kommen konnte. Für ihn wie für alle Unterthanen Ludwig XIV war eine Auflehnung gegen die königliche Gewalt, verknüpft mit den blutigen Excessen eines entfesselten Pöbels genug, um die Protestanten der Sevennen entschieden zu verdammen. Auch als Philosoph hielt Voltaire den Fanatismus der Aufständischen für unverzeihlich, ihre Prophezeiungen für mehr als lächerlich.

Wenn man von diesem Standpunkt aus sein Urteil auch erklären kann, so ist es darum doch nicht nötig, sich der Einsicht zu entziehen, dass es hinter dem Saint-Simon's zurücksteht und dass dieses einen besseren Abschluss der traurigen Zerwürfnisse zwischen Ludwig XIV und den calvinistischen Franzosen darstellt.



Zerstörung der Kirche von Charenton.
(Almanach von 1686.)




Entwurf Lebrun's zur Verherrlichung Ludwig XIV.
(Gestochen von S. Leclerc.)

## III.

## Über den Jansenismus.

Es ist klar, dass der Calvinismus den Bürgerkrieg zur Folge haben und die Grundlagen des Staates erschüttern musste.

Der Jansenismus dagegen konnte nur zu einem Federkriege und einem Gezänk zwischen Theologen führen. Die Reformatoren des XVI. Jahrhunderts hatten das Band zerrissen, mit welchem die römischkatholische Kirche die Menschheit umschlang; sie hatten die Ehrfurcht vor den Heiligtümern derselben für verwerflichen Götzendienst ausgegeben, hatten die Pforten der Klöster geöffnet und die Klosterschätze in die Hände von Laien gegeben — eine der beiden Parteien sollte zu Grunde gehen.

Es giebt kein Land, in welchem die Religion Calvin's oder Luther's bei ihrem Erscheinen nicht zunächst Verfolgungen und Kriege hervorgerufen hätte.

Die Jansenisten liessen die Kirche selbst unangegriffen und hatten gegen deren Glaubensgrundsätze nichts Böses im Schilde; sie schrieben und äusserten sich nur über abstrakte Fragen, indem sie sich ebenso oft gegen die Reformierten als gegen die Päpste und deren Erlasse richteten — so kam es, dass sie zuguterletzt weder Ansehen noch Einfluss hatten.

Sie mussten es schliesslich erleben, dass man fast überall in Europa

mit Geringschätzung auf sie blickte, obwohl die Sekte Anhänger hatte, welche durch Talente wie durch Sittenreinheit der höchsten Achtung würdig waren.

Um die nämliche Zeit, da die Huguenotten die allgemeine Aufmerksamkeit auf sich lenkten, störte auch der Jansenismus, obwohl er die öffentliche Ruhe gerade nicht bedrohte. Auch dieser Zank kam uns aus dem Auslande.

Ein Theologe in Löwen, Michael Bay mit Namen, der dem abgeschmackten Gebrauch der Zeit entsprechend „Bajus“ genannt wurde, war im Jahre 1552 auf den Gedanken gekommen, einige Fragen über Gnade und Prädestination aufzustellen und zu erörtern. Solche Fragen, ebenso wie die ganze Metaphysik, betraf das Labyrinth des Schicksals und der Freiheit, in welchem sich schon die antike Welt verirrt hatte und in welchem dem Menschen der leitende Faden fehlt.




Der Papst betraut die Jesuiten mit der Verteidigung des katholischen Glaubens.
(Aus einem Almanach; gestochen von Lepautre.)

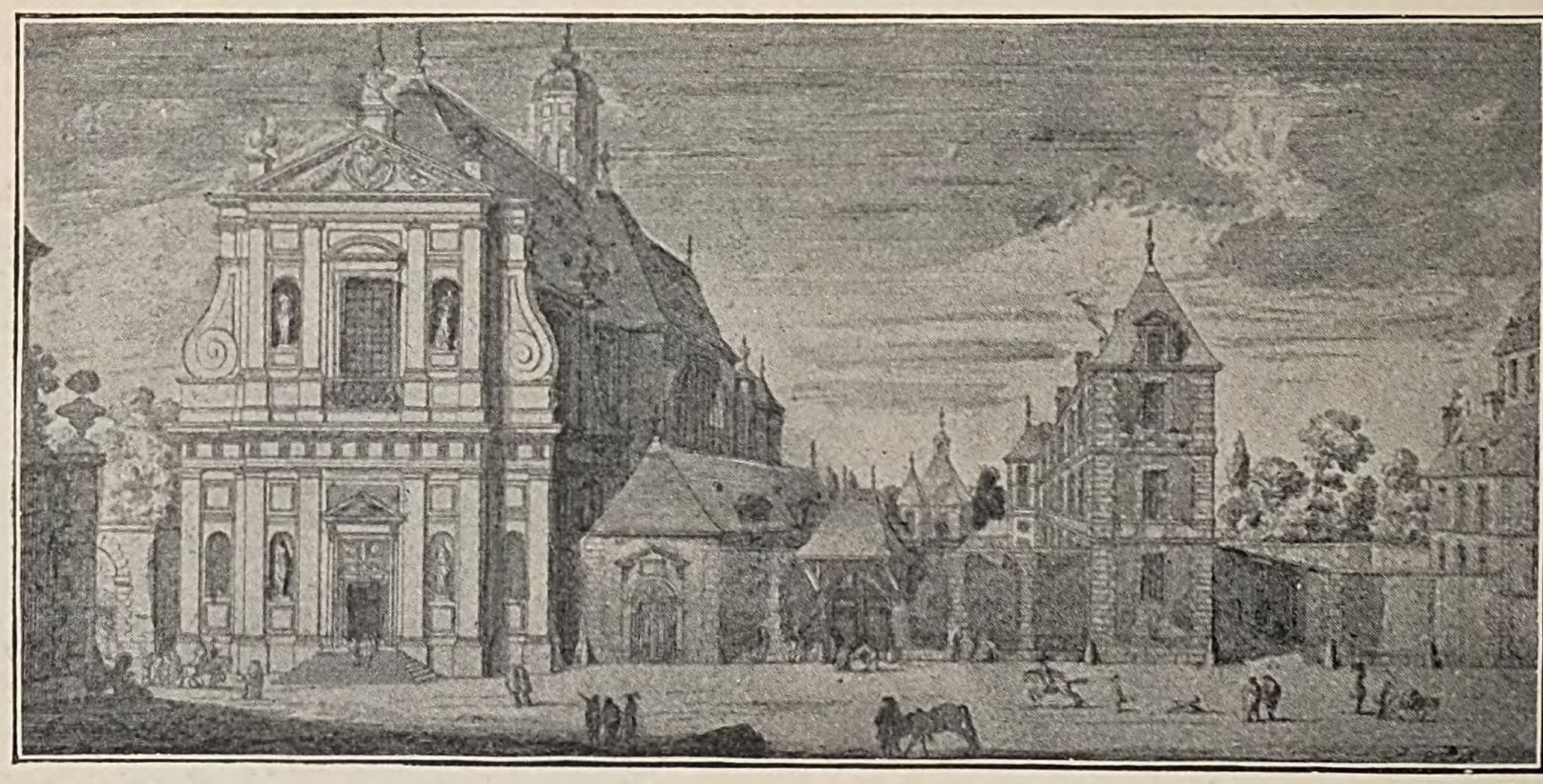
Der Drang der Neugier, den Gott dem Menschen in die Brust legte, jener segensreiche Trieb, sich zu unterrichten, treibt stets über das Ziel hinaus, gerade ebenso wie jede andere Thätigkeit der Seele, die, wenn sie uns nicht zu weit zu treiben vermöchte, uns vielleicht nie weit genug triebe.

Man hat über das, was man kennt und weiss, allein schon weidlich gestritten, hinzu kommt noch das, was man gar nicht kennt. Die Streitigkeiten im Altertum hatten den Vorzug, dass sie friedlich verliefen; wenn sich unsere Theologen streiten, so fliesst nicht selten Blut, stets aber geht es stürmisch her.

Einige Franziskanermönche, die des Bajus Fragen natürlich ebensowenig zu beantworten wussten, als dieser selbst, hielten den freien Willen für gefährdet, ebenso wie die ganze Lehre des Scotus, und so griffen sie sechsundsiebzig Sätze aus der Schrift des Löwener Theologen heraus und denunzierten dieselben bei Papst Pius V.

Der damalige Franziskanergeneral, aus welchem später Sixtus V. wurde, fertigte daraufhin eine Verdammungsbulle aus.

Ob es nun Besorgnis war, sich eine Blösse zu geben, oder Abneigung vor der Prüfung spitzfindiger Erörterungen oder auch Geringschätzung im allgemeinen — kurzum, in der Bulle wurden in Bausch und Bogen die Schriften Bay's als ketzerisch, nach Ketzerei riechend, übel abgefasst, keck und verdächtig, ohne irgend auf Einzelheiten einzugehen, verworfen. Die Theologen in Löwen waren bei Empfangnahme der Bulle in keiner geringen Verlegenheit; ein Satz in derselben war so, dass ein Komma, je nachdem es an der oder jener Stelle angebracht war, den Sinn derart änderte, dass es sich ebensogut um eine Duldung der Sätze Micaeli Baji, als um eine Verdammung handeln konnte. Die Universität fragte also in Rom beim heiligen



Noviziat und Ordenshaus der Jesuiten in Saint-Germain des Prés.
(Stich von Lepautre und Van Merten.)

Vater an, wo denn das Komma zu stehen habe. In Rom aber war man anderweitig beschäftigt und schickte ein neues Exemplar der Bulle nach Löwen, in welchem es überhaupt gar kein Komma gab.

Dieses kommalose Exemplar wurde im Archiv deponiert; der Grossvikar Morillon war der Meinung, eine geistliche Bulle müsse angenommen werden, auch wenn Fehler darin wären. Als Politiker hatte Morillon vollkommen recht, denn es dürfte doch vorzuziehen sein, lieber hundert an Irrtümern leidende Bullen anzunehmen, als hundert Städte in Schutthaufen zu verwandeln, wie es die Huguenotten und ihre Gegner gethan haben — Bajus hörte auf Morillon und nahm auch seine Behauptungen zurück.

Einige Jahre nach diesen Vorfällen trat in Spanien, das ebenso fruchtbar an Scholastikern wie arm an Philosophen war, der Jesuit Molina auf, der entdeckt zu haben glaubte, in welcher Weise der liebe Gott auf seine Geschöpfe einwirke und in welcher Weise diese ihm Widerstand leisteten. Er

unterschied zwischen einer natürlichen und übernatürlichen Weltordnung, unterschied zwischen Prädestination zur Gnade und Prädestination zum Ruhme, zwischen einer zuvorkommenden und einer mitwirkenden Gnade. Er entdeckte auch die mitwirkende Konkurrenz, ferner ein in der Mitte liegendes und ein kongruentes Wissen. Diese mittlere Erkenntnis und der „Kongruismus" waren gar seltsame Ideen. Gott fragt den in mittlerem Wissen stehenden Menschen nach seinem Willen, um zu wissen, was er thun würde, wenn er seiner Gnade teilhaftig wäre, dann trifft er, auf den freien Willen des Menschen rechnend, den er errät, seine Anordnungen, diese Anordnungen sind der „Kongruismus". Zu begreifen ist das nicht.



Cornelius Jansenius, Bischof von Ypres.
(Nach einem Stich von Morin.)

Die Dominikaner auf der hesperischen Halbinsel, die diese Erörterungen ebensowenig verstanden wie die Jesuiten, aber auf diese eifersüchtig waren, behaupteten aus dem Grunde in den Schriften, welche sie veröffentlichten: Leute wie Molina seien die Vorläufer des Antichrist.

Die dunkle Angelegenheit, bereits dem Inquisitionstribunal überwiesen, wurde von Rom aus mit lobenswerter Einsicht dahin erledigt, dass beiden Parteien befohlen wurde, zu schweigen; keine von beiden aber achtete des Befehles. So kam die Angelegenheit nochmals vor den Papst, jetzt Clemens VIII, und — man muss es zur Schande der Menschheit sagen — der ganze römische Hof, und was darum und daran hängt, ergreift nun Partei. Ein Jesuit mit Namen Achilles Gaillard benachrichtigte den Papst, dass er ein untrügliches Mittel wisse, um der Kirche den Frieden zu geben: man sollte eine unverdiente Prädestination unter der Bedingung annehmen, dass die Dominikaner das Wissen der Mitte annähmen und beide Systeme soviel wie möglich in Einklang gebracht würden. Die Dominikaner aber wollten von dem Vergleich nichts wissen, ihr berühmter Sprecher Lemos verteidigte die zuvorkommende Beihilfe und die Ergänzung der thätigen Tugend. Beratende Zusammenkünfte wurden immer

zahlreicher, die Debatten immer aufgeregter, ohne dass ein Verständnis herbeigeführt wurde.

Clemens VIII starb, ehe es ihm gelungen war, den Argumenten für und wider die Streitfragen irgendwelchen Sinn abgewonnen zu haben. Paul V liess sich die Sache wohl angelegen sein; da er aber selbst in bedrohliche Zwistigkeiten mit Venedig geraten war, so befahl er kurzer Hand alle Kongregationen, welche die Bezeichnung „de auxiliis“ führten, einzustellen. Man gab diesen beratenden Zusammenkünften eine ebenso dunkle Bezeichnung, wie die Streitfragen dunkel waren; es handelte sich ja um Unterstützungen, die Gott den strauchelnden und schwachen Menschen gewähren sollte.

Schliesslich that Paul V dasselbe, was Clemens VIII gethan hatte: er befahl beiden Parteien zu schweigen.

Während die Jesuiten das mittlere Wissen und den Kongruismus bei sich einführten, kam Cornelius Jansenius, Bischof von Ypern, in einem umfangreichen Werke über den heiligen Augustinus, das aber erst nach seinem Tode gedruckt wurde, auf einige Anschauungen des Bajus zurück; dadurch wurde er, ohne selbst eine Ahnung davon zu haben, der Begründer und das Haupt einer Sekte. Dieses Buch des Bischofs von Ypern, welches so viele Störungen verursachte, haben wohl nur wenige gelesen. Duverger de Hauranne, Abt von Saint-Cyran, ein Freund des Jansenius, ein hitziger Mensch, ein weitschweifiger, meist unverständlicher Schriftsteller, erschien um diese Zeit in Paris und gewann einige junge Theologen, sowie einige alte Weiber für die Neuerung. Dies veranlasste die Jesuiten, beim Papst darum einzukommen, dass er über das Buch des Jansenius als eine Fortsetzung der Schrift des Bajus das Anathema verhänge, und in der That setzten sie dies auch — es war im Jahre 1641 — durch.

In Paris war man in den Kreisen der Theologen und Gelehrten geteilter Meinung. Ist denn überhaupt etwas damit gewonnen, wenn man mit Jansenius glaubt: Gott gebiete Unmögliches? Das wäre ja wenig trostreich, auch nicht philosophisch! Das heimliche Verlangen, einer Partei anzugehören, der Hass, welchen die Jesuiten einflössten, der Wunsch, sich bemerkbar zu machen, und die geistige Unruhe im allgemeinen drängten jedoch mit Macht zur Bildung einer neuen Sekte.

Fünf der Lehrsätze des Jansenius verwarf die Fakultät der Pariser Hochschule, sie waren dem Sinne, aber nicht dem Wortlaut nach dem Buche des Bischofs entnommen. Deshalb erhoben sechzig Doktoren Protest beim Parlamente und es wurden beide Parteien vorgeladen.

Keine erschien; dagegen hetzte auf der einen Seite ein Doktor Habert gegen Jansenius, auf der anderen verteidigte ein berühmter Mann, Arnauld,

Schüler des Saint-Cyran, mit glühender Beredsamkeit den Angegriffenen. Arnauld hasste die Jesuiten mehr noch, als er die wirksame Gnade liebte, von den Jesuiten aber wurde er noch weit mehr gehasst, weil sein Vater als Advokat energisch gegen ihr Kollegium aufgetreten war. Seine Verwandten hatten sich teils im Justiz-, teils im Kriegsdienst sehr hervorgethan. Dieser Arnauld wurde von seinem Genie ebenso wie von den Umständen bestimmt, ein Held der Feder und der Führer einer Partei zu werden — Ehrgeiz war die treibende Kraft. Er wurde in diesem Kampfe gegen Jesuiten und

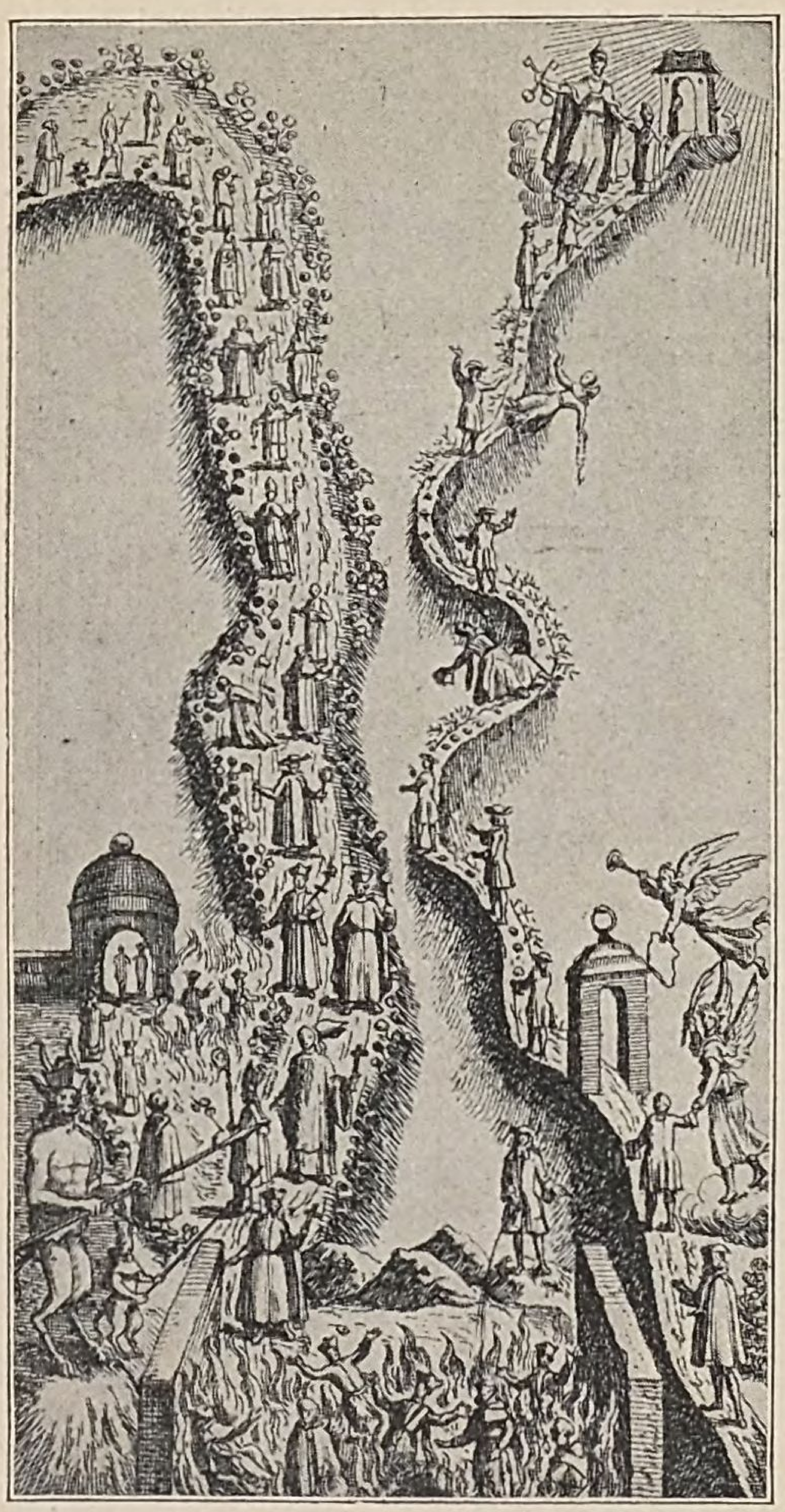


Die wahre Religion zugleich mit Ludwig XIV triumphierend.
(Entwurf von Lebrun, gestochen von Edelinck.)

Reformierte achtzig Jahre alt, hat vierhundert Bände geschrieben; es ist kaum einer darunter, den man zu den guten klassischen Werken zählen, der ein Schmuck des Zeitalters sein könnte und in den Bibliotheken aller Nationen einen Platz haben sollte. Allein diese Werke standen zur Zeit infolge des Rufes, dessen der Autor sich erfreute, und der Heftigkeit des entbrannten Streites in grossem Ansehen — dieses aber war auch, sowie der Streit zu Ende war, dahin. Nur das ist dem Gedächtnis verblieben, was in denselben in das Gebiet der Vernunft gehört, wie Geometrie, erläuternde Grammatik und Logik. Es war vielleicht nie jemand mit solchen Anlagen für die Philosophie geboren, wie Arnauld, allein die Philosophie wurde bei ihm durch den Parteigeist verdorben, der ihn fortriss und ihn sechzig Jahre lang in ein un-

würdiges Schulgezänk verwickelte, in welchem die Masse der ihm zustossenden Widerwärtigkeiten dem Umfang seines Starrsinns gleichkam.

Ebenso wie die Universität, so waren auch die Bischöfe verschiedener Meinung über die fünf Thesen. Achtundachtzig französische Bischöfe wandten sich an Innocenz X und baten ihn um Entscheidung, elf andere ersuchten ihn, sich von der Sache fern zu halten.



Der Weg in den Himmel.
(Ein jansenistischer Kupferstich: Der Weg zum Paradiese für die Auserwählten ist rechts, der zur Hölle für die Jesuiten und ihre Freunde links.)

Innocenz X aber gab sein Urteil dahin ab: jeder einzelne der fünf Sätze wäre verdammungswürdig; wo diese fünf Sätze zu finden wären, in welchem Bande, auf welcher Pagina, darüber fehlten die Angaben.

Diese Unterlassung, die sich das unbedeutendste Tribunal in der unbedeutendsten Privatklagesache nicht hätte zu schulden kommen lassen, fiel auch der Sorbonne, den Jansenisten und den Jesuiten ebenso zur Last, wie dem Papste. Offenbar ist der Kern dieser fünf Thesen im Buch des Jansenius vorhanden. Schlägt man den dritten Band der Pariser Ausgabe vom Jahre 1641 nach, so findet man auf seiner 138. Seite folgendes Wort für Wort zu lesen:

„Dies alles beweist klar und deutlich, dass kein Punkt in der Lehre des heiligen Augustinus unumstösslicher und fundamentaler ist, als der, dass es Gebote giebt, die nicht bloss für Ungläubige, Blinde und verhärtete Sünder, sondern auch für Gläubige und Gerechte, ihrem Willen, ihren Bemühungen zum Trotz, nach den ihnen gegebenen Kräften unausführbar sind, und dass uns die Gnade, die allein die Ausführbarkeit der Gebote ermöglicht, mangelt.“

Auf Seite 165 ist zu lesen, „dass Christus nach dem heiligen Augustinus nicht für alle Menschen gestorben ist“.

Der Kardinal Mazarin veranlasste, dass die Versammlung des Klerus

die päpstliche Bulle einstimmig als bindend erklärte. Er stand sich zu der Zeit gut mit dem Papste, liebte die Jansenisten nicht und hasste das Parteigezänk.




Papst Innocenz X.
(Nach dem Porträt von Velasco, welches sich in England befindet; gestochen von Green.)

Der Friede schien also in der französischen Kirche wiederhergestellt zu sein. Aber die Jansenisten verfassten Episteln über Episteln, beriefen sich mit solcher Konsequenz auf den heiligen Augustinus, viele Frauen wurden ins Spiel gezogen, und nach Annahme der Bulle gab es mehr Jansenisten noch als zuvor.

Ein Priester von Saint-Sulpice liess es sich beikommen, einem Herrn de Liancourt die Absolution zu verweigern, und zwar weil es hiess, derselbe glaube nicht, dass jene fünf Sätze im Jansenismus enthalten wären, und weil der Sterbende Ketzern den Aufenthalt in seinem Hause gestattet habe. Das gab ein neues Ärgernis, gab von neuem Veranlassung zur Veröffentlichung zahlreicher Schriften. Darunter wurden die von Arnauld verfassten besonders bemerkt; in einem Briefe an einen wirklichen oder nur fingierten Herzog und Pair stellte dieser die Behauptung auf, dass die fünf verurteilten Sätze des Jansenismus gar nicht bei Jansenius, sondern beim heiligen Augustinus und noch verschiedenen anderen Kirchenvätern gefunden wären. Er hatte noch hinzuzufügen den Mut, „der heilige Petrus wäre ein Gerechter, dem doch die Gnade, ohne die man nichts vermag, versagt gewesen sei“.



Jansenistische Satire gegen die päpstlichen Konstitutionen (1661—1665).
(Nach einem Bilde im Kupferstichkabinett.)

Sankt Augustinus und Sankt Chrysostomos hatten allerdings dieselbe Behauptung aufgestellt, allein die alles ändernden Umstände machten den Dr. Arnauld strafbar. Man sagte damals, es „müsse Wasser in den Wein der Kirchenväter gethan werden“, was für die einen wichtig und von hohem Ernste ist, ist für die anderen ein Gegenstand des Scherzes!

Wiederum trat die Fakultät zusammen, der Kanzler Séguier erschien




Flucht und Bestürzung der Jansenisten vor Papst, Religion und Ludwig XIV.
(Almanach von 1653.)

in der Versammlung als Abgesandter des Königs: Arnauld wurde verurteilt und von der Sorbonne ausgeschlossen (1654).

Das Erscheinen des Kanzlers in einer Versammlung von Theologen war auffallend, es wurde vom Publikum als ein Übergriff des Absolutismus aufgefasst. Die Sorge, welche man darauf verwendet hatte, den Sitzungssaal mit Doktoren, Klosterbrüdern und Bettelmönchen, die man nie in solcher Menge beisammen sah, zu füllen, veranlasste Pascal in seinen „Provencials“ zu der Bemerkung, „es wäre leichter, Klosterleute als Vernunftsgründe zu finden“.

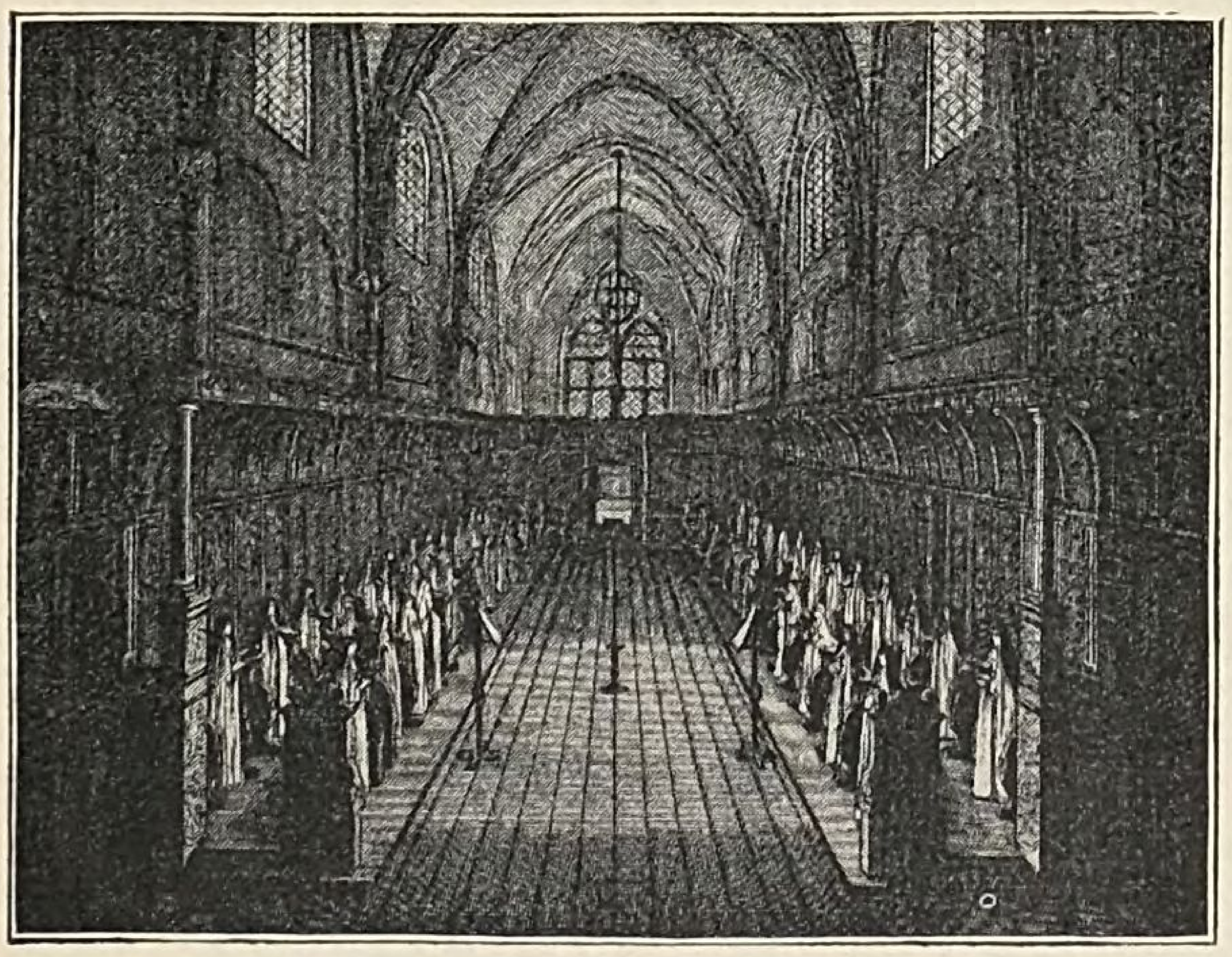
Die meisten wollten nichts von Molina's Kongruismus, mittlerem Wissen und wandelbarer Gnade wissen, erklärten sich vielmehr für ein genügendes Deputat von Gnade, dem der Wille beipflichten könne, jedoch niemals bei-



Duvergier de Hauranne, Abbé von Saint-Cyran.
(Porträt von Ph. de Champagne. Versailles.)

pflichte, auch für eine wirkende Gnade, der man widerstehen kann, aber niemals widersteht, und erläuterten alles dies mit der etwas dunklen Behauptung, dass man dieser Gnade im geteilten Sinne, nicht aber im zusammengefassten Sinne Widerstand leisten könne.

Wenn diese erhabenen Dinge mit der menschlichen Vernunft auch nur wenig gemein haben und ziemlich unverständlich sind, so hat es doch den Anschein, als müssten die Ansichten Arnauld's und der Jansenisten sehr viel mit dem reinen Calvinismus gemein haben. Es war ja der Kern derselbe wie in dem Zank zwischen den Gomaristen und den Arminianern. Dieser Streit teilte Holland in zwei Lager, wie der Jansenismus Frankreich; er trat dort aber auf das politische Gebiet über und brachte den Pensionär Barneveld auf das Schaffot — eine abscheuliche Gewaltthat, die auch bei den Holländern, seit sie den Unsinn solcher Zänkereien, die Verwerflichkeit von Verfolgungen und die Notwendigkeit der Toleranz eingesehen haben, laute Missbilligung findet; die Toleranz ist für einsichtsvolle Leute, die am Ruder stehen, ein Hilfsmittel gegen eine vorübergehende Schwärmerei derer, welche nun einmal durchaus disputieren müssen. In Frankreich hatte dieser Streit nur eine Anzahl von Erlassen, Haftbefehlen und namentlich Flugschriften zur Folge; man war ja mit anderen und wichtigeren Dingen beschäftigt.



Nonnen während des Kapitels. Der Chor von Port royal des champs.
(Nach einem anonymen Stich.)

im Chor.

Der Ausschluss Arnauld's aus der Fakultät verschaffte ihm eine Menge Freunde, allein er und die Jansenisten hatten die Kirche und den Papst zeitlebens gegen sich. Eine der ersten Massnahmen Alexander VII, welcher auf Innocenz X folgte, war die Erneuerung des gegen die fünf Sätze erlassenen Anathemas. Die französischen Bischöfe, die bereits vordem eine Verwerfungsformel abgefasst hatten, gingen nun an den Entwurf einer neuen, deren Schluss wie folgt lautete:

„Ich verdamme mit Herz und Munde die Lehre der in dem Buche des Jansenius enthaltenen fünf Sätze, welche Lehre nicht die des heiligen Augustinus ist, welchen Cornelius Jansenius falsch ausgelegt hat."

Diese Formel legten die Bischöfe in ihren Diöcesen allen denen zur Unterschrift vor, die ihnen verdächtig waren. Man wollte sie auch von den Nonnen von Port Royal de Paris und von Port Royal des Champs unterschreiben lassen. Beide Klöster waren Horte des Jansenismus, in welchen Saint-Cyran und Arnauld den Ton angaben.



Vertreibung der Nonnen von Port Royal auf Befehl des Königs.
(Nach einem Stich damaliger Zeit.)

In der Nähe des Klosters Port Royal des Champs stand ein Gebäude, in welchem mehrere tugendhafte, aber in ihren Meinungen verrannte, gleichgesinnte Gelehrte Zuflucht gefunden hatten. Sie unterrichteten dort eine Anzahl junger Männer. Aus ihrer Schule ist Racine hervorgegangen, derjenige von allen Dichtern, der das menschliche Herz am besten kannte. Auch Pascal, der erste unter den französischen Satirikern — Despréaux kommt erst in zweiter Linie — verkehrten mit diesen berühmten und für gefährlich geltenden Einsiedlern aufs intimste.

Das zu unterzeichnende Formular lag also, wie gesagt, den Nonnen der beiden Klöster vor; die frommen Schwestern aber gaben eine Erklärung ab, dahingehend: sie könnten ihrem Gewissen nach nicht mit dem Papste und den Bischöfen dahin übereinstimmen und anerkennen, dass die fünf Sätze in Jansenii Buch, das sie nicht gelesen hätten, stünden, dass man Jansenii Gedanken sicherlich missverstanden hätte, dass jene Sätze allerdings irrig sein könnten, Jansenius aber nicht im Unrecht wäre.

Das resolute Verfahren der Nonnen erzürnte den Hof, und der Zivilrichter d'Aubray — ein Polizeidirektor existierte noch nicht — hatte sich in Port Royal des Champs einzustellen, um zunächst die Einsiedler und die

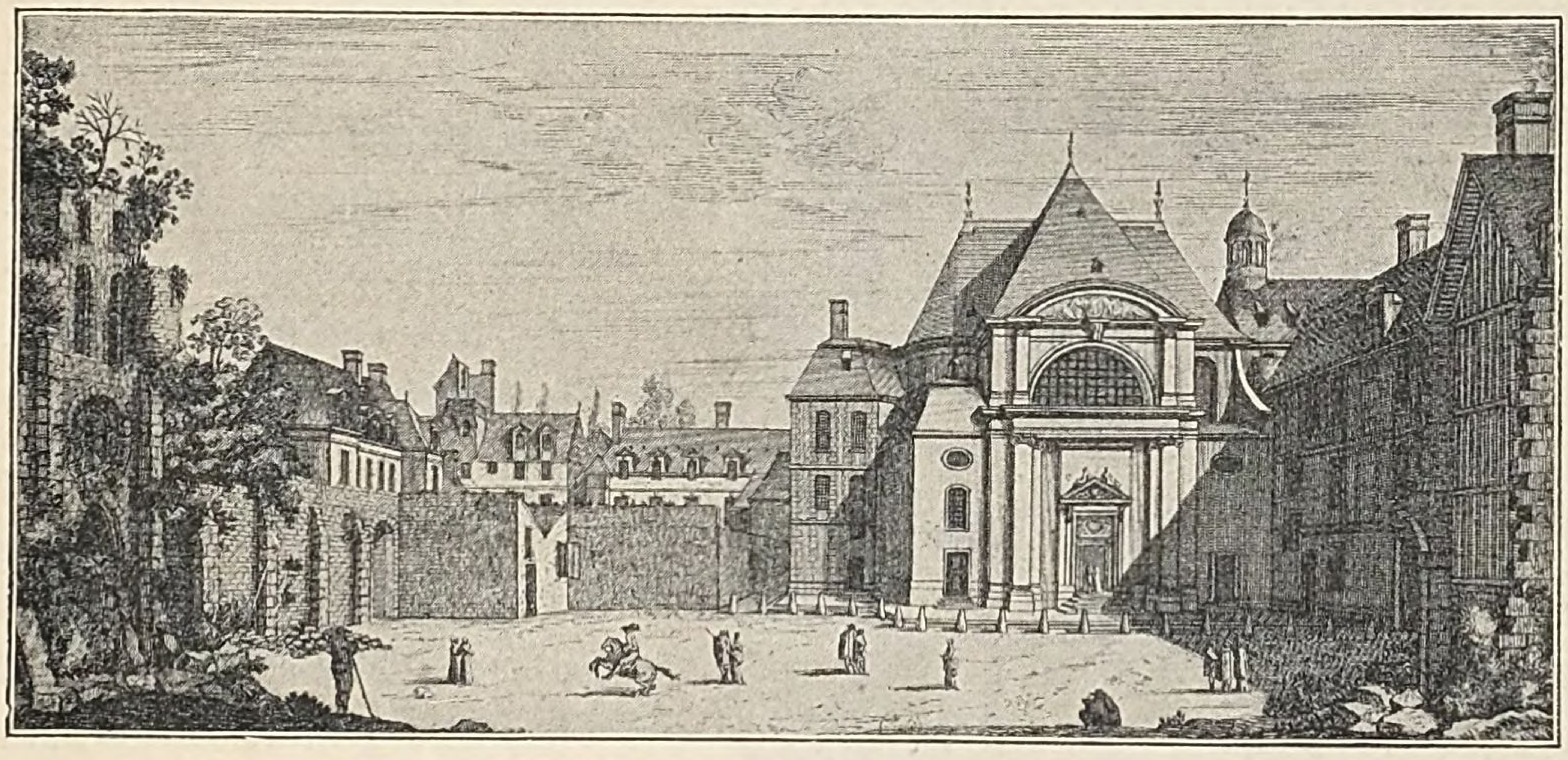



Madame de Longueville fordert ihre Brüder, die Prinzen von Condé und Conti, als sie noch Kinder waren, auf, sich wissenschaftlich und in der Beredsamkeit auszubilden.

(Nach Gregor Huret.)

jungen von ihnen unterrichteten Leute zu verjagen. Zugleich erfolgte eine Drohung, die Klöster aufzuheben — ein Wunder legte sich rettend ins Mittel.

Eine Novize oder Kostgängerin des Klosters Port Royal de Paris und Nichte des berühmten Pascal, Perrier mit Namen, litt an den Augen. Man liess sie im Kloster eine teure Reliquie, einen Dorn aus der Dornenkrone Christi, küssen. Schwer nachzuweisen dürfte es sein, auf welche Weise man zu dem Dorn gekommen und wie derselbe von Jerusalem nach dem Faubourg Saint Jacques gekommen war. Gleichviel! Die Kranke schien schon nach einigen Tagen vollkommen geheilt zu sein. Es verbreitete sich sofort das Gerücht, ein junges Mädchen wäre von einer unheilbaren Augenfistel durch



Kirche und Kloster zum heiligen Sakrament oder „Port royal de Paris" im Faubourg Saint-Jacques.
(Stich von Marot.)

den wunderthätigen Dorn, dem sie ihre Verehrung dargebracht, geheilt worden. Das Mädchen starb erst 1728. Leute, welche lange Jahre mit ihr verkehrten, haben mir versichert, dass ihre Heilung sehr lange gedauert habe, und das ist wahrscheinlicher, als dass Gott, der keine Wunder thut, um neunzehn Zwanzigstel aller Erdbewohner zu bekehren, denen unsere Religion unbekannt oder zuwider ist, ewige Naturgesetze eines Mädchens wegen geändert hätte, um ein Dutzend Nonnen zu rechtfertigen, welche behaupteten, dass Cornelius Jansenius ein Dutzend Zeilen, die ihm zugeschrieben wurden, nicht geschrieben oder in einem anderen Sinne geschrieben habe, als dem, der ihnen untergeschoben werde.

Gegen das Wunder, das ein gewaltiges Aufsehen erregte, rückten die Jesuiten alsbald ins Feld. Ein Pater Namens Annat, Beichtvater Ludwig XIV, veröffentlichte eine Flugschrift, betitelt: „Die Freude der Jansenisten über ein angeblich in Port Royal geschehenes Wunder, gestört durch einen katholischen Doktor." Dieser Annat war allerdings nicht Doktor, auch zählte er gerade

nicht zu den Gelehrten. Er suchte nachzuweisen, dass, wenn ein Dorn zur Wiederherstellung der kleinen Perrier von Palästina nach Paris gelangt wäre, dies ein Beweis dafür wäre, dass Christus nicht für einige nur, sondern für alle gestorben sei. Pater Annat wurde ausgelacht. Nun fassten die Jesuiten den Beschluss, ebenfalls mit Wundern vorzugehen, fanden aber damit keinen Beifall — es waren, wie es scheint, damals nur jansenistische Wunder Mode und zugkräftig. Die Jansenisten brachten auch einige Jahre später noch ein zweites fertig: die Schwester Gertrud vom Port Royal-Kloster wurde von einer Geschwulst am Bein unversehens geheilt; allein dieses Wunder hatte auch keinen rechten Erfolg mehr, die fromme Schwester hatte ja keinen Pascal zum Oheim.



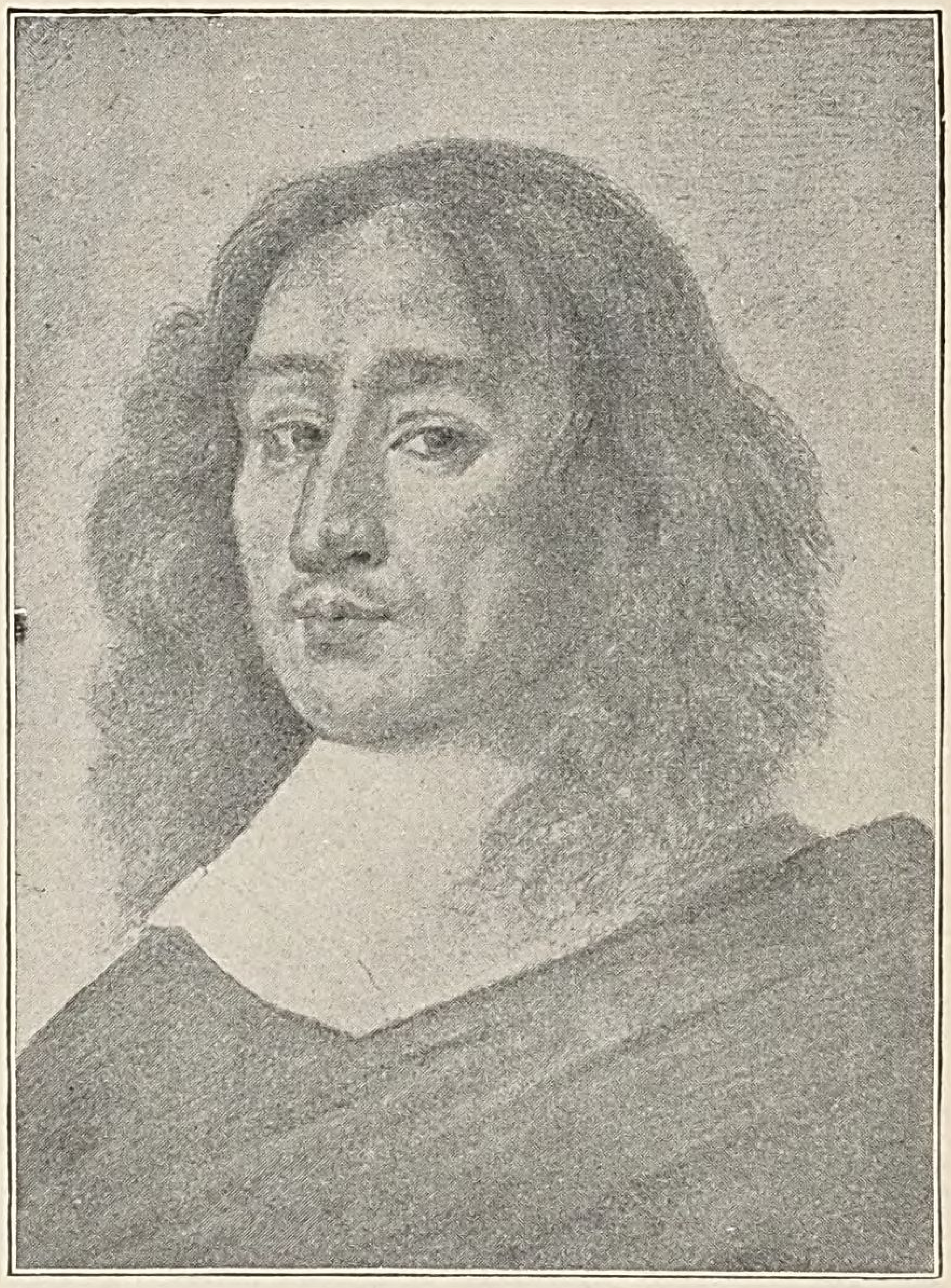

Pascal als Kind.
(Nach einer Zeichnung von Domat, aufgefunden in einem „Corpus juris" seiner Bibliothek durch seinen Sohn.

Die Jesuiten, von den Päpsten und vom Könige gestützt, standen damals bei allen Völkern in Verruf. Man frischte Erinnerungen an die alten Erzählungen von der Ermordung Heinrich des Grossen auf, die Barrière erdacht und Châtel ausgeführt hatte, man rief Erinnerungen wach an die Hinrichtung des Pater Guignard, an die Verbannung aus Frankreich und aus Venedig, an die Pulververschwörung, an den Bankerott Sevilla's. Nichts blieb ungethan, um sie in ein hässliches Licht zu stellen. Pascal aber that das meiste, indem er sie lächerlich machte. Seine „Briefe eines Provinzlers", die damals gerade erschienen, waren ein Muster von Beredsamkeit und Witz; Molière's beste Lustspiele sind nicht witziger, Bossuet hat keinen erhabeneren Stil.

Die ganze Bewegung aber beruhte auf einem Irrtum — man schob der gesamten Gesellschaft Jesu die überspannten Ansichten einiger spanischer und flamändischer Jesuiten unter. Man hätte ganz Ähnliches bei den Kasuisten der Dominikaner und Franziskaner auffinden können, man hatte es aber besonders auf die Jesuiten abgesehen. In diesen Briefen ist der Autor bemüht, nachzuweisen, dass die Jesuiten die wohlüberdachte Absicht hätten, die Menschen sittlich zu Grunde zu richten, eine Absicht, die keine Sekte,

keine Gesellschaft je gehabt hat noch haben wird. Es handelte sich aber gar nicht darum, das Rechte und Wahre zu sagen, sondern nur darum, das Publikum zu unterhalten.

Die Jesuiten hatten damals noch keinen bedeutenderen Schriftsteller und vermochten nicht dem Schimpf, den Pascal's Werk, das beste, was überhaupt bis dahin in Frankreich geschrieben worden war, ihnen anthat, zu begegnen. Es geschah ihnen beinahe dasselbe, was dem Kardinal Mazarin geschehen war: die Blot, Marigny, Barbançon hatten diesen vor ganz Frankreich lächerlich gemacht, und dabei war er doch der Gebieter Frankreichs. Die Jesuiten hatten noch soviel Einfluss, dass sie die Briefe Pascal's auf Grund eines Urteils des provençalischen Parlamentes öffentlich verbrennen konnten, aber sie blieben darum doch lächerlich und wurden der Nation nur verhasster.



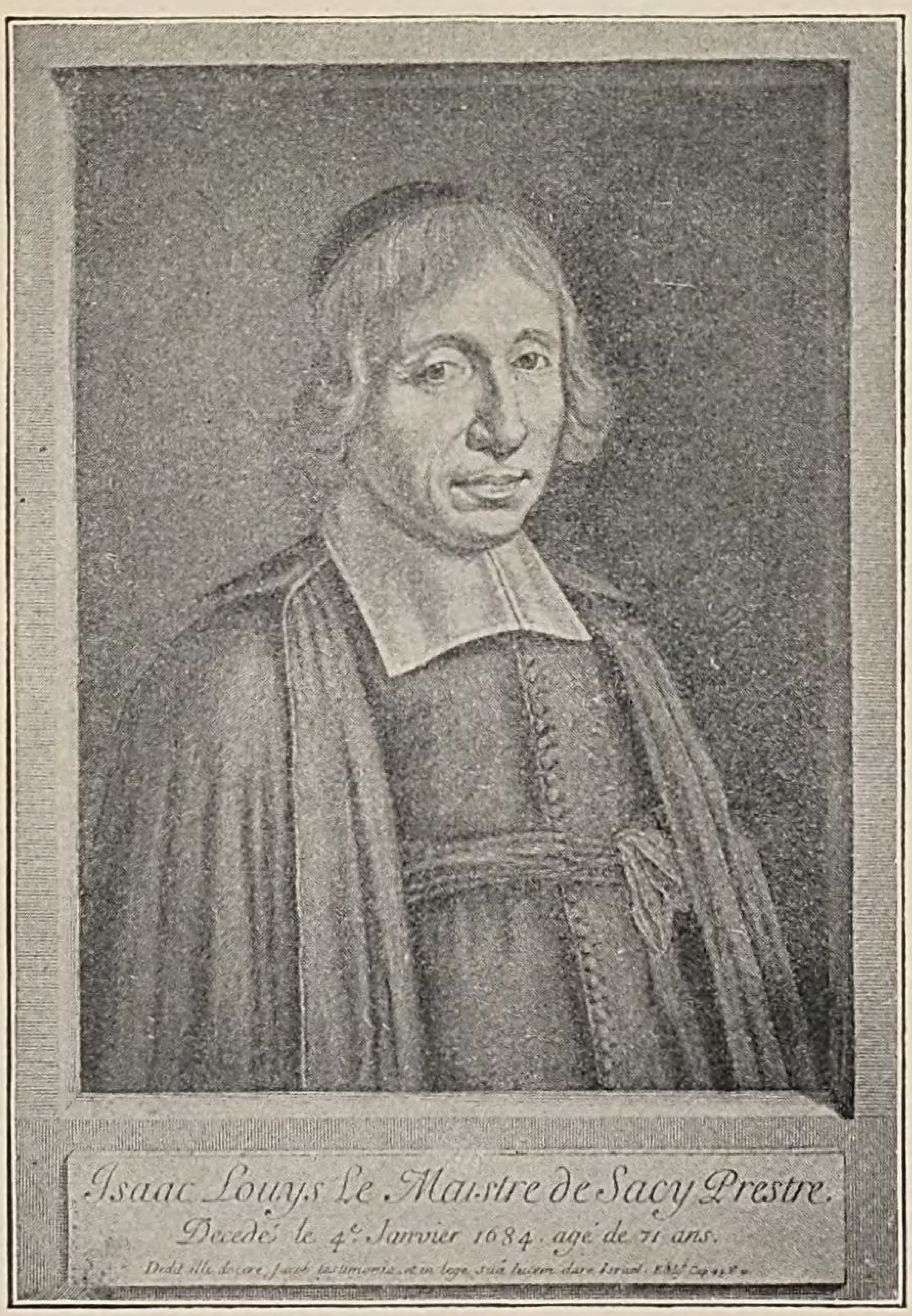
Pascal.
(Nach einem anonymen Bilde, das man vielleicht Edellinck zuschreiben könnte. Kupferstichkabinett.)

Die vornehmsten Nonnen aus dem Port Royal-Kloster wurden nunmehr unter Eskorte von zweihundert Mann gewaltsam in andere Klöster verteilt, nur diejenigen durften zurückbleiben, die jenen Revers, von dem die Rede war, unterzeichneten. Diese Massregel fand Missbilligung, und es zeigte sich allgemeine Teilnahme für die Verjagten in Paris. Schwester Perdreau und Schwester Passart, welche unterzeichneten und andere dazu bewogen, wurden mit Scherzen und Spottliedern verfolgt, die von jenen Müssiggängern ausgingen, die allen Dingen eine humoristische Seite abzugewinnen wissen und sich stets amusieren, wenn die Ernsten seufzen, die Unzufriedenen klagen und die Regierung eingreift.

Für die Jansenisten waren die Verfolgungen von Vorteil. Vier Prälaten, nämlich Arnauld, Bischof von Angers, des bekannten Doktors Bruder, Buzanval de Beauvais, Pavillon, d'Aleth; ausserdem Caulet und de Pamiers, derselbe, welcher in Bezug auf das Regale sich gegen den König erklärt hatte,

verwarfen das Formular, welches von Alexander VII neu aufgelegt war, sich dem Inhalte nach aber völlig mit dem vorerwähnten deckte, welches von den französischen Bischöfen und dem Parlamente angenommen war. Alexander VII war empört hierüber und bestellte neun Bischöfe, um den vier Widerspenstigen den Prozess zu machen. Man erhitzte sich wieder mehr und mehr.

Endlich aber wollte man doch bestimmt wissen, ob die fünf Sätze wirklich im Jansenius ständen oder nicht. Clemens IX-Rospigliosi beruhigte aber die Gemüter wieder auf einige Zeit. Er bewog jene vier Prälaten, das Formular aufrichtigen Herzens statt „kurzweg und eben nur obenhin“ zu unterfertigen. Es schien also in Bezug auf die fünf Sätze die Annahme gestattet, dass sie nicht aus dem Buche des Jansenius excerpiert wären. Die vier Bischöfe gaben einige kurze Erklärungen ab, und die italienische Willfährigkeit hatte die französische Lebhaftigkeit besiegt.




Isaak Ludwig Le Maistre de Sacy (1613 bis 1684).
(Nach einem Stich von Van Schuppen.)

Ein Wort, das an Stelle eines anderen gesetzt war, brachte diesen Frieden zustande, und man hat ihn den „Frieden Clemens IX“, auch wohl den „Kirchenfrieden“ genannt, obwohl es sich doch nur um ein in der übrigen Welt unbekanntes oder mit Verachtung gestraftes Wortgefecht handelte.

Allem Anscheine nach waren die Päpste seit der Zeit des Bajus stets willens, diese Streitereien, bei denen es keine Verständigung zu geben schien, aus der Welt zu schaffen und beide Parteien zur Verbreitung ein und derselben Moral zu veranlassen, einer Moral, welche aller Welt verständlich sei. Gewiss eine sehr vernünftige Absicht, aber — man hatte es mit Menschen zu thun.

Nun liess auch die Regierung die in der Bastille schmachtenden Jansenisten wieder frei, darunter auch den berühmten Sacy, den Übersetzer des Neuen Testaments; auch die verbannten Nonnen durften zurückkehren; sie

unterzeichneten „aufrichtigen Herzens“ und glaubten einen Sieg errungen zu haben. Arnauld verliess sein bisheriges Versteck; er wurde dem Könige vorgestellt, vom Nuntius empfangen und vom Publikum für einen neuen Kirchenvater angesehen. Er legte das Versprechen ab, fortan nur noch gegen die Reformierten zu Felde zu ziehen; Kriege musste ein Mann wie er nun einmal haben! Die eingetretene Musse benutzte er zur Abfassung seines Werkes „über die Ewigkeit des Glaubens“, bei welchem Nicole sein Mitarbeiter war; auch dieses Werk führte neuen Streit herbei zwischen beiden Genannten einerseits und dem reformierten Pastor Claude andererseits, einen Streit, bei welchem, wie üblich, sich jede Partei mit dem Siegeslorbeer schmückte.




Antonius Le Maître, Advokat beim Parlament 1608—1658.
(Nach einem Stich von J. Lubin.)

Der „Friede Clemens IX“ war allen, also auch den Unfriedfertigen aufgenötigt, und daher konnte er nur ein vorübergehender sein, eine Art Waffenstillstand. Geheime Anschläge, Intriguen, Verleumdungen nahmen auf beiden Seiten ihren Fortgang.

Die Herzogin von Longueville, eine Schwester des grossen Condé, die durch ihre Teilnahme an den inneren Kriegen wie durch ihre Liebschaften bekannt war, wurde, als sie alt geworden und ohne Beschäftigung war, sehr religiös; da sie dem Hofe nicht gewogen war und in Intriguen ihre Lebensluft fand, wurde sie Jansenistin. Sie erbaute sich bei Port Royal des Champs ein Wohnhaus, in welchem sie zuweilen Besuch von den Einsiedlern erhielt, von denen schon die Rede war und welche damals in vollster Blüte ihrer Thätigkeit standen; Arnauld, Nicole, Le Maître, Herman, Sacy und viele andere, die, wenn auch weniger berühmt, doch Vorzüge und Ruf hatten, gingen bei ihr ein und aus. Der witzigen und schöngeistigen Unterhaltung der Herzogin, welche dieselbe aus dem Palais Rambouillet mitgebracht hatte, verliehen die Einsiedler eine pikante Abwechselung durch ihre ernsten, alles gründlich auseinandersetzenden Gespräche,

und jene männlich-kernige, feurige Art, welche ihre Schriften kennzeichnet. Sie trugen wesentlich zur Verbreitung des feinen Geschmackes und einer edlen Beredsamkeit bei, waren aber bei der Verbreitung ihrer Anschauungen doch noch um vieles eifriger. Sie selbst erschienen als ein Beleg für das fatalistische System, welches sie aufgestellt hatten, denn es war, als würden sie durch eine unwiderstehliche Bestimmung dazu getrieben, blosser Chimären wegen Verfolgungen über sich ergehen zu lassen, während sie sich des grössten Ansehens, der grössten Lebensannehmlichkeiten hätten erfreuen können, aber — sie konnten eben auf das leere Gezänk nicht verzichten!



Der Kardinal Anton de Noailles.
(Nach einem anonymen Gemälde in Versailles.)

Noch immer (1679) waren die Jesuiten und ihre Partei über die Briefe Pascal's entrüstet und unternahmen gegen die Jansenisten, was sie nur an Feindseligkeiten ersinnen konnten.

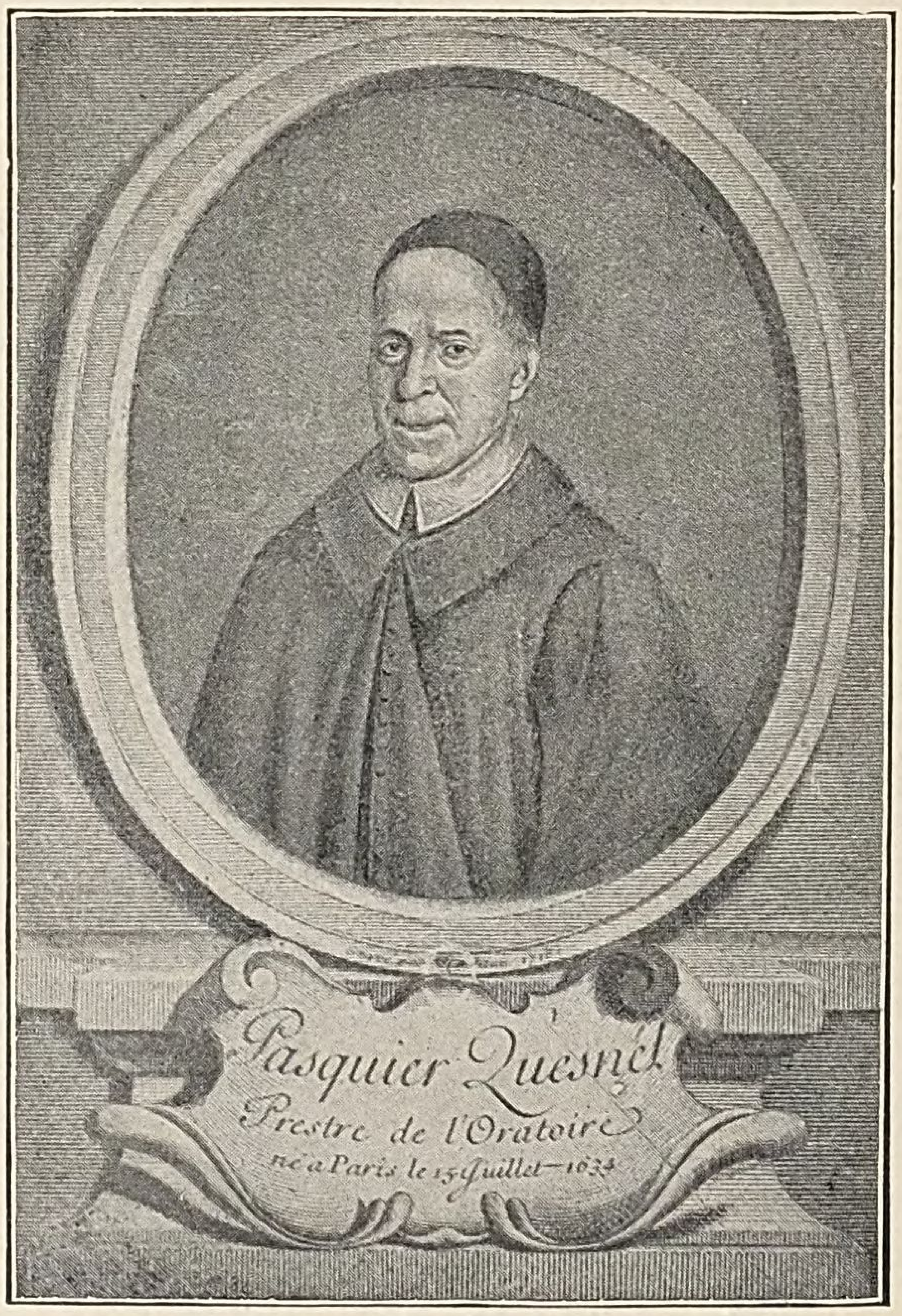
Der König, der sich bekanntlich die Ausrottung des Calvinismus vorgenommen hatte, wollte von einer neuen Sekte nichts wissen. Er erliess Warnungen und Drohungen. Arnauld, der die mächtigen Gegner fürchtete und die Unterstützung der inzwischen verstorbenen Herzogin verloren hatte, entschloss sich, Frankreich für immer zu verlassen, und vermögenslos wie er war, unbekannt, sogar ohne Diener, in den Niederlanden zu leben — Arnauld, dessen Neffe Staatsminister gewesen war, der Kardinal hätte sein können! Das Vergnügen, unbehindert in vollkommener Freiheit Bücher schreiben zu können, entschädigte ihn für alles!

Bis zum Jahre 1694 hielt er sich an einem unbekannten Zufluchtsorte auf, nur seine nächsten Freunde wussten um denselben; unermüdlich schreibend zeigte er sich als wahrer, über seinem unglücklichen Schicksal erhabener Philosoph und blieb bis zu seinem letzten Augenblick tugendhaft, stark, unerschütterlich.

Seine Partei war in den katholischen Niederlanden, welche damals die Bezeichnung „Obedienzland“ führten, weil dort die päpstlichen Bullen

unbedingt als Gesetze angesehen wurden, fortwährenden Verfolgungen ausgesetzt — noch mehr war dies allerdings in Frankreich der Fall.

Wie merkwürdig ist es doch, dass die Frage, „ob die fünf Sätze sich wirklich im Jansenismus finden", noch immer den Vorwand zu inneren Zerwürfnissen bildete! Nunmehr beschäftigte die Geister das Unterscheidungsmoment zwischen Thatsache und Recht; im Jahre 1710 wurde gar auch noch ein theologisches Problem aufgestellt, genannt: „Ein Hauptgewissensfall", das heisst: darf man jemandem die Sakramente reichen, der wohl das Formular unterzeichnet hat, aber innerlich doch der Meinung ist, dass der Papst und die Kirche sich bezüglich der Thatsachen in einem Irrtum befinden möchten?




Pater Quesnel.
(Porträt nach der Natur von Pitau.)

Vierzig Doktoren erklärten, es könnten einem solchen die Sakramente gereicht werden. Da fing denn auch sofort der Krieg von neuem an. Papst und Bischöfe verlangten, dass man ihnen behufs der Thatsachen glaube; der Erzbischof von Paris, Kardinal Antonius de Noailles, meinte, man solle dem Recht mit göttlichen, den Thatsachen mit irdisch-menschlichem Glauben begegnen. Andere wiederum, darunter Fénelon, Erzbischof von Cambrai, nicht mit Noailles einverstanden, wollten, dass man auch die Thatsachen mit göttlichem Glauben glauben solle — es wäre doch wohl besser gewesen, man hätte sich die Mühe genommen, die betreffenden Stellen aus Jansenius' Buch genau anzuführen. Dies geschah nie.

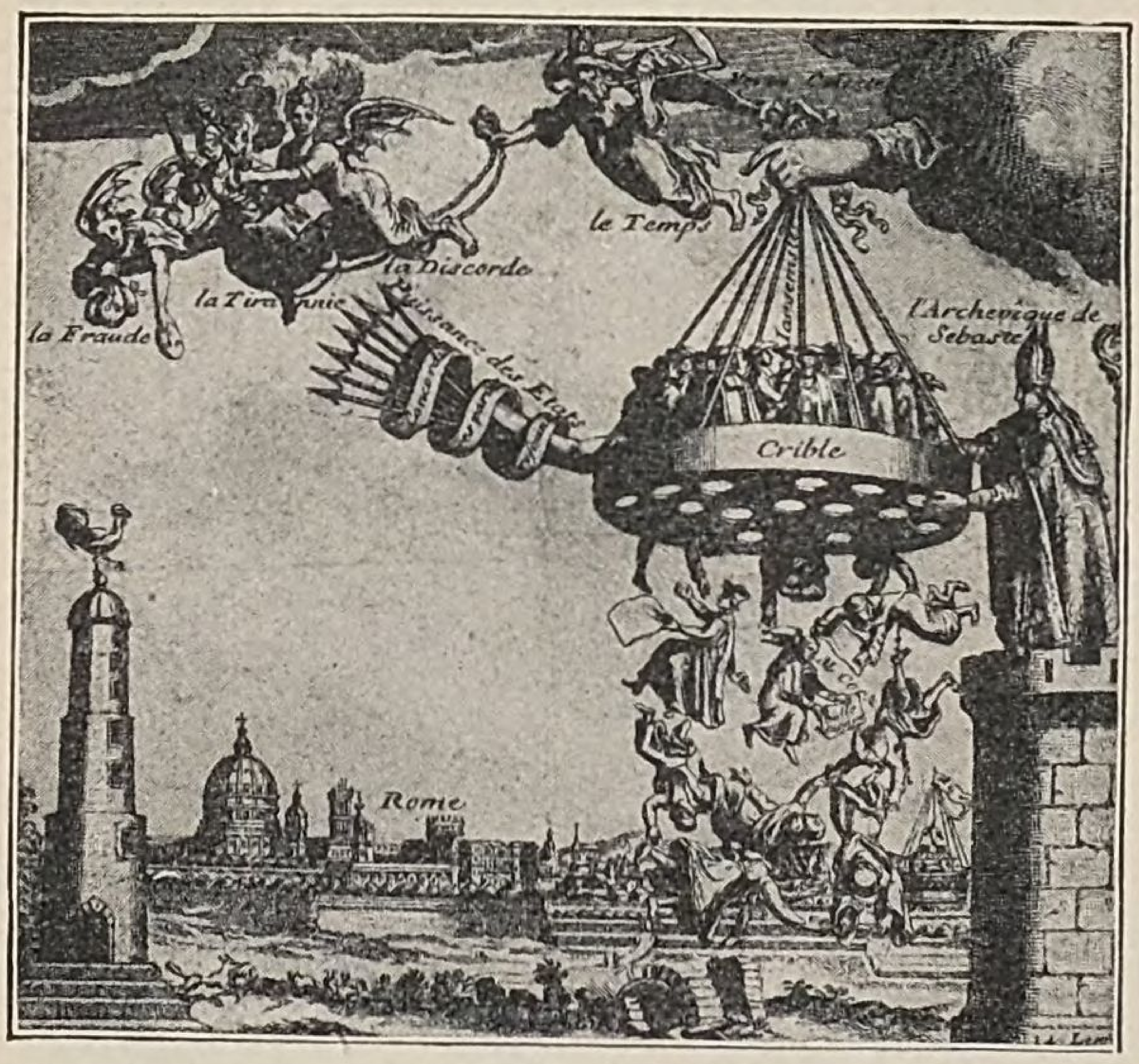
Clemens XI erliess 1705 die Bulle Vineam Domini, durch welche er anordnete, dass man die Thatsachen zu glauben habe: ob mit dem irdisch-menschlichen oder mit dem göttlichen Glauben, das liess er dahingestellt.

Die Unterzeichnung der Bullen durch Nonnen war eine Neuerung, welche man auch bei den Nonnen von Port Royal des champs einführte.

Der Kardinal de Noailles musste ihnen die Bulle vorlegen, um sie auf die Probe zu stellen. Sie unterzeichneten auch mit dem Zusatz; „ohne durch den Frieden dem Frieden Clemens IX Abbruch zu thun“ und beobachteten bezüglich der Thatsachen ein ehrfurchtsvolles Schweigen.

Man weiss nicht, über was man mehr erstaunen soll: über das den Schwestern abgeforderte Zugeständnis, dass in einem lateinischen Buch fünf Sätze enthalten seien, oder über die hartnäckige Weigerung derselben.

Nun erbat der König eine Bulle, die ihn berechtigte, das Kloster aufzuheben. Der Erzbischof entzog den Nonnen zugleich das Recht der Sakramentserteilung; ihr Rechtsbeistand wanderte in die Bastille. Schliess- wurden die Nonnen wieder mit Gewalt verjagt und einzelne in minder widerspenstige Klöster gesteckt. Im Jahre 1709 liess der Polizeidirektor von Paris ihre sämtlichen Häuser einreissen; damit noch nicht zufrieden, 1711 auch die Leichen ausgraben und anderweitig bestatten.




Die Zeit verscheucht Tyrannei, Betrug und Zwietracht, und der Bischof von Sébaste findet, indem er die Jansenisten durch ein Sieb schüttelt, die guten heraus.
(Nach einem jansenistischen Stich von 1706.)

Damit waren die Unruhen natürlich nicht beigelegt. Die Jansenisten waren eifrig im Ränkeschmieden, die Jesuiten bemüht, ihre Unentbehrlichkeit darzuthun.

Der Pater Quesnel, Priester am Oratorium und Freund Arnauld's, dessen Einsamkeit er bis zuletzt teilte, hatte 1671 ein Werk verfasst, das fromme Betrachtungen über das Neue Testament enthielt; es waren in demselben auch einige Stellen, die dem Jansenismus günstig zu sein schienen; sie verlieren sich jedoch in einer grossen Sammlung frommer und guter Lehren, die mit soviel Salbung vorgetragen sind, dass sie alle Herzen gewinnen mussten und dass das Werk eine sehr beifällige Aufnahme fand. Das Gute tritt darin überall in den Vordergrund, nach dem Bösen hätte man erst lange suchen müssen. Bei seinem Erscheinen erteilten mehrere Bischöfe dem Werke lautes Lob und bestätigten dasselbe von neuem, als der Verfasser es durchgesehen und noch verbessert hatte.

Mir ist bekannt, dass der Abbé Renaudot, einer der gelehrtesten Männer Frankreichs, als er sich in Rom eines Tages bei Clemens IX, der selbst ein

Gelehrter war und die Gelehrten liebte, einstellte, er diesen bei der Lektüre von Quesnel's Buch traf; der Papst äusserte:

„Das ist ein vortreffliches Buch. Hier in Rom ist niemand, der so zu schreiben versteht. Ich möchte den Verfasser in meiner Nähe haben.“ Derselbe Clemens IX war es, der später das Buch verdammte. Man darf indes sein lobendes und sein späteres verwerfendes Urteil nicht als Widerspruch auffassen. Man kann sehr wohl beim Lesen von hervorragenden Schönheiten eines Werkes hingerissen sein und doch die später aufgefundenen, versteckten Fehler und Mängel verdammen.

Einer der Prälaten, die Quesnel's Werk in Frankreich mit aufrichtigem Beifall begrüsst hatten, war der Erzbischof von Paris. Er hatte sich zum Gönner des Verfassers aufgeworfen, als er noch Bischof von Châlons war: auch war ihm das Buch gewidmet.

Der ebenso tugendhafte wie gelehrte Kardinal de Noailles war der sanfteste, friedliebendste aller Menschen, er begünstigte auch einige Jansenisten, ohne der Partei anzugehören; die Jesuiten liebte er wenig, fürchtete sie aber nicht und that ihnen auch nichts zuleide.



Pater La Chaise.
(Nach einem Stich von Trouvain.)

Immer mehr aber gewannen diese an Einfluss, namentlich seit der Pater La Chaise als Gewissensrat Ludwig XIV sozusagen an der Spitze der gallikanischen Kirche stand. Quesnel, der sich nicht mehr sicher fühlte, war inzwischen mit dem gelehrten Benediktinermönch Gerberon, mit einem Priester, Namens Brigode, und mehreren anderen Jansenisten nach Brüssel geflüchtet. Er war nach dem Tode Arnauld's das Haupt der Partei geworden, erfreute sich, unabhängig von aller Fürstengewalt, eine Herrschaft über die Seelen der Menschen zu besitzen und das Oberhaupt einer aus den aufgeklärtesten Geistern bestehenden Gesellschaft zu sein. Die Jesuiten, viel zahlreicher und weiter verbreitet als diese kleine Sekte, hatten bald Quesnel's Schlupfwinkel aus-

kundschaftet. Sie suchten nun zunächst Philipp V, der damals noch in den Niederlanden der Gebieter war, gegen ihn aufzubringen, ebenso wie sie bei Ludwig XIV in Bezug auf Arnauld verfahren waren, und erwirkten auch 1703 einen Verhaftsbefehl gegen Quesnel, der in das Gefängnis des Erzbistums Malines eingesperrt wurde. Ein Edelmann, der der Meinung war, dass die jansenistische Partei, wenn er ihr Oberhaupt befreie, ihm förderlich sein werde, durchbrach die Mauern des Gefängnisses und liess den Gefangenen entwischen. Quesnel ging nach Amsterdam, wo er 1719 im hohen Alter gestorben ist. Er hat viel zur Bildung jansenistischer Gemeinden in Holland beigetragen, sie gehen jetzt von Tag zu Tag mehr ihrer Auflösung entgegen.



Gott macht die Absichten der Bösen zu nichte.
(Jansenistischer Stich von Rottière und Tardieu.)

Als man Quesnel verhaftete, bemächtigte man sich auch aller seiner Papiere und fand darin die Beweise für die Existenz einer vollständig organisierten Partei. Auch die Abschrift eines alten Vertrages fand sich vor, den die Jansenisten mit einer damals berühmten Seherin, Antoinette Bourgon, abgeschlossen hatten. Diese Bourgon, eine weise Frau, hatte unter dem Namen ihres Beichtvaters die Insel Nordstrand an der holsteinischen Küste angekauft, um dort alle diejenigen zu versammeln, welche sich einer von ihr zu gründenden Sekte von Mystikern anschliessen wollten.

Diese sonderbare Frau hatte auch auf ihre Kosten neunzehn dicke Bände voll religiöser Überschwenglichkeiten drucken lassen und die Hälfte ihres Vermögens hingegeben, um Bekehrungen zu erzielen; es war ihr aber nichts weiter gelungen, als sich lächerlich zu machen und Verfolgungen gegen sich heraufzubeschwören, wie sie mit jeder Neuerung verbunden zu sein pflegen. Schliesslich verzweifelt sie daran, auf ihrer Insel zur Ruhe zu kommen, und trat dieselbe durch Verkauf an die Jansenisten ab, die sich

jedoch dort ebensowenig festzusetzen vermochten. Unter Quesnel's Manuskripten wurde auch ein, wenn es nicht gar so abgeschmackt gewesen wäre, noch strafwürdigeres Projekt entdeckt. Als nämlich Ludwig XIV 1684 den Grafen d'Avaux mit unumschränkter Vollmacht für den Abschluss eines zwanzigjährigen Waffenstillstandes zwischen irgend einer europäischen Macht und Frankreich in Bewegung gesetzt hatte, waren die Jansenisten auf den Einfall gekommen, sich unter der Bezeichnung „Schüler des heiligen Augustinus" in diesen Vertrag aufnehmen zu lassen, als ob sie in Wirklichkeit eine furchteinflössende Partei wären, wie etwa vordem die Calvinisten. Die Idee war nicht zur Ausführung gelangt, allein man hatte doch die an den König zu richtenden Friedensbedingungen niedergeschrieben. Dieses Wichtigthun der Partei war für sie ein Unglück: es fiel nun nicht schwer, den König auf den Gedanken zu bringen, sie wären gefährlich. Ludwig XIV war nicht unterrichtet genug, um zu wissen, dass solche Spekulationen eitler Überhebung in sich selbst zerfallen müssen; sie zu einer Staatsangelegenheit aufbauschen, hiess ihnen eine Wichtigkeit beilegen, die sie nicht hatten.




Das gelobte Land der Jansenisten.
(Allegorie: Das Gute der Jansenisten. Kupferstichkabinett.)

Seitdem Quesnel für einen Rebellen angesehen wurde, hatte es gar keine Schwierigkeiten mehr, sein Buch zu verdammen. Dies in Rom zu beantragen, bewogen die Jesuiten den König. Es hiess aber zugleich die Verurteilung des Kardinals de Noailles verlangen, der ja das Werk besonders mit seinem Beifall ausgezeichnet hatte. Die Vermutung lag nahe, Clemens XI werde den Erzbischof von Paris demütigen.

Als dieser Papst noch Kardinal Albani war, hatte er nämlich ein durchaus im Geiste Molina's geschriebenes Werk seines Freundes, des Kardinals Sfondrate, drucken lassen; der Kardinal de Noailles aber war damals

als Ankläger der Schrift aufgetreten. Es war also anzunehmen, der Papst gewordene Albani werde gegenüber den dem Pater Quesnel zu teil gewordenen Lobsprüchen dasselbe thun, was man damals gegen die dem Kardinal Sfondrate gespendeten gethan hatte.

Und richtig, Papst Clemens XI erliess auch 1708 ein Verdammungsdekret gegen Quesnel's Buch. Es verhinderten jedoch weltliche, das heisst politische Vorgänge den Austrag dieser geistlichen Angelegenheit. In Paris war man gegen den neuen Papst aufgebracht, weil er, nachdem er Philipp V anerkannt hatte, nun auch den Erzherzog Karl als König von Spanien anerkannte. Man entdeckte daher in dem päpstlichen Dekret Verstösse und Fehler, und konnte dasselbe deshalb in Frankreich nicht als rechtsgültig angesehen werden. Der Streit ruhte bis zum Tode La Chaise's, eines friedfertigen Charakters, der immer der Versöhnung einen Weg offen liess und gern im Kardinal de Noailles den Verbündeten von Madame de Maintenon schonen wollte.




Pater Michael Le Tellier.
(Nach einem Stich von Desrochers.)

Die Jesuiten waren es gewohnt, dem König von Frankreich, wie beinah allen anderen katholischen Fürsten, einen Beichtvater zu stellen. Es war dieses Vorrecht eine Folge ihrer Satzungen, nach denen sie auf alle kirchlichen Würden verzichteten. Was ihr Stifter aus Demut vorgeschrieben hatte, war für sie eine Quelle von Macht und Grösse geworden.

Je älter König Ludwig wurde, um so mehr an Einfluss gewann das Amt eines Beichtvaters bei ihm. Le Tellier trat an La Chaise's Stelle, er war der Sohn eines Prokurators aus Vire in der Normandie, ein Mann von finsterem, heftigem, unbeugsamem Charakter, der diese bösen Eigenschaften hinter einem scheinbaren Phlegma zu verstecken wusste. Alles Böse, was er nur in seiner Stellung thun konnte, liess er nicht ungethan, namentlich suchte er diejenigen zu verderben, welche er hasste — und er hatte zahlreiche, per-

sönliche Beleidigungen zu rächen. Die Jansenisten hatten in Rom die Verurteilung einer seiner Schriften über die Religionsgebräuche der Chinesen erwirkt, mit dem Kardinal de Noailles stand er ausserdem auf gespanntem Fuss. Nachdem er zuvor die gesamte französische Geistlichkeit in Bewegung gebracht hatte, entwarf er 1711 Erlasse, welche die Bischöfe unterschreiben mussten, sandte ihnen auch eine fertige Anklageschrift gegen Noailles zu, unter welche sie nur ihren Namen zu setzen brauchten. Alle diese Ränke Le Tellier's kamen ans Tageslicht, hatten aber darum doch Erfolg.

Das Gewissen des Königs war durch Le Tellier aufgestachelt, sein Stolz durch den Gedanken an eine meuterische Parteierhebung gekränkt. Vergebens drang Noailles auf Gerechtigkeit, auf ein Einschreiten gegen geheime Unbilligkeiten; Le Tellier zog sich aus der Affaire mit der Erklärung, er habe sich weltlicher, menschlicher Mittel bedient, um Göttliches zu glücklichen Zielen zu führen. Da er ja das Ansehen des Papstes und die kirchliche Einheit vertrat, so war mancherlei vorhanden, was zu seinen Gunsten sprach.



Madame de Maintenon als heilige Franziska in Rom.
(Porträt von Peter Mignard, Versailler Galerie.)

Vergeblich wandte sich Noailles an den Dauphin, Herzog von Burgund, der jedoch bereits durch Zuschriften und die Freunde des Erzbischofs von Cambray gegen ihn eingenommen war.

Noch war Fénelon nicht Philosoph genug, um zu vergessen, dass Noailles mit Veranlassung zu seiner Verbannung war, und Quesnel büsste jetzt für Frau Guyon.

Auch bei Madame de Maintenon fand der Kardinal kein grösseres Entgegenkommen — bei dieser Gelegenheit zeigte sich der Charakter dieser Dame recht deutlich: sie besass eigentlich keine eigene Meinung und war nur stets bemüht, sich den Ansichten des Königs anzupassen.

Drei Zeilen von ihrer Hand, gerichtet an den Kardinal, sind ein deut-

licher Fingerzeig für das, was man von ihr denken, was man von den Ränken Le Tellier's, von den Anschauungen des Königs und von den Umständen überhaupt halten soll.

„Sie kennen mich zur Genüge," schreibt sie, „um zu wissen, was ich von der neuen Entdeckung halte; am Reden aber bin ich durch vielerlei Gründe verhindert. Mir kommt es nicht zu, zu richten oder zu verdammen; ich habe nur zu schweigen: für die Kirche, für den König und für Sie zu



Satirischer Kupferstich der Jansenisten, gerichtet gegen die Konstitutionellen, welche allein durch die Liebe zu irdischen Gütern bei ihrer Partei zurückgehalten werden. 1713.
(Kupferstichkabinett.)

beten. Das ist alles, was ich Ihnen, von Trauer gebeugt, darüber mitteilen kann."

Der Kardinal und Erzbischof, von einem Jesuiten angegriffen, entzog allen Jesuiten in seinem Sprengel, einige der einsichtsvollsten und mässigsten ausgenommen, das Recht zu predigen und Beichte zu hören. Sein Amt gab ihm das allerdings gefährliche Recht, auch Le Tellier zu verbieten, dass er dem König die Beichte abnähme. Seinen Gegner allzu sehr zu reizen aber wagte er nicht.

„Ich fürchte," so schrieb er an die Maintenon, „dass ich allzu viel Unterwürfigkeit gegen den König zeigte, indem ich jemanden, der es am wenigsten verdient, Macht und Einfluss einräumte. Ich bete zu Gott, er wolle dem

Könige die Gefahr weisen, der er sich aussetzt, indem er seine Seele einem Manne anvertraut, der einen solchen Charakter hat."

In verschiedenen Memoiren wird angegeben, der Pater Le Tellier habe geäussert, entweder müsse er seinen Posten verlieren oder der Kardinal den seinigen. Dass er dies dachte, ist sehr wahrscheinlich, dass er es sagte, kaum.



Das Titelblatt zu dem „Protest des Pater Quesnel gegen die Verwerfung seiner Vorschläge".
(Kupferstichkabinett.)

Hat sich einmal Erbitterung eingenistet in die Herzen, so sind auf beiden Seiten meist nichts als thörichte Handlungen zu verzeichnen. Die Anhänger Le Tellier's und einige Bischöfe, die gern den roten Hut hätten, benutzten die Autorität des Königs, um Funken, welche man leicht hätte können erlöschen lassen, zu hellen Flammen anzufachen. Anstatt dem Beispiel Roms zu folgen, das doch, wie man sah, zu wiederholtenmalen beiden Parteien zu schweigen befohlen hatte, anstatt einen Mönch in die gebührenden Schranken zu verweisen und den Kardinal zum Rechtthun anzuhalten, anstatt diese Zwistigkeiten wie die Duelle zu untersagen und die Priester ebenso wie die Adligen zu zwingen, nicht gefährlich, sondern nützlich zu sein — anstatt endlich beide Parteien mit Hilfe der gesunden Vernunft unter dem Gewicht seiner Macht und der seiner Behörden zu erdrücken, glaubte Ludwig XIV, es wäre das Beste, wenn er eine Kriegserklärung seitens Roms erwirkte — so kam es zu der berüchtigten Bulle Unigenitus, welche den Rest seiner Tage so sehr verbittern sollte:

Der Jesuit Le Tellier und seine Partei schickten nicht weniger als hundertunddrei verdammungswürdige Sätze nach Rom; es wurden auch hundertundeiner verdammt. Die Bulle, im September 1713 erlassen, brachte ganz Frankreich in Aufruhr. Um einem Schisma vorzubeugen, hatte König Ludwig

sie erbeten: nun wurde sie beinahe die Veranlassung zu einem solchen; von allen Seiten liessen sich verurteilende Stimmen vernehmen, es war ein allgemeines Geschrei: unter den hundertundein Sätzen waren mehrere, die nach allgemeinem Dafürhalten den unschuldigsten Sinn hatten und die reinste Moral enthielten.

Nun wurde eine Versammlung von Bischöfen nach Paris berufen; vierzig darunter erklärten sich um des lieben Friedens willen für die Bulle und veröffentlichten zugleich, um die öffentliche Stimmung zu beschwichtigen,



Die Konstitutionellen und ihre Bücher im Feuer. Die Jansenisten im Himmel um Gottvater versammelt.

(Nach einem jansenistischen Kupferstich von 1721.)

mildernde Erläuterungen. Die einfache unbedingte Annahme der Bulle ging an die Adresse des Papstes, die mildernden Kommentare waren für das Publikum: auf diese unedle Weise war man bemüht, zu gleicher Zeit den Papst, den König und das Volk zufrieden zu stellen.

Der Kardinal de Noailles aber und sieben andere Bischöfe, welche sich ihm verbündeten, wollten weder von der Bulle noch von Modifizierungen etwas wissen und schrieben an den Papst, um Abänderungen von Seiner Heiligkeit selbst zu erbitten. Das erschien wie ein, wenn auch in aller Ehrfurcht dem heiligen Stuhl angethaner Schimpf, und der König legte sich ins Mittel; er verhinderte vor allem die Veröffentlichung des Briefes, schickte die Bischöfe in ihre Diözesen zurück, und verbot dem Kardinal sich bei Hofe sehen zu lassen. Diese Massnahmen aber erhöhten nur das Ansehen, dessen sich der

Erzbischof von Paris beim Volke erfreute, und abermals traten sieben Bischöfe auf seine Seite. So kam es thatsächlich zu einem Schisma zunächst unter den Bischöfen, das sich jedoch auf die gesamte Geistlichkeit und die geistlichen Orden übertrug; dabei wurde allseitig eingeräumt, dass es sich hier nicht um fundamentale Glaubenssätze handle, und doch war ein Krieg ausgebrochen, als ob es sich um das Fortbestehen des Christentums handle — auf beiden Seiten liess man die Minen springen.




Der Kardinal Dubois.
(Nach dem Porträt von Rigaud, gestochen von C. Roy.)

Besonders bestürmt wurde die Sorbonne, sie möge die Bulle gut heissen; die Mehrheit der Stimmen aber war nicht zu gewinnen, trotzdem wurde die Bulle in die Register eingetragen, das Ministerium hatte alle Hände voll zu thun, um die lettres de cachet auszufertigen, auf Grund deren die Opponenten in die Gefängnisse oder in die Verbannung wanderten (1714).

Die Bulle war auch mit Vorbehalt der Rechte der Krone, der freien Dispositionen der gallikanischen Kirche und unter Wahrung der Machtvollkommenheiten und der Gerichtsbarkeit der Bischöfe beim Parlament eingetragen worden, aber auch hier verschaffte sich bei aller Unterthänigkeit die Opposition Geltung. Der Kardinal de Bissy, einer der eifrigsten Befürworter der Bulle, bekannte doch in einem Briefe, dass sie in Genf mit einem grösseren Unwillen aufgenommen sein würde wie in Paris.

Aufgebracht war man besonders gegen Le Tellier — es giebt nichts, was soviel Entrüstung hervorruft als ein zu hoher Macht gelangter Ordensbruder! Seine Macht erscheint den Leuten wie eine Verletzung seiner Gelübde, missbraucht er dieselbe nun gar, so wird er zu einem Gegenstande des Abscheus.

Seit lange schon waren die Gefängnisse vollgestopft mit Bürgern, die

man des Jansenismus beschuldigte. Man hatte Ludwig XIV, der in diesen Dingen leider allzu wenig Bescheid wusste, dahin gebracht, dass er es für die Pflicht eines christlichen Königs, es für eine Sühne seiner Sünden ansah, wenn er die Ketzer verfolgte. Das Schlimmste ist noch, dass man seinem Beichtvater die Abschriften der mit den Verfolgten angestellten Verhöre zustellte. Nie ist wohl an der heiligen Justiz ein solcher Verrat begangen worden, nie hat niedrige Gesinnung in so gemeiner Weise der Macht gehuldigt. Im Jahre 1768 sind im Ordenshause der Gesellschaft Jesu diese Denkmäler ihres tyrannischen Waltens aufgefunden worden, die Patres waren damals von der Strafe für ihre Schandthaten ereilt und von allen Parlamenten im Lande verurteilt, durch Edikt Ludwig XV, dem sehnlichsten Wunsche der Nation entsprechend, vertrieben worden.

Le Tellier glaubte so sehr an die Macht seines Einflusses, dass er den Vorschlag machte (1715), den Kardinal de Noailles durch ein Konzil absetzen zu lassen. Ein Mönch, der sein königliches Beichtkind und seinen Glauben zu Werkzeugen seiner Rache macht — welch ein Bild!

Um dieses Konzil zustande zu bringen, bei dem es sich ja um die Amtsentsetzung eines Mannes handelte, der durch seine Sittenreinheit, die Milde seines Charakters und vor allem durch Verfolgungen der Abgott der Pariser, ja ganz Frankreichs geworden war, veranlasste man den König, beim Parlament einen Erlass einzubringen, nach welchem jeder Bischof, der die vielbesprochene Bulle nicht bedingungslos (purement et simplement) angenommen habe, anzuhalten sei, dieselbe nunmehr zu unterschreiben oder der Verfolgung nach aller Strenge kanonischen Rechtes gewärtig zu sein. Der derzeitige Kriegsminister, Kanzler Voisin, ein harter, despotischer Mann, hatte das Schriftstück entworfen; der Generalprokurator d'Aguesseau aber, der in Bezug auf Landesgesetze doch besser Bescheid wusste als Voisin und damals noch den Mut der Jugend besass, lehnte es aufs bestimmteste ab, den königlichen Erlass im Parlament zu vertreten; der erste Präsident de Mesne machte den König auf die Folgen aufmerksam; nun zog man die Sache in die Länge; der König war seinem Tode nahe, der Streit beunruhigte und beschleunigte sein Ende; der unerbittliche Beichtvater marterte ihn trotz seines Zustandes mit Ermahnungen, ein Werk zu vollenden, das ihm doch in der Erinnerung keine Liebe eintragen konnte.

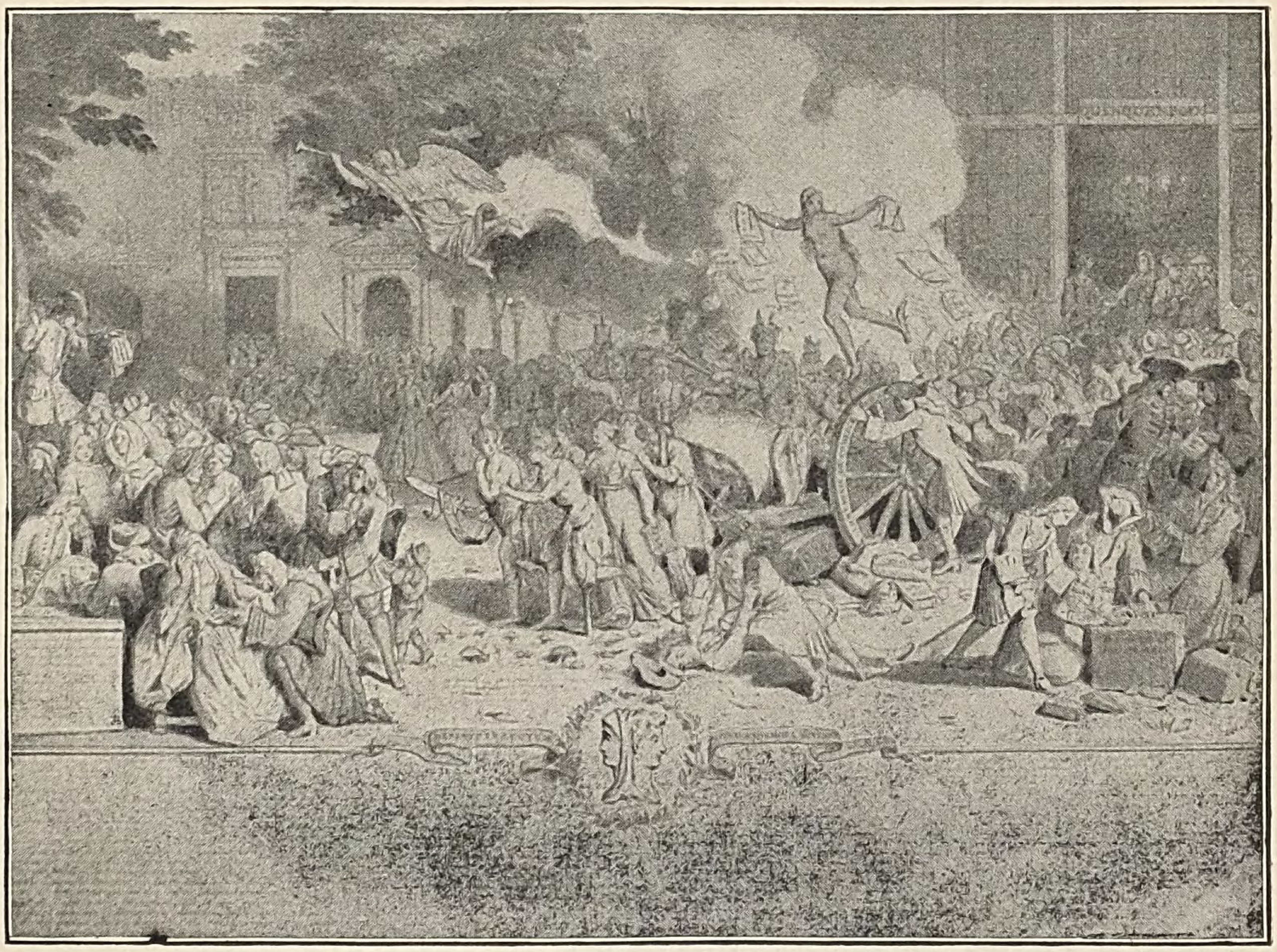
Die Diener des Königs waren so entrüstet, dass sie dem Jesuiten zweimal den Zutritt in das Gemach des Sterbenden verweigerten, sie ersuchten Le Tellier schliesslich, nicht mehr von der Bulle mit dem König zu reden.

Als Ludwig XIV tot war nahm alsbald alles eine andere Gestalt an.

Der Herzog von Orleans, Regent des Königsreichs, veränderte sofort

die ganze Regierungsmaschinerie, die Staatssekretäre wurden durch einfache Räte ersetzt, er ernannte einen Gewissensrat mit dem Erzbischof de Noailles als Präsidenten, der Pater Le Tellier, beim Volke verhasst, bei seinen Ordensbrüdern wenig beliebt, wurde des Landes verwiesen.

Nun appellierten die sich der Bulle widersetzenden Bischöfe auf ein zukünftiges Konzil, natürlich sollte dasselbe nimmermehr stattfinden. Die Sorbonne, alle Pfarrer des Pariser Stadtsprengels, viele religiöse Körperschaften



Ein dem thörichten System Law's geweihter Augenblick.
(Satirischer holländischer Kupferstich.)

schlossen sich der Berufung auf ein Konzil an, endlich 1717 that auch Noailles desgleichen, wollte aber seine Appellation zunächst noch nicht veröffentlichen; es heisst, sie wäre überhaupt gegen seinen Willen gedruckt worden.

So blieb denn die französische Kirche in zwei Lager geteilt, in Annehmer und in Ablehner. Jene waren die hundert Bischöfe, welche unter Ludwig XIV mit den Jesuiten und Kapuzinern gemeinschaftliche Sache gemacht hatten, zu diesen, dass heisst den Ablehnern, zählten nur fünfzehn Bischöfe, aber ausserdem die gesamte Nation. Die Annehmenden stützten sich auf Rom, die Ablehnenden auf die Universitäten, die Parlamente, das Volk. Nun erhob sich wieder eine Sturmflut von Schriften aller Art, die Bezeichnungen Schismatiker, Ketzer u. s. w. flogen hin und her.

Der Erzbischof de Mailly von Rheims, ein geschickter Parteigänger Roms, hatte zwei Schriften mit seinem Namen gezeichnet, die das Pariser Parlament vom Henker verbrennen liess. Kaum hatte der Erzbischof Kenntnis hiervon, so ordnete er ein Te Deum an, um Gott Dank abzustatten, dass er, der Erzbischof, von den Schismatikern beschimpft worden sei — der liebe Gott hat ihn denn auch belohnt: er erhielt den roten Hut.

Der Bischof Languet von Soissons, dem dasselbe seitens des Parlamentes geschehen war wie jenem, hatte an dasselbe ein Schreiben gerichtet, in welchem es heisst, es stünde dem Parlament nicht zu, den Bischof zu richten, selbst nicht wenn es sich um ein Majestätsverbrechen handle; er wurde zu 10 000 Livres Strafe verurteilt. Der Regent aber erliess ihm die Strafe, weil er befürchten müsse — so sagte er nämlich selbst — dass Languet ebenfalls Kardinal werden würde.




Der Kardinal de Tencin.
(Nach dem Porträt von Heilmann, gestochen von J. G. Wille.)

In Rom verzettelte man die Zeit mit Vorwürfen und Unterhandlungen, man legte Berufung auf Berufung ein — und das alles wegen einiger heute längst vergessener Stellen in dem Werke eines achtzigjährigen Priesters, der in Amsterdam von Almosen lebte!

Die jetzt eingerissene tolle Finanzwirtschaft trug mehr, als man glauben sollte, zur Wiederherstellung des kirchlichen Friedens bei. Das Publikum stürzte sich mit einer förmlichen Raserei in den Aktienhandel, und die wachgerufene Habgier griff derart um sich und beschäftigte die Gedanken so sehr, dass diejenigen, welche noch von Jansenismus und päpstlichen Bullen sprachen, keine Zuhörer mehr fanden. Ja man dachte in Paris nicht einmal an den Krieg, der an der spanischen Grenze tobte.

Unglaubliche Reichtümer im Handumdrehen gewonnen, Luxus und Üppigkeit, die die höchste Stufe erreicht hatten, geboten allen Streitigkeiten über geistliche Dinge Schweigen: die Genusssucht vollbrachte, was Ludwig XIV

zu vollbringen misslungen war. Der Herzog-Regent benutzte die Gelegenheit, die kirchliche Eintracht wiederherzustellen: seine Politik hatte grosses Interesse daran, denn es konnten Zeiten kommen, da er Rom, Spanien und hundert Bischöfe im Lande sich feindlich gegenüber hatte.

Der Kardinal de Noailles musste überredet werden, die Bulle anzunehmen, seine Berufung zurückzuziehen — man musste mithin mehr von ihm verlangen, als vordem König Ludwig XIV von ihm verlangt hatte.



Das Grab des François, Diakonus von Paris, gestorben am 1. Mai 1727: „Er that sich hervor durch zahllose Wunder."

(Nach dem Stich: Die Wunder des Diakonus von Paris.)

Den grössten Widerstand aber hatte der Herzog von Orleans vom Parlamente zu erwarten, das er nach Pontoise verwiesen hatte. Trotzdem hatte er Erfolg nach allen Seiten hin.

Es wurde ein Doktrinenkompendium abgefasst, welches beide Parteien nahezu zufrieden stellte; dem Kardinal nötigte man das Versprechen ab, dass auch er es schliesslich annehmen wolle. Nachdem alles vorbereitet war, erschien der Regent, gefolgt von Prinzen und Paires, im grossen Rat, um ein Edikt vorzulegen, in welchem die Annahme der Bulle, der Widerruf der Appellationen und allgemeine Nächstenliebe und Frieden verordnet wurden.

Dem Parlament, das dadurch schon bei Seite geschoben war, dass man

Erlasse, die es bisher entgegenzunehmen pflegte, vor den grossen Rat brachte, und das von der Furcht geplagt war, es möchte auch noch seine Verlegung von Pontoise nach Blois erfolgen, blieb nichts übrig, als das Edikt anzunehmen unter der formellen Vermahnung natürlich, dass die Freiheiten der gallikanischen Kirche und der Landesgesetze unangetastet blieben.

Der Kardinal-Erzbischof, der ja die Rücknahme seiner Berufung zugesagt hatte, sobald das Parlament gehorchen würde, löste sein Versprechen am 20. August 1720, an welchem Tage sein Widerruf veröffentlicht wurde.

Einen hervorragenden Anteil an der Erledigung dieser Angelegenheit, an welcher alle Macht Ludwig XIV gescheitert war, hatte auch der treue Erzbischof von Cambrai, Dubois. Er war der Sohn eines Apothekers in Brives-la-Gaillarde, wurde später Kardinal und endlich Premierminister. Das Betragen, die Denkungsart, die Sitten dieses Ministers sind allbekannt und doch — der zügellose Dubois überwand den ernsten frommen Noailles! Man weiss auch, in wie wegwerfenden Worten der Regent und sein Kanzler sich über die kirchlichen Streitigkeiten ausliessen, welche sie so geschickt beilegten, ja wie sehr sie diesen Kanzelkrieg ins Lächerliche zogen.




Der Diakonus François im Gebet.

Von da an trat alles, was Jansenismus, Quietismus hiess, was Bullen und theologische Thesen betraf, in Frankreich in den Hintergrund. Nur einige wenige Bischöfe von der Partei der Appellanten blieben hartnäckig bei ihren Anschauungen. Dasselbe thaten in Bezug auf jansenistische Schwärmerei noch ein paar bekannte Bischöfe und unbekannte Geistliche. Sie redeten sich ein, Gott werde die Welt vernichten — und weshalb? Weil ein in Italien veröffentlichtes und als Bulle bezeichnetes Pergament in Frankreich Aufnahme gefunden hatte. Hätten sie ihren Blick auf eine Weltkarte gerichtet und gesehen, welch kleinen Raum Frankreich und Italien auf derselben einnehmen, wie wenig Bischöfe und Kirchspielinsassen bedeuten, so würden sie nicht verkündigt haben, dass Gott der Herr ihnen zuliebe die ganze Welt vernichten werde. Eine andere Art von Thorheit war die des Kardinal de Fleury, der jene gläubigen Narren für staatsgefährlich hielt.

Fleury aber wollte auch dem Papst, damals Benedikt XIII, der zu

dem alten Geschlechte der Orsini zählte und ein trockener, halsstarriger Mönch war, gefallen. Dieser Benedikt glaubte, eine Bulle gehe stets von Gott selber aus; er und Fleury beriefen ein kleines Konzil nach Embrun, um Soanen, den achtzigjährigen Bischof eines Dorfes, zu verdammen, einen Jansenisten, der noch starrköpfiger war als der Papst.

Vorsitzender dieses Konzils war Tencin, Erzbischof von Embrun, der mehr darauf bedacht war, den Kardinalrang zu gewinnen, als eine Bulle zu verteidigen. Beim Pariser Parlament stand er unter Anklage, mit geistlichen Ämtern Schacher getrieben zu haben, ausserdem hatte man ihn noch im Verdacht der Blutschande und hielt ihn für einen falschen Spieler. Aber dieser Tencin hatte den Bankier und Generalkontrolleur Law bekehrt und aus einem schottischen Presbyterianer einen katholischen Franzosen gemacht — dieses löbliche Werk hatte ihm viel Geld und ausserdem das Erzbistum Embrun eingetragen.



Die Jesuiten.
(Aus einem Almanach von Lepautre.)

Soanen galt in seiner Provinz für einen Heiligen; der Präsident des Konzils, der Stellenverkäufer Tencin, untersagte ihm die Ausübung des priesterlichen Amtes und verwies ihn in ein entlegenes Benediktinerkloster, wo der Verurteilte bis zu seinem vierundneunzigsten Jahre lebte und für seinen irdischen Richter betete.

Dieses Konzil, die Verurteilung, der Präsident — Dinge genug, um ganz Frankreich zu empören — waren nach zwei Tagen vollkommen vergessen.

Die unglücklichen Jansenisten nahmen nun ihre Zuflucht zu den Wundern, aber auch diese blieben ziemlich unbeachtet: vergebens waren die Heilungen, welche sich am Grabe eines alten Priesters in Rheims, Rousse mit Namen, der im Geruch der Heiligkeit gestorben war, vollzogen: vergebens heilte die in die Vorstadt Saint Antoine von Paris gebrachte Monstranz die Frau Lafosse von einem hartnäckigen Blutfluss: die Frau wurde nebenbei bemerkt statt ihres alten Leidens von Blindheit geschlagen.

Zuguterletzt kamen noch einige religiöse Schwärmer auf den seltsamen Gedanken, es müsse ein gewisser Páris, Diakon, Bruder eines Pariser Parlamentsrates, der zu Lebzeiten zur Partei der Appellanten gehört hatte, nun aber auf dem Kirchhof St. Medardi zu ewigem Schlafe ausruhte, Wunder thun können; so fanden denn zunächst an seinem Grabe Gebete statt: die Phantasie der Betenden wurde immer mehr erhitzt, je länger sie beteten; ihre Exaltation rief schliesslich krampfartige Erscheinungen bei ihnen hervor. Bald stand

das Volk staunend in dichten Massen um das Grab, Tag und Nacht drängte es herzu. Diejenigen, welche auf den Grabhügel stiegen, versetzten ihre Glieder in eine schüttelnde konvulsivische Bewegung, welche sie schliesslich für ein mit dem Toten in Verbindung stehendes Wunder ansahen. Dieses wahnsinnige Beginnen wurde im geheimen von den Gönnern und Anhängern der Partei gefördert. Taube Leute, die an diesem wunderthätigen Grabe standen, hörten Worte, Blinde sahen einige Augenblicke, Lahme konnten einige Schritte thun.

Diese Wunder wurden in aller Form Rechtens von Zeugen bekundet, die sie gesehen zu haben glaubten, weil sie, getrieben von dem Drange, sie zu sehen, gekommen waren. Drei Monate lang bekümmerte sich die Regierung nicht um diese zu einer Epidemie gewordenen Wahnvorstellungen. Allein der Zulauf nahm zu, der Wunder wurden immer mehr, schliesslich wurde der Friedhof geschlossen und eine Wache an das Thor gestellt. Nun flüchteten die Wunder in die nächsten Häuser — das Grab des Diakonus Páris ist in den Augen aller vernünftigen Leute das Grab des Jansenismus geworden. Derartige Possen haben in minder aufgeklärter Zeit schon gar traurige Folgen gehabt, die Förderer derselben schienen die Zeit zu verkennen, in der sie lebten.



Eine Jesuitenversammlung.
(Aus einem Almanach von Lepautre.)

Aberglaube und Verblendung gingen so weit, dass ein Parlamentsrat, Namens Carré, mit dem Beinamen Montgeron, so thöricht war, ums Jahr 1736 eine mit einer beträchtlichen Anzahl von Zeugnissen ausgestattete Sammlung von Berichten über alle diese Wunder dem Könige einzureichen. Dieser wahnwitzige Mann erklärte in seiner Eingabe, „dass man Zeugen Glauben schenken müsse, welche bereit wären, sich erwürgen zu lassen, ehe sie ihr Zeugnis widerriefen“. Wenn dieses Schriftstück, während alle übrigen zu Grunde gingen, allein auf die Nachwelt käme, unsere Epigonen müssten das Jahrhundert für ein Jahrhundert der Barbarei halten!

Diese Vorgänge sind sozusagen die letzten Stossseufzer einer Sekte, die, da sie keinen Arnauld, keinen Pascal, keinen Nicole mehr zu den Ihrigen zählte, nur noch Konvulsionäre aufzuweisen hatte und mehr und mehr der Missachtung, der Verachtung verfiel. Man würde von diesen Dingen überhaupt kaum noch reden hören, wenn sich nicht noch von Zeit zu Zeit einige fänden, die unruhvoll in der Asche nach den Resten des alten Feuers, das sie so gern wieder zu einer alles verzehrenden Feuersbrunst anfachen




Autotypie und Druck von Rud. Loës in Leipzig.

Verlag und Eigenthum von Schmidt & Günther in Leipzig.

möchten, wühlten. Was einmal lächerlich geworden ist, kann nicht mehr gefährlich sein, aber, da es den Menschen nie an Vorwänden fehlt, einander zu schaden, so wird mit verändertem Wesen der Streit fortbestehn.

Die Religion ist noch immer in der Lage, Dolche zu spitzen. Noch immer ist im Volke ein Bruchteil vorhanden, der keinen Verkehr mit den gerecht und billig denkenden Mitmenschen hat, der einer anderen Zeit angehört, der für die Fortschritte der Vernunft unzugänglich ist, und über der Rohheit und Fanatismus die Herrschaft behaupten, Krankheiten gleich, die nur die Hefe der Völker heimsuchen.

Die Jesuiten schienen in den Sturz des Jansenismus mit verwickelt zu sein. Ihren stumpfen Waffen boten sich keine Gegner mehr, sie verloren auch am Hofe alles Ansehen, und das von ihnen herausgegebene „Journal de Trévoux" trug ihnen auch bei Schriftstellern weder Achtung noch Freundschaft ein. Die Bischöfe, welche sie einst tyrannisiert hatten, thaten sie jetzt mit den übriegen Mönchen in einen Topf, früher von ihnen unterdrückt, demütigten sie die Jesuiten nun ihrerseits. Mehr als einmal mussten dieselben hören was die Parlamente von ihnen hielten, denn diese verurteilten einige ihrer Schriften, anstatt dieselben unbeachtet zu lassen.

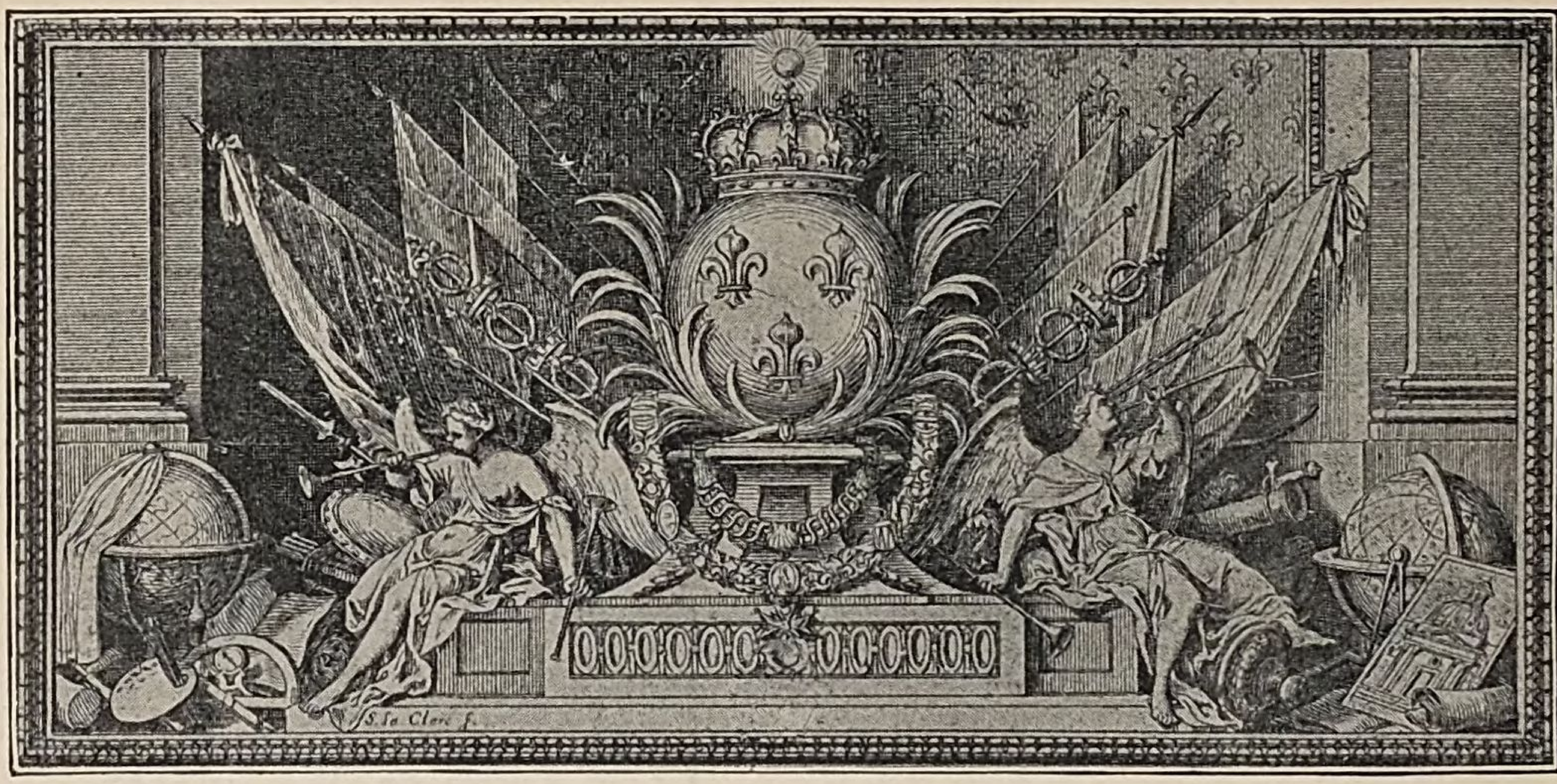
Die Universität, welche jetzt gründlicher mit dem Litteraturstudium vorging, und in Bezug auf Erziehung der Jugend Tüchtiges zu leisten begann, entführte ihnen einen grossen Teil derselben; vergebens harrten sie der Zeit, da aus der Mitte ihres Ordens geniale Brüder erstehen, da günstige Umstände eintreten würden, um den verlorenen Einfluss wiederzugewinnen: ihre Hoffnungen gingen fehl!

Der Sturz der Jesuiten, die Aufhebung ihres Ordens in Frankreich, ihre Entfernung aus Spanien, Portugal und Neapel haben dargethan, einen wie grossen Missgriff Ludwig XIV that, als er ihnen sein Vertrauen schenkte

Allen, welche viel von diesen Streitigkeiten halten, wäre es zu empfehlen, dass sie einen Blick in die Bücher der Weltgeschichte thäten. Wenn man die verschiedenen Völkerschaften, die verschiedenen Sitten, verschiedenen Religionen ins Auge fasst, so begreift man wohl, von welch geringfügiger Bedeutung ein Molinist, ein Jansenist auf Erden sind. Man schämt sich dann wohl seiner sinnlosen Begeisterung für eine Partei, die sich in der Unermesslichkeit der Dinge vollkommen verliert.



Fama verkündet den Ruhm Ludwig XIV.
(Zeichnung von S. Leclerc.)



Das ruhmreiche Wappen Ludwig XIV.
(Entworfen von S. Leclerc.)

## IV.

# Vom Quietismus.



Auch inmitten der Streitigkeiten, welche Calvinismus und Jansenismus heraufbeschworen hatten, existierte noch in Bezug auf Quietismus ein tiefgehender Hader. Es waren dies die Schattenseiten der Fortschritte, welche der menschliche Geist im Zeitalter Ludwig XIV gemacht: man suchte die der menschlichen Erkenntnis gesetzten Schranken zu überschreiten — ein Beweis, dass man noch nicht genug fortgeschritten war.

Der Streit über den Quietismus ist ein Zeichen, wie wenig der menschliche Geist masshalten kann, ist ein Muster theologischer Spitzfindigkeiten, das ohne den Namen der beiden berühmten Rivalen im Gedächtnis der Zeiten keinen Schimmer hinterlassen hätte.

Eine durchaus nicht bedeutende Frau, die nicht einmal geistvoll zu nennen wäre, die nichts als eine erhitzte Einbildungskraft besass, machte sich daran, die beiden bedeutendsten Männer, welche die Kirche damals zur Verfügung hatte, aneinander zu hetzen. Ihr Name war Bouvières de la Mothe, ihr Geschlecht stammte aus Montargis; sie hatte den Sohn Guijon's, des Erbauers vom Briarekanal, geheiratet. Sie war, noch jung an Jahren, Witwe

geworden; obwohl sie Vermögen, Schönheit und für geselligen Verkehr geschaffene Geistesanlagen hatte, verbiss sie sich in Probleme, welche man damals unter dem Namen „Spiritualität“ zusammenfasste. Ein Barnabit aus der Gegend von Annecy bei Genf, mit Namen Lacombe, wurde ihr Gewissensrat. Dieser Mann, bekannt wegen seines Charakters, der eine Mischung aus niedrigen Leidenschaften und religiöser Schwärmerei war, hat im Wahnsinn geendet. Er verlockte den Geist seines Beichtkindes in mystische Traumgefilde. Das Verlangen, eine französische heilige Therese zu werden, verhinderte die Guyon an der Einsicht, dass der französische und spanische Nationalcharakter sehr verschieden voneinander sind, es trieb sie noch weiter als ihr heiliges Vorbild. Der Ehrgeiz, sich einen Kreis von Jüngern zu schaffen, beherrschte sie mit der Zeit völlig.



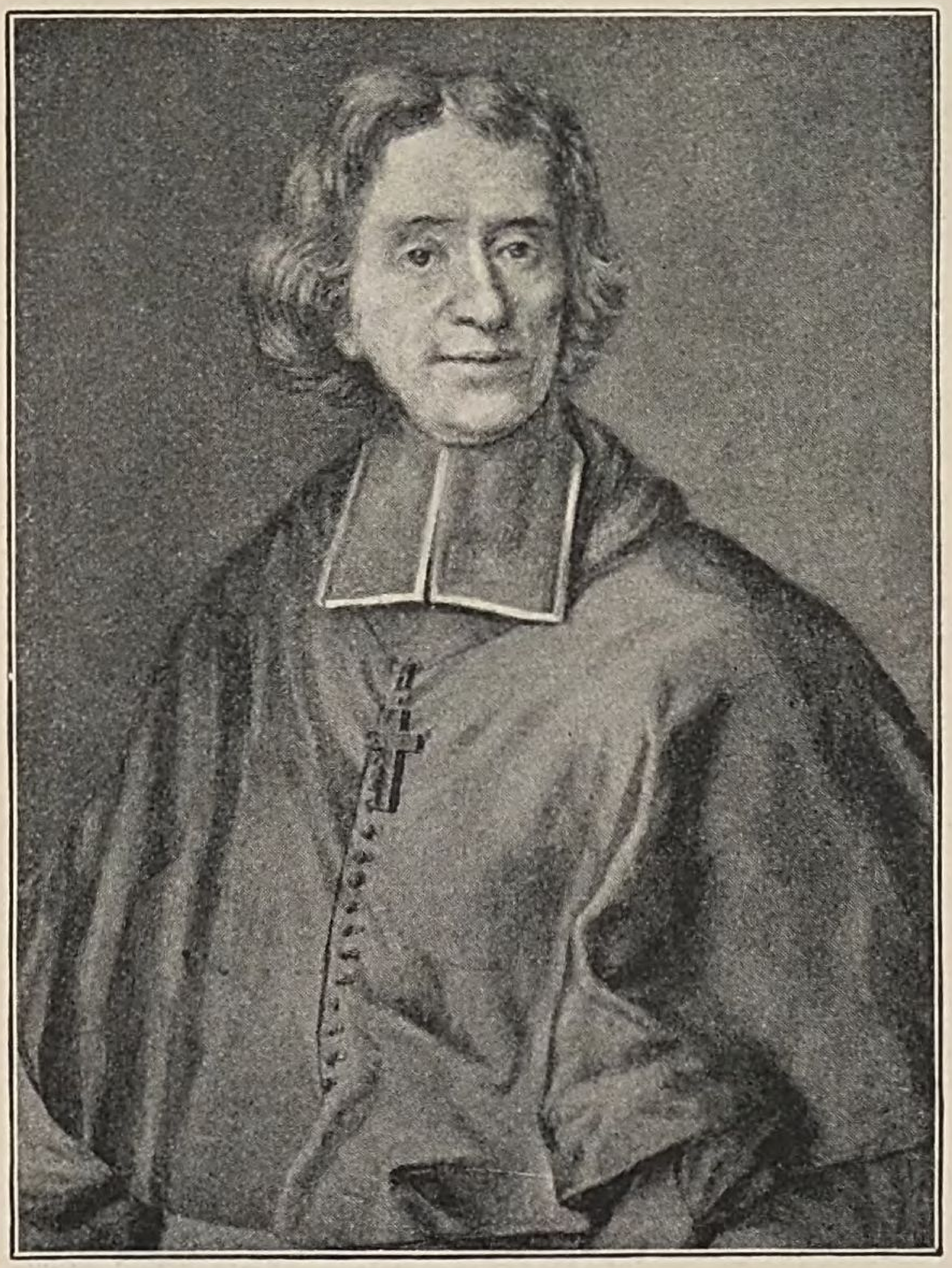

Mme Guyon im Alter von 44 Jahren.
(Nach einem Kupferstich von V. Broen.)

Lacombe führte sie nach Savoyen in sein Geburtsland Annecy, woselbst der Titularbischof von Genf seinen Sitz hatte. Wer es unpassend findet, dass ein Mönch eine junge Witwe aus ihrem Vaterlande fortführt, der sei doch darauf aufmerksam gemacht, dass alle, die eine Sekte stiften wollten, ähnlich verfuhren, sei daran erinnert, dass Sektenstifter beinah stets Frauen mit sich schleppten.

Die junge Witwe verschaffte sich zunächst in Annecy dadurch ein gewisses Ansehen, dass sie die Mildthätigkeit bis zur Verschwendung trieb. Auch veranstaltete sie der Frömmigkeit dienende Zusammenkünfte; in denselben ermahnte sie zur völligen Selbstverleugnung, zum Schweigen der Seele, zum Bewältigen allen Einflusses, zum inneren Kultus, zur reinen, selbstlosen Liebe, die durch keine Furcht erniedrigt, von keiner Hoffnung auf Belohnung belebt ist.

Zarte und weiche Gemüter, namentlich die von frommen und jungen Geistlichen, die Gottes Wort im Munde einer hübschen Frau mehr liebten, als sie daran glaubten, fanden die auf ihre empfänglichen Herzen einwirkende Beredsamkeit der Guyon hinreissend. Das Proselytenmachen ging der Dame also nicht schwer von der Hand, es missfiel aber dem Bischof, und dieser erwirkte ihre und ihres Beichtvaters Landesverweisung.

Sie gingen beide nach Grenoble. Dort verbreitete Frau Guyon eine kleine Schrift mit dem Titel „ein einfaches Mittel“ und eine andere unter dem Titel „die Sturzbäche“; geschrieben waren sie in dem Stile, in welchem sie predigte. Auch aus Grenoble wurde sie ausgewiesen.



Franz von Salignac de la Mothe-Fénelon.
(Nach dem Porträt von Vivien. Versailler Galerie.)

Von dem Wahn benommen, sie zähle bereits zu den Bekennern des Glaubens, verfiel sie in Visionen und wurde Prophetin; ihre Prophezeiungen schickte sie an Lacombe, indem sie gleichzeitig schrieb:

„Die ganze Hölle wird in Aufruhr kommen, um die Fortschritte der Innerlichkeit und die Gestaltung Jesu Christi in den Seelen zu verhindern. Der Sturm wird mit solcher Gewalt ausbrechen, dass kein Stein auf dem anderen bleibt. Mir scheint, es wird Verwirrung, Krieg, Umsturz auf der ganzen Welt geben, das Weib wird schwanger gehen mit dem inneren Geist und vor ihr aufrichten wird sich der Drache.“

Die Prophezeiung traf ja teilweise ein. Die Hölle geriet zwar nicht in Aufruhr, aber als die Prophetin mit ihrem Beichtvater nach Paris zurückkehrte und beide dort neue Lehren verbreiteten, erwirkte der Erzbischof de Harlay von Chanvalon (1687) einen königlichen Befehl, den Pater Lacombe als Verführer einzusperren und sein Beichtkind, dessen Geist verwirrt sei und geheilt werden solle, in ein Kloster zu thun.

Madame Guyon aber hatte, ehe sie dieser Schlag traf, Beschützerinnen gefunden, die ihr nun von Nutzen wurden. Sie hatte in der soeben in Saint-

Cyr ins Leben getretenen Anstalt eine Cousine, Madame de La Maisonfort, welche sich der Gunst der Mme de Maintenon erfreute; sie hatte sich bei den Herzoginnen de Chevreuse und de Beauvilliers vorteilhaft einzuführen gewusst. Alle ihre Freundinnen beschwerten sich nun nachdrücklich, dass der Erzbischof Harlay, den man als einen gar grossen Freund der Damen kannte, eine Frau verfolge, die von nichts als von der Liebe Gottes rede. Die Allmacht der Maintenon brachte denn auch den Erzbischof zum Schweigen und der Eingesperrten die Freiheit. Sie ging nun nach Versailles, verschaffte sich Zutritt in Saint-Cyr und wohnte Frauenzusammenkünften bei, die der Abbé de Fénelon abhielt, gewöhnlich, nachdem er zuvor mit ihr bei Mme de Maintenon gespeist hatte.




Godet des Marais, Bischof von Chartres.
(Nach dem Porträt von Paul Bria, gestochen von Crespy.)

Eingeweiht in diese Geheimnisse waren die Fürstin d'Harcourt, die Herzoginnen de Chevreuse, de Beauvilliers und de Charost.

Der Abbé de Fénelon, Erzieher der Prinzen, war damals der verführerischste Mann am Hofe. Von Natur weichherzig, begabt mit einer mild strahlenden Phantasie, hatte er einen mit den Blüten der Litteratur gesättigten Geist. Voll Geschmack, von anmutigem Wesen, zog er in der Theologie das Ergreifende und Erhabene dem Düsteren, Dornenvollen vor. Dabei hatte er etwas Romantisches und eine gewisse Vorliebe, wenn auch nicht für die Träumereien der Madame Guyon, jedoch für den Spiritualismus, der alle Anschauungen der Dame durchdrang.

Seine Phantasie erwärmte sich an Jugend und Reinheit wie die anderer am Feuer der Leidenschaft; er hatte ja nur eine Leidenschaft, die Liebe zu Gott um Gottes willen. Er sah in Frau Guyon die makellose Seele, die mit der seinigen dieselbe Neigung teilte. Ohne Bedenken schloss er sich der Mme Guyon an.

Es ist erstaunlich, dass ein Mann wie Fénelon durch eine an Eingebungen glaubende Frau, eine Prophetin, die zusammenhangloses Zeug redete, verführt werden konnte, dass eine Frau ihn fesselte, die vor innerer Gnadenoffenbarung erstickte und die Überfülle der Gnade entleerte, um damit den Körper des Erwählten, der neben ihr sass, anzufüllen. Fénelon, voll Freundschaft, Liebe und mystischer Vorstellungen, entschuldigte bereitwillig Gebrechen und hielt sich an die Übereinstimmung der Gesinnungen, die ihn entzückte.



F. de Harlay de Chanvallon, Erzbischof von Paris.
(Porträt von Lenfant 1671.)

Frau Guyon war stolz auf ihren Jünger, den sie ihren Sohn nannte, und im Vertrauen auf ihn und M^me de Maintenon verbreitete sie ungeniert ihre Lehren in Saint-Cyr. Der Bischof Godet von Chartres, zu dessen Sprengel Saint-Cyr gehörte, aber geriet darüber so in Unruhe, dass er Beschwerde führte, und der Erzbischof von Paris drohte mit erneuten Massnahmen.

Madame de Maintenon, welche sich Saint-Cyr zu einer friedlichen Heimstätte herzurichten wünschte und den Widerwillen des Königs gegen jede Neuerung kannte, M^me de Maintenon, die es auch nicht nötig hatte, sich, um berühmt zu werden, zur Stifterin einer Sekte zu machen, die schliesslich doch nur ihre hohe Stellung und ihre Ruhe im Auge hatte, brach den Verkehr mit der Guyon ab und untersagte ihr den weiteren Aufenthalt in Saint-Cyr.

Fénelon aber sah das Nahen eines Unwetters und fürchtete, die hohen Ehrenstellen, die ihm zu winken schienen, zu verlieren. Er gab der Freundin den Rat, sich den Händen des berühmten Bossuet, Bischofs von Meaux, der für einen Kirchenvater galt, anzuvertrauen. Und so unterwarf sich denn Frau Guyon der Entscheidung dieses Prälaten, empfing von ihm das heilige Abendmahl und lieferte ihm ihre Schriften zur Prüfung aus.

Der Bischof von Meaux that sich mit Bewilligung des Königs zu dieser Prüfung mit dem Bischof von Châlons, dem späteren Kardinal de Noailles

und dem Abbé Tronson, damaligen Oberpriester zu Saint-Sulpice, zusammen. Sie hatten ihre geheimen Zusammenkünfte im Dorfe Issy bei Paris.

Der Erzbischof von Paris Chanvalon, dem es nicht recht war, dass andere als er selbst in seinem Sprengel ein Richteramt hätten, erliess eine öffentliche Verurteilung der in Rede stehenden Bücher, bei deren Prüfung man gerade war. Frau Guyon zog sich nach Meaux zurück; sie that alles, was Bossuet von ihr wollte, und gab das Versprechen ab, nicht mehr neue Glaubensdogmen aufstellen zu wollen.

Inzwischen war Fénelon (1695) Erzbischof von Cambrai geworden und vom Bischof von Meaux feierlich gesalbt.



Michael Molinos und seine Bücher auf dem Scheiterhaufen.
(Nach einem damals weitverbreiteten Kupferstich.)

Es hatte den Anschein, als werde ein beigelegter Streit, bei dem nur Lächerliches zum Vorschein gekommen war, nicht von neuem ausbrechen. Allein noch in dem nämlichen Jahr wurde die Guyon unter der Anschuldigung, dass sie trotz ihres Versprechens fortfahre, neue Lehren zu verbreiten, auf Befehl des Königs nach Vincennes ins Gefängnis abgeführt, als wäre sie irgendwie staatsgefährlich!

Die mystischen Träumereien dieser Frau verdienten wahrlich nicht die Beachtung des Souveräns. In Vincennes benutzte sie die ihr aufgedrungene Ruhe und verfasste einen ganzen Band Gedichte mystischen Inhalts: die Verse waren noch schlechter wie ihre Prosa. Folgende Strophe kehrt häufig wieder:

„Die Liebe reicht viel weiter, als man denkt,
Man spürt es nicht, wenn sie ins Herz sich senkt,
Weiss nicht, was sie an Leid uns giebt.
Ich hab' Vincennes gesehn — bin tief gekränkt
Nur weil mit wahrer Liebe ich geliebt."

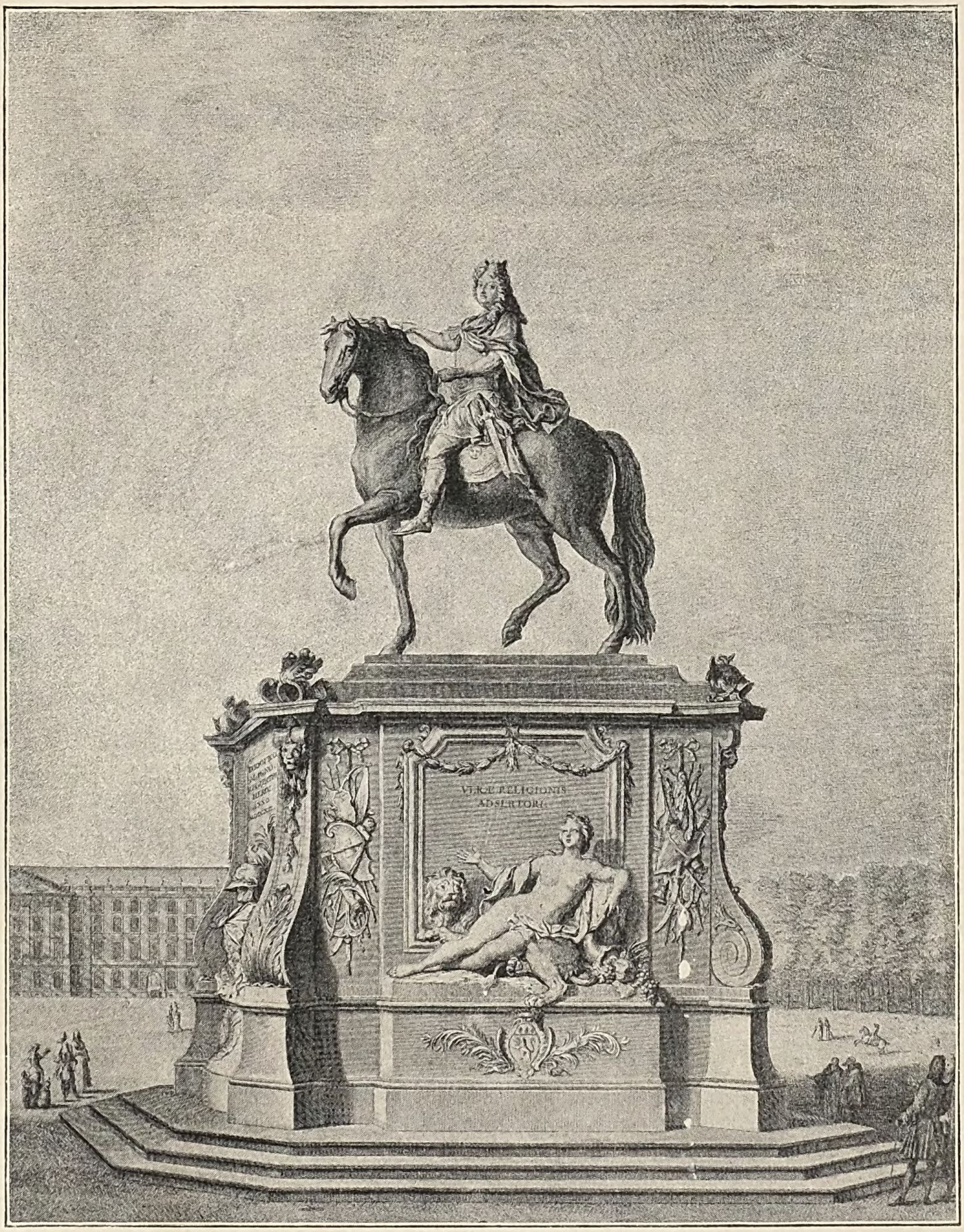
Die Anschauungen der Menschen pflegen von Zeit, Ort und Umständen abzuhängen. Während man die Guyon, die im Paroxysmus ihrer Verzückungen Christum geheiratet hatte und seitdem, weil doch die Herrin vom Hause sich nicht an Dienstboten wenden kann, die Heiligen nicht mehr anrief, gefangen

hielt, wurde in Rom die Heiligsprechung der Maria von Angreda betrieben, die allein mehr Visionen gehabt und Offenbarungen erhalten hatte als die ganze Gesellschaft der Mystiker zusammen. Um den Widersprüchen, denen wir in dieser Welt auf Schritt und Tritt begegnen, die Krone aufzusetzen, wurde diese Maria, die man von Spanien aus zur Heiligen machen wollten, in Frankreich von der Sorbonne verfolgt, und nun verurteilte die Universität von Salamanca die Sorbonne und wurde ihrerseits von der Sorbonne verurteilt — da ist es wahrlich schwer, zu sagen, auf welcher Seite die grösste Narrheit anzutreffen ist: eine der allergrössten Thorheiten aber ist es und bleibt es, dass man solchem Firlefanz eine Bedeutung beilegt.

Bossuet, der sich für den Lehrmeister und Führer Fénelon's hielt, war auf den Ruhm und das Ansehen seines Schülers eifersüchtig geworden, und da er des Einflusses über seine Brüder im Amte nicht verlustig gehen wollte, so forderte er den neuen Erzbischof von Cambrai auf, gemeinschaftlich mit ihm die Guyon zu verurteilen und seine bischöflichen Anordnungen anzuerkennen. Fénelon, der ihm weder seine Freundin noch seine Anschauungen opfern wollte, bot Vergleiche an, machte Vorschläge, und man machte einander gegenseitig Vorstellungen, und einer behauptete vom anderen, er sei wortbrüchig.

Der Erzbischof von Cambrai hatte bei seiner Abreise von Paris sein Buch „Die Grundsätze der Heiligen“ in den Druck gegeben; es war ein Werk, in welchem er alles, was man seinen Freunden zum Vorwurf machte, zu rechtfertigen und die orthodoxen Ideen der Beschaulich-Frommen zu entwickeln suchte, welche sich von den Sinnen lossagen, und nach einem Zustande der Vollkommenheit ringen, welchen gemeine Seelen nicht zu erstreben suchen. Der Bischof von Meaux und seine Anhänger nahmen das Werk sofort aufs Korn, auch machte man den König auf dasselbe aufmerksam, als ob es ebenso gefährlich wäre, als es unverständlich war. Der König unterhielt sich persönlich darüber mit Bossuet, den er wegen seines Rufes achtete und wegen seiner Einsicht schätzte. Bossuet warf sich dem König zu Füssen, er bat ihn um Vergebung, dass er ihn nicht früher von den ketzerischen Umtrieben Fénelon's in Kenntnis gesetzt habe.

Dieser Amtseifer erschien dem Bischof von Cambrai und seinen zahlreichen Freunden allerdings etwas verdächtig, bei Hofe sagte man, es sei ein Höflingskniff, und es war in der That auch schwer anzunehmen, dass ein Mann wie Bossuet es als Ketzerei betrachten kann, wenn jemand den Grundsatz aufstellte: Gott um Gottes willen zu lieben. Konnte er wirklich bei seinem heimlichen Hasse gegen Fénelon in gutem Glauben handeln, wenn er diese Anklage gegen seinen Amtsbruder und ehemaligen Freund richtete? Konnte er glauben, dass Angebereien, die im Soldatenstande für entehrend gelten



Statue Ludwig XIV zu Lyon.

(Die Bassreliefs, Rhone und Seine darstellend, sind von Coustou und noch vorhanden. Die Statue selbst war von Desjardins. Nach einem Stich von Audran.)

würden, einem Geistlichen Ehre machten — dass der heilige Eifer für die Religion ein schändliches Verfahren entschuldige?

Der König und die Maintenon zogen den Pater La Chaise zu Rate; der königliche Beichtvater sprach sich dahin aus, dass das Buch des Erzbischofs ein sehr gutes sei und dass die Jesuiten durchweg davon erbaut seien und nur Jansenisten es verwürfen. Der Bischof von Meaux war nicht Jansenist, hatte sich aber aus ihren Schriften manches Gute angeeignet, die Jesuiten aber liebten ihn nicht und er sie nicht.

Hof und Stadt waren in zwei feindliche Lager getrennt, und da die



M[me] Guyon als Jungfrau Maria, „der selbst Gott ergeben ist.“
(Entwurf von S. Leclerc.)

Angelegenheit allseitige Aufmerksamkeit in Anspruch nahm, benutzten die Jansenisten den Augenblick, um wieder einmal Luft zu schöpfen. Bossuet schrieb gegen Fénelon, und dieser verfasste Erwiderungen. Beide schickten ihre Werke an Innocenz XII nach Rom und riefen dessen Entscheidung an. Für Fénelon waren die Umstände nicht günstig: erst vor kurzem war der Quietismus, dessen man ihn beschuldigte, bei dem Spanier Molina in Rom zur Sprache gekommen und aufs schärfste verurteilt worden, und zwar war es der Gesandte Frankreichs, der Kardinal d'Estrées, der Molina's Hauptverfolger war. Dieser Kardinal, in alten Jahren sich mehr um gesellige Vergnügungen als um die Theologie kümmernd, hatte den spanischen Priester, um dessen Feinden gefällig zu sein, unglücklich gemacht. Er hatte sogar den

54

König bestimmt, Molina's Verurteilung geradezu in Rom zu verlangen. Dieselbe wurde ohne Schwierigkeit durchgesetzt, und so war Ludwig XIV, ohne eine Ahnung davon zu haben, der gefährlichste Gegner der reinen Liebe, wie die Mystiker sie sich dachten, geworden.

Es ist bei einem so verfänglichen Gegenstande leicht genug, in einem Buch, das sich mit demselben befasst, Stellen herauszufinden, die sich ungefähr mit denen in den verurteilten Schriften Molina's decken. Der Erzbischof von Cambrai hatte die Jesuiten, hatte die Herzöge de Beauvilliers und Chevreuse, sowie den Kardinal von Bouillon hinter sich. Letzterer war seit kurzem auf dem Gesandtschaftsposten in Rom. Der Bischof von Meaux hingegen hatte seinen grossen Namen und die bedeutendsten Prälaten Frankreichs für sich.

Bossuet legte dem König die Unterschriften mehrerer Bischöfe vor, auch einer grossen Anzahl von Doktoren: sie sprachen sich alle gegen das Buch, betitelt „Die Grundsätze der Heiligen“, aus.

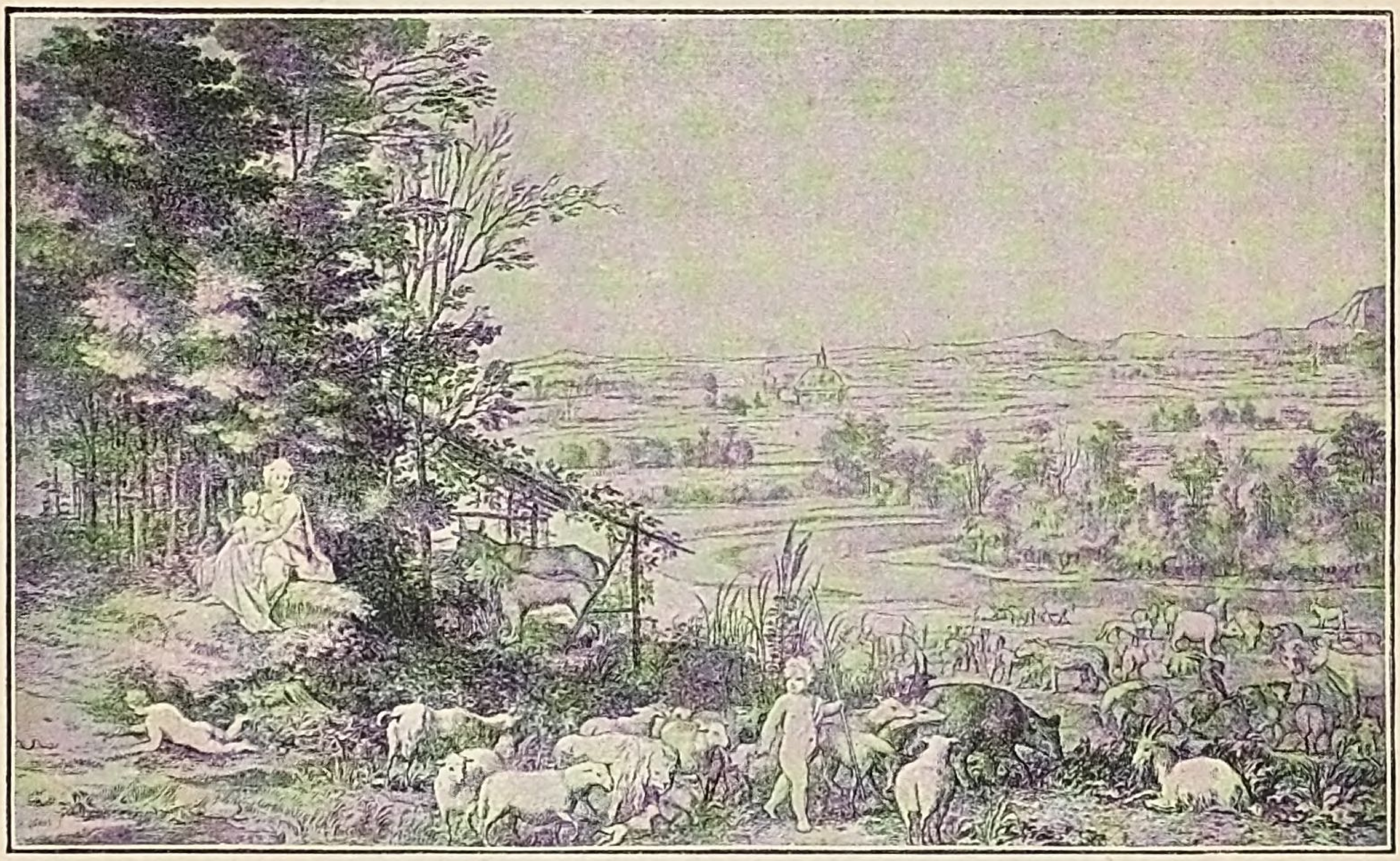
Das Ansehen des Bischofs von Meaux war so gross, dass La Chaise es nicht wagte, Fénelon dem Könige gegenüber zu vertreten und dass M^me de Maintenon ihren Freund geradezu preisgab. Der König sandte ein eigenhändiges Schreiben an Innocenz XII, in welchem er demselben mitteilte, man habe ihm das Buch des Erzbischofs von Cambrai als ein verderbliches bezeichnet, dass er dasselbe dem Nuntius habe zustellen lassen, und dass er Seine Heiligkeit dringend ersuche, die Verurteilung auszusprechen.

Man glaubte, ja man sprach in Rom öffentlich davon — und noch heute ist das Gerücht verbreitet — dass der Bischof von Cambrai nur deshalb so heftig verfolgt wurde, weil er sich der Bekanntmachung der heimlichen Ehe des Königs mit der Maintenon widersetzt habe. Die Anekdotenjäger erzählten, die Dame habe dem Pater La Chaise zugemutet, er solle den König dahin bringen, dass sie als Königin anerkannt würde, der Jesuit aber habe den etwas gefährlichen Auftrag an den Abbé de Fénelon weitergegeben, und der Erzieher der Kinder des königlichen Hauses hätte die Ehre Frankreichs und seiner Eleven seinem Glück vorgezogen. Fénelon hätte sich dem Könige zu Füssen geworfen, um einen Schritt zu verhindern, der dem Ruhm Seiner Majestät bei der Nachwelt mehr Schaden zufügen würde, als er ihm Annehmlichkeiten während seiner Lebenszeit bereiten könne.

Es ist festgestellt, dass dem Könige, während Fénelon schon Erzbischof von Cambrai war und die Erziehung des Herzogs von Burgund ihm belassen blieb, unbestimmte Gerüchte von Fénelon's Beziehungen zu der Guyon und Madame De La Maisonfort, zu Ohren gekommen sind. Auch war der König der Meinung, Fénelon brächte dem Herzog von Burgund allzu strenge Grundsätze in Bezug auf Moral und Politik bei, aus denen vielleicht eines Tages

sich ein Tadelsvotum gegen sein eigenes epochemachendes Auftreten, seine Ruhmsucht, seine Lust am Kriege, seinen Hang zu Festen und Vergnügungen, die seine eigene Regierung so sehr kennzeichneten, entwickeln möchte.

Er hatte denn auch mit dem neuernannten Erzbischof eine lange Unterredung, bei welcher dieser dem Könige auch einen Teil jener Grundsätze offenbarte, welche er später in seinem Telemach entwickelte. Grundsätze, die vielleicht für eine Republik Plato's passten, aber untauglich sind für eine kräftige monarchische Regierung. Nach seiner Unterredung äusserte der König,



Das goldene Zeitalter auf die Erde zurückgekehrt durch den Herzog von Burgund, den Hirten der Völker, und durch Mme Guyon, die neugeborene Jungfrau Maria.
(Nach einem Stich von Leclerc und Sylvestre.)

er habe sich soeben mit dem grössten Schöngeist seines Reiches unterhalten, einem Mann, dessen Kopf voll Chimären stecke.

Die Worte des Königs kamen dem Herzog von Burgund zu Ohren, der sie eines Tages dem Herrn de Malezieu, seinem Lehrer in der Geometrie, mitteilte. Ich weiss die Sache von Malezieu selbst, auch hat sie mir der Kardinal de Fleury bestätigt.

Der König war seitdem überzeugt, dass Fénelon in religiöser Beziehung ein ebensolcher Phantast wäre, wie in politischer. Ausserdem aber steht fest, dass er persönlich gegen ihn aufgebracht war. Godet-Desmarets, Bischof von Chartres, der Mme de Maintenon und die Anstalt von Saint-Cyr als despotischer Beichtvater völlig beherrschte, reizte den König noch mehr und dieser machte dem Streit, von dem er so gut wie gar nichts verstand, zu einem

Hauptgegenstande seiner Regierungsthätigkeit. Der Streit wäre ja von selbst zur Ruhe gekommen, aber nun fing er an, bei Hofe grossen Lärm zu machen, und Ludwig fürchtete Kabalen noch mehr als Ketzereien. Hier ist der wahre Grund für die Verfolgung Fénelon's zu finden.

In seinem Briefen vom Monat August (den wir ungeschickterweise aoust nennen) des Jahres 1697 befahl der König seinem Gesandten in Rom, dem Kardinal de Bouillon, die Verurteilung eines Mannes zu betreiben, den




Mme Helyot.
(Eine mystische Heilige.)

man für einen Ketzer halte; auch schrieb er eigenhändig an Innocenz XII, um ihn zur Entscheidung zu drängen.

Das heilige Officium berief nunmehr einen Dominikaner, einen Jesuiten, einen Benediktiner, zwei Franziskaner, einen Bernhardiner und einen Augustiner zur richterlichen Entscheidung in der Sache — man nennt diese Untersuchungsrichter in Rom „Konsultatoren". Kardinäle und Prälaten pflegen die theologischen Studien den Mönchen zu überlassen, um sich selbst der Politik, dem Intriguenspiel und dem süssen Müssiggange unbehindert hingeben zu können.

In siebenunddreissig Sitzungen prüften die Konsultatoren siebenund-

dreissig verschiedene Sätze des Buches und bezeichneten sie mit Stimmenmehrheit als irrig. Nun sprach der Papst seinerseits im Kardinalskollegium durch ein Breve, das am 13. März 1699 in Rom veröffentlicht wurde, die Verdammung aus.

Der Bischof von Meaux triumphierte also, allein ein noch höherer Triumph erwuchs dem Erzbischof von Cambrai aus seiner Verurteilung. Er unterwarf sich bedingungslos und ohne Vorbehalt, bestieg selbst in Cambrai



Theodor de la Tour d'Auvergne, Abbé, Herzog d'Albret.
(Der Kardinal de Bouillon in seiner Jugend nach einem Porträt von Nanteuil.)

die Kanzel, um sein Werk zu verdammen und seine Freunde abzuhalten, dasselbe zu verteidigen.

Dieses Beispiel der Unterwürfigkeit eines Gelehrten, der sich durch seine Verfolgung eine starke Partei hätte schaffen können, steht wohl einzig da. Soll man von Aufrichtigkeit oder von Klugheit sprechen? Fénelon's Verhalten gewann alle Herzen und erweckte Hass gegen den, der den Sieg davongetragen hatte.

Fénelon lebte seitdem hochangesehen als Erzbischof wie als Schriftsteller. Seine milde Denkungsart, die in seiner Unterhaltung wie in seinen Schriften zu Tage trat, machte ihm jedermann gewogen, die Verfolgung, der er

ausgesetzt gewesen, und sein „Telemach" erwarben ihm die Bewunderung Europas.

Besonders die Engländer, die kriegführend in seiner Diözese erschienen, erwiesen ihm alle Hochachtung, und der Herzog von Marlborough hielt streng darauf, dass sein Privatbesitz geschont wurde. Dem Herzog von Burgund, dessen Erzieher er ja gewesen, blieb er stets teuer und hätte gewiss, wenn dieser Prinz am Leben geblieben wäre, Anteil an der Regierung bekommen.

In seiner philosophischen Abgeschiedenheit konnte man ihm anmerken, wie schwer ihm die Trennung von einem Hof, wie dem Ludwig XIV, geworden war: von anderen Höfen trennen sich berühmte Männer wohl ohne jegliches Bedauern. Er aber sprach stets mit Vorliebe und Interesse, die durch seine Fügung in den göttlichen Willen hindurchsah, vom Hofe. Die Frucht seiner Zurückgezogenheit war eine Anzahl theologischer, politischer, auch belletristischer Schriften. Der Herzog von Orleans holte sich, als er Regent geworden, in schwierigen Lagen oft Rat bei ihm — auch fragte er ihn einst, ob das Dasein Gottes bewiesen werden könne, ob dieser Gott Verehrung seitens des Menschen fordere; welchen Kultus er für den besten hielte u. s. w., der Herzog als Philosoph that viele derartige Fragen, um sich zu belehren, der Erzbischof beantwortete sie als Philosoph und Theologe.

Nachdem Fénelon in den Zänkereien einmal sich selbst als den Besiegten angesehen hatte, wäre es wohl passend gewesen, wenn er sich nicht weiter in die jansenistischen Händel gemischt hätte, allein er beteiligte sich von neuem an denselben.

Fénelon hoffte wohl im stillen, er würde wieder an den Hof berufen und zu Rate gezogen werden — wie schwer fällt es uns doch, uns von Geschäften loszusagen, die einst Gegenstand unserer Sorge waren! — Massvoll wie seine Schriften waren seine Wünsche; gegen das Ende seines Leben erst blickte er mit Geringschätzung auf alle Streitigkeiten und trat an die Seite des Bischofs Huet d'Avranches, eines der gelehrtesten Männer Europas, der die Eitelkeit aller Dinge der Welt erkannt hatte. Der Erzbischof von Cambrai parodierte auch eine Arie Lulli's folgendermassen:

Zu wissen wünschte ich als Knabe,
Gar vieles mir — ach allzu viel!
Woran ich jetzo, dicht am Grabe,
Mich manchmal noch ein wenig labe,
Woran ich Freude wohl noch habe,
Ist ein Geschwätz recht hohl und leer.

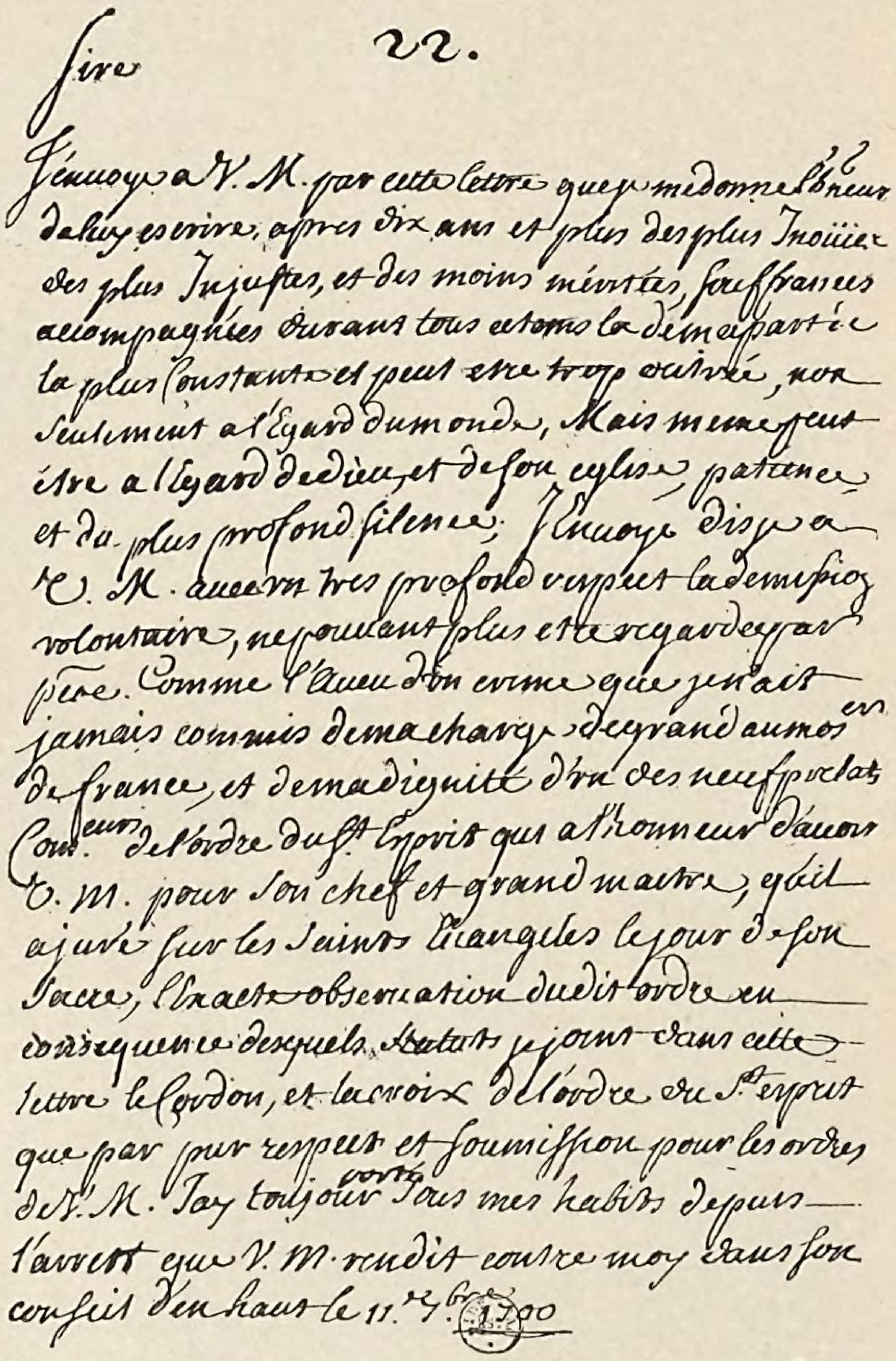
Diese Verse machte er in Gegenwart seines Neffen, des Marquis de Fénelon, der später Gesandter im Haag wurde, von diesem habe ich sie erhalten, bürge also für die Authenticität. Die Sache ist an sich von geringer

Bedeutung, sie zeigt aber, mit wie veränderten Blicken wir aus der traurigen Öde des Greisenalters heraus auf das blicken, was in den Jahren, da der rege Geist ein Spielball von Wünschen und Einbildungen war, uns erhaben und interessant erschien.

Diese Streitigkeiten, welche, wie so viele andere Ableger des Müssigganges, lange Zeit hindurch die allgemeine Aufmerksamkeit in Frankreich beschäftigten, sind nun vorüber, und wir wundern uns heut, wie es nur möglich war, dass sie so viel Hader, Hass und Feindschaft hervorrufen konnten.

Die Philosophie, die von Tag zu Tag mehr Boden gewinnt, erscheint als eine Bürgschaft für die öffentliche Ruhe, sogar die Fanatiker, die den Philosophen zu Leibe gehen, verdanken ihnen den Frieden, dessen sie sich erfreuen, obwohl sie ihn zu stören suchten.

Der Quietismus, der unter Ludwig XIV leider zu solcher Wichtigkeit gelangt und heute verachtet und vergessen ist, brachte den Kardinal de Bouillon um die Gunst des Hofes. Dieser Herr war ein Neffe des berühmten Turenne, dem Ludwig XIV im Bürgerkriege seine Rettung und später die Vergrösserung seines Königreiches zu verdanken hatte.


Sire 22.
Jenvoye a V. M. par cette lettre que je me donne l'honneur de luy escrire, apres dix ans et plus des plus inouïes des plus injustes, et des moins méritées souffrances accompagnées durant tout ce temps de la demarche la plus constante et peut estre trop outrée, non seulement a l'egard du monde, mais mesme peut estre a l'egard de dieu et de son eglise, patience et du plus profond silence; Jenvoye dis je a V. M. avec un tres profond respect la demission volontaire, ne pouvant plus estre regardée par sire. Comme l'aveu d'un crime que je n'ait jamais commis de ma charge de grand aumosnier de france, et de ma dignité d'un des neuf prelats Commandeurs de l'ordre du St Esprit qui a l'honneur d'avoir V. M. pour son chef et grand maistre, et dont j'ai juré sur les Saints Evangiles le jour de son sacre, l'exacte observation dudit ordre en consequence desquels statuts je joins dans cette lettre le cordon, et la croix de l'ordre du St esprit que par pur respect et soumission pour les ordres de V. M. j'ay toujours porté sous mes habits depuis l'arrest que V. M. rendit contre moy dans son conseil d'en haut le 11. 7bre 1700

Faksimile des Entlassungsgesuchs des Kardinal de Bouillon an den König (11. September 1700).
(Kupferstichkabinett.)

Mit dem Erzbischof von Cambrai innig befreundet und vom Könige mit Befehlen wider den Freund betraut, versuchte er zwei widerstrebende Pflichten miteinander in Einklang zu bringen. Aus seinen Briefen kann man ersehen, dass er, während er dem Freunde die Treue bewahrte, zugleich seiner Amtspflicht genügte. Den königlichen Befehlen entsprechend bescheinigte er die päpstliche Entscheidung, suchte aber zugleich eine Versöhnung der Parteien herbeizuführen.

Ein italienischer Priester, Giori mit Namen, der als Spion der Gegenpartei stets in seiner Nähe war, wusste sich in sein Vertrauen einzuschleichen, um dasselbe hernach zu missbrauchen, setzte auch noch seiner Verräterei eine Krone auf, indem er den Kardinal um eine Unterstützung von tausend Thalern anging, und sich, als er dieselbe in der Tasche hatte, nie wieder bei seinem Wohlthäter sehen liess.

Die Berichte dieses elenden Giori waren es, die dem Kardinal die Ungnade des Königs zuzogen; Ludwig überhäufte den Unschuldigen mit Vorwürfen, als habe er den Staat verraten. Aus allen Berichten Bouillon's aber geht hervor, dass er mit aller Umsicht und Würde verfuhr.

Er gehorchte den Befehlen des Königs, indem er die Verwerfung einiger überspannter Thesen der Mystiker, dieser Alchymisten auf religiösem Gebiet, verlangte, er blieb jedoch seiner Freundschaft treu, indem er die Schwertstreiche parierte, die der Person Fénelon's zugedacht waren.

Wenn wirklich der Kirche soviel daran lag, dass Gott nicht um seiner selbst willen von den Menschen geliebt werde, so konnte ihr doch unmöglich daran liegen, dass der Erzbischof von Cambrai darum gebrandmarkt werde. Leider aber wollte der König, sei es aus Groll gegen Fénelon, was doch eines grossen Fürsten unwürdig wäre, sei es aus Willfährigkeit gegen die andere Partei — was wohl noch unwürdiger für die Erhabenheit des Thrones wäre —, dass Fénelon verurteilt werde.

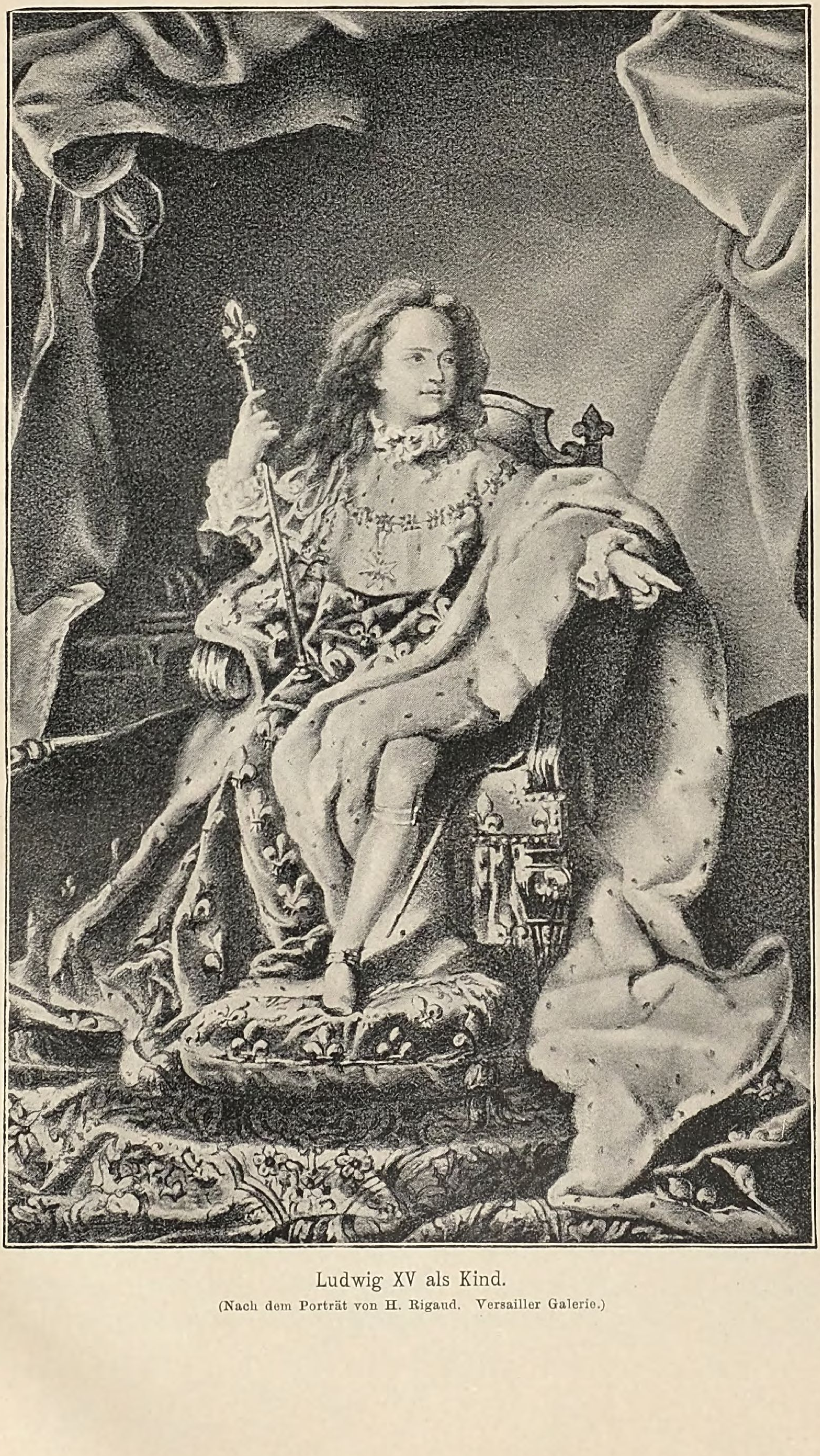
Lassen wir die möglichen Gründe beiseite, feststehen bleibt, dass der König unter dem 16. März 1699 einen Brief voll verletzender Vorwürfe an den Kardinal de Bouillon nach Rom richtete, in welchem er in klaren Worten sagt: er wolle die Verurteilung des Erzbischofs von Cambrai.

Der Brief verrät die gereizte Stimmung Ludwig's. Der „Telemach“ erregte damals in ganz Europa Aufsehen, und die „Grundsätze der Heiligen“, ein Buch, welches der König nie gelesen hat, mussten nun für die Grundsätze büssen, die man in „Telemach“ — und dieses Buch hatte der König gelesen — fand.

Der Kardinal de Bouillon wurde von seinem Posten abberufen. Er war bereits auf der Heimreise, als er, nur wenige Meilen von Rom entfernt, die Nachricht erhielt, dass der Doyen des Kardinalkollegiums gestorben sei; er kehrte, da diese Würde nun auf ihn fiel, um.

Der Posten eines Doyens im heiligen Kollegium ist mit bedeutenden Vorrechten verknüpft, und nach den Anschauungen damaliger Zeit wäre es von Vorteil für Frankreich gewesen, wenn ein Franzose ihn inne hätte.

Was der Kardinal that, war kein Verstoss gegen den Gehorsam, den er dem König schuldete. Dieser aber wurde nur noch aufgebrachter gegen



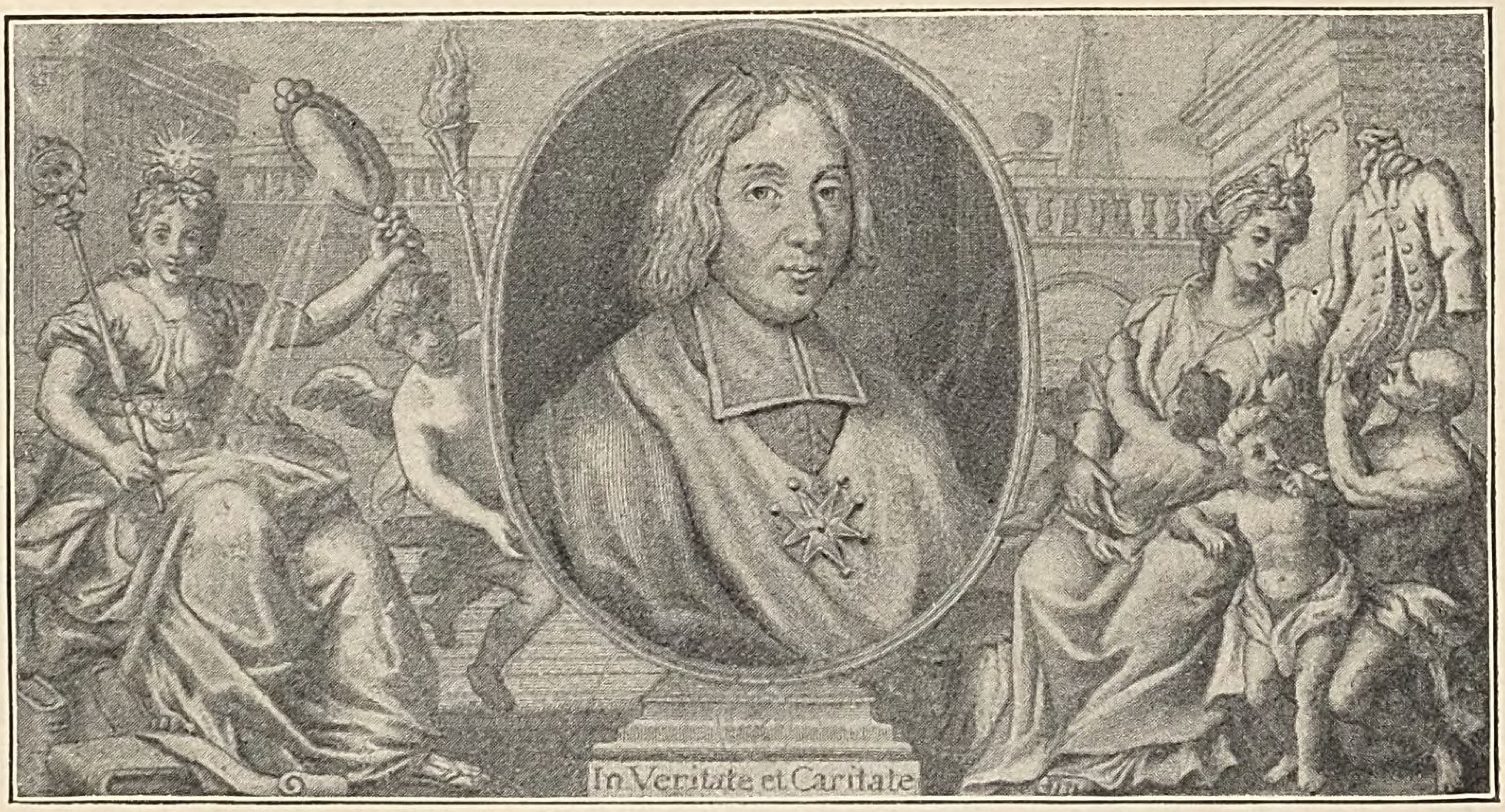
Ludwig XV als Kind.

(Nach dem Porträt von H. Rigaud. Versailler Galerie.)

ihn und Bouillon gleich nach seiner Ankunft in Paris ohne weiteres verbannt — die Verbannung auf zehn Jahre festgesetzt.

Die lange Dauer derselben veranlasste ihn, 1710 Frankreich für immer den Rücken zu kehren. Es war gerade zu einer Zeit, da es schien, als werde Ludwig den Verbündeten erliegen müssen, Frankreich war ja von allen Seiten bedroht.

Seine Verwandten, der Prinz Eugen und der Prinz von Auvergne, nahmen ihn an der Grenze von Flandern, wohin ihre Siege sie geführt hatten, in Empfang. Der Kardinal sandte dem König das Kreuz des heiligen Geistes




Der Kardinal de Bouillon neben Mildthätigkeit und Wahrheit.

zurück und zeigte ihm seinen Rücktritt vom Amt eines Grossalmoseniers Frankreichs an, indem er hinzufügte:

„Ich begebe mich zurück in die Freiheit, die mir nach meiner Geburt als ausländischem Prinzen und Sohne eines nur Gott unterthänigen Fürsten zusteht, die mir des weiteren meine Würde als Kardinal der heiligen römischen Kirche und meine Stellung als Doyen des heiligen Kollegiums verleihen ... Ich werde bemüht sein, den Rest meiner Tage als thätiger Diener Gottes und der Kirche in der den höchsten zunächst stehenden Würde hinzubringen.“

Dass er seine Stellung als eine unabhängige geltend machte, schien ihm nicht nur nach dem juristischen Grundsatz, dass der, der auf alles verzichtet an nichts mehr gebunden ist, dass jedem Menschen die Wahl seines Wohnsitzes freistehe, gestattet, seine Eigenschaft als ein freier, unabhängiger Fürst schien ihm hinlänglich dadurch begründet, dass er zu einer Zeit in Sedan das Licht der Welt erblickte, als sein Vater dort noch landesherrliche Rechte besass.

Seine Eigenschaft als unabhängiger Prinz schien ihm unverlierbar. Was die Stellung eines Kardinal-Doyen anbetrifft, die er für eine der der höchsten unmittelbar folgende hält, so rechtfertigte ihn hierin das Beispiel seiner Vorgänger, die bei allen Feierlichkeiten in Rom ohne Widerrede den Vortritt vor den Königen hatten.

Der französische Hof und das Parlament waren wiederum verschiedener Meinung: der Generalprokurator, spätere Kanzler d'Aguesseau, erhob vor versammeltem Parlament Anklage wider den Kardinal, das Parlament erliess einen Haftbefehl und verfügte die Einziehung seiner Güter.

Er ist in Rom gestorben, unbemittelt, aber hochgeehrt, ein Opfer des Quietismus, den er verwarf, und ein Opfer der Freundschaft, die er in edler Weise mit seiner Pflicht in Einklang zu bringen suchte.

Es bleibe nicht unerwähnt, dass man am Pariser Hofe, als er von den Niederlanden seinen Wohnsitz nach Rom verlegte, die Befürchtung hatte, er möchte Papst werden.

Ich hatte den Brief in Händen, welchen der König am 26. Mai 1710 an den Kardinal de la Tremouille schrieb und in welchem er seiner Befürchtung Worte giebt:

„Man darf," heisst es in dem Schreiben, „auf alles gefasst sein von seiten eines Unterthans, der da meint, er wäre nur von sich selbst abhängig. Es wird genügen, dass die Stellung, von der der Kardinal zur Zeit wie geblendet erscheint, ihm noch unter seiner Geburt und seinen Talenten zu stehen scheint, um ihm jedes Mittel als statthaft erscheinen zu lassen, den ersten Platz in der Kirche zu erreichen, sobald er sich erst allen Glanz desselben in der Nähe angesehen hat."

Während man also einen Haftbefehl gegen den Kardinal de Bouillon ausfertigte und anordnete, „ihn in das Gefängnis der Conciergerie zu bringen, falls man seiner habhaft werden könnte", befürchtete man, er möchte sich auf einen Thron schwingen, der von allen Katholiken für den ersten der Welt gehalten wird, und möchte sich durch den Abschluss eines Bündnisses mit den Feinden König Ludwig's noch empfindlicher rächen, als der Prinz Eugen — wenn auch die Waffen der Kirche an sich nichts vermögen, im Bunde mit Österreich könnten sie äusserst gefährlich werden.

Voltaire schliesst, wie man sieht, seinen Bericht über den Quietismus mit der Geschichte der Händel zwischen dem Kardinal de Bouillon und Ludwig XIV; es steht fest, dass der Kardinal in seiner Stellung als Chargé d'affaires Frankreichs in Rom dem König weder gehorcht, noch eine genügende

Thätigkeit am römischen Hofe entwickelt hat, um die Verurteilung Fénelon's durchzusetzen. Er machte sich der Insubordination schuldig und reizte dadurch den schon durch andere Umstände gegen ihn wachgerufenen Zorn des Königs.

Priester ohne Beruf, Prälat von zweifelhaften Sitten, gehörte er zu jenen französischen Grands Seigneurs der Fronde, die sich in der Zeit irrten, und aus dem Ende der Regierung Ludwig XIV den Vorteil ziehen wollten, die Unbotmässigkeit und die Streitigkeiten vom Anfange dieser Regierung von Neuem zu beginnen. Sein Exil, wie zum Teil auch das Fénelon's, war also viel mehr ein Ausdruck politischen Missfallens als eine Verurteilung aus kirchlichen Gründen.

Im allgemeinen kann man allerdings die Behauptung vertreten, dass eine politische Idee häufig die harten Massregeln des Königs gegen die religiösen Gewissen seiner Unterthanen bestimmt hat.

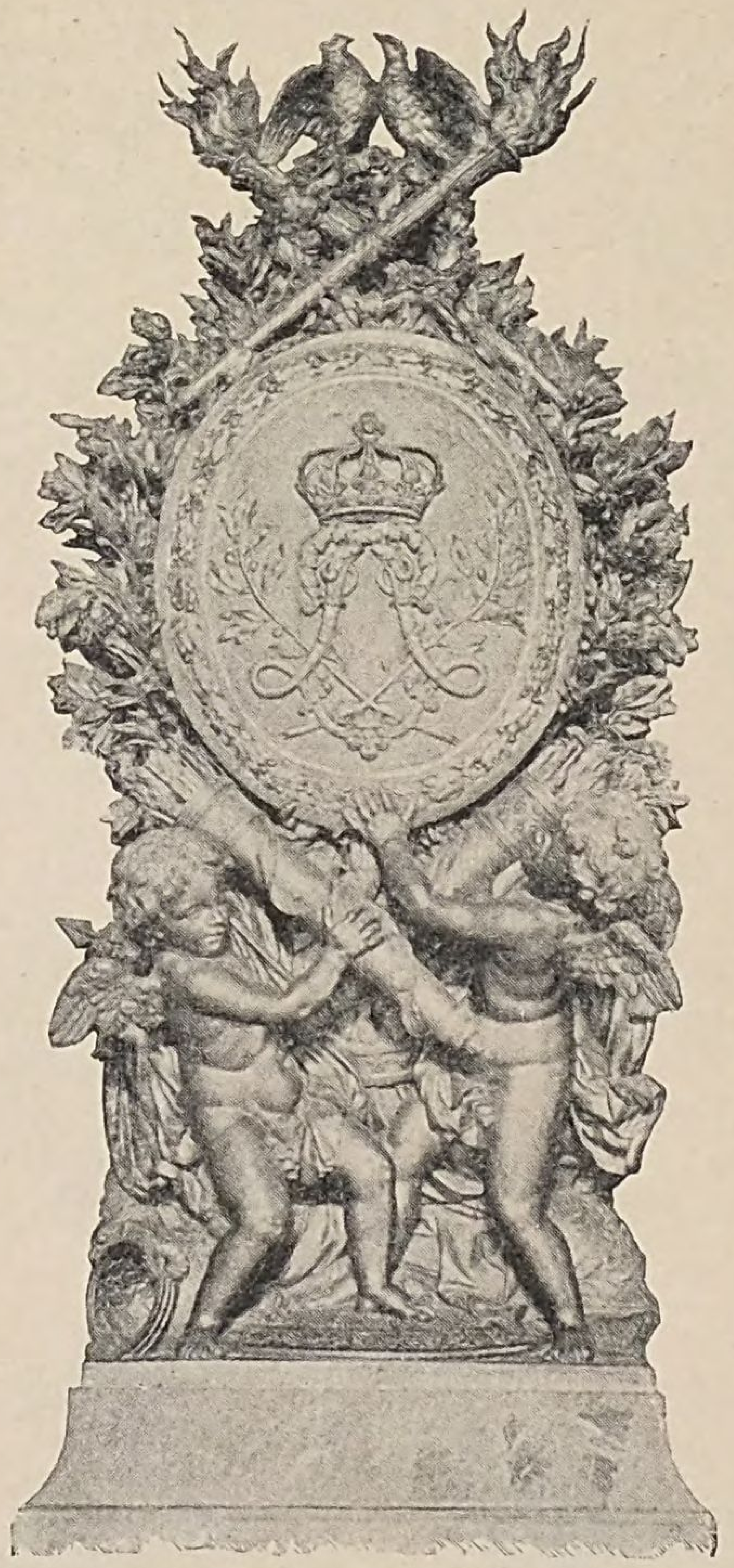
Sein Wunsch, sein unerschütterlich feststehender Wille, die Wirren der Fronde nie wiederaufkommen zu lassen, der feste Vorsatz seiner Minister, die innere Konsolidierung des Königreichs durch einerlei Bekenntnis zu vollenden, erklären zum Teil, ohne sie jedoch zu entschuldigen, die an Protestanten und Jansenisten verübten Gewaltthaten.

Lex una sub uno — so lautete die Devise dieser Regierung, das war die politische Formel des Zeitalters.

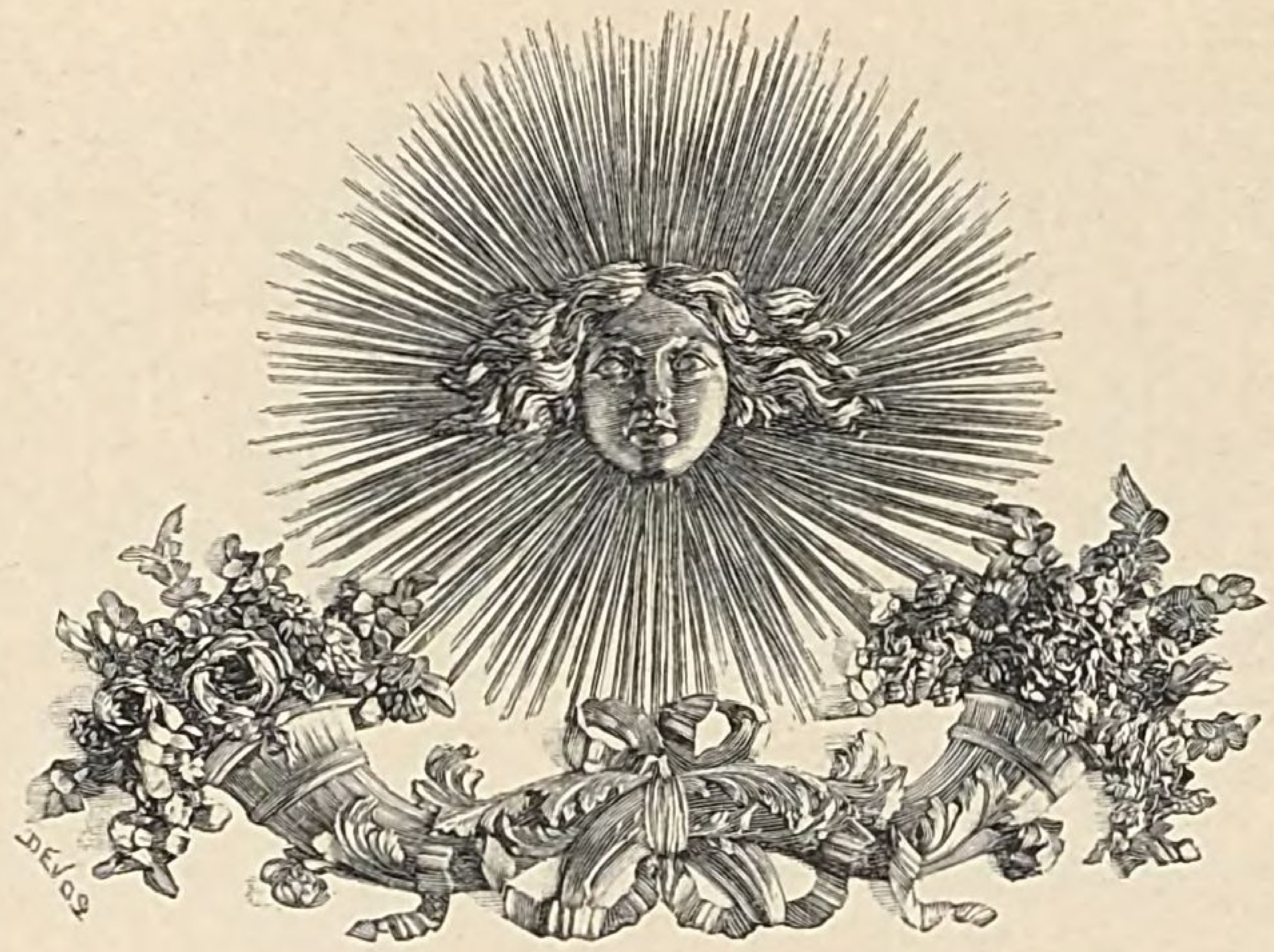
BIBLIOTHECA REGIA MONACENSIS



Lex una sub uno.
(Schlussvignette von S. Leclerc.)

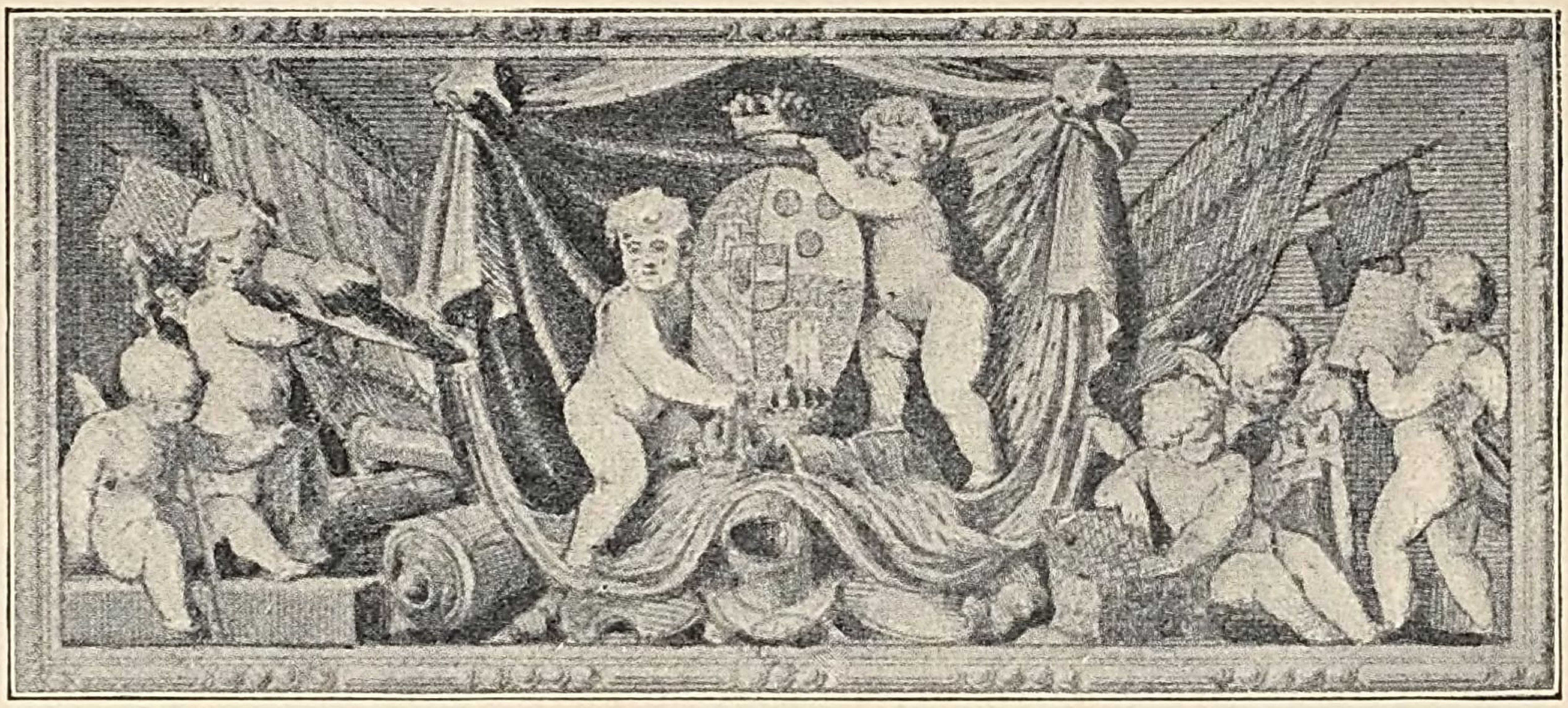


Dekorationsgegenstand in vergoldetem Zinn von Masson.
(Liebesgötter, welche Köcher und einen Schild mit der königlichen Chiffre tragen. Auf der Treppe zu den Gemächern der Königin. Schloss zu Versailles).



Teil eines Spiegels im Gemach des Königs.
(Schloss zu Fontainebleau.)

# VERZEICHNIS DER ILLUSTRATIONEN.



Kopfvignette (siebzehntes Jahrhundert).
(Sammlung Hennin, Kupferstichkabinett. Nationalbibliothek.)

# VERZEICHNIS DER ILLUSTRATIONEN.

## VORREDE.


Seite

Titelblatteinfassung nach einer Zeichnung von Bérain. Kupferstichkabinett . . . . . . V
Ludwig XIV schafft Überfluss in Frankreich. Nach einem Stich im Kupferstichkabinett . VII
Eine Initiale aus dem siebzehnten Jahrhundert. Entnommen einer Sammlung von Titelblattzeichnungen in der Nationalbibliothek . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . VII
Ludwig XIV zur Zeit seiner Vermählung. Nach dem Originalporträt von Mignard, gestochen von Poilly . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . VIII
Marie Therese, Nach einer Zeichnung von Nanteuil. Kupferstichkabinett . . . . . . IX
Versailles: Hauptfassade nach den Gärten. Nach einem Kupferstich von Israel Silvestre . X
Die Kapelle der Invaliden . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . XI
Das triumphierende Frankreich. Gruppe von Tuby und Coysevox, neuerdings restauriert; Park von Versailles . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . XI
Die Zeit entzieht die Wahrheit den Einflüssen von Neid und Zwietracht. Von Nicolaus Poussin, sowie nach dem Cliché von Braun, Clément & Co. . . . . . . . . . . XII


## LUDWIG XIV UND SEIN HOF.

### I. Die Vorrede zur Regierung. Die Jugend und die Erziehung des Königs.


Dekoration für die „Treppe der Gesandten". Ausgeführt von Lebrun. Schloss zu Versailles 1
Ludwig XIV als Sieger: eine dem Andenken Mazarins gewidmete Huldigung. Kupferstich von Poilly. 1660 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 3
Die Ruhmesgöttin übergiebt der Zeit das Bildnis Ludwig XIV. Gruppe von Lebrun und Guidi; Versailler Park . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 3
Der Ruhm feiert die Thaten Ludwig XIV. Nach einem Stich von Sebastian Leclerc, 1674 . 4
Ludwig XIV um 1658. Bemalte Statuette aus der Sammlung Thiers': Louvre . . . . . . 5

Seite
Ein vornehmer Herr und seine Dame. Nach: „Die berühmtesten Sprichwörter" von Lagniet 5
Eine königliche Jagd, abgehalten zu Vincennes, während der Jugend Ludwig XIV. Kupferstich von Moncornet . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 6
Ludwig XIV und sein Bruder, der Herzog von Orleans, mit der Gouvernante, Madame de Souvré, Marquise de Lansac. Galerie von Versailles . . . . . . . . . . . . . . 7
Die Regentschaft Anna's von Österreich. Medaille vom 18. Mai 1643 . . . . . . . . . 8
Ludwig XIV in jungen Jahren zu Pferde. Schule des Vouet. Galerie von Versailles . . . 8
Ludwig XIV im Jahre 1644. Nach einer goldenen Münze . . . . . . . . . . . . . . 11
Ludwig XIV in den Armen seiner Amme. Versailler Galerie. Neue Erwerbung . . . . . 11
Ludwig XIV erteilt den Benediktinern die Niederlassungsurkunde. 1653. Kupferstich von Lahire 12
Ludwig XIV im Alter von fünf Jahren. Nach einer Medaille von Mauger. Mai 1643 . . . 13
Ludwig XIV im Alter von dreizehn Jahren. Nach einer Medaille von Mauger zu seiner Mündigkeitserklärung. September 1650 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 13
Das Gansspiel zur Unterhaltung Sr. Majestät. Sammlung des Baron Hieronymus Pichon . . 13
Das Komödienspiel bei Hofe. 1656. Das Theater von Clermont nach einem Kupferstich in der Sammlung Hennin . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 14
Die Hochzeit der Thetis. Die erste in Paris 1654 aufgeführte Oper. Stich von Silvestre . . 15
Ludwig XIV im Kostüm des „Roi Soleil". In dem Ballet „Die Nacht" . . . . . . . . 16
Ein Herr vom Hof im Theaterkostüm. In dem Ballet „Die Nacht". 1653 . . . . . . . 17
Zwei Figuren. Einzug Ludwig XIV und Marie Therese's in Paris nach ihrer Vermählung. Nach den officiellen Berichten, welche 1662 von der Stadt Paris veröffentlicht wurden 18. 19
Zwei Figuren. Ballett- und Opernkostüm. Nach einem Manuskript von Bérain, welches in der Bibliothek von Versailles aufbewahrt wird . . . . . . . . . . . . . . 18. 19
Elf Figuren. Kopfdrapierungen und Figuren für Ballett und Oper. Manuskript von Bérain, Versailler Bibliothek . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 20. 21. 22
Der König bei Übernahme der Regierung . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 23
Medaille von Molart. 1661 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 23
Der Tod Mazarin's. Nach einem damaligen Kupferstich . . . . . . . . . . . . . . 23
Einzug der Königin in Paris 1660. Medaille von Molart . . . . . . . . . . . . . . 23
Ludwig XIV im Jahre 1660. Medaille von Loir . . . . . . . . . . . . . . . . . . 23
Philipp, „Fils de France", Bruder des Königs. Nach Lély . . . . . . . . . . . . . . 24
Der Hof in Fontainebleau im Jahre 1662: „Der glänzendste Hof Europas". Nach Lepautre . 25
Ein Parlamentsrat. Aus dem Buch: „Les conditions de la vie humaine" von S. Leclerc . . 26
Das Wappen Colbert's mit der Schlange . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 27
Fouquet als Beschützer der Künste und Wissenschaften und als Richter. Kupferstich von Chauveau . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 28
Ein Gerichtspräsident. Aus dem Buch: „Les conditions de la vie humaine" von S. Leclerc . 29
Fouquet. Von S. Bourdon. Galerie von Versailles . . . . . . . . . . . . . . . . . 34
Bildwerk in Medaillenform zu Ehren des Kanzlers Le Tellier. Von Van Schuppen. 1679 . 35
Der Finanzpächter oder der Geizhals. Stich von Landry . . . . . . . . . . . . . . 36
Satirischer Kupferstich: Die Finanzpächter, bestraft durch die Gerechtigkeit des Königs. 1661 37
Schmuckgegenstände des siebzehnten Jahrhunderts. Nach Zeichnungen von Gilles L'Egaré . 38

## II. Die Geburt des grossen Jahrhunderts.

Fries des Salons „Oeil de Boeuf." Basrelief von Van Cleve in vergoldetem Stuck, Schloss zu Versailles . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 39
Das galante Frankreich. Kupferstich aus dem achtzehnten Jahrhundert, in Beziehung zu des Königs Liebschaften . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 39
Ludwig XIV in jüngeren Jahren. Nach einem Gemälde von unbekannter Hand im Louvre . 40
Medaillon von Bertinetti: Ludwig XIV. Sammlung des Baron Hieronymus Pichon . . . . 40
Goldenes Medaillon von Peter Puget. Ludwig XIV. Museum zu Marseille . . . . . . . 41
Apollo zeigt Frankreich das Bildnis Ludwig XIV. Basrelief in Marmor von Couston. Louvre 42
Ein Schrank (Cabinet), von Boulle; in der Mitte ein Medaillon mit dem Bildnis des Königs. Schloss von Versailles. Gemächer des Königs . . . . . . . . . . . . . . 43
Bronzebüste Ludwig XIV. Schloss zu Versailles. . . . . . . . . . . . . . . . . 44
Büste Ludwig XIV. Von Warin. Galerie zu Versailles . . . . . . . . . . . . . . . 45
Ludwig XIV inmitten der Damen seines Hofes: 1665. Aus einem Almanach damaliger Zeit . 46

Seite

Karussell im Hofe der Tuilerien, gegeben vom König 1662: eine Quadrille. Aus dem illustrierten Werke Fr. Chauveau's: „Kopf- und Ringspiele." Illustriertes Exemplar in der Bibliothek zu Versailles . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 47
Französische Galanterie. Mitte des siebzehnten Jahrhunderts. Nach einem Kupferstich der damaligen Zeit . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 49
Der König als römischer Kaiser im Karussel von 1662. Aus dem oben angeführten Werke Chauveau's . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 50
Der Herzog von Guise als „amerikanischer König". Karussel 1662 . . . . . . . . . . . 51
Der Herzog von Enghien als „indischer König". Karussell 1662 . . . . . . . . . . . 51
Der Prinz Condé als „türkischer Kaiser". Karussell 1662 . . . . . . . . . . . . . . 51
Nec pluribus impar. Medaille zu Ehren Ludwig XIV. 1664 . . . . . . . . . . . . 52
Kaminschirmbild für den Dauphin. Mit einer Devise zu Ehren des Königs . . . . . . . 52
Grosse Vase auf der Schlossterrasse zu Versailles mit dem Wappen des „Roi Soleil". Ein Werk Dugoulon's und Drouilly's . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 53
Hofballett: Riesen und Zwerge. Nach einem Kupferstich damaliger Zeit . . . . . . . . 54
Der königliche Hof im „Boskett des Triumphbogens". Park von Versailles. Nach einer Zeichnung aus damaliger Zeit. Galerie zu Versailles. Neue Erwerbung . . . . . . . . 57
Einzelheiten der Garderobe eines Herrn vom Hofe. Nach einem damals gefertigten Kupferstich: „Die Garderobe der Herren" . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 58
Des Königs Wohlthätigkeit. Medaille von Mauger. 1662 . . . . . . . . . . . . . . 59
Arbeitstisch aus dem siebzehnten Jahrhundert. Im Nationalmuseum für Mobiliar. Sammlung des Oberkämmerers . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 59
Tafelbesteck oder Tafelnecessaire Ludwig XIV. Nach einer Zeichnung im Kupferstichkabinett; Sammlung Cotte . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 60
Ein Teil der Stutzuhr im Kabinett des Königs. Schloss zu Versailles. Ein Werk Morand de Pontdevaux' . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 60
Marmorstatue Ludwig XIV von Johann Warin. Im „Salon de Vénus". Galerie von Versailles. 61
Messer, Löffel und Gabel Ludwig XIV. Nach einer Zeichnung im Kupferstichkabinett. Sammlung Cotte . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 62
Goldene Uhr aus dem siebzehnten Jahrhundert. Sammlung des Herrn Carl Rossigneux . . 63
Goldene Uhrkapsel aus dem siebzehnten Jahrhundert. Sammlung des Herrn Carl Rossigneux 63
Stutzuhr aus dem siebzehnten Jahrhundert. Im Nationalmuseum für Mobilien: Schloss zu Fontainebleau . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 63
Obere Platte einer Kommode von Boulle. Im Nationalmuseum für Mobilien. Schloss zu Fontainebleau . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 64
Marmorbüste Ludwig XIV von Coysevox. Galerie zu Versailles . . . . . . . . . . . 65
Fanteuil aus dem siebzehnten Jahrhundert. Früher Eigentum des Marschall v. Villars. Sammlung des Baron Hieronymus Pichon . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 65
Louvois. Nach dem Porträt von A. Lefebvre . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 66
Medaille von Faltz, zu Ehren der Berater des Königs . . . . . . . . . . . . . . . 67
Eine zu Rom als Zeichen der Anerkennung des Papstes für das Verhalten Ludwig XIV in der korsischen Angelegenheit errichtete Pyramide. 1664 . . . . . . . . . . . . . 67
Der Vorrang Frankreichs von Spanien anerkannt. Marmorvase von Coysevox. Schlossterasse von Versailles . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 68
Silberne und goldene Vasen und Schüsseln als Wandverzierung in den Gemächern zu Versailles. Nach dem Bilde von Christophe: „Die Taufe des Dauphins". Galerie zu Versailles 71
Silberner Schüsselträger. Nach einem Bilde von Lebrun und Sève. Galerie zu Versailles . 71
Thür, welche von der „Treppe der Gesandten" in die Gemächer des Königs führte. Schloss zu Versailles . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 72
Feststehendes Tabouret. Nach einer Zeichnung in der Sammlung Hennin . . . . . . . 73
Zusammenklappendes Tabouret, auch X-Tabouret. Sammlung des Baron Pichon . . . . . 73
Goldene Kanne. Zeichnung von Lebrun, Schloss zu Fontainebleau. Galerie zu Versailles . 74
Silberne Vase. Zeichnung von Lebrun, Schloss zu Madrid. Versailler Galerie . . . . . . 74
Silberner Kübel für Orangen. Eingelegt mit goldenen Ornamenten und Edelsteinen. Zeichnung von Lebrun, Tuilerien. Versailler Galerie . . . . . . . . . . . . . . . 74
Königliche Bediente mit einem Schüsselträger. Zeichnung von Lebrun, Tuilerien. Louvre . 75
Gefäss für Servietten in Gestalt eines Schiffes, von Gold und Lapis Lazuli. Zeichnung von Lebrun. Louvre . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 75

Seite
Onyxvase. Spiegelgalerie in Versailles . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 76
Räucherpfanne von Gold. Nach einem Bilde von Hallé: Empfang des Dogen von Genua." Versailler Galerie . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 77
Die Pfalzgräfin, Herzogin von Orleans, Mutter des Regenten. Nach H. Rigaud. Versailler Galerie 77
Groteskes Kostüm und Maske für das Ballet in Versailles 1682. Erfunden und gezeichnet von Bérain. Nach einem Manuskript in der Versailler Bibliothek . . . . . . . . . . 78
Kostüm für das Ballet. 1682. Erfunden und gezeichnet von Bérain. Nach einem Manuskript in der Versailler Bibliothek . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 79
Kleine Thür der Kapelle im Schloss zu Versailles . . . . . . . . . . . . . . . . . . 80
Vier Figuren. Kopfputz und Maske. Von Bérain. Für das Ballet 1682. Versailler Bibliothek 83
Sessel aus dem siebzehnten Jahrhundert. Einer von den sechs, welche sich in der Sammlung des Baron Pichon befinden . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 84
Leuchter aus dem siebzehnten Jahrhundert. Sammlung des Herrn Edmund Guérin . . . 85
Goldene Vase. Nach einer Zeichnung von Lebrun, Palais royal. Versailler Galerie . . . 86
Eine Kaminverzierung im „Herkulessaal" zu Versailles . . . . . . . . . . . . . . 86
Bruchstück der Holzbildhauerarbeiten, welche die Wandflächen in den Gemächern des Königs zu Versailles umrahmen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 89
Anzug eines Lieutenants der Königsgarde. Nach einem Modeblatt von Bonnart . . . . . 89
Die Toilette einer vornehmen Dame. Kupferstich von Saint-Jean . . . . . . . . . . . 90
Eine vornehme Dame bei der Toilette: Maria Anna Stuart, Königin von England. Nach einem 91
Kupferstich von Bonnart . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 91
Sommeranzug eines Herrn vom Hofe, mit allen Einzelheiten des „juste au corps", des Wehrgehänges und der Achselschleifen. Modebild . . . . . . . . . . . . . . . . . . 92
Empfang der Ritter des Ordens vom heiligen Ludwig durch den König im Schloss zu Versailles. Dieses Bild wurde zu Anfang der Regierung Ludwig XIV angefertigt und giebt das Gemach des Königs genau wieder. Versailler Galerie . . . . . . . . . . . . 93
Schenkkanne von Gold. Nach einer Zeichnung von Lebrun: Schloss zu Madrid. Versailler Galerie 94
Fackelständer von Bronze von Lehongre im Park zu Versailles . . . . . . . . . . . . 95
Ludwig XIV empfängt in der Gesellschaft der Pfalzgräfin und der Frau von Maintenon den Kurfürsten von Sachsen im Schloss zu Fontainebleau. Nach dem Bilde von Louis Sylvestre; eine Kopie davon ist im Schloss zu Dresden, das Original in der Versailler Galerie 96
Neue Devise zu Ehren des „Roi Soleil" . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 97
Ludwig XIV unterhält sich mit den Musen. Eine Allegorie von S. Leclerc . . . . . . 97
Der „allerchristlichste Herkules". Eine Allegorie zum Ruhme Ludwig XIV . . . . . . 98
Ludwig XIV lehrt den Dauphin, Kunst und Wissenschaften zu beschützen. Eintracht zwischen den Musen und der königlichen Familie. Nach einem Almanach vom Jahre 1667 99
Medaille, geprägt zur Erinnerung an die Stiftung der Akademie der Wissenschaften. 1667 100

## III. Die Glanzzeit der Regierung. Die Sitten des Königs und des Hofes.

Das königliche Wappen getragen von Amoretten. Titelvignette des Werkes über „das Kopf- und Ringspiel" der königlichen Druckerei. Nach dem kolorierten Exemplar in der Bibliothek zu Versailles . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 101
Gruppe von Kindern. In der „Wasserallee". Park von Versailles . . . . . . . . . . . 101
Die Kolonnade des Louvre. Die Hauptfassade. Fassade mit Grundriss nach den Zeichnungen von Claude Perrault 1665 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 102
Nächtliches Fest auf dem grossen Kanal von Versailles. 1674. Nach einem Kupferstich von Israel Sylvestre . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 103
Demoiselle de La Vallière. Von Johann Nocret. Versailler Galerie . . . . . . . . . . 104
Mademoiselle de La Vallière als Diana. Nach einem Bilde von unbekannter Hand. Versailler Galerie . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 105
Reliquienkapsel. Angeblich entworfen von Mademoiselle de La Vallière. Sammlung des Baron Pichon . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 106
Madame de Montespan. 1671. Von Netscher und V. Meurs . . . . . . . . . . . . . 107
Molière's „Alceste" aufgeführt vor dem König im Marmorhof des Schlosses von Versailles. 1674. Nach einem Kupferstich von Lepautre . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 108
Mademoiselle de Montpensier als Minerva. Nach einem Kupferstich von Poilly, der lange Zeit für ein Porträt der Madame de Longueville, ebenfalls von Poilly, gehalten wurde 111

Seite

Leichenzug der Mademoiselle de Montpensier. 5. April 1693. Nach einem Kupferstich aus damaliger Zeit . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 112
Madame de Montespan als Iris. Nach einem Bilde von unbekannter Hand in der Versailler Galerie 115
Ludwig XIV in der Rüstung mit dem Ordensbande. Porträt — unbekannt von wem — in der Versailler Galerie . . , . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 117
Ludwig August von Bourbon, Herzog von Maine. Nach einem Kupferstich von Dieu und Lepautre 118
Galawagen aus der Zeit Ludwig XIV. Nach einem Stich der damaligen Zeit. Sammlung Hennin 119
Kommode im „Stil Louis XIV". Nationalmuseum für Mobilien. Aus dem Schloss zu Fontainebleau . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 121
Ein Tisch im „Stil Louis XIV". Nationalmuseum für Mobilien. Aus dem Schloss zu Fontainebleau 122
Ornamentierter Kamin mit Feuerböcken aus der Zeit Ludwig XIV. Schloss zu Fontainebleau im Salon Franz I . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 123
Vicomte Turenne. Skizze von Lebrun nach der Natur gezeichnet. Versailler Galerie . . 124
Liebesgötter, am Sarge Henriette's von England weinend. Bild von Lepautre. 30. Juni 1665 127
Der Civilrichter D. Aubrai, Schwiegervater der Brinvilliers. Bildnis nach der Natur von Nanteuil 128
Das Porträt, die Verbrechen und die Hexereien der Voisin. Bekannter Kupferstich. 22. Februar 1680 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 129
Der Silberteufel. Satire auf die Bedürfnisse damaliger Zeit. 1680 . . . . . . . . . . 130
Die Voisin zwischen Tod und Teufel. Dargestellt von Coypel . . . . . . . . . . . 131
Eine Zigeunerin einem Soldaten wahrsagend. Nach einem Kupferstich von S. Leclerc aus dem Werk: „Les conditions de la vie humaine." . . . . . . . . . . . . . . 132
Todesgang eines Verurteilten. Nach einem damaligen Bilde . . . . . . . . . . . . 133
Marie Louise von Orleans, Königin von Spanien. Nach einem Kupferstich von Vischer . . 134
Entwurf Bérain's für eine Leichenfeier . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 135
Das königliche Schloss zu Versailles im Jahre 1674: Die Hauptfassade. Nach einem Stich von Israel Sylvestre . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 136
Fächer mit Darstellung eines Festes auf dem grossen Kanal von Versailles. Aus der Zeit, da die Montespan Favoritin war . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 137
Die Liebe im Schloss. Entwurf von S. Leclerc . . . . . . . . . . . . . . . . . 137
Ludwig XIV zu Füssen der Mademoiselle de Fontange. Nach einem satirischen Bilde aus dem Anfange des achtzehnten Jahrhunderts . . . . . . . . . . . . . . . . . 138
Johann Baptist Colbert, Marquis de Seignelay, Staatsminister. Porträt von Cl. Lefebvre. Versailler Galerie . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 139
Das Versailler Schloss um 1674. Südliche Fassade, Orangerieterrasse, das sogenannte Schweizer Bassin. Nach einem Kupferstich von Israel Sylvestre . . . . . . . . . . . 140
Das Ballett „Die Jugend". 1680. Eins der letzten, die im Park von Versailles getanzt wurden. Nach einem Kupferstich in der Sammlung Hennin . . . . . . . . . . 141
Ein Salon zur Zeit Ludwig XIV . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 142
Die königliche Lotterie 1679. Die Hofgesellschaft beim Spiel. Kupferstichkabinett . . . . 145
Die grosse Kapelle im Versailler Schloss. Nach einem Kupferstich, welcher eine Ceremonie der Ordensritter vom heiligen Geist darstellt. 1689. Nach einem Bilde in der Sammlung Hennin . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 146
Das Leben am Hofe 1694; die königliche Familie beim Konzert. Kupferstich von Trouvain aus dem Werke: „Die königlichen Gemächer" . . . . . . . . . . . . , . . . . 147
Das Leben am Hofe: Die Kinder des Königs bei dem Spiel „Trou Madame". Kupferstich von Trouvain . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 147
Die Taufe des Herzogs von Burgund. Nach einem Stich von Larmessin . . . . . . . 148
Das Leben am Hofe: eine Mahlzeit der Kinder des Königs. Kupferstich aus dem Werke: „Appartements royaux" . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 151
Zwei „Demoiselles de Saint-Cyr". Elevinnen der 3. Klasse. Nach einem Stich von Bonnart 152
Geistliche Dame von Saint-Cyr. Nach einem Stich von Bonnar . . . . . . . . . . . 153
„Dorfhochzeit", Maskenball, aufgeführt zu Versailles vom Grossdauphin und von Hofleuten 1683. Nach einem Kupferstich aus damaliger Zeit . . . . . . . . . . . . . . 154
Der Grossdauphin und seine Familie. Eine Kopie Delutel's (1692) nach dem Bilde von Mignard im Louvre. Saal der Garden der Königin. Versailler Galerie . . . . . . . 157
Ludwig XIV, Gebieter über Land und Meer. Nach einer Allegorie von Chevardi . . . . 158
Die Strahlen sind die Tugenden des Königs, „Der der Erde Glanz und Wonne Wie am Himmel hoch die Sonne". Kupferstich zu Ehren Ludwig XIV . . . . . . . . . . 159

Seite

Ludwig XIV im Jahre 1698, umgeben von allen Gliedern seiner Familie. Ein Almanachbild von Mariette: „Ruhmvoller Bestand der königlichen Familie" . . . . . . . . . . 160
Der Grossdauphin. Medaillonwachsbild im Besitz des Baron Pichon . . . . . . . . . 161
Der Herzog von Burgund in den Armen seiner Amme. Nach einem damals weitverbreiteten Kupferstich . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 161
Die Herzogin von Burgund. Nach einer goldenen Medaille von 1701 . . . . . . . . 162
Die Herzogin von Burgund. Marmorbüste nach der Natur von Coysevox. Versailler Galerie 162
Die Herzogin von Burgund als Jägerin. Marmorstatue von Coysevox. Louvre . . . . . 163
Ein Arzt von Ruf in seinem Konsultationszimmer. Aus einem damaligen Almanach . . . 165
Philipp von Orleans, Herzog von Chartres. Ritter der Orden des Königs im grossen Kostüm. Nach einem Kupferstich der damaligen Zeit . . . . . . . . . . . . . . . . . 166
Das Laboratorium eines Alchimisten. Nach einem Kupferstich in dem Werke: „Berühmte Sprichwörter" von Lagniet . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 167
Guy Patin. Typus eines Pariser Arztes. Nach einem Kupferstich von Masson . . . . . 168
Eine Einladung zum Begräbnis aus dem siebzehnten Jahrhundert. Kupferstichkabinett. Sammlung Hennin . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 169

## IV. Der Niedergang: das Alter des Königs, sein Tod.

Die Weisheit triumphiert über das Schicksal. Erfunden und gestochen von Regnesson . . 170
Ludwig XIV im Jahre 1690. Nach einer Münze mit den acht gekrönten Buchstaben L . . 170
Wie der Mann, so die Rede. Ein satirischer Stich: „Das Ende hochmütiger Fürsten." Holland 171
Ludwig XIV im Alter. Wachsbild von Antonius Benoist aus dem Jahr 1706. Versailles. Gemach des Königs . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 172
Die Erziehung der „Kinder Frankreichs". Allegorie, in Wasserfarben ausgeführt. Kupferstichkabinett" . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 172
Exzesse, begangen von den Franzosen in der Pfalz. Holländische Satire auf: die Schrecken des Krieges . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 173
Spitzenbettdecke im Gebrauch Ludwig XIV. Liegt noch heute über dem Bett. Schloss zu Versailles . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 174
Holländische Karikatur: Ludwig XIV in den Armen von Weibern und Priestern sterbend . 175
Die Leiche Ludwig XIV auf dem Paradebett. Nach einem verbreiteten Kupferstich aus dem Jahre 1715 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 176
Faksimile der Inschrift auf dem Sarge Ludwig XIV in Saint-Denis . . . . . . . . . 177
Totenfeier für Ludwig XIV in Saint-Denis . . . . . . . . . . . . . . . . . . 177
Die Spiegelgalerie in Versailles, wie sie zur Glanzzeit der Regierung Ludwig XIV aussah. Nach einem Stich von Sebastian Leclerc . . . . . . . . . . . . . . . . . 178
Balustrade vor dem Bett Ludwig XIV. Vergoldete Holzbildhauerei . . . . . . . . . 179
Ludwig XIV als Bewahrer des Siegels. 1672. Sebastian Leclerc . . . . . . . . . . 179
Audienz der siamesischen Gesandtschaft. Nach einem von Nolin damals veröffentlichten Kupferstich . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 180
Ludwig XIV in der Rüstung. Nach einem Gemälde aus der Rigaud'schen Schule. Versailler Galerie . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 181
Höfische Sitte in Frankreich. Titelblatt eines Buches, welches 1658 in Deutschland erschienen ist 181
Die Freude des französischen Volkes, als ihm unter der Regierung Ludwig XIV der Friede wieder beschert wurde. Aus einem damaligen Almanach . . . . . . . . . . . 182
Monseigneur der Herzog von Anjou, von Ludwig XIV zum König von Spanien erklärt. Nach einem Almanach von 1701 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 183
Faksimile der Handschrift Ludwig XIV als Knabe von 13 Jahren. Aus einer Sammlung lateinischer Aufsätze, die der König dem Grafen Béthume geschenkt hat. Nationalbibliothek: französische Manuskripte . . . . . . . . . . . . . . . . . . 184
Schrank, sogenanntes Kabinett, von Boulle. Nationalmuseum für Mobilien. Aus dem Schloss zu Fontainebleau . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 185
Ein Offizier, der kein Hofmann war: „Der Herr Johann Bart." Nach einem bekannten Kupferstich von Bonnart . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 186
Der „Ballsal" im Park von Versailles; hergerichtet 1680. Zeichnung nach der Natur von Boudier 187
Marmorvase. Im Park von Versailles . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 188

Seite

Das eroberte Gewand. Ludwig XIV, bekleidet mit den festen Plätzen, welche er erobert hat. Nach einer holländischen Karikatur. 1693 . . . . . . . . . . . . . . . 189
Die königliche Bibliothek zu Paris. Vignette in einem Almanach von 1676 . . . . . . 190
Die Kolonnade vom Louvre während ihrer Erbauung. Nach einem Stich von Leclerc . . 191
Die Hellebarde Nr. 90 von der schottischen Garde Ludwig XIV mit dem Schild des „Roi Soleil". Sammlung des Herrn Carl Rossigneux . . . . . . . . . . . . . . . . 192
Ludwig XIV und die Damen des Hofes bei der Huldigung Strassburgs. Aus einem damaligen Almanach . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 193

## LUDWIG XIV UND SEINE MINISTER.

### I. Die Regierung des Innern. Die Justiz. Der Handel. Gesetze. Militärische Disciplin. Marine u. s. w.

Kupferstich zur Erinnerung an die Einverleibung der Franche-Comté. 1679 . . . . . . 195
Ludwig XIV in seinem Arbeitskabinett. Befehle an seine Minister erteilend. Fide et obsequio: entworfen von S. Leclerc . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 197
Eine Medaille von 1680: Die Aushebung der Matrosen; gefertigt von Molart . . . . . . 197
Der König seinen Unterthanen Audienzen erteilend. Nach einem bekannten Kupferstich von 1667 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 198
„Die kaufmännische Gesellschaft." Münze, gestochen von Mauger 1664 zu Ehren der Gründung der „Indischen Compagnie" . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 199
Barmherzige Schwester (fille de la charité) den Kranken Hilfe bringend. Nach einem Stich von Bonnart . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 199
Die Spinne und die Fliege. (Der Herr und der Bauer.) Satirischer Kupferstich von Lagniet, die Faulheit der Edelleute geisselnd . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 200
Ein französischer Kaufmann. Nach S. Leclerc aus: „Conditions de la vie humaine" . . . 201
Ein Fest in der Gobelinfabrik zu Ehren Lebrun's. Nach einem Kupferstich von S. Leclerc, auf dem man auch die baulichen Zustände damaliger Zeit sieht. 1676 . . . . . . 202
Trachten des siebzehnten Jahrhunderts. Nach einem Kupferstich damaliger Zeit; „Die Mode triumphierend auf dem Wechselplatz" . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 203
Münze, gestochen von Molart zur Erinnerung an die Vergrösserung von Paris 1670 . . . 204
Die Uhrmacher. Zeichnung von Bonnart: Gegenstände der Uhrmacherkunst des siebzehnten Jahrhunderts . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 204
Der Spiegelhändler. Zeichnung von Bonnart. Das Kostüm ist aus Spiegeln, Lüstern etc. zusammengesetzt . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 205
Die neue Polizei in Paris, eingeführt durch La Reynie. Nach einem anonymen Stich der damaligen Zeit . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 206
Eine alte Strasse in Paris: die Bärenstrasse (rue aux ours). Siebzehntes Jahrhundert. Nach einem Stich von Lepautre 1661 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 206
Eine Allegorie; Kupferstich von Mellan zu Ehren der Publizierung des „code Louis XIV". 1667 207
Paris im siebzehnten Jahrhundert. Aussicht vom Pont neuf, von J. Sylvestre . . . . . 208
Der Brunnen der Samariterin. Paris zu Ende der Regierung Ludwig XIV. Nach einem Stich vom Jahre 1712 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 208
Das methodische Fechten. Nach einem damaligen Stich . . . . . . . . . . . . . . 209
Das Verbot der Zweikämpfe. Medaillon von Desjardins; Louvre . . . . . . . . . . . 210
Ein Duell im siebzehnten Jahrhundert. Zeichnung von Simpol und Lepautre als Aushängeschild für einen Schwertfeger . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 210
Musketier, das Pulver aus der Flasche in den Lauf schüttend. Grenadier, die Granate werfend. Musketier, das Bajonett aufsteckend. Nach dem in Farben ausgeführten Bilderwerk „Théorie militaire" von Mannesson 1715. In der Bibliothek zu Versailles . . . 211
Reitstudien. Nach einer Zeichnung von Van der Meulen. In der Gobelinmanufaktur . . . 212
Pikeniere beim Exerzieren. Nach S. Leclerc: „Conditions de la vie humaine" . . . . . 213
Die Invalidenkaserne . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 214
Der König Befehl zur Befestigung der Grenzstädte erteilend. Nach einem Kupferstich von 1680 214
Medaillon zur Erinnerung an die Stiftung von Kadettencompagnien. Entworfen von Bérain, 22. Juni 1682 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 215

Seite
Die französische Artillerie in Batterien formiert. Nach einem Stich in Leclerc's Werk: „Die Kriege Ludwig XIV". 28. Februar 1674 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 215
Zwei höhere Offiziere. Nach einer Zeichnung von Van der Meulen; im Museum der Gobelinfabrik 216
Kreuz des St. Ludwigordens . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 217
Scenen aus dem Soldatenleben. Ein französisches Lager im siebzehnten Jahrhundert von S. Leclerc: „Die Kriege Ludwig XIV". 1672 . . . . . . . . . . . . . . . 218
Französische Pikeniere beim Angriff auf einen festen Platz. Belagerung von Tournai: S. Leclerc 219
Die französische Flotte in Schlachtordnung. Schlacht von Agouste 1676. S. Leclerc: „Les guerres de Louis XIV" . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 220
Porträt Ruyter's. Von Michael Mouzyn, nach einem Stich aus damaliger Zeit. Nationalbibliothek 221
Das Zeughaus in Paris 1684. Nach einem Kupferstich aus damaliger Zeit, gefertigt zu Ehren der siamesischen Gesandtschaft . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 221
Die Freude der Franzosen über den wiedererlangten Frieden. Nach einem Almanach aus damaliger Zeit . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 222
„Mein Herr und Gebieter sieht alles." Worte Lionne's, die er 1669 an auswärtige Gesandte richtete. Stich von Lepautre . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 223
Die Ränkesucht. Ein satirischer Kupferstich. Kupferstichkabinett . . . . . . . . . . 224
Marly's Maschinerien. Nach einem damaligen Stich, veröffentlicht von Baillieul . . . . . 225
Die Todesstrafe des Chevalier de Rohan. Nach einer Aquarelle im Kupferstichkabinett . . 226
Demoiselle de Rethel im Kostüm einer Dame aus der Provinz. Siebzehntes Jahrhundert. Nach einem Kupferstich von Saint-Jean . . . . . . . . . . . . . . . . . . 227
Das Haus de Mme de Beauvais, Paris, St. Antoinestrasse. Nach einem Stich von Marot . . 228
Verschiedene öffentliche Brunnen: am Thor von Saint-Denis, an der Charité und bei den Saints-Pères . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 229
Kupferne Theekanne. Sammlung des Herrn Edmund Guérin . . . . . . . . . . . . . 230
Der innere Hof des Rathauses zu Paris mit der Statue Ludwig XIV, welches 1687 errichtet ward 231
Das ruhmreiche Paris und das glänzende Auftreten seiner Bürger zur Zeit der Regierung Ludwig XIV. Kupferstich von Jollain 1692 . . . . . . . . . . . . . . . . . 232
Der Luxus im siebzehnten Jahrhundert. Vornehme Dame auf einem Engelbett liegend. Nach einem Stich von Saint-Jean . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 233
Das Saint-Bernard-Thor von Paris, der Insel Saint-Louis gegenüber. Nach einem Stich von Pérelle . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 234
Ofenschirm: Teppicharbeit aus dem siebzehnten Jahrhundert. Aus Fontainebleau. Nationalmuseum für Mobiliar . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 235
Der Luxus im siebzehnten Jahrhundert. Eine vornehme Dame im Hauskleide. Nach einem Stich von Saint-Jean . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 236
Eine Dame bürgerlichen Standes im Promenadenanzug. Nach einem Modeblatt . . . . 237
Täschchen von blauem Sammet mit Goldstickerei. Sammlung des Herrn Carl Rossigneux . 239
Paris vom Pont de la Tournelle aus gesehen: Die Seine, Notredame und die Gärten der „Isle du Palais". Kupferstich von Pérelle und Mariette . . . . . . . . . . . . . 241
Ein Medaillon als Schlussvignette zur Verherrlichung „Ludwig des Grossen" . . . . . . 242

## II. Finanzen und Verordnungen.

Giebel am neuen Zollamt zu Rouen. Allegorisches Relief von Couston, Handel und Schifffahrt darstellend . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 243
Initiale von Fr. Chauveau. Aus dem Werke „Kopf- und Ringspiele". Königliche Druckerei 243
Johann Baptist Colbert. Büste von Desjardins; Louvre . . . . . . . . . . . . . . 244
Wucherer und Finanzpächter von den Blitzen der königlichen Gerechtigkeit getroffen. Satirischer Kupferstich von 1711: „Die Wucherer nehmen Reissaus" . . . . . . . . . 245
Das Bureau eines Steuereinnehmers im siebzehnten Jahrhundert. Steuerpflichtige erlegen die Kopfsteuer. Nach einem Stich aus damaliger Zeit. 1709 . . . . . . . . . . . 246
Bauern bei Tische. Nach einem Bilde der Gebrüder Le Nain. Louvre . . . . . . . . . 247
Die Kornwucherer gezwungen, sich zu übergeben. Durch die Gerechtigkeit des Königs kehrt Überfluss ins Land zurück. Satirischer Kupferstich. 1695 . . . . . . . . . . . 248
Bureau für Gazetten und Kupferstiche oder „Adressenbureau". Almanach von 1697. Sammlung Hennin . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 249

Seite

„Ist die Frau untröstlich, ist der Mann vergnügt.“ Ruhe für die Börse des Mannes. Satirischer Kupferstich über den Luxus der Frauen, gegen den sich ein Erlass des Königs vom 16. November 1700 richtet . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 250
Französische Bauern entrüstet über den Zwang, Soldaten zu werden. Nach einem Kupferstich von 1705, der die erste Aushebung zur Miliz darstellt . . . . . . . . . . 251
Die Greuel des Krieges. Gewaltthätigkeiten der Franzosen zur Zeit der Invasion von 1672. Holländischer Kupferstich . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 252
Ein Ruhebett von massivem Silber mit dem Wappen des Roi Soleil. Gegenstände der Goldschmiedekunst. Nach einem Stich von Saint-Jean, die Badestube einer vornehmen Dame darstellend . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 253
Der französische Bauer, gezwungen, in den Krieg zu ziehen. Holländische Karikatur . . 254
Goldmünze von 1644. Probemünze eines Louisd’or . . . . . . . . . . . . . . . . 255
Der „grosse Thomas“, Charlatan und Pariser Zahnarzt. Nach einem Stich in der Sammlung Hennin 255
Der strenge Winter von 1709. Allegorie aus damaliger Zeit . . . . . . . . . . . . 256
Kopfbedeckung des „grossen Thomas“, des Charlatans vom Pont neuf. Nach einem damaligen Kupferstich . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 257
Bäckerburschen auf ihren Geschäftstouren: Leute des Volkes geschlagen von Edelleuten, die zum Karussel nach Versailles ziehen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 258
Die Mode von 1678. Dame im Jagdanzuge. Kupferstich von Bonnart . . . . . . . . 259
Ein Thaler von 1705 mit Insignien. Flandrischer Vereinsthaler . . . . . . . . . . . 260
Thaler von 1709. Mit den drei Kronen, Vorderseite . . . . . . . . . . . . . . . 260
Die Mode von 1678. Dame im Sommerkostüm mit allen Einzelheiten, Fächer, Stock u. s. w. 260
Die Mode von 1678. Herr in Winterkleidung. Kupferstich von Bonnart . . . . . . . 261
Dorfbewohner, oder der Bauer, zur mühevollen Arbeit geboren, „verachtet aber notwendig“; sein Zweck: bezahlter Frondienst. Nach einem satirischen Stich von Guérard . . . 262
Der gepuderte Schosshund. Satire auf die Perücken . . . . . . . . . . . . . . . . 263
Das Innere eines Hauses im siebzehnten Jahrhundert. Mann und Frau im Hausrock. Anonymer Kupferstich; Sammlung Hennin . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 264
Bürgerliche Einfachheit, wieder eingeführt in den Häusern durch den Friedenstifter oder den Stock der Ehemänner . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 265
Die Feldarbeit. Nach einem Bilde der Brüder Le Nain: „Die Heuernte.“ Louvre . . . . 266
Der Bauer hinter dem Pfluge. Nach einer Denkmünze: zur Feier der Eroberung von Cambrai 1677 267

## KÜNSTE, LITTERATUR UND WISSENSCHAFTEN.

### I. Die Wissenschaften.

Kupferstich von S. Leclerc zur Verherrlichung Ludwig XIV. 1677 . . . . . . . . . . 269
Fries von vergoldetem Stuck im Salon des „Oeil be boeuf“. Schloss zu Versailles; gefertigt von Van Clève . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 271
Initiale von Fr. Chauveau. Aus dem Werk „Kopf- und Ringspiele“ . . . . . . . . . 271
Descartes; Porträt von S. Bourdon. Louvre . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 272
Ludwig XIV. Besuch im Museum der Naturkunde und Akademie der Wissenschaften. Nach einem Stich von S. Leclerc . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 273
Johann Dominicus Cassini 1625—1712. Nach einem Stich von Cossin . . . . . . . . 274
Denkmünze zur Erinnerung an die Stiftung der Akademie der Inschriften und Medaillen: „Rerum gestarum fides“ . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 275
Eine Sitzung im chemischen Laboratorium: die Chemie und die Akademie der Wissenschaften im siebzehnten Jahrhundert. Stich Leclerc’s zu dem Werk: „Aufzeichnungen im Dienst der Pflanzenkunde“ von Dodart . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 275
Ein Rattenwurf; die Jungen mit den Schwänzen ineinander verschlungen. Vorgekommen in Deutschland 1686 und durch einen Kupferstich dargestellt . . . . . . . . . . 276
Peter Grassend, genannt Grassendi, 1592 bis 1655. Mathematiker und Philosoph. Medaillon von Varin, Sammlung des Baron Pichon . . . . . . . . . . . . . . . . . . 277
Der Übungssal. Laboratorium der Akademie der Wissenschaften. Aus einem damaligen Almanach, Sammlung Hennin . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 278

Seite

## II. Die Litteratur.

Ein Entwurf S. Leclerc's aus der sogenannten „Lothringer Serie" . . . . . . . . . . . 279
Initiale von Fr. Chauveau. Aus dem Werke „Kopf- und Ringspiele" . . . . . . . . . 279
Eine Sitzung der französischen Akademie im Louvre . . . . . . . . . . . . . . . . 280
Conrat, Gründer der französischen Akademie. Porträt von Lefebvre, gestochen von Cossin 281
Ringelgedicht an die Jesuiten. Am Schluss einer Ankündigung betreffend die erste Ausgabe der „Provinzialen". Köln 1657 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 282
Eine Kapuzinerpredigt im siebzehnten Jahrhundert. Nach einem Stich von Lepautre . . . 283
J. B. Bossuet im Alter von 72 Jahren. Nach dem Porträt Rigaud's, gestochen von Sarrabat 284
Bourdaloue vertieft im Gebet. Nach einem Gemälde von Jouvenet, gest. von Rössler . . 285
Erste Seite von der 1. Ausgabe des „Télémaque", der unter dem Titel: „Fortsetzung der Odyssee Homer's" erschien . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 286
Titelvignette der ersten vollständigen Ausgabe des „Télémaque" veröffentlicht im Jahre 1717 durch den Marquis de Fénelon. Kupferstich von Baillieul und Duflos . . . . . . 287
Georg de Scudéry. Nach einem Kupferstich von Desrochers . . . . . . . . . . . . 288
Peter Corneille. Nach dem Originalporträt von Lebrun . . . . . . . . . . . . . . . 289
Molière. Nach dem Originalporträt von Mignard, welches dem Herzog von Aumale gehört und sich im Schloss zu Chantilly befindet . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 290
Der grosse Condé. Nach einer Medaille von Chéron; Vorderseite . . . . . . . . . . 291
Der Triumph des grossen Condé. Dieselbe Medaille; Rückseite . . . . . . . . . . 291
Der grosse Condé. Bronzebüste von Coysevox. Louvre . . . . . . . . . . . . . . 293
Platte von Pariser Fayence mit der Darstellung einer Scene aus dem Pariser Leben, Maubertplatz. Nach dem Roman von Francion, Sammlung von Herrn Carl Rossigneux . . . 294
Die Muse der Geschichte den Lebenslauf Ludwig XIV buchend. Marmorbasrelief von Rousselet. Louvre . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 295
Der Kanzler Seguier, Beschützer der französischen Akademie. Nach einem Kupferstich von S. Leclerc . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 296
Ludwig XIV als Beschützer von Kunst und Wissenschaft. Kupferstich von Watelé und Edelinck 297
Schlussvignette aus der „Sammlung von Titelbildern" des siebzehnten Jahrhunderts. Kupferstichkabinett . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 298

## III. Die schönen Künste.

Der Wasserfall oder das Bad Diana's. Basrelief von Girardon in vergoldeter Bronze. Park von Versailles . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 299
Initiale von Fr. Chauveau . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 299
Ein Klavier aus dem siebzehnten Jahrhundert. Nach einem Stich von Bonnart . . . . . 300
Satirischer Kupferstich (1664) betreffend die Errichtung der Akademie der schönen Künste, welche am 10. September an Stelle der „ersten Akademie der Meister der Malkunst" trat 301
Entwurf von S. Leclerc zu Ehren der Gründung der Akademien durch Ludwig XIV . . . 301
Besuch des Königs in der Gobelinfabrik (1699); einer der ersten Säle für Malerei. Stich von Leclerc . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 302
Junge Bacchanten. Bronzevase auf der Terrasse von Versailles. Gegossen von Duval, ciseliert von Ballin . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 302
Errichtung des Denkmals Ludwigs XIV zu Lyon. Nach einem Stich damaliger Zeit . . . 303
Antiker Fackelständer, welcher das Gemach Ludwig XIV im Schloss zu Versailles schmückte 303
Wahrzeichen der Chirurgen von Paris. Almanachbild . . . . . . . . . . . . . . . 304
Ludwig XIV als Sieger im Kriege mit Holland. Marmorvase auf der Terrasse zu Versailles von Tuby . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 304
Die Entführung der Proserpina. Entwurf von Lebrun für das „Boskett der Kolonnade", ausgeführt von Girardon. Park von Versailles . . . . . . . . . . . . . . . . 305

### Musiker.

Kinderkonzert. Unvollendetes Bild aus der Schule von Lély. Versailler Galerie . . . . 305
Damon, Grandseigneur, die Viola spielend. Nach einem Stich von Bonnart . . . . . . 306
Urania, vornehme Dame, singend. Nach einem Stich von Bonnart . . . . . . . . . . 307
Der Tanzlehrer. Nach einem Stich von Bonnart . . . . . . . . . . . . . . . . . 308

Seite

### Maler.

Die Schöffen von Paris. Entwurf von Ph. de Champagne. Louvre . . . . . . . . . 309
Die Rhone. Bronzestatue von Coustou, welche sich am Postament des Denkmals Ludwig XIV zu Lyon befand. Rathaus von Lyon . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 310
Die Nymphe mit der Muschel. Marmorgruppe von Coysevox. Louvre . . . . . . . . 310
Die Saone. Bronzestatue von Coustou, welche sich am Postament des Denkmals Ludwig XIV zu Lyon befand. Rathaus von Lyon . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 311
Löwe einen Wolf zerreissend. Bronzebild von Van Clève für die Dianafontaine. Park von Versailles . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 311
Weiblicher Faun. Marmorbüste, angeblich von Sarrasin. Sammlung der Mme Moreau-Nélaton 312
Anton Coysevox. Nach dem Porträt von G. Allou. Versailler Galerie . . . . . . . . 313

### Bildhauer, Baumeister, Graveure.

Peter Puget, von ihm selbst gefertigt. Museum zu Aix . . . . . . . . . . . . . . 313
Leuchterarm aus dem Schloss zu Versailles. Sammlung des Herrn Rossigneux . . . . . 314
Schrank (cabinet) von Boulle. Nach einer Zeichnung von Bérain. Louvre . . . . . . 314
Portal des Rathauses zu Toulon. Von Peter Puget . . . . . . . . . . . . . . . . 315
Johann Varin. Nach einem angeblich von Lefebvre gemalten Porträt. Versailler Galerie . 316
Eiskübel aus dem siebzehnten Jahrhundert, ciseliertes Kupfer. Sammlung des Herrn Edmund Guérin . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 316
Die Entführung der Proserpina. Entwurf von Lebrun, ausgeführt von Girardon. Park von Versailles . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 317
Becken aus Porphyr. Wie deren Ludwig XIV anfertigen liess, nachdem das grosse Silbergerät eingeschmolzen war (1709). Saal der Garden der Königin, Versailles . . . . 317
Schlussvignette, gestochen von S. Leclerc . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 318

## IV. Die schönen Künste im übrigen Europa zur Zeit Ludwig XIV.

Das Wappen des Dauphins, getragen von Amoretten. Titelvignette von Chauveau für das Werk „Kopf und Ringspiele", königliche Druckerei. Nach einem illuminierten Stich in der Versailler Bibliothek . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 319
Initiale (Verherrlichung Ludwig XIV) von P. P. Sevin . . . . . . . . . . . . . . 319
Die keusche Susanna. Elfenbeinschnitzerei, angeblich von Bernin. Sammlung der Mme Moreau-Nélaton . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 320
Porträt John Milton's. Nach einem allegorischen Gemälde aus dem achtzehnten Jahrhundert im Besitz der Nachkommen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 321
John Dryden. Nach einem Porträt von Kneller, gestochen von Edelinck . . . . . . . 322
Addison. Nach dem Porträt von Dahl, gestochen von Simon . . . . . . . . . . . . 323
Jonathan Swift. Nach dem Porträt von Markham, gestochen von Burford . . . . . . . 324
Halley. Nach dem Porträt von Kneller, gestochen von White . . . . . . . . . . . 325
Der Chevalier Temple. Porträt von Lély, gestochen von Hubraken . . . . . . . . . 326
Die Geometrie. Marmorbüste von Legros. Louvre . . . . . . . . . . . . . . . . 327
John Locke. Nach dem Porträt von Kneller, gestochen von Vertue . . . . . . . . . 327
Leibnitz. Nach einem zeitgenössischen unbekannten Kupferstecher. . . . . . . . . . 328
Philipp Sydenham in seinem 24. Jahr. Nach dem Porträt von Hoese, gestochen von Smitt. 329
Scipio Maffei. Nach einer Zeichnung von Marcus Pitteri . . . . . . . . . . . . . 330
Ludwig XIV. Medaillon im Besitz des Baron Pichon . . . . . . . . . . . . . . . 331

---

# DIE IDEEN. DIE BEKENNTNISSE.

## I. Kirchliche Angelegenheiten. — Denkwürdige Streitigkeiten.

Porträt Ludwig XIV, emporgehalten von der Weisheit und von der Religion. Nach dem Titelblatt eines Werkes über französische Geschichte. Kupferstichkabinett . . . . . 333
Die Sorbonne. Nach einem Stich von Lepautre . . . . . . . . . . . . . . . . . 335
Abhaltung der Messe in einer Kirche im siebzehnten Jahrhundert. Stich von Lepautre . . 335

Seite
Die Messe in einer Kirche. Siebzehntes Jahrhundert. Stich von Lepautre . . . . . . . 336
Ein Abbé in der Soutane. Nach einem Stich von Bonnart . . . . . . . . . . . 337
Kirchliche Prozession. Siebzehntes Jahrhundert. Nach einem Gemälde der Brüder Le Nain. Louvre . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 339
Die Mildthätigkeit. Marmorbüste von Legros. Louvre . . . . . . . . . . . . . . 340
Büste der Jungfrau. In Marmor, wahrscheinlich von Sarrasin. Sammlung der Mme Moreau Nélaton 341
Der Kanzler d'Alligre, der Gerechtigkeit des Königs Achtung verschaffend (1674). Nach einem damaligen Stich . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 342
Allegorie: Die Hoheitsrechte. Anonyme Zeichnung im Kupferstichkabinett . . . . . . 343
Ludwig XIV als Beschützer des Katholicismus, den König Jakob in Versailles empfangend. Nach einem holländischen Kupferstich. Sammlung Hennin . . . . . . . . . . . 345
Geschichte der Hoheitsrechte. Nach einem Stich von Lepautre . . . . . . . . . . . 346
Die Hoheitsrechte. Nach einem Stich von Lepautre . . . . . . . . . . . . . . . 346
Bronzenes Weihwasserbecken, angeblich vom König benuzt. Gemach Ludwig XIV im Schloss zu Versailles . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 347
Christus. Von Peter Puget. Museum zu Marseille . . . . . . . . . . . . . . . . 348
Altarvase. Sammlung des Barons Pichon . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 349
Ludwig XIV. Medaillon von Bertinetti. Sammlung des Barons Pichon . . . . . . . . 351

## II. Vom Calvinismus zur Zeit Ludwig XIV.

Die Flucht nach Ägypten. Basrelief von Sarrasin. Versailler Galerie . . . . . . . . 352
Das vernichtete Heidentum. Medaillon von Desjardins. Louvre . . . . . . . . . . . 352
Grausamkeiten, verübt an den Waldensern. Holländische Satire . . . . . . . . . . . 353
Die Kernpunkte des katholischen Bekenntnisses. Titelblatt für das gleichnamige Buch des Kardinal Richelieu . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 355
Calvin, überwältigt von der wahren Religion. Almanachblatt . . . . . . . . . . . 357
Die hypochondern Leute. Holländische Satire gegen die den katholischen Glauben verteidigenden Souveräne . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 359
Ein Unterstützungsbureau, in welchem milde Gaben an die bekehrten Protestanten verteilt werden. Aus einem Almanach vom Jahre 1686 . . . . . . . . . . . . . . . . 360
In Farben ausgeführte Satire: sicheres und anständiges Mittel, um die Protestanten dem wahren Glauben wieder zuzuführen: Dragonaden, Galeren, Gefängnis, Rad und Scheiterhaufen. Kupferstichkabinett . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 361
Holländische Satire (1685): Die in Frankreich vorgenommenen Bekehrungen, Zerstörung der protestantischen Kirchen u. s. w. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 263
Die schöne Constanze von Dragonaden bedroht durch Harlequin Deodat (Ludwig XIV) . . 365
Satirischer französischer Kupferstich: Die Zerstörung der protestantischen Kirche zu Charenton 366
Karikaturen auf Ludwig XIV und Mme de Maintenon als Verfolger der Protestanten. Veröffentlicht von Peters . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 367
Karikatur: Der Erzbischof von Rheims, Verfolger der Protestanten. Veröffentlicht von Peters 368
Peter Jurieu, Pastor und Professor der Theologie. Nach dem Porträt von Gole, gestochen von Marot . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 369
„Sic itur ad astra" — Cappa omnia tegit. Nach einem holländischen satirischen Kupferstich 371
Widerruf des Ediktes von Nantes. Proklamation Ludwig XIV an den französischen Klerus. Holländischer Stich . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 373
Flucht Jakob II. Nach einem holländischen Kupferstich. Kupferstichkabinett . . . . . 374
Medaillon, geprägt von den Protestanten in den Sevennen . . . . . . . . . . . 375
Der Marschall de Villars. Nach einem Stich von Rochefort . . . . . . . . . . . . 377
Holländische Karikatur: Der verhängnisvolle Einfluss der Mme de Maintenon in den letzten Jahren der Regierung Ludwig XIV . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 379
Glocke von der Notredamekirche zu Paris . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 380
Zerstörung der Kirche von Charenton. Almanach von 1686 . . . . . . . . . . . . 381

## III. Über den Jansenismus.

Entwurf Lebrun's zur Verherrlichung Ludwig XIV. Gestochen von S. Leclerc . . . . . 382
Der Papst betraut die Jesuiten mit der Verteidigung des katholischen Glaubens. Aus einem Almanach; gestochen von Lepautre . . . . . . . . . . . . . . . . . . 383

Seite

Noviziat und Ordenshaus der Jesuiten in Saint-Germain des Prés. Stich von Lepautre und Van Merten . . . . . 384
Cornelius Jansenius, Bischof von Ypres. Nach einem Stich von Morin . . . . . 385
Die wahre Religion zugleich mit Ludwig XIV triumphierend. Entwurf von Lebrun, gestochen von Edelinck . . . . . 387
Der Weg in den Himmel. Ein jansenistischer Kupferstich: Der Weg zum Paradiese für die Auserwählten ist rechts, der zur Hölle für die Jesuiten und ihre Freunde links . . . 388
Papst Innocenz X. Nach dem Porträt von Velasco, welches sich in England befindet; gestochen von Green . . . . . 389
Jansenistische Satire gegen die päpstlichen Konstitutionen (1661—1665). Nach einem Bilde im Kupferstichkabinett . . . . . 389
Flucht und Bestürzung der Jansenisten vor Papst, Religion und Ludwig XIV. Almanach von 1653 . . . . . 390
Duvergier de Hauranne, Abbé von Saint-Cyran. Porträt von Ph. de Champagne. Versailles 391
Nonnen während des Kapitels. Der Chor von Port royal de champs. Nach einem anonymen Stich 391
Vertreibung der Nonnen von Port royal auf Befehl des Königs. Nach einem Stich damaliger Zeit 392
Kirche und Kloster zum heiligen Sakrament oder „Port royal de Paris“ im Faubourg Saint-Jacques. Stich von Marot . . . . . 393
Pascal als Kind. Nach einer Zeichnung von Domat, aufgefunden in einem „Corpus juris“ seiner Bibliothek durch seinen Sohn . . . . . 394
Pascal. Nach einem anonymen Bilde, das man vielleicht Edelinck zuschreiben könnte. Kupferstichkabinett . . . . . 395
Isaak Ludwig Le Maistre de Sacy (1613 bis 1684). Nach einem Stich von Van Schuppen . 396
Antonius Le Maître, Advokat beim Parlament 1608 bis 1658. Nach einem Stich von J. Lubin 397
Der Kardinal Anton de Noailles. Nach einem anonymen Gemälde in Versailles . . . . . 398
Pater Quesnel. Porträt nach der Natur von Pitau . . . . . 399
Die Zeit verscheucht Tyrannei, Betrug und Zwietracht, und der Bischof von Sébaste findet, indem er die Jansenisten durch ein Sieb schüttelt, die guten heraus. Nach einem jansenistischen Stich von 1706 . . . . . 400
Pater La Chaise. Nach einem Stich von Trouvain . . . . . 401
Gott macht die Absichten der Börsen zu nichte. Jansenistischer Stich von Rottière und Tardieu 402
Das gelobte Land der Jansenisten. Allegorie: Das Gute der Jansenisten. Kupferstichkabinett 403
Pater Michael Le Tellier. Nach einem Stich von Desrochers . . . . . 404
M[lle] de Maintenon als heilige Franziska in Rom. Porträt von Peter Mignard, Versailler Galerie . . . . . 405
Satirischer Kupferstich der Jansenisten, gerichtet gegen die Konstitutionellen, welche allein durch die Liebe zu irdischen Gütern bei ihrer Partei zurückgehalten werden. 1713. Kupferstichkabinett . . . . . 406
Das Titelblatt zu dem „Protest des Pater Quesnel gegen die Verwerfung seiner Vorschläge“. Kupferstichkabinett . . . . . 407
Die Konstitutionellen und ihre Bücher im Feuer. Die Jansenisten im Himmel um Gottvater versammelt. Nach einem jansenistischen Kupferstich von 1721 . . . . . 408
Der Kardinal Dubois. Nach dem Porträt von Rigaud, gestochen von C. Roy . . . . . 409
Ein dem thörichten System Law's geweihter Augenblick. Satirischer holländischer Kupferstich 411
Der Kardinal de Tencin. Nach dem Porträt von Heilmann, gestochen von J. G. Wille . . 412
Das Grab des François, Diakonus von Paris, gestorben am 1. Mai 1727: „Er that sich hervor durch zahllose Wunder.“ Nach dem Stich: Die Wunder des Diakonus von Paris 413
Der Diakonus François im Gebet . . . . . 414
Die Jesuiten. Aus einem Almanach von Lepautre . . . . . 415
Eine Jesuitenversammlung. Aus einem Almanach von Lepautre . . . . . 416
Fama verkündet den Ruhm Ludwig XIV. Zeichnung von S. Leclerc . . . . . 417

## VI. Vom Quietismus.

Das ruhmreiche Wappen Ludwig XIV. Entworfen von S. Leclerc . . . . . 418
M[me] Guyon im Alter von 44 Jahren. Nach einem Kupferstich von V. Broen . . . . . 419
Franz von Salignac de la Mothe-Fénelon. Nach dem Porträt von Vivien. Versailler Galerie 420
Godet des Marais, Bischof von Chartres. Nach dem Porträt von Paul Bria, gestochen von Crespy 421

Seite
F. de Harlay de Chanvallon, Erzbischof von Paris. Porträt von Lenfant 1671 . . . . . . 422
Michael Molinos und seine Bücher auf dem Scheiterhaufen. Nach einem damals weitverbreiteten Kupferstich . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 423
Mme Guyon als Jungfrau Maria, „der selbst Gott ergeben ist“. Entwurf von S. Leclerc . 425
Das goldene Zeitalter auf die Erde zurückgekehrt duch den Herzog von Burgund, den Hirten der Völker, und durch Mme Guyon, die neugeborene Jungfrau Maria. Nach einem Stich von Leclerc und Silvestre . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 427
Mme Helyot. Eine mystische Heilige . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 428
Theodor de la Tour d'Auvergne, Abbé, Herzog d'Albret. (Der Kardinal de Bouillon in seiner Jugend nach einem Porträt von Nanteuil) . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 429
Faksimile des Entlassungsgesuchs des Kardinal de Bouillon an den König (11. September 1700). Kupferstichkabinett . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 431
Der Kardinal de Bouillon neben Mildthätigkeit und Wahrheit . . . . . . . . . . . 433
Lex una sub uno. Schlussvignette von S. Leclerc . . . . . . . . . . . . . . . . 435
Dekorationsgegenstand in vergoldetem Zinn von Masson. Liebesgötter, welche Köcher und einen Schild mit der königlichen Chiffre tragen. Auf der Treppe zu den Gemächern der Königin. Schloss zu Versailles . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 436
Teil eines Spiegels im Gemach des Königs. Schloss zu Fontainebleau . . . . . . . . 437
Kopfvignette siebzehntes Jahrhundert. Sammlung Hennin. Kupferstichkabinett. Nationalbibliothek . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 439
Initiale. Gestochen von S. Leclerc . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 452
Schlussvignette, gestochen von Poilly. Kupferstichkabinett. Nationalbibliothek . . . . . 454



Initiale.
Gestochen von S. Leclerc.

# VOLLBILDERVERZEICHNIS.


Seite

Ludwig XIV, König von Frankreich. Nach J. de la Haye . . . . . . . . . . . . 1
Anna von Österreich und ihre Kinder. Nach einem in der Versailler Galerie aufbewahrten Gemälde, welches Anna von Österreich ihrem Haushofmeister Le Pelletier geschenkt haben soll . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 9
Die Fahrt des Königs über den Pont neuf: Ludwig XIV inmitten seines Volkes (1670). Kupferstich von J. K. Huchtenburgh nach Van der Meulen . . . . . . . . . . . . . 17
Stickerei mit der Devise und dem Wappen des Königs, Sammlung des Oberkämmerers . . 31
Salon Ludwig XIV und der Mme de Maintenon zu Fontainebleau, in welchem das Edikt wider die Protestanten 1685 unterzeichnet wurde . . . . . . . . . . . . . . . . 41
Das Pariser Rathaus 1687. Die Stadt bestellte bei Frosne den Kupferstich zur Erinnerung an den Besuch Ludwig XIV nach seiner Genesung . . . . . . . . . . . . . . 49
Reiterstatue Ludwig XIV von Girardon für den Vendômeplatz. In Bronze verkleinert. Louvre 55
Die Lotterie in Paris, eingeführt durch Erlass des Königs vom 10. November 1705. Aus einem Almanach. Kupferstichkabinett. Sammlung Hennin . . . . . . . . . . 65
Ludwig XIV, der Siegreiche. Entworfen von Lebrun, als Basrelief ausgeführt von Coysevox. „Die Geschichte verzeichnet seine Siege. Der Ruhm verkündet sie." Galerie zu Versailles im „Salon de la guerre" . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 69
Anzeige des Almanachs für das Jahr 1713 . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 73
Der Saal der Garden der Königin. Schloss zu Versailles . . . . . . . . . . . . . 81
Der Hof Ludwig XIV in feierlicher Versammlung zur Taufe des Dauphin. 1668. Nach einem Kupferstich damaliger Zeit . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 87
Inneres eines Pariser Herrenhauses aus dem siebzehnten Jahrhundert. Lauzun's Haus auf der Insel St. Louis, dem Baron Jer. Pichon gehörig. Nach einer Photographie von Paul Robert . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 97
Die rechte Seite vom Gemach des Königs, wie er dasselbe 1701 herstellen liess. Schloss zu Versailles . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 105
Altes Boudoir in den Gemächern Lauzun's, heut Schlafzimmer. Nach einer Photographie von Paul Robert. Haus des Baron Pichon . . . . . . . . . . . . . . . . . . 109
Der kleine Salon in den Gemächern Lauzun's. Nach einer Photographie von Paul Robert. Haus des Baron Pichon . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 113
Amphitheater von Saint-Come oder der Saal der Korporation der Pariser Chirurgen. Nach einem Stich von Simmoneau und Perelle . . . . . . . . . . . . . . . . . 121
Trauergottesdienst für Henriette von England. Nach einem Kupferstich von Lepautre . . 125
Eine Fete in Paris während des siebzehnten Jahrhunderts, gegeben vom Herzog von Alba, spanischem Gesandten, gelegentlich der Geburt des Prinzen von Asturien. Kupferstich von Scotin dem Älteren nach Desmaretz . . . . . . . . . . . . . . . . . 137
Ein Ball à la Française. Nach einem Almanach von 1682 . . . . . . . . . . . . . 143
Zimmer im Schloss zu Fontainebleau, welches Ludwig XIV 1685 gemeinschaftlich mit Mme de Maintenon bewohnte. Die Wände sind geschmückt mit den königlichen Wappen und dem verschlungenen L . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 149
Johanna Baptista d'Albert de Luynes, Gräfin von Verue. Porträt, im Besitz des Grafen Reiset 153
Mme de Maintenon und ihre Nichte Mlle D'Aubigné, mit Saint-Cyr im Hintergrunde. Nach einem Originalgemälde von Ferdinand; früher in Saint-Cyr, jetzt in der Versailler Galerie 155
Johann de la Bruyère. Gemälde auf Kupfer, aufbewahrt im Museum zu Versailles . . . 169
Die Marquise de Sévigné. Ein Pastellbild von R. Nanteuil, im Besitz des Grafen Laubespin 185
Gabriel Nicolas de la Reynie. Nach P. Mignard . . . . . . . . . . . . . . . . 201
Henriette von England, Herzogin von Orleans. Gemälde aus der Sammlung des Grafen von Home in England . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 217
Der Herzog von Bourgogne besucht die Prinzessin von Savoyen bei der Toilette . . . . 233

Seite

Anne Marie Louise d' Orleans . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 249

Jakobus Secundus Dei Gratia-Angliae, Scotiae, Franciae, et Hiberniae Rex . . . . . . 253

Johann Baptist Colbert. Nach dem Porträt von Lefebvre, gest. von Audran . . . . . . 265

Jean Racine. Academie Francaise . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 281

Jean de la Fontaine. Academie Francaise . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 297

Ludwig XIV. Reiterbild von Carl Lebrun. Aus dem Vorzimmer der Königin. Versailler Galerie 313

Ein Gobelin, ausgeführt nach den Zeichnungen von J. Romain. Gemächer des Papstes im Schloss zu Fontainebleau . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 329

Boileau Despréaux, gemalt von Rigaud. Versailler Galerie . . . . . . . . . . . . . 345

Das Gemach Ludwig XIV zu Versailles. Die vergoldeten Skulpturen der Giebelfelder sind von Coustou und Lespingole, die Balustrade und alle Holzornamente, welche die Wände verzieren. Arbeiten damaliger Zeit . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 361

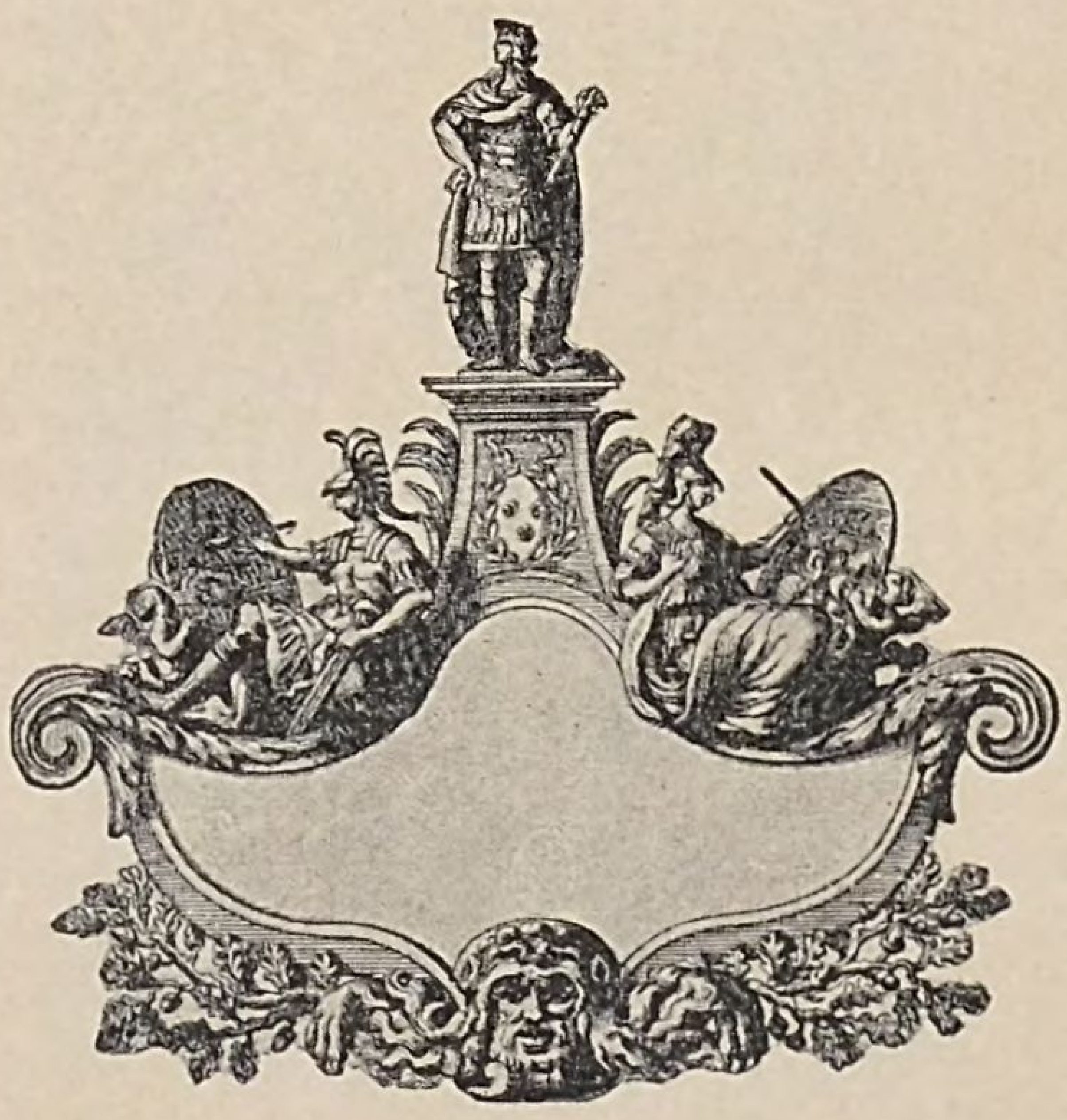
Ein rätselhafter Kupferstich dem Ruhme Ludwig XIV geweiht. Entworfen von Leclerc zur Verherrlichung der ersten 24 Regierungsjahre Ludwig XIV . . . . . . . . . . . 377

Madame de Longueville fordert ihre Brüder, die Prinzen von Condé und Conti, als sie noch Kinder waren, auf, sich wissenschaftlich und in der Beredsamkeit auszubilden. Nach Gregor Huret . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 393

Franz von Salignac de la Mothe-Fénelon. Nach dem Porträt von Vioien. Versailler Galerie 417

Statue Ludwig XIV zu Lyon . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 425

Ludwig XIV als Kind. Nach dem Portrait von H. Rigaud . . . . . . . . . . . . . 433



Schlussvignette, gestochen von Poilly.
Kupferstichkabinett. Nationalbibliothek.

# INHALTSVERZEICHNIS.


Vorrede . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . V

## Ludwig XIV und sein Hof.

I. Die Vorrede zur Regierung. Die Jugend und die Erziehung des Königs . . . . . 3
II. Die Geburt des grossen Jahrhunderts . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 38
III. Die Glanzzeit der Regierung. Die Sitten des Königs und des Hofes . . . . . . . 101
IV. Der Niedergang: das Alter des Königs, sein Tod . . . . . . . . . . . . . . . 170

## Ludwig XIV und seine Minister.

I. Die Regierung des Innern. Die Justiz. Der Handel. Gesetze. Militärische Disciplin. Marine u. s. w. . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 195
II. Finanzen und Verordnungen . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 243

## Künste, Litteratur und Wissenschaften.

I. Die Wissenschaften . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 271
II. Die Litteratur . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 279
III. Die schönen Künste . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 299
IV. Die schönen Künste im übrigen Europa zur Zeit Ludwig XIV . . . . . . . . . . 319

## Die Ideen. Die Bekenntnisse.

I. Kirchliche Angelegenheiten. — Denkwürdige Streitigkeiten . . . . . . . . . . 335
II. Vom Calvinismus zur Zeit Ludwig XIV . . . . . . . . . . . . . . . . . . 352
III. Über den Jansenismus . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 382
V. Vom Quietismus . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 418
Illustrationsverzeichnis . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 437
Vollbilderverzeichnis . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . . 453

35

Im Verlage von **H. Schmidt & C. Günther** in Leipzig ist erschienen:

# Napoleon I. in Bild und Wort.

Von **Armand Dayot.**

Uebertragen von Oskar Marschall v. Bieberstein.

Mit über 500 Textillustrationen, Vollbildertafeln, Karikaturen und Autographen. Nach den berühmtesten Malern, Bildhauern und Stechern.

**In prachtvollster Ausstattung. Gr. 8°.**

In 34 Lieferungen, à 60 Pf.

*Hochelegant gebunden, mit der Kaiserkrone in Elfenbein-Imitation und unterlegtem Roth-Sammet.*

***Preis M. 25.—.***

---

# Napoleons Feldzug in Russland von 1812.

Mit ca. 100 Originalvollbildertafeln und Textillustrationen von

**G. de Faber du Faur**

ehem. württemberg. Artilleriemajor in der 3. Armee (Marschall Ney).

Mit Text von

**Major von Kaussler.**

→ **In prachtvollster Ausstattung. Gr. 8°.** ←

In ca. 30 Lieferungen à 60 Pf.

---

# Napoleon I. und die Frauen.

Von **Friedrich Masson.**

Uebertragen von Oskar Marschall v. Bieberstein.

Mit 11 Vollbildertafeln. Preis brosch. M. 3,60, geb. M. 4.60. 5. Auflage.

---

## Napoleon I. zu Hause.

Der Tageslauf in den inneren Gemächern der Tuilerien.

Von Friedrich Masson.

Uebertragen und bearbeitet

von Oskar Marschall v. Bieberstein.

**Mit 12 Original-Vollbildertafeln von F. v. Myrbach.**

**3. Aufl. Preis brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.**

---

## Die Generalin Bonaparte.

Von Josef Turquan.

Uebertragen und bearbeitet

von Oskar Marschall v. Bieberstein.

**Mit 11 Illustrationen.**

**20 Bogen 8°. Preis brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.**

---

## Die Kaiserin Josephine.

Von Josef Turquan.

Uebertragen und bearbeitet

von Oskar Marschall v. Bieberstein.

**Mit 9 Illustrationen.**

**20 Bogen 8°. Preis brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.**

---

## Die Schwestern Napoleons.

(Prinzessin Elisa, Pauline Borghese.)

Von Josef Turquan.

Uebertragen und bearbeitet

von Oskar Marschall v. Bieberstein.

**Mit 5 Illustrationen.**

**20 Bogen 8°. Preis brosch. M. 4.60, geb. M. 5.60.**

---

## Caroline Murat, Königin von Neapel.

Von Josef Turquan.

Uebertragen

von Oskar Marschall v. Bieberstein.

**Mit Illustrat. Preis brosch. M. 3.60, geb. M. 4.60.**

---

## Die Königin Hortense.

Von Josef Turquan.

Nach den Aussagen von Zeitgenossen.

Uebertragen und bearbeitet

von Oskar Marschall v. Bieberstein.

**Mit Illustrationen.**

**2 Bände. Preis brosch. à M. 3.60, geb. à M. 4.60.**

---

Druck von Fischer & Wittig in Leipzig.

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Bourgeois, Émile,

Ludwig XIV der Sonnenkönig oder das große Jahrhundert Frankreichs : die Kü nste : die geistige Richtung : nach Voltaire, Saint-Simon, Spanheim, Dangeau, Madame de Sévigné, Choisy, LaBruyère, Laporte, 'Le Mercure de France', der Pfalzgräfin Charlotte u.a

Leipzig 1897

4 Gall.g. 31 s
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11790449-4